

JO NESBØ

MACBETH

BLUT WIRD MIT BLUT BEZAHLT

THRILLER



JO NESBØ

MACBETH

THRILLER

Deutsch von André Mumot



Blut wird mit Blut bezahlt

Inspector Macbeth kennt seine Feinde nur allzu gut. Die Straßen sind voller Blut in der maroden Industriestadt im Norden. Die Norse Riders und die Männer von Hecate liefern sich unerbittliche Kämpfe um die Vormachtstellung, und Drogen überfluten die Stadt. Es gab Zeiten, da hat auch Macbeth sich täglich mit Brew abgeschossen, nun hat er nur noch ein Ziel vor Augen: die Banden zu zerschlagen. Irgendwann jedoch befriedigen ihn die Blutbäder nicht mehr. Angestachelt von seiner Geliebten, der früheren Prostituierten Lady, will er mehr: mehr Geld, Respekt, Macht. Aber ihm ist klar, dass sie einen wie ihn, der schon einmal ganz unten war, niemals nach oben kommen lassen – außer er schafft sie sich alle vom Hals ...

»Weltklasse – *Macbeth* ist das Beste seiner Bücher!« *Fædrelandsvennen*

»*Macbeth* ist ein echter hard-boiled Nesbø, im Gewand eines Shakespeare-Dramas – Nesbøs Fans werden diesen Thriller lieben.« *Bok 365*

»Dieser Thriller zeigt aufs Neue: Jo Nesbø ist einfach der Beste!« *The Independent*

»Was Spannung und überraschende Volten angeht, ist Jo Nesbø zurzeit die unumstrittene Nummer eins - nicht nur im Norden.« *Rheinische Post*

Jo Nesbø, 1960 geboren, ist Ökonom, Journalist, Musiker und lebt in Oslo. Er zählt zu den renommiertesten und innovativsten Krimiautoren seiner Generation. Seine Bücher sind in über 50 Sprachen übersetzt, werden verfilmt, und von seinen Harry-Hole-Thrillern wurden allein im deutschsprachigen Raum über 5 Millionen Exemplare verkauft. *Macbeth* ist sein neuestes Buch, das in den skandinavischen Ländern, den USA und Großbritannien auf der Bestsellerliste steht.

Die englische Ausgabe erschien 2018 unter dem Titel »Macbeth« bei Hogarth, einem Imprint der Penguin Random House Group, London.

Der Roman ist Teil der Reihe Hogarth Shakespeare.

Die deutsche Übersetzung von André Mumot folgt der englischen Übersetzung, die von Don Bartlett aus dem Norwegischen erstellt wurde.

Der Inhalt dieses E-Books ist urheberrechtlich geschützt und enthält technische Sicherungsmaßnahmen gegen unbefugte Nutzung. Die Entfernung dieser Sicherung sowie die Nutzung durch unbefugte Verarbeitung, Vervielfältigung, Verbreitung oder öffentliche Zugänglichmachung, insbesondere in elektronischer Form, ist untersagt und kann straf- und zivilrechtliche Sanktionen nach sich ziehen.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten, so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



PENGUIN VERLAG

PENGUIN und das Penguin Logo sind Markenzeichen
von Penguin Books Limited und werden
hier unter Lizenz benutzt.

1. Auflage

Copyright © der Originalausgabe by Jo Nesbø 2018

Copyright © der englischen Übersetzung by Don Bartlett

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2018 Penguin Verlag in der
Verlagsgruppe Random House GmbH, Neumarkter Str. 28, 81673 München

Diese Buch wurde vermittelt durch: Salomonsson Agency, Stockholm

Umschlag: Sabine Kwauka

Umschlagabbildung: plainpicture/Millennium/Maritz Verwey und shutterstock/Liderina

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-641-22080-8

V002

www.penguin-verlag.de

I

ViSiT WWW.IBOOKS.TO

EBOOKS

COMICS

MAGAZINE & ZEITSCHRIFTEN

ZEITUNGEN



iBOOKS.TO

EBOOKS - GRATIS - DOWNLOADEN

1

Ein Regentropfen fiel schimmernd vom Himmel, durch die Dunkelheit und hinab auf die flackernden Lichter des Hafens. Kalte Nordwestböen trieben ihn über das ausgetrocknete Flussbett, das die Stadt der Länge nach teilte, und über die stillgelegte Bahnstrecke, die die Stadt diagonal durchschnitt. Die vier Quadranten der Stadt wurden im Uhrzeigersinn nummeriert; alles, was dahinter lag, hatte keinen Namen. Zumindest keinen, an den sich die Einwohner erinnert hätten. Und wenn man sie weit entfernt von zu Hause traf und sie fragte, woher sie kamen, behaupteten sie gern, sie könnten sich nicht einmal an den Namen ihrer Stadt erinnern.

Grau sah der schimmernde Regentropfen aus, als er in den Ruß und die giftigen Ausdünstungen eindrang, die wie ewiger Nebel über der Stadt hingen. Und das, obwohl die einheimischen Fabriken in den vergangenen Jahren nach und nach geschlossen worden waren und es sich die Arbeitslosen nicht mehr leisten konnten, ihre Öfen zu befeuern, obwohl der launenhafte Sturmwind keine Ruhe gab und es ununterbrochen regnete, angeblich seit jene zwei Atombomben den Zweiten Weltkrieg beendet hatten. Oder, anders gesagt: seit Kenneth zum Police Commissioner ernannt worden war. Von seinem Büro im obersten Stock des Polizeihauptquartiers hatte Chief Commissioner Kenneth die Stadt fünfundzwanzig Jahre lang mit eiserner Faust regiert, ohne sich darum zu kümmern, was der jeweilige Bürgermeister tat oder nicht tat oder was die jeweilige Regierung in Capitol sagte oder nicht sagte, sodass das zweitgrößte und wichtigste Industriezentrum des Landes in einem Morast aus Korruption, Bankrotten, Kriminalität und Chaos versank. Vor sechs Monaten hatte Chief Commissioner Kenneth in seinem Sommerhaus einen Schlaganfall erlitten und war drei Wochen später gestorben. Die Kosten für die Beerdigung hatte die Stadt übernommen – ein Ratsbeschluss, der vor langer Zeit von Kenneth persönlich angeregt worden war. Nach der Trauerfeier, die einem Diktator alle Ehre gemacht hätte, war von Stadtrat und Bürgermeister ein neuer Chief

Commissioner berufen worden: Duncan, ein Bischofssohn mit breiter Stirn, der bislang in Capitol das Dezernat für Organisierte Kriminalität geleitet hatte. Die Bewohner der Stadt begannen zu hoffen. Es war eine überraschende Ernennung, schließlich gehörte Duncan nicht zu jenen Polizei-Urgesteinen, die wussten, wie man mit der Politik gemeinsame Sache macht, sondern zur neuen Generation gut ausgebildeter Beamter, die sich für Reformen, mehr Transparenz, Modernisierungen und den Kampf gegen Korruption einsetzten – was keineswegs auf die Mehrheit der Politiker im Stadtrat zutraf, denen es vor allem darum ging, schnell reich zu werden.

Die Hoffnung der Bürger, dass sie nun einen aufrechten, ehrlichen und visionären Chief Commissioner im Amt hatten, der die Stadt aus dem Sumpf ziehen konnte, wurde zusätzlich verstärkt, da Duncan die alte Garde der ranghöchsten Führungskräfte gegen seine eigene handverlesene Auswahl von Beamten ausgetauscht hatte. Junge, noch unbescholtene Idealisten, die tatsächlich alles daransetzten, dass man in dieser Stadt ein besseres Leben führen konnte.

Der Wind trug den Regentropfen über den Westteil von Distrikt 4 und über das höchste Gebäude der Stadt, den Funkturm auf dem Radiogebäude, in dem die einsame, stets empörte Stimme von Walt Kite kein R ungerollt ließ, während sie hoffnungsvoll verkündete, dass sie nun endlich einen Retter gefunden hatten. Zu Kenneths Lebzeiten war ausschließlich Kite mutig genug gewesen, den Chief Commissioner offen zu kritisieren und ihm einige seiner Verbrechen anzukreiden. An diesem Abend ließ Kite sich darüber aus, dass der Stadtrat derzeit alles tat, um die gewaltigen Befugnisse zurückzunehmen, mit denen Kenneth sich selbst ausgestattet hatte, um aus dem Police Commissioner den wahren Machthaber der Stadt zu machen. Paradoxerweise bedeutete das, dass sein Nachfolger – Duncan, der gute Demokrat – bei der Durchsetzung seiner überfälligen Reformen nun auf erhebliche Schwierigkeiten stoßen würde. Kite fügte hinzu, dass bei der bevorstehenden Bürgermeisterwahl niemand gegen den Amtsinhaber Tourtell antreten wollte, »der auf seinem Stuhl klebt und nicht ohne Grund der fette Bürgermeister des Landes ist. Niemand! Denn wer könnte es schon mit unserer alten Schildkröte Tourtell aufnehmen? Von seinem Panzer aus volksnaher Jovialität und unbefleckter Moral prallt doch jede

Kritik ab.«

Im östlichen Teil von Distrikt 4 trieb der Regentropfen über den Obelisken hinweg, ein Zwanzig-Stockwerke-Hotel aus Glas mitsamt Casino, das wie ein erhobener Zeigefinger aus dem bräunlichen Vier-Stockwerke-Elend hervorragte, aus dem die Stadt ansonsten bestand. Es schien vielen ein Widerspruch zu sein, aber je weniger Industrie und je mehr Arbeitslose es gab, desto beliebter war es unter den Einwohnern geworden, das Geld, das sie nicht hatten, in den zwei Casinos der Stadt zu verspielen.

»Die Stadt, die nichts mehr gibt, dafür umso lieber abkassiert«, ätzte Kite über den Äther. »Zuerst haben wir die Industrie stillgelegt, dann die Bahnstrecke, damit nur ja keiner mehr hier wegkommt. Dann haben wir angefangen, unseren Bürgern Drogen zu verkaufen – genau dort, wo sie früher ihre Bahnfahrkarten gekauft haben, damit wir sie ganz bequem abzocken können. Ich hätte nie geglaubt, dass ich das mal sagen würde, aber ich vermisste die profitgierigen Industriebosse. Die waren wenigstens in respektablen Branchen unterwegs. Heute dagegen gibt es nur drei Geschäftszweige, in denen man bei uns noch reich werden kann: die Casinos, die Drogen und die Politik.«

In Distrikt 3 wehte der regennasse Wind über das Polizeihauptquartier, das Inverness-Casino und die Straßen, in denen der Regen die meisten Leute in die Häuser getrieben hatte, auch wenn einige noch immer eilig nach Schutz suchten oder auf der Flucht zu sein schienen. Weiter wehte er über den Hauptbahnhof, an dem keine Züge mehr hielten oder abfuhr und der nur noch von Geistern und zwielichtigen Gestalten bevölkert wurde. Von den Geistern der Gründerväter und ihrer Nachfolger, die diese Stadt einst voller Selbstvertrauen errichtet hatten, im Glauben an den Wert harter Arbeit, an Gott und an ihre Technologie. Sowie von den Besuchern des Drogenmarktes, auf dem man sich rund um die Uhr seinen Stoff kaufen konnte, eine Fahrkarte zum Himmel und ganz sicher auch zur Hölle.

In Distrikt 2 heulte der Wind in den Schornsteinen der größten Fabriken der Stadt, die erst kürzlich hatten dichtmachen müssen, Graven und Estex. In beiden war eine Metalllegierung hergestellt worden, aber woraus sie eigentlich bestand, konnten nicht mal diejenigen sagen, die an den Brennöfen gearbeitet hatten. Man wusste nur, dass die Koreaner inzwischen in der Lage waren, dieselbe Legierung weit billiger zu produzieren.

Vielleicht lag es am Klima, dass der Verfall der Stadt so offensichtlich war, vielleicht bildete man es sich nur ein; vielleicht schienen Bankrott und Ruin derart unausweichlich, dass Kite die stummen, toten Fabriken als »ausgeplünderte Kathedralen des Kapitalismus in einer Stadt der Verlierer und des Unglaubens« bezeichnete.

Der Wind wehte in den Südosten, über Straßen mit zerschlagenen Laternen, in denen sich wachsamen Schakale zum Schutz vor dem endlosen Niederschlag gegen Hauswände drückten, während ihre Beute ins Licht und damit in trügerische Sicherheit huschte. Erst kürzlich hatte Kite Chief Commissioner Duncan in einem Interview gefragt, warum das Risiko, überfallen und ausgeraubt zu werden, hier sechsmal höher war als in Capitol. Er sei froh, endlich mal eine einfache Frage gestellt zu bekommen, hatte Duncan erwidert. Es liege daran, dass die Zahl der Arbeitslosen sechsmal und die der Drogenkonsumenten zehnmal höher sei.

An den Docks standen mit Graffiti beschmierte Container, und die Kapitäne der heruntergekommenen Frachter steckten den korrupten Hafenbeamten an verlassenem Orten braune Umschläge zu, um sich einen Liegeplatz und raschere Abwicklung zu sichern. Summen, die die Reedereien unter »Sonstige Ausgaben« abrechneten, während sie sich schworen, nie wieder in dieser Stadt Geschäfte zu machen.

Eines dieser Schiffe war die MS Leningrad, ein sowjetischer Frachter, dessen Rumpf derart verrostet war, dass er im Regen aussah, als blute er ins Hafenbecken.

Der Regentropfen fiel in den Lichtkegel einer Lampe auf dem Dach eines zweistöckigen Holzgebäudes, das ein Lager, ein Büro und einen geschlossenen Boxclub beherbergte. Noch tiefer fiel der Tropfen zwischen der Hauswand und dem rostigen Schiffsrumpf und landete schließlich auf dem Horn eines Stiers. Er rann an dem Horn hinab auf den dazugehörigen Motorradhelm, den Helm hinunter und über den Rücken einer Lederjacke, auf die in gotischen Buchstaben die Worte NORSE RIDERS gestickt waren. Bis hinunter auf den Sitz eines roten Indian-Chief-Motorrads und schließlich in die Nabe seines sich langsam drehenden Hinterrads. Hier hörte er auf, ein Regentropfen zu sein, wurde wieder ausgespien und Teil des Schmutzwassers, das die gesamte Stadt bedeckte.

Hinter dem roten Motorrad folgten elf weitere. Sie fuhren unter einer

der Lampen vorbei, die an der Wand eines zweistöckigen Hafengebäudes angebracht waren.

Das Licht der Lampe fiel durch das Fenster eines Handelsbüros im ersten Stock auf eine Hand, die auf einem Plakat ruhte: MS GLAMIS SUCHT KOMBÜSENPERSÖNAL. Die Finger waren lang und dünn, wie die eines Konzertpianisten, und die Nägel sauber manikürt. Auch wenn das Gesicht des Mannes im Schatten lag und man die intensiven blauen Augen nicht sehen konnte, stach das resolute Kinn hervor, die dünnen, verbissenen Lippen und die Nase, die aussah wie ein aggressiver Schnabel. Die Narbe, die vom Kiefer diagonal bis zur Stirn hinaufwanderte, leuchtete hell wie eine Sternschnuppe.

»Sie sind da«, sagte Inspector Duff, Leiter des Rauschgiftdezernats, in der Hoffnung, dass seine Leute das unwillkürliche Vibrato seiner Stimme überhören würden. Er war davon ausgegangen, dass die Norse Riders drei bis vier Männer schicken würden, maximal fünf, um den Stoff zu holen. Aber in der Prozession, die langsam aus der Dunkelheit auftauchte, zählte er zwölf Motorräder. Die beiden hintersten verfügten auch noch über einen Soziussitz. Vierzehn Männer gegen seine neun. Außerdem konnte man davon ausgehen, dass die Norse Riders bewaffnet waren. Schwer bewaffnet. Trotzdem war es nicht die Überzahl, die das Zittern seiner Stimmbänder verursacht hatte. Es war die Tatsache, dass Duffs sehnlichster Wunsch in Erfüllung ging. Die Tatsache, dass *er* den Konvoi anführte; endlich war *er* zum Greifen nahe.

Der Mann hatte sich seit Monaten nicht blicken lassen, aber es gab nur einen, der diesen Helm trug und das rote Indian-Chief-Motorrad fuhr. Gerüchten zufolge gehörte es zu den fünfzig Maschinen, die das New York Police Department 1955 unter strenger Geheimhaltung hatte anfertigen lassen. Der Stahl der geschwungenen Säbelscheide, die an der Seite des Motorrads angebracht war, blitzte auf.

Sveno.

Manche behaupteten, er sei längst tot, andere, er sei außer Landes geflohen, habe seine Identität geändert, die blonden Zöpfe abgeschnitten und sitze auf einer *terrazza* in Argentinien, um seine alten Tage und

bleistift dünne Zigarillos zu genießen.

Aber hier war er. Der Anführer der Gang, der Polizistenmörder, der, zusammen mit seinem Sozium, kurz nach dem Zweiten Weltkrieg die Norse Riders gegründet hatte. Damals hatten sie entwurzelte junge Männer rekrutiert, von denen die meisten aus den baufälligen Häusern der Fabrikarbeiter stammten, die an den Ufern des von Abwässern vergifteten Flusses standen. Sie hatten sie ausgebildet, diszipliniert und ihr Gehirn gewaschen, bis sie zu einer Armee furchtloser Soldaten geworden waren, die Sweno nach Belieben für seine Zwecke einsetzen konnte. Um die Kontrolle nicht nur über die Stadt, sondern auch über den wachsenden Drogenmarkt zu gewinnen. Eine Weile hatte es tatsächlich ausgesehen, als hätte Sweno Erfolg. Von Kenneth und dem Polizeihauptquartier waren ihm jedenfalls keine Steine in den Weg gelegt worden, eher im Gegenteil: Sweno hatte sich all die Hilfe erkaufte, die er brauchen konnte. Die Probleme kamen mit der Konkurrenz. Hecates hausgemachter Stoff, das sogenannte Brew, war viel besser, billiger und jederzeit auf dem Markt verfügbar.

Wenn man dem anonymen Tipp, den Duff bekommen hatte, Glauben schenken konnte, war die heutige Lieferung allerdings groß genug, um die Nachschubprobleme der Norse Riders für lange Zeit zu lösen. Duff hatte es gehofft, aber nicht wirklich geglaubt, dass in dem Brief, den er erhalten hatte, die Wahrheit stand. Es war als Geschenk zu schön, um wahr zu sein. Ein Geschenk, das – wenn man sich geschickt anstellte – den Chef des Rauschgiftdezernats die Karriereleiter ein gutes Stück hinaufbefördern konnte. Chief Commissioner Duncan hatte immer noch nicht alle wichtigen Posten im Hauptquartier besetzt. Im Bandendezernat zum Beispiel klebte immer noch Inspector Cawdor, einer von Kenneths alten Schergen, auf seinem Stuhl, da es nach wie vor keine eindeutigen Beweise für seine Bestechlichkeit gab. Aber das war nur eine Frage der Zeit. Und Duff gehörte zu Duncans Männern. Als erste Stimmen laut geworden waren, dass Duncan womöglich Chief Commissioner werden würde, hatte Duff ihn sofort in Capitol angerufen. Vielleicht hatte es sich etwas wichtig-tuerisch angehört, aber er hatte ihm versichert, dass er kündigen werde, sollte der Stadtrat nicht Duncan, sondern einen von Kenneths alten Handlangern zum neuen Commissioner bestimmen. Es war durchaus denkbar, dass Duncan hinter der uneingeschränkten Loyalitätsbekundung eigennützige Motive erkannt hatte

– aber na und? Duff hatte wirklich das Bedürfnis, Duncan beim Aufbau einer vertrauenswürdigen Polizei zu unterstützen, die den Bürgern diene, ganz im Ernst. Aber er wünschte sich auch ein Büro im Hauptquartier, dem Himmel so nah wie möglich. Wer konnte es ihm verübeln? Außerdem wollte er unbedingt den Mann da draußen einen Kopf kürzer machen.

Sveno.

Er war das Mittel *und* der Zweck.

Duff schaute auf seine Uhr. Der Zeitpunkt stimmte mit dem aus dem Brief auf die Minute überein. Er legte sich die Fingerspitzen aufs Handgelenk, fühlte seinen Puls. Er hoffte nicht mehr, jetzt glaubte er es selbst.

»Sind es viele, Duff?«, flüsterte eine Stimme.

»Mehr als genug für eine große Ehrung, Seyton. Und einer von ihnen ist so groß – man wird's im ganzen Land hören, wenn er umfällt.«

Duff wischte die beschlagene Scheibe frei. Zehn nervöse, schwitzende Polizeibeamte in einem kleinen Raum. Männer, die solche Einsätze normalerweise nicht bestritten. Als Leiter des Rauschgiftdezernats hatte Duff eigenmächtig entschieden, den Brief keinem der anderen Dienstgruppenleiter zu zeigen. Für diesen Einsatz benutzte er ausschließlich Männer seiner eigenen Einheit. Sie hatten einfach zu viele schlechte Erfahrungen mit korrupten Beamten und undichten Stellen gemacht, um das Risiko einzugehen. Das zumindest hätte er Duncan auf Nachfrage gesagt. Aber er würde sich am Ende keine großen Ausreden einfallen lassen müssen. Nicht, wenn sie die Drogen beschlagnahmen und dreizehn Norse Riders auf frischer Tat ertappen konnten.

Dreizehn, ja. Nicht vierzehn. Einer würde auf dem Schlachtfeld fallen. Wenn sich die Chance ergab.

Duff biss die Zähne zusammen.

»Sie haben doch gesagt, es wären nur vier oder fünf«, sagte Seyton, der sich neben ihn ans Fenster gestellt hatte.

»Besorgt, Seyton?«

»Nein, aber Sie sollten es sein, Duff. Sie haben neun Männer hier im Raum. Und ich bin der Einzige, der sich mit Observierungen auskennt.« Er sprach, ohne die Stimme zu heben. Er war ein schlanker, sehniger, glatzköpfiger Mann. Duff war sich nicht sicher, wie lange er schon im

Polizeidienst war, nur dass er schon zur Truppe gehört hatte, als Kenneth noch Chief Commissioner gewesen war. Duff hatte versucht, Seyton loszuwerden. Nicht, weil er etwas Konkretes vorbringen konnte, der Mann hatte bloß irgendwas an sich. Duff konnte es nicht klar benennen, es löste aber eine starke Antipathie bei ihm aus.

»Warum haben Sie das SWAT-Team nicht herbeordert, Duff?«

»Je weniger beteiligt sind, desto besser.«

»Desto weniger, die Ihnen den Ruhm streitig machen. Denn wenn ich mich nicht sehr irre, ist das entweder Swenos Geist da draußen oder Sweno höchstpersönlich.« Seyton nickte in Richtung des Indian-Chief-Motorrads, das vor der Gangway der MS Leningrad gehalten hatte.

»Haben Sie Sweno gesagt?«, fragte eine nervöse Stimme aus der Dunkelheit hinter ihnen.

»Ja, und da sind mindestens ein Dutzend Männer«, erwiderte Seyton lauter und ohne den Blick von Duff abzuwenden. »Mindestens.«

»Ach du Scheiße«, murmelte eine zweite Stimme.

»Sollten wir nicht Macbeth verständigen?«, fragte eine dritte.

»Hören Sie?«, sagte Seyton. »Selbst Ihre eigenen Männer wollen, dass das SWAT-Team übernimmt.«

»Halten Sie die Klappe!«, zischte Duff. Er drehte sich um und zeigte auf das Poster an der Wand. »Hier steht's: Die MS Glamis legt am Freitag um 0600 nach Capitol ab, und in der Kombüse werden noch Leute gesucht. Ihr habt euch freiwillig für diesen Einsatz gemeldet. Aber ich gebe euch meinen Segen – meinetwegen könnt ihr gerne auf dem Kahn anheuern. Die Bezahlung und das Essen sollen sowieso besser sein. Gebt einfach ein Handzeichen, wer möchte?«

Duff spähte zu den gesichtslosen, unbeweglichen Gestalten in der Dunkelheit hinüber. Er bereute bereits, sie herausgefordert zu haben. Was, wenn jetzt tatsächlich einer die Hand hob? Normalerweise vermied er Situationen, in denen er von anderen abhängig war, aber jetzt brauchte er jeden einzelnen von ihnen. Seine Frau sagte, dass er deshalb am liebsten allein arbeitete, weil er Menschen nicht mochte. Womöglich stimmte das zum Teil, aber in Wahrheit war es wohl eher umgekehrt. Die Menschen mochten *ihn* nicht. Nicht, dass alle ihn bewusst nicht leiden konnten (auch wenn das auf manche zutraf), es lag nur etwas in seiner Persönlichkeit, das

die Leute abschreckte. Er wusste allerdings nicht, was. Immerhin war ihm bewusst, dass sein Äußeres und sein Selbstbewusstsein einen bestimmten Typ Frau durchaus anzog. Außerdem war er höflich, gebildet und intelligenter als die meisten Männer, die er kannte.

»Niemand? Wirklich? Gut, dann setzen wir jetzt den Plan um wie abgesprochen, mit nur einigen kleinen Anpassungen. Seyton hält sich mit seinen drei Männern rechts, wenn wir rauskommen, und nimmt ihre Nachhut ins Visier. Ich gehe mit meinen drei Leuten nach links. Siwart, Sie sprinten nach links, raus aus dem Licht, und schlagen im Dunkeln einen Bogen, bis Sie hinter den Norse Riders sind. Sie stellen sich auf der Gangway auf, sodass niemand auf das Schiff flüchten kann. Alles verstanden?«

Seyton räusperte sich. »Siwart ist der Jüngste von uns und ...«

»... der Schnellste«, unterbrach ihn Duff. »Ich habe nicht um Einwände gebeten. Ich habe gefragt, ob meine Anweisungen verstanden wurden.« Er ließ seinen Blick über die ausdruckslosen Gesichter schweifen. »Das nehme ich mal als Ja.« Er wandte sich wieder dem Fenster zu.

Ein kleiner, o-beiniger Mann mit weißer Kapitänsmütze kam im strömenden Regen die Gangway heruntergeschlurft und blieb vor dem Mann auf dem roten Motorrad stehen. Der Fahrer hatte seinen Helm nicht abgenommen, bloß das Visier hochgeklappt. Auch den Motor hatte er nicht abgestellt. Er saß mit obszön gespreizten Beinen auf dem Sattel und hörte dem Kapitän zu. Unter dem Helm waren zwei blonde Zöpfe zu sehen, die über das Norse-Rider-Logo hingen.

Duff atmete tief ein. Überprüfte seine Waffe.

Das Schlimmste war, dass Macbeth ihn tatsächlich angerufen hatte. Er hatte ebenfalls einen anonymen Anruf erhalten mit demselben Tipp und Duff sein SWAT-Team angeboten. Doch Duff hatte abgelehnt. Sie müssten ja bloß einen Lastwagen abholen, hatte er erwidert und Macbeth gebeten, den Tipp geheim zu halten.

Auf ein Signal des Mannes mit dem Wikingerhelm trat einer der anderen Motorradfahrer nach vorn. Duff sah die Sergeant-Streifen auf dem Oberarm seiner Lederjacke, als der Motorradfahrer vor dem Schiffskapitän eine Aktentasche öffnete. Der Kapitän nickte, hob einen Arm, und eine Sekunde später war das Kreischen von Eisen zu hören. In dem Kran, der nun

seinen Arm vom Kai herüberschwang, tauchte ein Licht auf.

»Gleich ist es so weit«, sagte Duff. Seine Stimme klang jetzt fester.
»Wir warten, bis der Stoff und das Geld die Besitzer gewechselt haben, dann schlagen wir zu.«

Stummes Nicken im Halbdunkel. Sie hatten den Plan minutiös durchgesprochen, waren aber von maximal fünf Kurieren ausgegangen. War es möglich, dass Sweno einen Hinweis bekommen hatte, dass er vor einem möglichen Zugriff gewarnt worden war? Waren die Norse Riders deshalb in so hoher Zahl hier aufgetaucht? Nein. In dem Fall hätten sie die Sache einfach abgeblasen.

»Können Sie's riechen?«, flüsterte Seyton neben ihm.

»Was riechen?«

»Ihre Angst.« Seyton hatte die Augen geschlossen, seine Nasenflügel zitterten. Duff starrte in die Regennacht hinaus. Ob er Macbeths Angebot, das SWAT-Team zu schicken, jetzt doch angenommen hätte? Duff fuhr sich mit seinen langen Fingern übers Gesicht, die diagonale Narbe hinab. Es nützte nichts mehr, sich darüber Gedanken zu machen, er musste handeln. Sweno war jetzt hier, und Macbeth und seine SWAT-Leute schliefen tief und fest in ihren Betten.

Macbeth lag auf dem Rücken und gähnte. Er lauschte auf den prasselnden Regen. Fühlte sich steif und drehte sich auf die Seite.

Ein weißhaariger Mann hob die Plane an und kroch herein. Zitternd und fluchend kauerte er sich in der Dunkelheit zusammen.

»Nass geworden, Banquo?«, fragte Macbeth und stützte seine Handflächen auf die raue Dachpappe unter sich.

»In diesem Pissloch von Stadt zu leben, ist wirklich das Letzte für einen gichtgeplagten alten Mann wie mich. Ich sollte meine Pension einkassieren und aufs Land ziehen. Mir ein kleines Haus in Fife zulegen oder auf einer Veranda sitzen, irgendwo da draußen, wo die Sonne scheint, die Bienen summen und die Vögel singen.«

»Statt mitten in der Nacht auf einem Dach im Containerhafen zu hocken? Das kann doch nicht dein Ernst sein?«

Sie lachten leise.

Banquo schaltete eine Stiftleuchte ein. »Das hier wollte ich dir zeigen.«
Macbeth nahm die Leuchte und hielt sie über die Zeichnung, die Banquo ihm reichte.

»Das ist das Gatling-Maschinengewehr. Eine echte Schönheit, oder?«

»Nicht das Aussehen ist das Problem, Banquo.«

»Zeig es Duncan. Erklär ihm, dass das SWAT-Team diese Waffe braucht. Und zwar jetzt.«

Macbeth seufzte. »Er will es nicht.«

»Sag ihm, dass wir immer die Verlierer sein werden, solange Hecate und die Norse Riders schwerere Waffen haben als wir. Erklär ihm, was ein Gatling-Gewehr kann. Erklär ihm, was *zwei* können!«

»Duncan wird keinerlei Aufrüstung zustimmen, Banquo. Und ich glaube, er hat recht. Seit er Commissioner ist, hat es tatsächlich weniger Schießereien gegeben.«

»Die Einwohnerzahl dieser Stadt wird immer noch von der Kriminalität dezimiert.«

»Es ist ein Anfang. Duncan hat einen Plan. Und was er vorhat, ist richtig.«

»Ja, ja, dagegen sag ich ja gar nichts. Duncan ist ein guter Mann.«
Banquo stöhnte auf. »Aber naiv ist er. Mit so einer Waffe könnten wir endlich aufräumen und ...«

Sie wurden von einem Klopfen an der Plane unterbrochen. »Sie haben mit dem Abladen begonnen, Sir.« Leichtes Lispeln. Es war der junge neue Scharfschütze im SWAT-Team, Olafson. Außer ihm war noch der ebenso junge Angus anwesend, sie waren also nur zu viert vor Ort. Doch Macbeth wusste, alle fünfundzwanzig SWAT-Beamten hätten sich, ohne zu zögern, bereit erklärt, hier mit ihnen zu sitzen und zu frieren.

Macbeth schaltete die Leuchte aus, gab sie Banquo zurück und schob die Zeichnung in die Innentasche seiner schwarzen SWAT-Lederjacke. Dann zog er die Plane beiseite und robbte auf dem Bauch bis zur Dachkante vor.

Banquo kroch an seine Seite.

Vor ihnen, über dem Deck der MS Leningrad, schwebte am Haken des Krans ein vorsintflutlich aussehender militärgrüner Lastwagen im Flutlicht, über dessen Ladefläche eine Plane gebreitet war.

»Ein ZIS-5«, flüsterte Banquo.
»Aus dem Krieg?«
»Ja. Das S steht für Stalin. Was denkst du?«
»Ich denke, die Norse Riders haben mehr Männer hier, als Duff erwartet hat. Sweno scheint sich Sorgen zu machen.«
»Glaubst du, er ahnt, dass die Polizei einen Tipp bekommen hat?«
»Nein, dann wäre er nicht selbst hergekommen. Er hat Angst vor Hecate. Er weiß, dass Hecate größere Ohren und Augen hat als wir.«
»Und was machen wir jetzt?«
»Wir warten ab und beobachten. Vielleicht schafft Duff es ja, die Sache selbst durchzuziehen. In dem Fall greifen wir nicht ein.«
»Soll das heißen, du hast die Jungs mitten in der Nacht hergeschleift, damit sie hier bloß rumsitzen und *beobachten*?«
Macbeth gluckste leise. »Sie haben sich freiwillig gemeldet. Ich hab ihnen gleich gesagt, dass es langweilig werden könnte.«
Banquo schüttelte den Kopf. »Du hast zu viel Freizeit, Macbeth. Du solltest dir mal 'ne Familie zulegen.«
Macbeth hob die Hände. Sein Lächeln erhellte sein breites Gesicht mit dem dunklen Bart. »Du und die Jungs, ihr seid meine Familie, Banquo. Was brauch ich denn sonst noch?«
Olafson und Angus kicherten fröhlich hinter ihnen.
»Wann wird dieser Junge bloß endlich erwachsen?«, murmelte Banquo verzweifelt und wischte den Regen vom Visier seines Remington-700-Gewehrs.

Bonus lag die Stadt zu Füßen. Die Fensterscheibe vor ihm reichte vom Boden bis zur Decke, und hätte die Wolkendecke nicht so tief gehangen, er wäre imstande gewesen, die gesamte Stadt zu überblicken. Er streckte seine Hand mit dem Champagnerglas aus, und sofort eilte einer der zwei Jungen in Reiterhosen und weißen Handschuhen herbei und schenkte nach. Er sollte weniger trinken, das wusste er. Der Champagner war teuer, doch er musste ihn ja nicht bezahlen. Der Arzt hatte ihm gesagt, ein Mann in seinem Alter sollte so langsam seine Lebensweise überdenken. Aber der Champagner war zu gut. Ja, so einfach war das. Er war zu gut. Genau wie die Austern und die

Krebsschwänze. Der weiche, tiefe Sessel. Und die Jungs. Nicht, dass sie ihm zur Verfügung gestanden hätten. Andererseits hatte er nicht gefragt.

Er war am Empfang des Obelisken abgeholt und hinauf in die Penthouse-Suite im obersten Stock gebracht worden. Hier hatte er freie Sicht auf den Hafen und den Hauptbahnhof auf der einen Seite sowie auf den Worker's Square und das Inverness auf der anderen. Begrüßt hatte ihn der große Mann mit den weichen Wangen, dem freundlichen Lächeln, dem dunklen welligen Haar und den kalten Augen. Der Mann, den man Hecate nannte. Oder die *Unsichtbare Hand*. *Unsichtbar*, weil nur wenige Menschen ihn je zu Gesicht bekommen hatten. Und *Hand*, weil in den vergangenen zehn Jahren die meisten Menschen in dieser Stadt auf die ein oder andere Weise von seinen Aktivitäten berührt worden waren. Oder besser gesagt, von seinem Produkt. Einer synthetischen Droge, die er selbst herstellte und Brew nannte. Und die, nach Bonus' grober Schätzung, Hecate wohl zu einem der vier reichsten Männer der Stadt gemacht hatte.

Hecate wandte sich von dem Teleskop ab, das vor dem Fenster aufgebaut war. »Bei dem Regen kann man nicht viel erkennen«, sagte er, rückte die Träger seiner Jagdhosen zurecht und zog eine Pfeife aus dem Tweedjackett, das über der Lehne seines Stuhls hing. Wenn ich gewusst hätte, dass hier heute Abend alle im Stil einer englischen Jagdgesellschaft herumlaufen, hätte ich mir gewiss nicht meinen langweiligen Alltagsanzug angezogen, dachte Bonus.

»Aber der Kran bewegt sich, das bedeutet, dass sie abladen. Ist das Essen zu Ihrer Zufriedenheit, Bonus?«

»Alles ist ausgezeichnet«, sagte Bonus und nippte am Champagner. »Aber ich muss gestehen, ich bin mir ein wenig unsicher, was wir eigentlich feiern. Und womit ich die Einladung verdient habe.«

Hecate lachte, hob seinen Spazierstock und wies damit zum Fenster. »Wir feiern die gute Aussicht, meine liebe Flunder. Da Sie sich nur auf dem Meeresgrund herumtreiben, kennen Sie die Welt doch nur von unten.«

Bonus lächelte. Ihm wäre niemals in den Sinn gekommen, sich so eine Bezeichnung zu verbitten. Der große Mann hatte zu viel Macht, konnte zu viel Gutes für ihn tun. Und weniger Gutes.

»Die Welt ist schöner von hier oben«, fuhr Hecate fort. »Nicht realer, aber schöner. Und dann feiern wir natürlich dies.« Der Stock zeigte auf den

Hafen.

»Und das wäre?«

»Die größte Lieferung, die je illegal bei uns gelandet ist, lieber Bonus. Viereinhalb Tonnen reines Amphetamin. Sweno hat alles investiert, was sein Club aufbringen kann, und noch ein wenig mehr. Dort unten sehen Sie einen Mann, der alles auf eine Karte setzt.«

»Warum sollte er das tun?«

»Weil er verzweifelt ist natürlich. Er weiß genau, dass die mittelmäßige türkische Ware der Riders von meinem Brew völlig in den Schatten gestellt wird. Aber mit einer solchen Menge von erstklassigem sowjetischem Speed, dem entsprechenden Mengenrabatt und den verminderten Transportkosten wird sein Stoff im Preis und der Qualität endlich wettbewerbsfähig werden.« Hecate ließ den Stock auf dem dicken Teppich ruhen, mit dem der gesamte Boden ausgelegt war, und strich liebevoll über den vergoldeten Griff. »Das hat Sweno gut kalkuliert. Wenn er Erfolg hat, wird er die Machtverhältnisse dieser Stadt aus dem Gleichgewicht bringen. Also, stoßen wir an auf unseren ehrenwerten Konkurrenten.«

Er hob das Glas, und Bonus folgte gehorsam seinem Beispiel. Aber gerade als er es an seine Lippen setzen wollte, musterte Hecate das Glas mit einer gehobenen Braue, zeigte auf etwas und reichte es zurück an einen der Jungs, der es sofort mit seinem Handschuh säuberte.

»Es ist nur Swenos Pech«, fuhr Hecate fort, »dass es so schwer ist, eine derartig große Lieferung von einer völlig neuen Quelle zu beziehen, ohne dass ein Mitbewerber davon Wind bekommt. Und leider sieht es so aus, als hätte jemand der Polizei einen anonymen, aber sehr glaubwürdigen Tipp gegeben, wann und wo die Sache über die Bühne gehen soll.«

»Jemand wie Sie?«

Hecate grinste. Nahm das Glas, wandte Bonus seinen breiten Hintern zu und beugte sich zum Teleskop hinunter. »Jetzt senken sie den Laster ab.«

Bonus erhob sich und trat ans Fenster. »Sagen Sie, warum haben Sie keinen Überfall auf Sweno angeordnet, statt nur aus der Ferne zuzusehen? Dann wären Sie Ihren einzigen Konkurrenten losgeworden und hätten sich mit einem Schlag auch noch viereinhalb Tonnen bestes Amphetamin unter den Nagel gerissen. Das hätten Sie schließlich auch selbst für viele Millionen auf der Straße absetzen können.«

Hecate nippte an seinem Glas, ohne das Auge vom Teleskop abzuwenden. »Krug«, sagte er. »Soll der beste Champagner sein. Deshalb trinke ich ausschließlich diesen. Aber wer weiß? Hätte man mir irgendwann einen anderen serviert, vielleicht wäre ich auf den Geschmack gekommen und hätte die Marke gewechselt.«

»Sie wollen nicht, dass die Konsumenten irgendetwas anderes als Brew ausprobieren?«

»Meine Religion heißt Kapitalismus, und der freie Markt ist mein Glaubensbekenntnis. Aber jeder hat das Recht, seiner Natur zu folgen und um ein Monopol und die Vormachtstellung zu kämpfen. Und die Gesellschaft hat die Pflicht, sich uns entgegenzustellen. Wir spielen alle bloß unsere Rollen, Bonus.«

»Amen.«

»Schh! Jetzt übergeben sie das Geld.« Hecate rieb sich die Hände.
»Showtime ...«

Duff stand an der Vordertür, hatte die Finger bereits auf den Türgriff gelegt und lauschte auf seinen eigenen Atem, während er versuchte, Blickkontakt zu seinen Männern herzustellen. Sie standen aufgereiht hintereinander auf der engen Treppe unmittelbar in seinem Rücken. Allesamt hoch konzentriert, entsicherten sie ihre Waffen. Flüsterten ihrem Nebenmann noch einen letzten Rat zu. Sprachen ein letztes Gebet.

»Der Koffer ist übergeben worden«, rief Seyton vom ersten Stock.

»Jetzt!«, brüllte Duff, stieß die Tür auf und presste sich gegen die Mauer.

Die Männer stürmten an ihm vorbei in die Dunkelheit. Duff folgte ihnen. Spürte den Regen auf seinem Kopf. Sah die sich bewegenden Gestalten. Zwei Motorräder, die davonbrausten. Hob das Megafon an seine Lippen.

»Polizei! Bleiben Sie, wo Sie sind, und heben Sie die Hände über den Kopf! Ich wiederhole, hier spricht die Polizei! Bleiben Sie, wo ...«

Der erste Schuss zerschmetterte die Glasscheibe in der Tür hinter ihm, der zweite sauste spürbar an seinem Hosenbein vorbei. Was er dann hörte, klang wie das Popcorn, das seine Kinder manchmal samstagabends im Topf

knallen ließen. Automatische Waffen. Verdammt.

»Feuer!«, brüllte Duff und schleuderte das Megafon zu Boden. Er ließ sich auf den Bauch fallen, versuchte, seine Waffe zu heben und bemerkte erst jetzt, dass er in einer Pfütze gelandet war.

»Nicht«, flüsterte eine Stimme neben ihm. Duff schaute auf. Es war Seyton. Er stand unbeweglich da und hatte sein Gewehr nicht mal erhoben. Sabotierte er den Einsatz? War er ...?

»Sie haben Siwart«, flüsterte Seyton.

Duff blinzelte, um das Dreckwasser aus seinen Augen zu bekommen, und sah, dass einer der Norse Riders noch immer auf ihn zielte. Aber der Mann saß seelenruhig auf seinem Motorrad und feuerte keinen Schuss ab. Was zur Hölle ging hier vor?

»Keiner rührt einen Finger, dann wird auch nichts passieren.«

Die tiefe Stimme kam von jenseits des Lichtkegels und brauchte kein Megafon. Duff bemerkte das verlassene Indian-Chief-Motorrad und sah erst dann zwei Gestalten, die in der Dunkelheit zu einer verschmolzen. Vom Helm der größeren ragten die beiden Hörner auf. Die Gestalt, die der Mann vor sich herschob, war einen Kopf kleiner – und hatte beste Aussichten, demnächst noch einen weiteren Kopf kürzer gemacht zu werden. Die Klinge des Säbels blitzte auf, als Sweno sie dem jungen Siwart an die Kehle presste.

Duff rappelte sich auf, versuchte, auf die Füße zu kommen.

»An Ihrer Stelle würde ich in der Pfütze bleiben, Duff«, flüsterte Seyton. »Sie haben uns schon tief genug in die Scheiße geritten.«

Duff atmete ein. Und wieder aus. Wieder ein. Scheiße, Scheiße, Scheiße.

»Und jetzt?«, fragte Banquo und hielt das Fernglas auf die Protagonisten unten am Kai gerichtet.

»Wie's aussieht, müssen wir unseren Nachwuchs doch noch in Gang setzen«, sagte Macbeth. »Aber noch nicht sofort. Wir lassen Sweno und seine Leute erst mal einen Abgang machen.«

»Was? Wir lassen sie mit dem Laster und dem ganzen Stoff davonkommen?«

»Das hab ich nicht gesagt, lieber Banquo. Aber wenn wir jetzt eingreifen, haben wir ein Blutbad da unten. Angus?«

»Sir?« Die Reaktion kam unverzüglich. Dem jungen Mann mit den tiefblauen Augen und dem langen blonden Haar, das ihm außer Macbeth wohl kein Vorgesetzter gestattet hätte, standen seine Gefühle überdeutlich ins Gesicht geschrieben. Angus und Olafson hatten die entsprechende Ausbildung, ihnen fehlte jedoch die Erfahrung. Insbesondere Angus musste noch abgehärtet werden. Während des Bewerbungsgesprächs hatte er berichtet, dass er eine Ausbildung zum Priester abgebrochen hatte, als ihm klar geworden war, dass es keinen Gott gab; die Menschen konnten sich nur selber retten, also hatte er sich dazu entschieden, Polizist zu werden. Macbeth hatte dieser Grund genügt. Ihm gefiel die furchtlose Haltung, ihm gefiel der Junge, der aus seinen Überzeugungen Konsequenzen zog. Aber Angus musste noch lernen, seine Gefühle zu beherrschen und zu begreifen, dass es im SWAT-Team um den praktischen Einsatz ging, dass sie der lange und zuweilen grobe Arm des Gesetzes waren. Um tiefgründige Reflexionen mussten sich andere kümmern.

»Gehen Sie hinten runter, holen Sie den Wagen und halten Sie sich an der Tür bereit.«

»Jawohl«, sagte Angus, stand auf und verschwand.

»Olafson?«

»Ja?«

Macbeth warf ihm einen Blick zu. Als Olafson damals zu ihm gekommen war und ihn förmlich beknielt hatte, ins Team aufgenommen zu werden, hatten das schlaffe Kinn, das Lispeln, die halb geschlossenen Augen und seine Noten auf der Polizeischule Macbeth zweifeln lassen. Aber der Junge hatte die Versetzung unbedingt gewollt, also hatte Macbeth sich entschlossen, ihm eine Chance zu geben. So wie man ihm selbst seinerzeit auch eine Chance gegeben hatte. Macbeth brauchte einen Scharfschützen, und wenn Olafson auch in der Theorie kein Ass war, war er doch überaus treffsicher.

»Bei der letzten Schießübung haben Sie den zwanzig Jahre alten Rekord gebrochen, den der Kollege da drüben aufgestellt hatte.« Macbeth nickte in Banquos Richtung. »Gratulation, eine verdammt beeindruckende Leistung. Sie wissen, was das hier und jetzt bedeutet?«

»Ähm ... nein, Sir.«

»Gut, es bedeutet nämlich gar nichts. Hier müssen Sie lediglich die Augen aufhalten, Inspector Banquo gut zuhören und lernen. Sie werden hier heute nicht den Helden spielen. Dafür ist später Zeit. Verstanden?«

Olafsons schlaffes Kinn und seine Unterlippe arbeiteten, aber seine Stimme gehorchte ihm offensichtlich nicht. Also nickte er bloß.

Macbeth legte dem jungen Mann eine Hand auf die Schulter. »Bisschen nervös?«

»Bisschen, Sir.«

»Das ist normal. Versuchen Sie sich zu entspannen. Und noch eins, Olafson.«

»Ja?«

»Bauen Sie keine Scheiße.«

»Was passiert da?«, fragte Bonus.

»Ich weiß, was passieren *wird*«, sagte Hecate, richtete sich auf und schwenkte das Teleskop weg vom Kai. »Deshalb brauche ich das hier auch nicht.« Er setzte sich direkt neben ihn. Bonus war aufgefallen, dass Hecate sich oft neben jemanden setzte, statt ihm gegenüber. Als ob er es nicht mochte, wenn man ihn direkt ansah.

»Sie haben Sweno und das Amphetamin?«

»Im Gegenteil. Sweno hat einen von Duff's Männern in seine Gewalt gebracht.«

»Was? Beunruhigt Sie das nicht?«

»Ich setze niemals nur auf ein Pferd, Bonus. Mich beunruhigt immer nur das große Ganze. Was halten Sie von Chief Commissioner Duncan?«

»Sie meinen, weil er öffentlich geschworen hat, Sie zu verhaften?«

»Das macht mir gar nichts. Aber er hat viele meiner Vertrauten aus dem Polizeidienst entlassen, und das hat auf den Märkten bereits für Probleme gesorgt. Kommen Sie schon, Sie haben doch eine gute Menschenkenntnis. Sie haben ihn gesehen, ihn gehört. Ist er so unbestechlich, wie man sagt?«

Bonus zuckte mit den Schultern. »Jeder hat seinen Preis.«

»Da haben Sie recht, aber der Preis ist nicht immer Geld. Nicht jeder ist so schlicht wie Sie.«

Bonus ignorierte die Beleidigung, indem er sie nicht als solche verstand.
»Um herauszufinden, womit Duncan bestochen werden kann, müssen Sie herausfinden, was er haben will.«

»Duncan will der Herde dienen«, sagte Hecate. »Die Herzen der Stadt erobern. Er will, dass man ihm ein Denkmal baut, das er nicht selbst in Auftrag geben muss.«

»Knifflig. Es ist leichter, gierige Aasgeier wie uns zu bestechen als Stützen der Gesellschaft wie Duncan.«

»Was die Bestechung anbelangt, haben Sie recht«, sagte Hecate. »Aber wenn es um die Stützen der Gesellschaft und die Aasgeier geht, stimme ich Ihnen nicht zu.«

»Ach nein?«

»Das Fundament des Kapitalismus, lieber Bonus. Dass der Einzelne danach strebt, reich zu werden, macht die Gesellschaft reich. Eine ganz einfache Rechnung ist das, und es läuft ganz von selbst. Sie und ich, wir sind die Stützen der Gesellschaft, nicht verblendete Idealisten wie Duncan.«

»Glauben Sie?«

»Der Philosoph Adam Hand hat das geglaubt.«

»Drogen herzustellen und zu verkaufen, dient der Gesellschaft?«

»Jeder, der einen Bedarf deckt, hilft dabei, die Gesellschaft aufzubauen. Leute wie Duncan, die regulieren und begrenzen wollen, sind unnatürlich und stellen langfristig eine Gefahr für uns dar. Wie können wir also, zum Wohle unserer Stadt, Duncan unschädlich machen? Was ist seine Schwäche? Was können wir gegen ihn verwenden? Sex, Drogen, Familiengeheimnisse?«

»Ich danke Ihnen für Ihr Vertrauen, Hecate, aber ich weiß es wirklich nicht.«

»Das ist zu schade.« Hecate tippte sachte mit seinem Stock auf den Boden, während er beobachtete, wie einer der Jungs den Draht vom Korken einer neuen Champagnerflasche löste. »Wissen Sie, ich hege so langsam den Verdacht, dass Duncan nur einen einzigen Schwachpunkt besitzt.«

»Und der wäre?«

»Die Länge seines Lebens.«

Bonus zuckte in seinem Sessel zurück. »Ich hoffe, Sie haben mich nicht hierher eingeladen, um mich darum zu bitten, dass ich ...«

»Keineswegs, meine liebe Flunder. Sie dürfen ganz still im Schlamm liegen bleiben.«

Bonus stieß einen erleichterten Seufzer aus, während er zusah, wie der Junge mit dem Korken kämpfte.

»Aber«, sagte Hecate, »Sie sind rücksichtslos, illoyal und einflussreich, und diese Gaben verleihen Ihnen Macht über die Menschen, deren Unterstützung ich brauche. Ich hoffe, mich auf Sie verlassen zu können, wenn Ihre Hilfe benötigt wird. Ich hoffe, Sie können meine unsichtbare Hand sein.«

Ein lauter Knall ertönte.

»Na also!« Bonus lachte und klopfte dem Jungen auf die Schulter, der versuchte, so viel wie möglich von dem zügellos hervorsprudelnden Champagner in die Gläser zu befördern.

Duff lag reglos auf dem Asphalt. Neben ihm standen seine Männer ebenso still und beobachteten die Norse Riders, die sich, weniger als zehn Meter entfernt, zum Aufbruch bereit machten. Siwart und Sweno standen in der Dunkelheit, außerhalb des Lichtkegels, aber Duff konnte den jungen Beamten zittern sehen, während Swenos Säbelklinge an seiner Kehle ruhte. Schon der kleinste Druck, die kleinste Bewegung würden genügen, um die Haut aufzuritzen, die Arterie zu öffnen und den Mann in Sekunden verbluten zu lassen. Und wenn er daran dachte, was das für Konsequenzen haben würde, spürte Duff Panik in sich aufsteigen. Nicht nur weil er dann das Blut eines seiner Männer an den Händen hätte – und in seiner Akte –, sondern weil ein von ihm im Alleingang anberaumter Einsatz so kläglich gescheitert war. Und das ausgerechnet jetzt, da der Chief Commissioner vorhatte, einen neuen Leiter des Dezernats für Organisierte Kriminalität zu berufen. Sweno nickte einem der Norse Riders zu, der daraufhin von seinem Motorrad abstieg, sich hinter Siwart stellte und ihm eine Waffe an den Kopf hielt. Sweno klappte sein Visier herunter, trat ins Licht, sprach mit dem Mann, auf dessen Jacke die Sergeant-Streifen zu sehen waren, und setzte sich rittlings auf seine Maschine. Salutierend führte er zwei Finger an den Helm und brauste den Kai hinunter. Duff musste hart mit sich kämpfen, um keinen Schuss auf ihn abzufeuern. Der Sergeant gab einige Befehle aus, und

Sekunden später verschwanden die Motorräder heulend in der Nacht. Nur zwei unbemannte Maschinen blieben zurück, nachdem die anderen Sweno und dem Sergeant gefolgt waren.

Duff schärfte sich ein, der Panik nicht nachzugeben, zwang sich nachzudenken. *Atme und denk nach.* Vier Männer in Norse-Rider-Kluft waren am Kai zurückgeblieben. Einer stand hinter Siwart in der Dunkelheit. Einer hatte sich mitten im Licht aufgebaut und hielt die Polizisten mit einem Sturmfeuergewehr in Schach, einer AK-47. Zwei Männer, vermutlich diejenigen, die im Sozius hergekommen waren, stiegen in den Laster. Duff hörte das unausgesetzte, angestrengte Heulen, als der Zündschlüssel umgedreht wurde. Eine Sekunde lang hoffte er, das alte eiserne Monster würde nicht anspringen. Aber als das erste tiefe Brummen sich in ein laut dröhnendes Rumpeln verwandelte, fluchte er stumm vor sich hin. Der Laster fuhr davon.

»Wir geben ihnen einen Vorsprung von zehn Minuten«, brüllte der Mann mit der AK-47. »Denkt einfach so lange an was Schönes.«

Duff starrte den Rücklichtern des Lasters hinterher, die sich langsam in der Dunkelheit auflösten. An was Schönes? Viereinhalb Tonnen Drogen führen ihm vor der Nase davon, und mit ihnen verschwand die Chance auf den größten Fahndungserfolg seit dem Krieg. Es half nichts, dass sie *wussten*, dass Sweno und seine Leute direkt vor ihnen gestanden hatten, wenn sie dem Richter und den Geschworenen sagen mussten, dass sie ihre Gesichter nicht gesehen hatten, sondern bloß vierzehn beschissene Helme. Etwas Schönes? Duff schloss die Augen.

Sweno.

Er hatte ihn hier zum Greifen nahe gehabt. Scheiße, Scheiße, Scheiße!

Duff spitzte die Ohren. Lauschte auf etwas, irgendwas. Aber das Einzige, was er hören konnte, war das sinnlose Flüstern des Regens.

»Banquo hat den Typen, der den Jungen festhält, im Visier«, sagte Macbeth.

»Haben Sie den andern, Olafson?«

»Ja, Sir.«

»Ihr müsst gleichzeitig schießen, okay? Feuert auf drei. Banquo?«

»Ich brauche mehr Licht auf der Zielperson. Oder jüngere Augen. So

treff ich vielleicht den Jungen.«

»Meiner steht voll im Licht«, flüsterte Olafson. »Wir können tauschen.«

»Wenn wir nicht treffen und unser Mann draufgeht, wäre es uns lieber, wenn es Banquo war, der nicht getroffen hat. Banquo, wie schnell ist so ein voll beladener Stalin-Laster maximal, was meinst du?«

»Hm. Sechzig pro Stunde vielleicht.«

»Gut, aber langsam wird es eng, wenn wir heute noch alles schaffen wollen. Ich würde vorschlagen, wir improvisieren ein bisschen.«

»Willst du deine Dolche ausprobieren?«, fragte Banquo Macbeth.

»Aus dieser Entfernung? Danke für dein Vertrauen. Nein, du wirst es gleich sehen, alter Mann. Wenn du die Augen aufmachst!«

Banquo blickte von seinem Fernglas auf und stellte fest, dass Macbeth sich erhob und den Mast ergriffen hatte, an dem der Dachscheinwerfer des Hauses befestigt war. Die Adern in Macbeths kräftigem Hals traten hervor, und seine Zähne blitzten auf. Ob er eine Grimasse schnitt oder grinste, konnte Banquo nicht erkennen. Der Mast war fest genug verschraubt, um den wilden Nordwestwinden zu trotzen, die in acht von zwölf Monaten hier wehten, aber Banquo hatte Macbeth schon eigenhändig Autos aus Schneeverwehungen ziehen sehen.

»Drei«, ächzte Macbeth.

Die ersten Schrauben sprangen aus den Fassungen.

»Zwei.«

Der Mast löste sich, und mit einem weiteren Ruck riss er das Kabel von der unter ihnen liegenden Mauer.

»Eins.«

Macbeth richtete die Lampe auf die Gangway.

»Jetzt.«

Es klang wie zwei Peitschenhiebe. Duff öffnete die Augen gerade noch rechtzeitig, um zu sehen, wie der Mann mit der Automatikwaffe nach vorn fiel und mit dem Helm voran zu Boden sackte. Wo Siwart stand, war jetzt Licht, und Duff konnte ihn ebenso deutlich erkennen wie den Mann hinter ihm. Er drückte seine Waffe nicht länger gegen Siwarts Kopf, sondern hatte sein Kinn auf Siwarts Schulter gestützt. Im Licht sah Duff nun auch das

Loch in seinem Visier. Dann glitt er wie eine Qualle an Siwarts Rücken herab und fiel zu Boden.

Duff drehte sich um.

»Hier oben, Duff!«

Er beschattete seine Augen. Ein dröhnendes Gelächter brach hinter dem blendenden Licht hervor, und der Schatten eines riesigen Mannes fiel über den Kai.

Aber das Gelächter genügte.

Es war Macbeth. Natürlich war es Macbeth.

Eine Möwe ließ sich im wolkenlosen Himmel über Fife durch die Stille und das Mondlicht treiben. Unter ihr glitzerte der Fluss wie Silber. Am westlichen Ufer erhob sich – wie eine gigantische Festungsmauer – ein steiler schwarzer Berg. Kurz vor dem Gipfel hatte ein Mönchsorden einst ein großes Kreuz errichtet. Da es aber auf der nach Fife zeigenden Seite stand, erschien es den meisten Einwohnern der Stadt, als stünde es auf dem Kopf. Aus dem Berghang ragte eine beeindruckende Eisenbrücke hervor, wie die Zugbrücke über einem Burggraben. Dreihundertsechzig Meter lang und neunzig Meter hoch an ihrem höchsten Punkt: die Kenneth-Brücke, oder, wie die meisten sie schlicht nannten, die neue Brücke. Im Vergleich dazu war die alte Brücke ein weit bescheideneres, dafür ästhetisch umso angenehmeres Bauwerk, das ein Stück weiter den Fluss hinunter stand und einen Umweg bedeutete. Inmitten der neuen Brücke erhob sich ein unschönes Marmordenkmal, das den früheren Chief Commissioner Kenneth darstellen sollte und das er selbst in Auftrag gegeben hatte. Die Statue stand ganz knapp noch innerhalb der Stadtgrenzen, denn nirgendwo sonst war man bereit gewesen, dem Nachruhm des alten Ganoven auch nur einen Fingerbreit Land zu opfern. Der Bildhauer hatte sich durchaus an Kenneths Anweisung gehalten und seinen visionären Charakter betont, indem er die typische Pose eines den Horizont absuchenden Mannes gewählt hatte – doch kein noch so wohlwollender Künstler hätte es geschafft, von dem auffallend dicken Nacken und der breiten Kinnpartie abzulenken.

Die Möwe schlug mit den Flügeln, um an Höhe zu gewinnen. Sie hoffte auf bessere Fischfangaussichten an der Küste hinter dem Berg, auch wenn das bedeutete, die Wettergrenze passieren zu müssen – von gut zu schlecht. Für alle, die denselben Weg einschlagen wollten, gab es einen zwei Kilometer langen Durchbruch, einen engen, schwarzen Tunnel, der von der neuen Brücke aus durch den Berg führte. Dabei wussten viele die Trennwand zu schätzen, die der Berg darstellte – die angrenzenden

Landesbezirke bezeichneten den Tunnel gern als Rektum samt Anus am anderen Ende. Und tatsächlich, kaum hatte die Möwe Fife hinter sich gelassen und die Bergspitze überflogen, geriet sie von einer Welt harmonischer Ruhe in einen eiskalten schmutzigen Regenschauer, der auf die stinkende Stadt herabstürzte. Wie um ihre Verachtung zu zeigen, schiss die Möwe in die Tiefe und ließ sich weiter zwischen den einzelnen Windböen dahintreiben.

Der Möwenschiss landete auf dem Dach eines Unterstandes, unter dem ein ausgemergelter Junge sich auf einer Bank zusammenkauerte. Auch wenn das Schild neben dem Unterstand darauf hindeutete, dass es sich um eine Bushaltestelle handelte, war sich der Junge nicht so sicher. So viele Buslinien waren im Laufe der letzten Jahre stillgelegt worden. Wegen der abnehmenden Einwohnerzahl, wie der Bürgermeister, der alte Hohlkopf, behauptete. Aber der Junge musste zum Hauptbahnhof, um seine Dosis Brew zu bekommen. Das Speed, das er bei den Bikern gekauft hatte, war der letzte Dreck, eher Puderzucker und Kartoffelmehl als Amphetamin.

Der ölig nasse Asphalt glitzerte unter den wenigen Straßenlaternen, die noch funktionierten, und der Regen sammelte sich in Pfützen auf der von Schlaglöchern übersäten Straße, die aus der Stadt hinausführte. Es war schon eine ganze Weile alles ruhig, kein Wagen zu sehen, nur Regen. Doch jetzt hörte er etwas, das wie ein tiefes Gurgeln klang.

Er hob den Kopf. Zog am Band seiner Augenklappe, die von seiner leeren Augenhöhle herübergerutscht war und sein verbliebenes Auge bedeckte. Vielleicht konnte er per Anhalter ins Zentrum kommen?

Aber nein, das Geräusch kam aus der falschen Richtung.

Wieder zog er die Knie hoch.

Aus dem Gurgeln wurde ein Brüllen. Er konnte sich unmöglich bewegen, außerdem war er sowieso schon pitschnass, also schützte er bloß seinen Kopf mit den Armen. Der Lastwagen raste an ihm vorbei und spritzte einen gewaltigen Schwall Dreckwasser in den Busunterstand.

Er lag da und dachte über das Leben nach, bis ihm bewusst wurde, dass er das besser lassen sollte.

Das Geräusch eines weiteren Fahrzeugs. Hatte er diesmal Glück?

Er kämpfte sich in eine aufrechte Position und hielt Ausschau. Aber nein, auch diesmal kam es aus Richtung Stadt. Und ebenfalls mit hoher

Geschwindigkeit. Er starrte in die sich nähernden Scheinwerferlichter. Der Gedanke schoss ihm ganz plötzlich durch den Kopf: Ein Schritt auf die Straße, und all seine Probleme wären gelöst.

Der Van raste an ihm vorbei, ohne eins der Schlaglöcher zu treffen. Schwarzer Ford Transit. Cops, gleich drei. Na toll. Von denen wollte man nun wirklich nicht mitgenommen werden.

»Da ist er, direkt vor uns«, sagte Banquo. »Geben Sie Gas, Angus!«

»Woher wissen Sie, dass sie es sind?«, fragte Olafson und lehnte sich zwischen die beiden Vordersitze des SWAT-Transits.

»Dieselrauch«, sagte Banquo. »Mein Gott, kein Wunder, dass die in Russland eine Ölkrise haben. Fahren Sie dicht auf, Angus, damit die uns im Rückspiegel sehen.«

Angus behielt seine Geschwindigkeit bei, bis sie den schwarzen Auspuff unmittelbar vor sich hatten. Banquo ließ seine Scheibe herunter und stützte das Gewehr am Außenspiegel ab. Hustete. »Jetzt seitlich aufschließen, Angus!«

Angus scherte aus und beschleunigte. Der Transit schoss auf eine Höhe mit dem ächzenden, dröhnenden Laster.

Eine Rauchwolke quoll aus dem Fenster des Lasters. Der Spiegel unter Banquos Gewehrlauf zerbarst knackend.

»Ja, sie haben uns gesehen«, sagte Banquo. »Ziehen Sie wieder hinter ihn.«

Der Regen hörte plötzlich auf, und alles um sie herum wurde noch dunkler. Sie waren im Tunnel. Der Asphalt und die grob behauenen Wände schienen alles Licht der Scheinwerfer zu verschlucken. Außer den Rücklichtern des Lasters konnten sie nichts mehr sehen.

»Was sollen wir tun?«, fragte Angus. »Am andern Ende kommt die Brücke. Und wenn sie es bis über die Mitte schaffen ...«

»Ich weiß«, sagte Banquo und hob sein Gewehr. Die Stadt endete beim Denkmal und damit zugleich auch ihre Gerichtsbarkeit und diese Verfolgung. Theoretisch hätten sie natürlich weiterfahren können, das war schon vorgekommen: Hoch motivierte Beamte, die allerdings selten zum Rauschgiftdezernat gehörten, hatten Dealer auf der falschen Seite der

Grenze verhaftet. Und jedes Mal hatten sie einen schönen, saftigen Fall, der vor Gericht abgewiesen wurde, und selbst ein Verfahren wegen Amtsmissbrauchs am Hals. Banquo spürte den Rückstoß seiner Remington 700.

»Volltreffer«, sagte er.

Der Laster begann im Tunnel zu schlingern; vom Hinterreifen flogen Gummifetzen auf.

»Jetzt seht ihr, was so ein schweres Lenkrad wirklich taugt«, sagte Banquo und zielte auf den anderen Hinterreifen. »Bisschen mehr Abstand, Angus, falls sie direkt in die Tunnelwand krachen.«

»Banquo!«, rief jemand vom Rücksitz.

»Olafson?«, sagte Banquo und drückte langsam den Abzug.

»Gegenverkehr.«

»Ups.«

Banquo nahm seine Wange vom Gewehr, als Angus bremste.

Vor ihnen schlingerte der ZIS-5 von einer Seite zur anderen, sodass er die Scheinwerfer des entgegenkommenden Wagens immer abwechselnd verdeckte und freilegte. Banquo hörte das verzweifelte Hupen eines Limousinenfahrers, der einen Lkw auf sich zurasen sieht und weiß, dass es zu spät ist, um irgendwas zu tun.

»Jesus ...«, lispelte Olafson leise.

Die Hupe ertönte immer lauter und in schnellerem Abstand.

Dann ein helles Aufblitzen von Licht.

Banquo schaute automatisch beiseite.

Erhaschte noch einen kurzen Blick auf den Rücksitz des Wagens, die Wange eines Kindes, an die Scheibe gelehnt.

Dann war er weg, und das ersterbende Geräusch der Hupe klang wie das enttäuschte Stöhnen von Zuschauern, die man um das große Spektakel gebracht hat.

»Schneller«, sagte Banquo. »Jeden Moment sind wir auf der Brücke.«

Angus trat mit dem Fuß aufs Gas, und schon steckten sie erneut in der Wolke, die der Auspuff ausstieß.

»Ruhig halten«, sagte Banquo. »Ruhig ...«

In diesem Augenblick wurde die Plane auf der Ladefläche des Lasters zur Seite gerissen, und die Scheinwerfer des Transit strahlten die

aufgestapelten Plastikbeutel an, die offenkundig eine weiße Substanz enthielten. Das Rückfenster der Fahrerkabine war zerschlagen worden. Und aus einer Lücke zwischen den Kilobeuteln zielte ein Gewehr auf sie.

»Angus ...«

Eine kurze Explosion. Banquo nahm den Blitz eines Mündungsfeuers wahr, dann wurde ihre Windschutzscheibe weiß, zerbarst und stürzte auf sie herunter.

»Angus!«

Angus hatte sofort reagiert und das Lenkrad scharf nach rechts gerissen. Und dann nach links. Die Reifen kreischten, und die Kugeln schossen pfeifend durch die Luft, während die Mündung der Waffe vor ihnen versuchte, mit ihren Manövern Schritt zu halten.

»Herrgott!«, kreischte Banquo und feuerte auf den anderen Reifen, aber die Kugeln ließen nur Funken vom Kotflügel abprallen.

Und plötzlich war der Regen wieder da. Sie waren auf der Brücke.

»Nehmen Sie die Schrotflinte, Olafson«, brüllte Banquo. »Jetzt!«

Der Regen prasselte durch das Loch, das eben noch eine Windschutzscheibe gewesen war, und Banquo rutschte so weit zur Seite, dass Olafson die doppelläufige Waffe auf der Rücklehne seines Sitzes abstützen konnte. Sie ragte über Banquos Schulter, aber dann ertönte ein dumpfer Schlag, wie wenn ein Hammer auf Fleisch prallt, und im nächsten Augenblick war die Waffe verschwunden. Banquo drehte sich um und sah, dass Olafson auf seinem Sitz zusammengesackt war. Sein Kopf war nach vorn gesunken, und auf Brusthöhe klaffte ein Loch in seiner Jacke. Graue Polsterfüllung stieb auf, als die nächste Kugel direkt durch Banquos Sitz schlug und den Platz neben Olafson traf. Der Typ auf dem Laster hatte sich jetzt warmgeschossen. Banquo nahm Olafson die Schrotflinte aus der Hand, riss sie in einer fließenden Bewegung nach vorn und feuerte. Auf der Ladefläche des Lasters gab es eine weiße Explosion. Banquo ließ die Schrotflinte los und griff nach seinem Gewehr. Durch die dicke weiße Pulverwolke hindurch konnte der Typ auf dem Laster unmöglich etwas sehen, aber aus der Dunkelheit erhob sich, wie ein unerwünschter Geist, die von Flutern angestrahlte weiße marmorne Kenneth-Statue. Banquo zielte auf den Hinterreifen und drückte den Abzug. Volltreffer.

Der Laster raste von einer Seite zur anderen, ein Vorderreifen schob

sich auf die Randerhebung, ein Hinterreifen traf die Kante, und die Seite des ZIS-5 schleifte am stahlverstärkten Brückenzaun entlang. Das Kreischen von Metall auf Metall übertönte das Motorgeheul des Wagens. Unglaublicherweise schaffte es der Fahrer jedoch, den schweren Laster wieder auf die Fahrbahn zu bekommen.

»Fahr bloß nicht über die verdammte Grenze!«, brüllte Banquo.

Die letzten Gummireste hatten sich von den Hinterreifen des Lasters gelöst, und eine Funkenfontäne stob in den Nachthimmel. Der ZIS-5 geriet neuerlich ins Schlingern. Der Fahrer versuchte verzweifelt, gegenzusteuern, aber diesmal hatte er keine Chance. Der Wagen brach aus, schoss über den Asphalt. Er war so gut wie an der Grenze angelangt, als die Reifen wieder Halt fanden und den Laster von der Straße trugen. Zwölf Tonnen sowjetischen Militärgeräts trafen Chief Commissioner Kenneth direkt unter der Gürtellinie, rissen ihn von seinem Sockel und schleiften die Statue sowie zehn Meter Stahlzaun mit sich, bevor sie über die Kante flogen. Angus hatte es geschafft, den Transit anzuhalten, und in der plötzlichen Stille beobachtete Banquo, wie sich der mondbeschienene Kenneth im Sturz langsam um sein eigenes Kinn drehte. Hinter ihm folgte der ZIS-5, Motorhaube voran, mit einem Schweif aus weißem Puder, wie ein verfluchter Amphetamin-Komet.

»Mein Gott ...«, flüsterte der Polizist.

Es schien eine Ewigkeit zu dauern, bis Statue und Wagen ins Wasser eintauchten und es für einen Augenblick weiß färbten. Auch das Geräusch des Aufpralls erreichte Banquo mit Verzögerung.

Dann kehrte die Stille zurück.

Sean stand vor dem Clubhaus, trat von einem Fuß auf den anderen und startete durch das Tor.

Kratzte sich am NORSE RIDER BIS ZUM TOD-Tattoo auf seiner Stirn. Das letzte Mal war er im Kreißsaal so nervös gewesen. War es nicht mal wieder typisch, dass Colin und er die kürzeren Strohhalme gezogen hatten und ausgerechnet in der Nacht Wache halten mussten, in der es wirklich zur Sache ging? Man hatte es ihnen nicht erlaubt, mitzufahren und den Stoff abzuholen, und bei der Party durften sie auch nicht mitfeiern.

»Meine Alte will das Kind nach mir benennen«, sagte Sean, hauptsächlich zu sich selbst.

»Glückwunsch«, erwiderte Colin tonlos und zupfte an seinem Walross-Schnurrbart. Der Regen perlte von seiner leuchtenden Glatze ab.

»Danke«, sagte Sean. Eigentlich hatte er beides nicht gewollt. Weder das Tattoo, das er ein Leben lang nicht mehr loswerden würde, noch ein Kind, für das dasselbe galt. Freiheit. Das war es doch, was so ein Leben auf dem Motorrad versprach, oder? Aber erst hatte der Club seine Vorstellung von Freiheit verändert, dann Betty. Wirklich frei kann man nur sein, wenn man irgendwohin gehört, wenn man wahre Solidarität empfindet.

»Da sind sie«, sagte Sean. »Scheint alles gut gelaufen zu sein, was?«

»Zwei fehlen«, entgegnete Colin, spuckte seine Zigarette aus und öffnete das hohe, mit Stacheldraht bewehrte Tor.

Das erste Motorrad hielt vor ihnen an. Hinter dem gehörnten Helm ertönte ein dröhnender Bass. »Die Cops haben uns in einen Hinterhalt gelockt, die Zwillinge kommen deshalb ein bisschen später.«

»Okay, Boss!«, sagte Colin.

Die Motorräder knatterten eins nach dem anderen durchs Tor. Einer der Jungs reckte den Daumen hoch. Gut, der Stoff war in Sicherheit, der Club gerettet. Sean atmete erleichtert auf. Die Maschinen rollten über den Hof, vorbei an dem schuppenartigen kleinen Holzhaus, auf dem das Norse-Riders-Logo prangte, und verschwanden in der großen Garage. Im Schuppen war bereits der Tisch gedeckt. Sweno hatte entschieden, den Deal mit einem Besäufnis zu feiern, und nach einigen Minuten hörte Sean, wie im Haus die Musik angestellt wurde und das erste Triumphgebrüll losbrach.

»Wir sind reich.« Sean lachte. »Weißt du, wo sie den Stoff hinbringen?« Colin antwortete nichts, verdrehte bloß die Augen.

Er wusste es nicht. Niemand wusste es. Nur Sweno. Und die im Laster natürlich. So war es am besten.

»Da kommen die Zwillinge«, sagte Sean und öffnete wieder das Tor.

Die Motorräder passierten langsam, beinahe zögerlich, die Hügelkuppe und näherten sich ihnen.

»Hi, João, was ist denn pass...«, begann Sean, aber die Maschinen fuhren ohne anzuhalten an ihnen vorbei durchs Tor.

Schließlich hielten die Zwillinge mitten im Hof, als hätten sie vor, ihre

Maschinen dort stehen zu lassen. Dann nickte einer von ihnen der offenen Garagentür zu, und sie fuhren hinein.

»Hast du João's Visier gesehen?«, fragte Sean. »Da war ein Loch drin.«
Colin seufzte schwer.

»Im Ernst, Mann!«, sagte Sean. »Direkt in der Mitte. Ich will wissen, was da unten am Hafen wirklich passiert ist.«

»Hey, Sean ...«

Aber Sean war schon weg, lief über den Hof und betrat die Garage. Die Zwillinge waren abgestiegen. Beide standen mit dem Rücken zu ihm, trugen immer noch ihre Helme. Einer von ihnen hielt die Tür, die von der Garage direkt ins Clubhaus führte, einen Spaltbreit offen. Als wolle er selbst nicht gesehen werden, aber schon mal schauen, wie die Party lief. João, Seans bester Kumpel, stand neben seinem Motorrad. Er hatte das Magazin aus seiner AK-47 entfernt und schien zu zählen, wie viele Kugeln noch übrig waren. Sean klopfte ihm auf den Rücken. Das musste ihn ziemlich erschreckt haben, denn er wirbelte herum.

»Was ist mit deinem Visier passiert, João? Steinsplitter abgekrüegt, was?«

João antwortete nicht, schien zu sehr damit beschäftigt, das Magazin zurück in die AK-47 zu stecken. Dabei stellte er sich merkwürdig ungeschickt an. Und noch etwas war merkwürdig. Er schien ... größer zu sein. Als wenn hier gar nicht João stand, sondern ...

»Scheiße!«, brüllte Sean, trat einen Schritt zurück und griff nach seinem Gürtel. Ihm war klar geworden, was das Loch im Visier zu bedeuten hatte und dass er seinen besten Kumpel nicht wiedersehen würde. Sean zog seine Waffe, entsicherte sie und wollte sie gerade auf den Mann richten, der immer noch mit der AK-47 zu kämpfen hatte, als ihn etwas an der Schulter traf. Automatisch schwenkte er die Waffe in die Richtung, aus der der Schlag gekommen war. Aber dort war niemand. Nur der Typ in der Norse-Riders-Jacke, der bei der Tür stand. Augenblicklich wich alle Kraft aus seiner Hand, und er ließ die Waffe fallen.

»Keinen Mucks«, sagte eine Stimme hinter ihm.

Sean drehte sich wieder um.

Die AK war auf ihn gerichtet, und in dem angeschlagenen Visier sah er die Spiegelung eines Dolches, der aus seiner Schulter ragte.

Duff drückte die Mündung der AK gegen das Tattoo auf der Stirn des Mannes. Schaute in sein fassungsloses, hässliches Gesicht. Sein Finger drückte den Abzug, nur eine Winzigkeit ... Er hörte das Rasseln seines eigenen Atems im Inneren des Helms und wie sein Herz unter der etwas zu engen Lederjacke hämmerte.

»Duff«, sagte Macbeth an der Tür zum Clubhaus. »Ganz ruhig jetzt.«

Duff drückte den Abzug noch ein weiteres Stück.

»Hör auf«, sagte Macbeth. »Diesmal nehmen *wir* eine Geisel.«

Duff ließ den Abzug los.

Das Gesicht des Mannes war weiß wie ein Laken. Aus Angst oder wegen des Blutverlusts. Wegen beidem vermutlich. Seine Stimme zitterte. »Wir retten keine ...«

Duff schlug ihm den Lauf gegen die Stirn. Hinterließ einen Streifen, der einen Augenblick lang ebenso weiß leuchtete wie Duffs eigenes Markenzeichen. Dann füllte er sich mit Blut.

»Du hältst die Klappe, mein Sohn, dann wird alles gut«, sagte Macbeth, der zu ihnen getreten war. Er schnappte sich die langen Haare des jungen Mannes, riss ihm den Kopf zurück und legte ihm die Klinge seines zweiten Dolchs an die Kehle. Dann schob er ihn voran Richtung Clubhaustür. »Bereit?«

»Denk dran, Sweno gehört mir«, sagte Duff und schaute noch einmal nach, ob das geschwungene Magazin auch wirklich richtig in der Waffe saß, bevor er Macbeth und dem Norse Rider folgte.

Macbeth stieß die Tür auf und betrat den Raum mit der Geisel vor sich und Duff dicht im Nacken. Grinsend und brüllend hockten die Norse Riders an einem langen Tisch in dem großen, offenen Clubraum, der bereits mit dichtem Rauch gefüllt war. Alle kehrten der Wand mit den drei Türen, die aus dem Raum hinausführten, den Rücken zu. Vermutlich eine Clubregel. Duff schätzte ihre Zahl auf etwa zwanzig. Die Musik war laut aufgedreht. Die Stones. *Jumpin Jack Flash*.

»Polizei!«, schrie Duff. »Keiner rührt sich, oder mein Kollege wird diesem netten jungen Mann die Kehle durchschneiden.«

Die Zeit schien unvermittelt stillzustehen, und Duff sah, wie der Mann am Kopf der Tafel seinen Kopf wie in Zeitlupe hob. Ein rotes Schweinegesicht mit großen Nüstern und Zöpfen, die so straff geflochten

waren, dass sie die Augen zu zwei engen, hasserfüllten Strichen in die Länge zogen. Aus seinem Mundwinkel hing ein langer, dünner Zigarillo. Sweno.

»Wir retten keine Geiseln«, sagte er.

Der junge Mann verlor das Bewusstsein und sackte in sich zusammen.

In den nächsten zwei Sekunden erstarrte der gesamte Raum, und nur noch die Rolling Stones waren zu hören.

Bis Sweno einen Zug von seinem Zigarillo nahm. »Schnappt sie euch«, sagte er.

Duff registrierte mindestens drei Norse Riders, die exakt gleichzeitig reagierten, und drückte auf den Abzug seiner AK-47. Hielt drauf. Versprühte Bleigeschosse vom Kaliber 7,62 Millimeter, die Flaschen zerschlugen, den Tisch durchlöcherten, die Wand trafen, Fleisch zerfetzten und schließlich auch Mick Jagger zwischen zwei laut geplärrten Silben stoppten. Neben ihm hatte Macbeth nach den zwei Glocken gegriffen, die er den beiden toten Norse Riders am Kai abgenommen hatte. Zusammen mit ihren Jacken, Helmen und Motorrädern. Duffs Waffe fühlte sich in seiner Hand warm und weich an, wie eine Frau. Eine Lampe nach der anderen zerbarst, und Dunkelheit senkte sich allmählich über den Raum. Als Duff schließlich den Finger vom Abzug nahm, schwebten Staub und Federn in der Luft, und eine einzelne Lampe schwang an der Decke hin und her, sodass die Schatten wie flüchtende Geister über die Wände jagten.

3

»Ich habe mich umgesehen, und im Halbdunkel lagen diese Norse-Rider-Typen auf dem Boden verstreut, mit dem Gesicht nach unten«, sagte Macbeth. »Blut, zerbrochenes Glas und leere Patronenhülsen.«

»Heiland!« Angus' gelallter Ausruf übertönte das angeregte Gerede im Bricklayers Arms, dem Stammlokal der SWATs hinterm Bahnhof. In den glasigen blauen Augen, mit denen er Macbeth anblickte, schien echte Bewunderung zu liegen. »Ihr habt sie einfach vom Erdboden weggefeegt. Wahnsinn! Prost!«

»Na, na, als verhinderter Priester sollten Sie aber auf Ihre Ausdrucksweise achten«, sagte Macbeth. Als die achtzehn anwesenden SWAT-Beamten ihre Bierkrüge hoben, um auf ihn anzustoßen, lächelte er jedoch, schüttelte den Kopf und hob ebenfalls sein Glas. Er trank einen langen Schluck und schaute zu Olafson hinüber, der einen der schweren Bricklayers-Arms-Krüge in seiner linken Hand hielt. »Tut's weh, Olafson?«

»Beim Gedanken daran, dass einem von denen jetzt auch ordentlich die Schulter brennt, geht's gleich besser«, lispelte Olafson und rückte schüchtern die Armschlinge zurecht, während die anderen in lautes Gelächter ausbrachen.

»Wirklich in Gang gebracht haben die Sache Banquo und unser Olafson hier«, sagte Macbeth. »Ich habe diesen beiden Künstlern nur den Scheinwerfer gehalten, wie ein gottverdammter Assistent beim Fotografen.«

»Erzählen Sie weiter«, sagte Angus. »Sie und Duff, Sie hatten also alle Norse Riders vor sich auf dem Boden liegen. Was ist dann passiert?« Er schob sich die blonden Haare hinter die Ohren.

Macbeth betrachtete die erwartungsvollen Gesichter am Tisch und tauschte einen Blick mit Banquo, bevor er fortfuhr. »Einige haben geschrien, sie würden sich ergeben. Der Staub hat sich gelegt, und die Musikanlage war in tausend Stücke zerschossen, also war's endlich ruhig. Aber auch dunkel, und die ganze Situation war ziemlich unklar. Duff und

ich haben von unserem Ende des Raums aus angefangen, sie zu kontrollieren. Es gab keine Todesfälle, aber eine ganze Reihe von ihnen brauchten medizinische Versorgung, um es mal vorsichtig auszudrücken. Duff hat geschrien, er könne Sweno nicht finden.« Macbeth fuhr mit einem Finger über sein beschlagenes Glas. »Mir fiel eine Tür hinter dem Tisch auf, da, wo Sweno gesessen hatte. In dem Moment hörten wir auch schon, wie Motorräder gestartet wurden. Also haben wir die anderen liegen lassen und sind raus auf den Hof. Da haben wir dann die drei Maschinen gesehen, die gerade zum Tor rausfahren. Eins davon war rot, das von Sweno. Und der Wächter, so ein glatzköpfiger Typ mit Schnurrbart, ist auf seine Maschine gesprungen und den anderen hinterher. Duff war fuchsteufelswild, wollte die Verfolgung aufnehmen, aber ich hab ihn dran erinnert, dass da ein paar schwer verletzte Leute im Haus lagen ...«

»Haben Sie etwa geglaubt, dass ihn das aufhalten würde?«, fragte eine leise Stimme. »Dass er auf irgendwelche blutenden Arschlöcher Rücksicht nehmen würde, statt Sweno in die Finger zu kriegen?«

Macbeth drehte sich um. Die Stimme kam aus der Nische nebenan, und das Gesicht des Mannes, zu dem sie gehörte, lag im Schatten unter dem Regal, auf dem die Dart-Pokale des Clubs standen.

»Glauben Sie, Duff schert sich um das Leben einiger gewöhnlicher Leute, wenn eine echte Heldentat zum Greifen nahe ist?« Im Schatten wurde ein Bierkrug gehoben. »Immerhin muss man ja auch an die Karriere denken.«

An Macbeths Tisch war es still geworden.

Banquo hustete. »Zur Hölle mit der Karriere. Wir bei den SWATs lassen keine hilflosen Leute sterben, Seyton. Wir wissen ja nicht, wie das bei euch im Rauschgift läuft.«

Seyton beugte sich vor, und Licht fiel auf sein Gesicht. »Bei uns im Rauschgift weiß auch keiner, wie es läuft, das ist ja das Problem, wenn man einen Chef hat wie Duff. Aber ich will Ihre Geschichte nicht unterbrechen, Macbeth. Sie sind also wieder rein und haben sich erst mal um die Verletzten gekümmert?«

»Sweno ist ein Mörder, der wieder töten würde, wenn er die Chance bekäme.« Macbeth hielt Seytons Blick stand. »Und Duff fürchtete, sie würden über die Brücke entkommen.«

»Ich hatte Angst, sie würden über die Brücke entkommen, wie es der Laster ja auch versucht hatte«, sagte Duff. »Also sind wir wieder auf die Motorräder gesprungen. Wir sind losgerast, so schnell wir konnten. Und noch ein bisschen schneller. Eine falsch eingeschätzte Kurve auf der nassen Fahrbahn und ...« Duff schob im Lyon's die goldene, nur halb aufgeessene Crème brûlée über das Tisch Tuch aus Damast, nahm die Champagnerflasche aus dem Kühler und füllte die Gläser seiner drei Zuhörer auf. »Nach der ersten dieser wahnsinnig engen Kurven ganz unten im Tal hab ich die Rücklichter von vier Motorrädern gesehen und Vollgas gegeben. Im Rückspiegel hab ich festgestellt, dass Macbeth immer noch hinter mir war.«

Duff warf Chief Commissioner Duncan einen verstohlenen Blick zu, um zu sehen, ob sein Bericht gut aufgenommen wurde. Das sanfte, freundliche Lächeln auf dessen Gesicht war jedoch schwer zu interpretieren. Duncan hatte den eigenmächtigen Einsatz jener Nacht immer noch nicht direkt kommentiert. Aber war die Tatsache, dass er zu dieser kleinen Feier erschienen war, nicht bereits eine Art Anerkennung? Vielleicht. Das Schweigen des Chief Commissioners verunsicherte Duff trotzdem. Mit dem blassen rothaarigen Chef der Antikorruptionseinheit fühlte er sich deutlich wohler: Inspector Lennox lehnte sich wie üblich voller Begeisterung über den Tisch und hing an seinen Lippen. Auch die Chefin der Kriminaltechnik, Caithness, gab ihm mit ihren großen grünen Augen zu verstehen, dass sie ihm jedes einzelne Wort glaubte.

Duff stellte die Flasche ab. »Auf dem Straßenabschnitt vor dem Tunnel konnten Macbeth und ich nebeneinander fahren, und die Rücklichter vor uns kamen immer näher. Als wären sie langsamer geworden. Ich konnte die Hörner auf Swenos Helm erkennen. Aber dann ist was Unerwartetes passiert.«

Duncan schob sein Champagnerglas neben Duffs Rotweinglas, und dieser wusste nicht, ob er das als Gespanntheit oder als Ungeduld auslegen sollte. »Zwei der Motorräder bogen direkt hinter der Bushaltestelle ab, an der Ausfahrt nach Forres, und die zwei anderen fuhren weiter auf den Tunnel zu. Wir waren Sekunden von der Kreuzung entfernt, und ich musste eine Entscheidung treffen.«

Duff legte besondere Betonung auf das Wort *Entscheidung*. So klang es gewichtig, nach einem mentalen Prozess, für den man Charakterstärke

benötigte und eine echte Führungspersönlichkeit sein musste. Die Art von Führungspersönlichkeit, die der Chief Commissioner brauchte, wenn er den künftigen Chef des neu gegründeten Dezernats für Organisierte Kriminalität ernannte. Das DOK war eine Zusammenlegung von Rauschgiftdezernat und Bandendezernat, eine logische Verschmelzung, denn das Drogengeschäft der gesamten Stadt hatten Hecate und die Norse Riders inzwischen unter sich aufgeteilt und alle anderen Banden geschluckt. Die Frage war, wer die Einheit leiten würde, Duff oder Cawdor, der erfahrene Chef des Bandendezernats, der ein verdächtig großes und vollständig abbezahltes Haus im Westteil der Stadt besaß. Das Problem war, dass Cawdor über viele Unterstützer im Stadtrat und unter Kenneths alten Verschwörern im Polizeihauptquartier verfügte. Und obwohl alle wussten, dass es Duncans erklärte Absicht war, die zahlreichen Cawdors loszuwerden, musste er politisches Fingerspitzengefühl beweisen, um im Hauptquartier nicht die Kontrolle zu verlieren. Klar war nur, dass einer von beiden, Cawdor oder Duff, am Ende als Sieger hervorgehen und der andere ohne eigene Einheit dastehen würde.

»Ich hab Macbeth signalisiert, dass wir den beiden nach Forres folgen sollten.«

»Wirklich?«, fragte Lennox. »Aber damit war doch klar, dass die anderen beiden die Bezirksgrenze überqueren würden?«

»Ja, das war das Dilemma. Aber Sweno ist ein schlauer Fuchs. Schickte er zwei Männer als Lockvögel nach Forres und fuhr selbst über die Grenze? Schließlich war er der einzige Norse Rider, gegen den wir wirklich etwas in der Hand haben. Oder rechnete er damit, dass wir genau das glaubten, und tat deshalb das Gegenteil?«

»Haben wir?«, fragte Lennox.

»Haben wir *was*?« Duff versuchte sich nicht anmerken zu lassen, wie sehr ihn die Unterbrechung ärgerte.

»Etwas gegen Sweno in der Hand? Das Stoke-Massaker ist verjährt, soweit ich weiß.«

»Die zwei Postüberfälle in Distrikt 1 vor fünf Jahren«, entgegnete Duff ungeduldig. »Wir haben Swenos Fingerabdrücke und alles.«

»Und bei den anderen Norse Riders?«

»Null Komma nichts. Und in dieser Nacht haben wir auch nichts

bekommen, weil sie alle Helme aufhatten. Na jedenfalls, als wir dann nach Forres abgebogen sind, sahen wir den Helm ...«

»Das Stoke-Massaker?«, fragte Caithness.

Duff stöhnte auf.

»Damals waren Sie wahrscheinlich noch nicht mal geboren«, sagte Duncan freundlich. »Die Geschichte begann in Capitol, gleich nach dem Krieg. Swenos Bruder sollte als Deserteur verhaftet werden und war dumm genug, eine Waffe zu ziehen. Die beiden Kollegen, die da waren, um ihn festzunehmen, hatten beide den Krieg im Schützengraben verbracht und haben ihn an Ort und Stelle ausgeschaltet. Sweno hat seinen Bruder dann mehrere Monate später in Stoke gerächt. Er ist auf das örtliche Revier gegangen und hat vier Polizeibeamte erschossen, zu denen auch eine schwangere Kollegin gehörte. Sweno ist danach vom Radar verschwunden, und als er wieder auftauchte, war der Fall verjährt. Bitte, Duff, erzählen Sie weiter.«

»Vielen Dank. Ich hab mir gedacht, dass sie vermutlich nicht mitbekommen hatten, dass wir ihnen so dicht auf den Fersen waren und Swenos Helm sehen konnten, als wir Richtung Forres und zur alten Brücke gefahren sind. Ein paar Kilometer weiter haben wir sie jedenfalls eingeholt. Das heißt, Macbeth feuerte zweimal in die Luft, als sie noch ein gutes Stück voraus waren, und da haben sie angehalten. Wir haben ebenfalls gestoppt. Das Tal lag schon hinter uns, deshalb hat es da auch nicht geregnet. Gute Sicht, Mondschein, fünfzig bis sechzig Meter zwischen uns. Ich hatte meine AK-47 gezogen und hab ihnen gesagt, dass sie absteigen und fünf Schritte auf uns zukommen sollten. Dann sollten sie sich auf die Fahrbahn knien und die Hände hinter den Kopf halten. Das haben sie auch getan, und wir sind abgestiegen und auf sie zugegangen.«

Duff schloss die Augen.

Er sah sie jetzt vor sich. Sie knieten. Duffs Lederjacke knarzte, als er auf sie zuing. Ein einzelner Regentropfen hing an seinem geöffneten Visier, am äußeren Rand seines Gesichtsfelds. Er würde fallen. Bald.

»Es war vielleicht noch ein Abstand von zehn bis fünfzehn Schritten zwischen uns, als Sweno eine Waffe zog«, sagte Macbeth. »Duff hat sofort

reagiert. Hat abgedrückt, Sweno dreimal in die Brust getroffen. Er war tot, bevor sein Helm auf dem Boden aufkam. Aber in der Zwischenzeit hatte auch der zweite Mann nach seiner Waffe gegriffen und auf Duff angelegt. Zum Glück hat er es jedoch nicht geschafft, den Abzug zu drücken.«

»Scheiße«, rief Angus. »Sie haben ihn erschossen, oder?«

Macbeth lehnte sich zurück. »Mit dem Dolch erwischt.«

Banquo musterte seinen direkten Vorgesetzten.

»Beeindruckend«, flüsterte Seyton im Halbdunkel. »Andererseits hat Duff schneller reagiert als Sie, in dem Augenblick, als Sweno nach seiner Waffe griff, oder? Ich hätte gewettet, Sie wären der Schnellere, Macbeth.«

»Tja, da haben Sie sich geirrt«, sagte Macbeth. Was sollte das, worauf war Seyton aus? »Genau wie Duff sich geirrt hatte«, sagte Macbeth und hob seinen Bierkrug an die Lippen.

»Ich habe einen Fehler gemacht«, sagte Duff und gab dem Kellner ein Zeichen, dass er eine weitere Flasche Champagner bringen solle. »Natürlich nicht, was die Schüsse anbelangt. Aber als es darum ging, zu entscheiden, welchen Motorrädern wir folgen sollten.«

Der Oberkellner kam an den Tisch und informierte sie leise darüber, dass das Lokal leider schließen müsse und es illegal sei, nach Mitternacht Alkohol auszuschenken. Es sei denn, dass der Chief Commissioner ...

»Danke, nein«, sagte Duncan, der sehr gut verschmitzt lächeln und gleichzeitig tadelnd die Augenbrauen hochziehen konnte. »Wir halten uns ans Gesetz.«

Der Kellner zog sich zurück.

»Eine falsche Entscheidung treffen manchmal auch die Besten von uns«, sagte Duncan. »Wann ist es Ihnen klar geworden? Als Sie den Helm abgenommen haben?«

Duff schüttelte den Kopf. »Unmittelbar davor, als ich neben dem Toten niedergekniet bin und zufällig einen Blick auf sein Motorrad geworfen habe. Es war nicht Swenos Maschine, der Säbel war nicht da. Und die Riders tauschen niemals ihre Motorräder.«

»Aber sie tauschen ihre Helme?«

Duff zuckte mit den Schultern. »Ich hätte es wissen müssen. Schließlich

hatten Macbeth und ich gerade denselben Trick angewandt. Sweno hatte die Helme gewechselt, und sie sind extra langsam gefahren, damit wir sehen konnten, dass der Rider mit dem Helm nach Forres abgebogen war. Er selbst ist durch den Tunnel gefahren und über die Brücke entkommen.«

»Clever gemacht, ohne Zweifel«, sagte Duncan. »Zu schade, dass seine Leute nicht auch so clever waren.«

»Was meinen Sie?«, fragte Duff und schaute auf das Lederheft mit der Rechnung hinab, das der Kellner vor ihm abgelegt hatte.

»Warum richten sie ihre Waffen auf Polizisten, wenn sie doch genau wissen – wie Sie selbst gesagt haben –, dass wir ausschließlich gegen Sweno Beweise in der Hand haben? Sie hätten sich einfach festnehmen lassen können und das Revier ein paar Stunden später als freie Männer wieder verlassen.«

Duff zuckte mit den Schultern. »Vielleicht haben sie nicht geglaubt, dass wir Polizisten waren. Vielleicht hielten sie uns für Hecates Leute und glaubten, wir wollten sie umbringen.«

»Oder, wie der Chief Commissioner sagt«, warf Lennox ein, »sie waren einfach nur blöd.«

Duncan kratzte sich am Kinn. »Wie viele Norse Riders haben wir in Haft genommen?«

»Sechs«, sagte Duff. »Als wir zum Clubhaus zurückkamen, waren nur noch die wirklich schwer Verwundeten da.«

»Ich hätte nicht gedacht, dass Gangs wie die Norse Riders dem Feind ihre Verwundeten überlassen.«

»Sie wussten, dass sie auf diese Weise schneller medizinische Hilfe bekommen würden. Sie werden jetzt im Krankenhaus behandelt, aber wir gehen davon aus, dass wir morgen noch weitere in Gewahrsam nehmen können. Und dann werden sie über Sweno befragt. Ganz egal, was für Schmerzen sie haben. Wir finden ihn, Sir.«

»Schön. Viereinhalb Tonnen Amphetamin. Das ist eine Menge«, sagte Duncan.

»Allerdings.« Duff lächelte.

»So viel, dass Sie sich vielleicht doch fragen sollten, warum Sie mich nicht im Vorfeld über Ihren Einsatz verständigt haben.«

»Die Zeit«, erwiderte Duff rasch. Er hatte sich genau überlegt, wie er

die unvermeidliche Frage beantworten würde. »Es war nicht genug Zeit zwischen dem Tipp und dem Zugriff. Als Chef der Einheit musste ich abwägen – den ordnungsgemäßen Dienstweg gegen das Risiko, nicht verhindern zu können, dass viereinhalb Tonnen Amphetamin ihren Weg zur Jugend dieser Stadt finden.«

Duff stellte fest, dass Duncan ihn nachdenklich betrachtete. Der Zeigefinger des Chief Commissioners fuhr immer wieder über die Spitze seines Kinns. Dann befeuchtete er sich die Lippen.

»Es hat auch viel Blutvergießen gegeben. Die Brücke ist stark beschädigt. Sämtliche Fische im Fluss sind jetzt vermutlich Junkies. Und Sweno ist immer noch auf freiem Fuß.«

Duff fluchte im Stillen. Dieser scheinheilige, arrogante Idiot musste natürlich das düstere Gesamtbild beschwören.

»Aber«, sagte der Chief Commissioner, »sechs Norse Riders sitzen in Haft. Und wenn wir uns in den nächsten Wochen alle ein bisschen beschwingter fühlen, nachdem wir frischen Fisch gegessen haben, ist das immer noch besser, als wenn der Stoff bei unserem Nachwuchs landet. Oder ...« Duncan nahm die Champagnerflasche. »In der Asservatenkammer.«

Lennox und Caithness lachten. Es war allgemein bekannt, dass aus der Asservatenkammer des Hauptquartiers immer noch unkontrolliert beschlagnahmte Beweismittel verschwanden.

»Also«, sagte Duncan und hob sein Glas. »Gute Polizeiarbeit, Duff.«

Duff blinzelte zweimal. Sein Herz schlug rasch und leicht. »Vielen Dank«, sagte er und leerte sein Glas.

Duncan schnappte sich das Lederheft. »Das geht auf mich.« Er nahm die Rechnung, hielt sie eine Armlänge von sich entfernt und kniff die Augen zusammen. »Auch wenn ich nicht erkennen kann, ob das überhaupt unsere Rechnung ist.«

»Wer kann das schon!«, sagte Lennox mit einem steifen Lächeln, als niemand lachte.

»Lassen Sie mich«, sagte Caithness, nahm die Rechnung und setzte sich ihre Hornbrille auf. Duff wusste, dass sie sie nicht brauchte. Sie trug sie nur, um ein paar Jahre älter zu wirken und von ihrem Äußeren abzulenken. Duncan hatte Mut bewiesen, als er ihr die kriminaltechnische Abteilung übergeben hatte. Nicht, weil irgendjemand an ihrer beruflichen Kompetenz

zweifelte – sie war die beste Kadettin an ihrer Polizeischule gewesen und hatte zudem noch Chemie und Physik studiert. Aber sie war jünger als alle anderen Abteilungschefs, dazu Single und so gut aussehend, dass zwangsläufig Zweifel an seinen Motiven aufkommen mussten. Die Kerzenflammen ließen ihre lachenden Augen ebenso schimmern wie ihre feuchten Lippen und ihre leuchtend weißen Zähne. Duff schloss die Augen. Die glitzernde Fahrbahn, die Geräusche der Reifen auf der nassen Straße. Die knallenden Schüsse. Das Blut, das zu Boden gespritzt war, als der Mann sich den Dolch aus dem Hals gerissen hatte. Es war, als würde eine Hand Duffs Brust zusammendrücken. Rasch öffnete er die Augen und schnappte nach Luft.

»Alles okay?« Lennox hielt eine Wasserkaraffe über Duffs Glas. »Trinken Sie das, Duff, um den Champagner zu verdünnen. Sie müssen ja noch fahren.«

»Kommt nicht infrage«, sagte Duncan. »Ich möchte nicht, dass meine Helden wegen Trunkenheit am Steuer verhaftet werden oder auf der Straße verunglücken. Für meinen Fahrer ist ein kleiner Umweg kein Problem.«

»Vielen Dank«, sagte Duff. »Aber Fife ...«

»... liegt mehr oder weniger auf meinem Weg«, sagte Duncan. »Und es sind Mrs Duff und Ihre beiden wunderbaren Kinder, die mir danken sollten.«

»Entschuldigen Sie mich«, sagte Duff, schob seinen Stuhl zurück und stand auf.

»Ein hervorragender Polizeibeamter«, sagte Lennox, während er Duff dabei zusah, wie er auf die Toilettentür am anderen Ende des Raumes zuschwankte.

»Duff?«, fragte Duncan.

»Der auch, aber ich dachte an Macbeth. Seine Resultate sind beeindruckend, seine Männer lieben ihn, und obwohl er schon unter Kenneth gearbeitet hat, wissen wir in der Antikorruptionseinheit, dass er wirklich eine weiße Weste hat. Zu schade, dass er rein formell nicht über die Qualifikationen für einen Posten in der höheren Leitungsebene verfügt.«

»Man muss nur die Polizeischule besucht haben, das ist die einzige

zwingende Voraussetzung. Denken Sie an Kenneth.«

»Ja, aber Macbeth ist eben keiner von uns.«

»Von uns?«

»Na ja.« Lennox hob mit trockenem Lächeln sein Champagnerglas. »Sie haben für die bisherigen Führungspositionen nur Kandidaten ausgewählt, die bekanntermaßen zur Elite gehören – ob uns das gefällt oder nicht. Wir kommen alle aus dem Westen der Stadt oder aus Capitol, haben einen Universitätsabschluss oder einen respektablen Familiennamen. Macbeth stammt ja eher aus dem einfachen Volk, wenn Sie wissen, was ich meine.«

»Ja, ich weiß. Hören Sie, mir macht es ein bisschen Sorge, wie unsicher Duff auf den Beinen war. Könnten Sie ...?«

Zum Glück war die Toilette menschenleer.

Duff zog sich den Hosenstall zu, stellte sich vor eines der Waschbecken, drehte einen Hahn auf und spritzte sich Wasser ins Gesicht. Er hörte, wie sich hinter ihm die Tür öffnete.

»Duncan schickt mich, um nach Ihnen zu sehen«, sagte Lennox.

»Mm. Was meinen Sie? Was denkt er?«

»Worüber?«

Duff zog ein Papiertuch aus dem Spender und trocknete sein Gesicht. »Darüber ... wie die Sache gelaufen ist.«

»Er denkt wahrscheinlich, was wir alle denken: Sie haben gute Arbeit geleistet.«

Duff nickte.

Lennox lachte leise vor sich hin. »Sie wollen den Posten als Chef des neuen Dezernats unbedingt haben, oder?«

Duff drehte den Hahn zu und seifte seine Hände ein, während er den Leiter der Antikorruptionseinheit im Spiegel ansah. »Finden Sie, dass ich zu ehrgeizig bin?«

»Es ist nicht verkehrt, wenn man die Karriereleiter hochklettern will.« Lennox lachte erneut. »Es ist nur lustig zu sehen, wie Sie sich dabei anstellen.«

»Ich bin qualifiziert, Lennox. Ist es da nicht meine Pflicht gegenüber dieser Stadt und mir selbst und der Zukunft meiner Kinder, dass ich mich für

den Posten ins Zeug lege, so gut ich kann? Soll ich das größte Dezernat einfach Cawdor überlassen? Wir wissen doch beide, dass er einiges an Dreck und Blut am Stecken haben muss, wenn er so lange unter Kenneth überlebt hat.«

»Aha«, sagte Lennox. »Sie treibt also die Pflichterfüllung? Kein persönlicher Ehrgeiz. Nun, wenn Sie so ein Heiliger sind, will ich Ihnen mal die Tür aufhalten.« Lennox verbeugte sich tief. »Ich nehme an, die Gehaltserhöhung und die damit verbundenen Privilegien werden Sie dann auch ausschlagen.«

»Das Gehalt, die Ehre und der Ruhm spielen für mich keine Rolle«, sagte Duff. »Aber die Gesellschaft belohnt denjenigen, der sich für sie einsetzt. Auf das Gehalt herabzublicken, würde bedeuten, auf die Gesellschaft herabzublicken.« Er betrachtete sein Gesicht im Spiegel. Woran erkannte man, dass jemand log? War es möglich, die Lüge zu erkennen, wenn man selbst glaubte, die Wahrheit zu sagen? Wie lange würde er dafür brauchen, sich selbst davon zu überzeugen, dass es die Wahrheit war – die Version, auf die sich Macbeth und er geeinigt hatten und die sie erzählen würden, wenn man sie fragte, wie sie die beiden Männer auf der Straße getötet hatten?

»Haben Sie Ihre Hände jetzt fertig gewaschen, Duff? Ich glaube, Duncan will nach Hause.«

Draußen vor dem Bricklayers Arms verabschiedeten sich die SWAT-Männer voneinander. »Treue und Brüderlichkeit«, sagte Macbeth mit lauter Stimme.

Die anderen antworteten ihm einstimmig und mal mehr, mal weniger lallend: »Mit Feuer getauft, in Blut vereint.«

Dann gingen sie in alle Himmelsrichtungen davon. Macbeth und Banquo nach Westen, vorbei an einem Straßenmusiker, der sein *Meet Me On The Corner* eher heulte als sang, und durch die verlassenen, heruntergekommenen Hallen und Gänge des Hauptbahnhofs. Ein merkwürdig warmer Wind wehte ihnen entgegen und trieb Müll zwischen den einst so schönen dorischen Säulen hindurch, die nach Jahren der Verschmutzung und Vernachlässigung langsam zerfielen.

»Also«, sagte Banquo. »Erzählst du mir jetzt, was wirklich passiert ist?«

»Erzähl du mir lieber von dem Laster und Kenneth«, sagte Macbeth.
»Neunzig Meter freier Fall!« Sein Gelächter hallte von der Backsteindecke wider.

Banquo lächelte. »Komm schon, Macbeth. Was ist da draußen auf der Landstraße passiert?«

»Haben die schon gesagt, wie lange die Brücke wegen der Reparaturarbeiten gesperrt bleiben wird?«

»Die andern kannst du vielleicht anfragen, aber nicht mich.«

»Wir haben sie erwischt, Banquo. Musst du sonst noch was wissen?«

»Muss ich?« Banquo wedelte mit der Hand vor seiner Nase, um den Gestank zu verschrecken, der von der Treppe zu den Toiletten kam. Darauf stand vornübergebeugt eine Frau unbestimmbaren Alters mit den Haaren im Gesicht und klammerte sich am Geländer fest.

»Nein.«

»Na schön«, sagte Banquo.

Macbeth blieb stehen und kniete sich vor einem Jungen hin, der mit einer Bettlertasse an der Wand hockte. Der Junge hob den Kopf. Er hatte eine schwarze Klappe über einem Auge, und das andere starrte benebelt ins Nichts wie in einem Traum. Macbeth legte einen Geldschein in seine Tasse und eine Hand auf seine Schulter. »Wie geht's?«, fragte er sanft.

»Macbeth«, sagte der Junge. »Sehen Sie ja.«

»Du kannst es«, sagte Macbeth. »Vergiss das nie. Du kannst aufhören.«

Die Stimme des Jungen schlitterte lallend von einem Vokal zum nächsten. »Und woher wissen Sie das?«

»Glaub mir, andere haben es auch geschafft.« Macbeth richtete sich wieder auf, und der Junge rief ihnen ein zittriges »Gott segne Sie, Macbeth« hinterher.

Sie gingen in die Hallen im östlichen Teil des Bahnhofs, wo eine verdächtige Stille herrschte, wie in einer Kirche. Die Junkies, die nicht an den Wänden oder auf den Bänken saßen, lagen oder standen, torkelten in einer Art langsamem Tanz durch die Gegend wie Astronauten in einem fremden Gravitationsfeld. Manche schauten die beiden Polizisten misstrauisch an, aber die meisten ignorierten sie einfach. Als hätten sie Röntgenaugen und längst festgestellt, dass ihnen die beiden nichts zu

verkaufen hatten. Die meisten waren so ausgemergelt und in so schleimem Zustand, dass man nicht genau sagen konnte, wie lange sie schon am Leben waren. Oder wie lange sie es im Grunde nicht mehr waren.

»Warst du nie in Versuchung, wieder anzufangen?«, fragte Banquo.

»Nein.«

»Die meisten Ex-Junkies träumen von einem letzten Schuss.«

»Ich nicht. Verschwinden wir hier.«

Sie gingen zur Treppe am westlichen Ausgang und blieben kurz stehen, bevor sie unter dem Dach hervortraten, das sie vor dem Regen schützte. Neben ihnen, auf schwarzen Schienen und einem niedrigen Sockel, ragte etwas auf, das im Dunkeln wie ein Urzeitmonster wirkte: Bertha, hundertzehn Jahre alt und die erste Lokomotive des Landes, Symbol für den Zukunftsoptimismus, der hier einst geherrscht hatte. Die breiten, majestätischen, sanft abfallenden Stufen führten hinab auf den finsternen, verlassenem Worker's Square, auf dem früher jede Menge los gewesen war, Marktbuden und hin und her eilende Reisende. Nun wirkte er geradezu gespenstisch, ein Platz, über den nur noch der Wind hinwegheulte. Am gegenüberliegenden Ende brannte Licht in einem altherwürdigen Backsteingebäude, in dem einst das National Railway Network seine Büros gehabt hatte. Nachdem der Zugverkehr eingestellt worden war, hatte es leer gestanden – bis es schließlich verkauft, renoviert und zum glamourösesten und elegantesten Gebäude gemacht worden war, das die Stadt heute noch aufzubieten hatte: zum Inverness-Casino. Banquo war nur einmal dort gewesen und hatte sofort gewusst, dass dieser Ort nicht das Richtige für ihn war. Oder, besser gesagt: *Er* war nicht das Richtige für diesen Ort gewesen. Er war wohl eher der Typ für den Obelisk, wo die Gäste nicht so gut gekleidet waren, die Drinks nicht so teuer und die Prostituierten nicht so schön und auch weniger diskret.

»Gute Nacht, Banquo.«

»Gute Nacht, Macbeth. Schlaf gut.«

Banquo sah, dass ein leichtes Zittern den Körper seines Freundes durchlief, dann leuchteten Macbeths weiße Zähne in der Dunkelheit. »Grüß Fleance von mir und sag ihm, dass sein Vater heute Nacht großartige Arbeit geleistet hat. Was hätte ich darum gegeben, Kenneth in freiem Fall von dieser Brücke segeln zu sehen ...«

Banquo hörte seinen Freund leise kichern, während er in der Finsternis und dem Regen des Worker's Square verschwand. Doch als sein eigenes Lachen verklungen war, fühlte er sich beklommen. Macbeth war nicht bloß ein Freund und Kollege, er war wie ein Sohn, ein Moses im Weidenkorb, den Banquo fast ebenso liebte wie Fleance. Deshalb wartete Banquo, bis er Macbeth auf der anderen Seite des Platzes wieder auftauchen und in das Licht treten sah, das über dem Eingang des Casinos brannte. Eine große Frau in langem rotem Kleid und mit flammend roten Haaren tauchte jetzt daraus auf, um ihn zu umarmen. Als hätte ein Geist sie vorgewarnt, dass ihr Liebster auf dem Weg zu ihr war.

Lady.

Vielleicht hatte sie von den Vorkommnissen dieses Abends Wind bekommen. Eine Frau wie Lady hätte es nicht so weit gebracht ohne Informanten, die ihr alles mitteilten, was sich unter der Oberfläche dieser Stadt abspielte.

Sie verharnten immer noch in ihrer Umarmung. Lady war eine wunderschöne Frau und früher womöglich noch schöner gewesen. Niemand schien zu wissen, wie alt sie war, aber Macbeths dreiunddreißig Jahren hatte sie eindeutig einige voraus. Doch vielleicht stimmte es ja, was man sagte: Wahre Liebe überwindet alle Hindernisse.

Vielleicht aber auch nicht.

Der alte Polizist drehte sich um und schlug den Weg nach Norden ein.

In Fife bog der Chauffeur des Commissioners, wie angewiesen, in die Einfahrt ein. Der Kies knirschte unter den Reifen des Wagens.

»Hier können Sie halten. Den Rest des Wegs gehe ich zu Fuß«, sagte Duff.

Der Chauffeur bremste. In der nun einsetzenden Stille konnten sie die Grillen und das Rauschen der Herbstbäume hören.

»Sie wollen sie nicht wecken«, sagte Duncan und schaute den Weg hinunter, wo ein kleines weißes Bauernhaus friedlich im Mondlicht lag. »Ich finde, da haben Sie vollkommen recht. Mögen unsere Lieben in Unwissenheit und Sicherheit schlafen. Ein schönes kleines Häuschen haben Sie hier.«

»Vielen Dank. Und entschuldigen Sie noch mal den Umweg.«

»Wir müssen alle mal einen Umweg in Kauf nehmen, Duff. Und wenn Sie das nächste Mal einen Tipp bekommen, wie jetzt mit den Norse Riders, dann nehmen Sie auch einen Umweg in Kauf und kommen zu mir. Okay?«

»Okay.«

Duncan fuhr sich mit dem Zeigefinger übers Kinn. »Unser Ziel ist es, aus dieser Stadt einen besseren Ort für alle zu machen, Duff. Aber das bedeutet, dass sämtliche positiven Kräfte zusammenarbeiten und daran denken müssen, was das Beste für die Gemeinschaft ist und nicht nur für sich selbst.«

»Natürlich. Ich würde gern noch sagen, dass ich bereit bin, jede Aufgabe zu übernehmen, sofern sie der Truppe und der Stadt dient, Sir.«

Duncan lächelte. »In diesem Fall wäre es an mir, Ihnen zu danken, Duff. Ach, eines noch ...«

»Ja?«

»Sie sagten, vierzehn Norse Riders einschließlich Sweno wären mehr gewesen, als Sie erwartet hatten. Und es wäre viel unauffälliger gewesen, wenn sie bloß ein, zwei Leute geschickt hätten, um den Laster abzuholen?«

»Ja.«

»Ist Ihnen mal der Gedanke gekommen, dass auch Sweno einen Tipp bekommen haben könnte? Womöglich hat er erwartet, dass Sie da sein würden. Insofern war Ihre Angst vor einer undichten Stelle vielleicht nicht unbegründet. Gute Nacht, Duff.«

»Gute Nacht.«

Duff machte sich auf den Weg zu seinem Haus, atmete den Geruch der Erde und des Grases ein, auf dem das abgefallene Laub lag. Dieser Gedanke war ihm durchaus schon gekommen, und nun hatte Duncan ihn ausgesprochen. Eine undichte Stelle. Ein Informant. Und er, Duff, würde ihn aufspüren. Er würde ihn schon am nächsten Tag aufspüren.

Macbeth lag mit geschlossenen Augen auf der Seite. Hinter sich hörte er ihren gleichmäßigen Atem und von unten, aus dem Casino, den Bass der Musik wie einen gedämpften Herzschlag. Das Inverness hatte die ganze Nacht geöffnet, aber inzwischen war es selbst für die manischsten Spieler

und die durstigsten Trinker reichlich spät. Draußen auf dem Flur gingen die Übernachtungsgäste vorbei und schlossen ihre Zimmer auf. Manche allein, andere mit ihren Ehefrauen oder -männern. Wieder andere in anderer Gesellschaft. Diesen Dingen schenkte Lady keine große Beachtung, solange sich die Frauen, die das Casino regelmäßig besuchten, an ihre ungeschriebenen Gesetze hielten. Sie mussten immer diskret, gepflegt, stets nüchtern, frei von Geschlechtskrankheiten und vor allem – das war das entscheidendste Kriterium – attraktiv sein. Einmal, kurz nachdem sie zusammengekommen waren, hatte Lady gefragt, warum er die Frauen nie ansah. Und gelacht, als er geantwortet hatte, dass er eben nur Augen für sie habe. Erst später war ihr klar geworden, dass er das ganz ernst meinte. Er musste sich nicht umdrehen, um sie zu sehen, ihre Züge waren in seine Netzhaut eingebrannt. Ganz gleich, wo er sich befand, er brauchte nur die Augen zu schließen, und schon war sie da. Es hatte niemanden vor Lady gegeben in seinem Leben. Gut, manche Frauen hatten sein Herz höherschlagen lassen, und definitiv hatten die Herzen mancher Frauen *seinetwegen* höhergeschlagen. Aber er war nie mit ihnen intim geworden. Und natürlich gab es die eine, die ihm das Herz gebrochen hatte. Als Lady das klar geworden war und sie ihn lachend gefragt hatte, ob sie bei ihm etwa an eine echte Jungfrau geraten sei, hatte er ihr seine Geschichte erzählt. Die Geschichte, die seitdem zwei Menschen kannten. Und dann hatte sie ihm ihre erzählt.

Hier in der Suite fühlte sich das Seidenlaken schwer und teuer an auf seinem nackten Körper. Wie ein Fieber, heiß und kalt zugleich. An ihrem Atem konnte er erkennen, dass sie wach war.

»Was ist los?«, flüsterte sie schläfrig.

»Nichts«, sagte er. »Ich kann bloß nicht schlafen.«

Sie kuschelte sich an ihn und strich ihm mit der Hand über Brust und Schultern. Manchmal, jetzt zum Beispiel, atmeten sie im völligen Gleichklang. Als wären sie ein und derselbe Organismus, wie siamesische Zwillinge, die sich eine Lunge teilten. Genau so hatte es sich damals angefühlt, als sie sich gegenseitig ihre Lebensgeschichten anvertraut hatten. Seitdem wusste er, dass er nicht mehr allein war.

Ihre Hand glitt an seinem Oberarm hinab, über die Tätowierungen und bis zum Unterarm, wo sie seine Narben streichelte. Auch von ihnen hatte er

ihr erzählt. Und von Lorreal. Sie hatten schlicht und einfach keinerlei Geheimnisse voreinander. Allerdings gab es einige schlimme Details, und er hatte sie angefleht, sie ihm zu ersparen. Sie liebte ihn, nur das war wichtig, nur das musste er wirklich über sie wissen. Er drehte sich auf den Rücken. Ihre Hand streichelte über seinen Bauch, hielt inne und wartete. Sie war die Königin. Und ihr Diener erhob sich gehorsam unter dem Seidenstoff.

Als Duff neben seine Frau ins Bett kroch, auf ihren gleichmäßigen Atem lauschte und die Wärme ihres Rückens spürte, kam es ihm vor, als verblassten die Erinnerungen an die zurückliegende Nacht bereits. Hier zu sein, hatte diese Wirkung auf ihn, das war schon immer so gewesen. Sie hatten sich kennengelernt, als er noch Student gewesen war. Sie stammte aus einer wohlhabenden Familie aus dem Westteil der Stadt, und auch wenn ihre Eltern anfänglich skeptisch gewesen waren, akzeptierten sie nach einer Weile den hart arbeitenden, ehrgeizigen jungen Mann. Außerdem kam Duff selbst aus einer respektablen Familie, wie sein Schwiegervater fand. Der Rest folgte beinahe automatisch. Hochzeit, Kinder, ein Haus in Fife, wo der Nachwuchs aufwachsen konnte, ohne die giftige Luft der Stadt einatmen zu müssen, der Berufseinstieg, die tägliche Schufterei. Lange Tage und die Aussicht auf Beförderung. Und die Zeit verrann. So war es eben. Sie war eine gute Ehefrau, dagegen konnte man nichts sagen. Klug, fürsorglich und loyal. Und er – war er etwa kein guter Ehemann? Sorgte er nicht für sie, legte er etwa nicht das Geld für die Ausbildung der Kinder zurück, hatte er etwa kein Häuschen am See gebaut? Nein, weder sie noch ihr Vater hatten Grund, sich zu beschweren. Er war, wie er war, daran konnte er nichts ändern. Wie auch immer, es sprach viel dafür, ein Zuhause zu haben, eine Familie, es gab einem Frieden. Dieses Leben hatte sein eigenes Tempo, seinen eigenen Ablauf, und dabei spielte es keine große Rolle, was draußen vor sich ging. Keine entscheidende Rolle. Und er brauchte diese Realität – oder eher, das Ausblenden der Realität –, das musste er haben. Dann und wann.

»Bist du also wieder nach Hause gekommen ...«, murmelte sie.

»Zu dir und den Kindern«, sagte er.

»... mitten in der Nacht.«

Er lag da und lauschte auf das Schweigen zwischen ihnen. Versuchte sich darüber klar zu werden, ob es etwas Gutes war oder etwas Schlechtes. Dann legte sie ihm zärtlich die Hand auf die Schulter, drückte ihre Fingerspitzen fürsorglich gegen seine müden Muskeln, und er wusste, dass sie sich entspannen würden.

Er schloss die Augen.

Und sah es wieder vor sich.

Den Regentropfen, der am Rand seines Visiers hing. Den Mann, der vor ihm kniete. Sich nicht rührte. Den Helm mit den Hörnern. Duff wollte etwas sagen, aber er konnte nicht. Stattdessen hob er die Waffe auf Schulterhöhe. Konnte der Mann sich nicht wenigstens bewegen? Bald würde der Regentropfen fallen.

»Duff«, sagte Macbeth hinter ihm. »Duff, nicht ...«

Der Tropfen fiel.

Duff feuerte. Feuerte noch einmal. Und noch einmal.

Drei Schüsse.

Der Mann, der vor ihm kniete, kippte zur Seite.

Die anschließende Stille war ohrenbetäubend. Er kauerte sich neben den Toten und nahm ihm den Helm ab. Es war, als würde man ihn mit einem Schwall Eiswasser übergießen, als er erkannte, dass es nicht Sweno war. Die Augen des jungen Mannes waren geschlossen; es sah aus, als würde er friedlich schlafend auf dem Boden liegen.

Duff drehte sich um, warf Macbeth einen Blick zu. Spürte, wie ihm die Tränen in die Augen schossen, und immer noch unfähig, etwas zu sagen, schüttelte er den Kopf. Macbeth nickte zur Antwort und zog dem anderen den Helm ab. Ebenfalls ein noch junger Mann. Duff spürte, wie ihm etwas die Kehle hinaufschoss, und schlug sich die Hände vors Gesicht. Unter seinem Schluchzen hörte er das Flehen des Mannes wie Möwenschreie über einer menschenleeren Ebene. »Nein, bitte! Ich habe nichts gesehen! Ich werde es niemandem sagen! Bitte, mir werden sowieso keine Geschworenen glauben. Ich ver...«

Die Stimme wurde abgeschnitten. Duff hörte, wie ein Körper auf der Fahrbahn aufschlug, ein tiefes Gurgeln, dann war alles still.

Er drehte sich um. Erst jetzt bemerkte er, dass der andere Mann weiße Sachen trug, die nun das Blut aufsogen, das aus dem Loch in seinem Hals

drang.

Macbeth stand hinter dem Mann, mit einem Dolch in der Hand. Seine Brust hob und senkte sich schwer. »So«, stieß er bitter aus. »Jetzt hab ich dir meine Schuld zurückgezahlt, Duff.«

Duff presste seine Fingerspitzen auf die Stelle, wo es wehtun würde. Die andere Hand hielt er dem Mann über den Mund, um seine Schreie abzudämpfen, und drückte ihn auf das Krankenhausbett hinunter. Verzweifelt zerrte der Typ an den Handschellen, die ihn ans Kopfende fesselten. Im hellen Tageslicht, das durch das Fenster strömte, konnte Duff in seinen schreckgeweiteten Augen unter dem NORSE RIDER BIS ZUM TOD-Tattoo auf seiner Stirn deutlich das Netzwerk aus Äderchen um die schwarzen, vergrößerten Pupillen erkennen. Duffs Zeige- und Mittelfinger färbten sich rot, während er sie unter dem Verband mit einem schmatzenden Geräusch direkt in die Schulterwunde presste.

Jede Aufgabe, dachte Duff, sofern sie der Truppe und der Stadt dient.

Dann wiederholte er die Frage: »Wer ist euer Informant bei der Polizei?«

Er zog seine Hand von der Schulter. Der Mann hörte auf zu schreien. Duff nahm ihm die andere Hand vom Mund. Aber er antwortete nicht.

Also riss Duff den Verband ab und drückte diesmal all seine Finger in die Wunde. Er wusste, er würde eine Antwort bekommen, es war nur eine Frage der Zeit. Ein Mann kann nur ein gewisses Maß an Schmerz ertragen, bis er aufgibt, bis er jeden tätowierten Schwur bricht und alles tut – absolut alles –, was er niemals für möglich gehalten hätte. Denn Verrat ist menschlich, ewige Treue nicht.

Es dauerte zwanzig Minuten.

Zwanzig Minuten von dem Moment, als Duff das Krankenzimmer betrat und seine Finger in die Schulterwunde des Mannes mit der tätowierten Stirn drückte, bis zu dem Augenblick, als er verblüfft wieder das Weite suchte – ausgestattet mit so vielen konkreten Informationen über das Wer, Wann und Wo, dass die betreffende Person es unmöglich abstreiten konnte. Und verblüfft, weil – so schlimm es auch erschien, dass es tatsächlich einen Maulwurf in ihren Reihen gab – es fast zu schön war, um wahr zu sein.

Es dauerte dreißig Minuten.

Dreißig Minuten, in seinen Wagen zu steigen, durch den Nieselregen zu fahren, der auf die Stadt niederging, als würde ein alter Mann auf sie hinabpissen, den Wagen vor dem Hauptquartier zu parken, von der Sekretärin des Chief Commissioners mit einem gnädigen Kopfnicken vorgelassen zu werden und schließlich vor Duncan zu sitzen und den entscheidenden Namen auszusprechen. Cawdor. Der Chief Commissioner beugte sich über seinen Schreibtisch, fragte Duff, ob er sich sicher sei, schließlich handelte es sich um den Leiter des Bandendezernats, lehnte sich zurück und fuhr sich mit der Hand übers Gesicht. Und dann hörte Duff Duncan zum ersten Mal fluchen.

Es dauerte vierzig Minuten.

Vierzig Minuten, in denen Duncan Cawdor für den Tag beurlaubte, zum Telefonhörer griff und Macbeth die Anweisung erteilte, ihn zu verhaften. Vierzig Minuten, bis acht SWAT-Beamte Cawdors Haus umzingelt hatten, das auf einem großen Grundstück mit Meeresblick lag, und zwar so weit im Westen, dass hier tatsächlich noch der Müll abgeholt und Obdachlose aus dem Stadtbild entfernt wurden. Bürgermeister Tourtell war sein direkter Nachbar. Das SWAT-Team parkte in einigem Abstand und schlich dann auf das Haus zu, je zwei Männer aus jeder Richtung.

Macbeth und Banquo saßen neben dem Tor an der Südseite des Hauses

mit dem Rücken zur hohen Mauer auf dem Gehweg. Cawdor hatte – wie die meisten seiner Nachbarn – Glassplitter auf der Mauer angebracht, aber die SWATs verfügten über spezielle Matten, um Hindernisse dieser Art zu überwinden. Die Erstürmung folgte dem üblichen Ablauf, und als die Zweierteams die abgesprochenen Positionen erreicht hatten, verständigten sie sich über ihre Funkgeräte. Macbeth schaute die Straße hinunter. Ein sechs- oder siebenjähriger Junge hatte dort bei ihrer Ankunft einen Ball gegen eine Garagenmauer geworfen. Nun stand er da und starrte mit offenem Mund zu ihnen herüber. Macbeth legte sich einen Finger an die Lippen, und der Junge nickte ihm zu wie ein Schlafwandler. Genau so hatte ihn letzte Nacht auch der junge Mann in Weiß angeschaut, schoss es Macbeth durch den Kopf.

»Wach auf!« Es war Banquo, der ihm ins Ohr flüsterte.

»Was?«

»Alle Teams sind in Position.«

Macbeth atmete einige Male ein und aus. Er musste jetzt alles andere aus seinem Kopf vertreiben, musste in den Tunnel. Er drückte auf den Sender des Funkgeräts. »In fünfzig Sekunden gehen wir rein. Nord? Over.«

Angus' Stimme ertönte im salbungsvollen Priestertonfall: »Alles klar. Kann drinnen keine Bewegung erkennen. Over.«

»Westen? Over.«

»Alles klar.« Das war die Stimme des Ersatzmannes, Seyton. Monoton, ruhig. »Moment, der Wohnzimmervorhang hat sich bewegt. Over.«

»Okay«, sagte Macbeth. Er musste nicht mal nachdenken; dieser Fall war Teil des Was-wäre-wenn-Ablaufs, den sie tagein, tagaus trainierten. »Vielleicht hat er uns gesehen, Leute. Ich zähle runter, und wir gehen rein. Drei, zwei eins ... los!«

Und da war er, der Tunnel. Der Tunnel war wie ein Raum, dessen Tür man schloss und in dem man mit seiner Mission allein blieb. Jetzt existierten nur noch er und seine Männer.

Sie sprangen auf, und als Banquo die Matte über die Glassplitter auf der Mauer warf, bemerkte Macbeth, dass der Junge seinen Ball in der einen Hand hielt und mit der anderen langsam winkte wie ein Roboter.

Innerhalb von Sekunden waren sie über die Mauer, spurteten durch den Garten. Macbeth überkam wieder das Gefühl, alles um sich herum

überdeutlich wahrnehmen zu können. Er hörte einen Zweig im Wind knarren, sah, wie eine Krähe vom Nachbardach aufflog, konnte einen fauligen Apfel im Gras riechen. Sie stürmten die Stufen hinauf, Banquo schlug mit dem Kolben seiner Waffe das Fenster neben der Eingangstür ein, streckte seine Hand hindurch und öffnete die Tür von innen. Als sie eintraten, hörten sie im hinteren Teil des Hauses ebenfalls Glas splintern. Acht gegen einen. Macbeth hatte Duncan gefragt, ob er Grund zu der Annahme hätte, dass Cawdor Widerstand leisten würde, aber dieser hatte ihm geantwortet, das sei nicht der Grund, warum er eine Verhaftung im großen Stil anordnete.

»Es geht darum, ein Signal zu senden, Macbeth. Wir schonen unsere eigenen Leute nicht. Ganz im Gegenteil. Schlagt Scheiben zu Bruch, tretet Türen ein, macht viel Krach und führt Cawdor in Handschellen durch die Haustür ab, sodass alle es sehen und weitererzählen können.«

Macbeth ging als Erster hinein. Das Sturmfeuergewehr an die Schulter gepresst, ließ er seinen Blick durch die Eingangshalle schweifen. Stellte sich mit dem Rücken neben die Tür zum Wohnzimmer. Seine Augen gewöhnten sich langsam an die Dunkelheit, nachdem es draußen so hell gewesen war. Scheinbar waren sämtliche Vorhänge im Haus zugezogen. Banquo trat an seine Seite und weiter ins Wohnzimmer.

Als Macbeth sich von der Wand abstieß, um ihm zu folgen, passierte es.

Der Angreifer tauchte rasch und leise aus der Dunkelheit der Treppe auf und traf Macbeth an der Brust, sodass dieser im hohen Bogen zu Boden ging.

Macbeth spürte heißen Atem an seiner Kehle, schaffte es aber, den Lauf seiner Waffe zwischen sich und den Hund zu bekommen und die Schnauze zur Seite zu schlagen, sodass sich die großen Zähne stattdessen in seine Schulter bohrten. Er schrie auf vor Schmerz, als der riesige knurrende Hund an seinem Fleisch riss. Macbeth versuchte, nach ihm zu schlagen, aber seine freie Hand hatte sich im Gurt des Gewehrs verfangen. »Banquo!« Cawdor besaß laut Aktenlage keinen Hund. Vor Einsätzen wie diesem überprüften sie so etwas grundsätzlich. Aber dies hier war eindeutig ein Hund, und er war stark, drückte den Waffenlauf beiseite. Er hatte es auf seine Kehle abgesehen. Jeden Augenblick würde er ihm an die Halsschlagader gehen.

»Banq...«

Der Hund versteifte sich. Macbeth wandte den Kopf um und blickte in stumpfe Augen. Dann sackte der Körper des Tieres in sich zusammen und stürzte auf ihn herab. Macbeth stieß ihn von sich und schaute auf.

Seyton stand vor ihm und streckte ihm die Hand entgegen.

»Danke«, sagte Macbeth und rappelte sich ohne Hilfe auf. »Wo ist Banquo?«

»Er und Cawdor sind da drin«, entgegnete Seyton und deutete aufs Wohnzimmer.

Macbeth ging zur Tür. Sie hatten die Vorhänge geöffnet, und im hellen Licht sah er Banquo nur von hinten, wie er zur Decke hinaufstarrte. Über ihm hing ein Engel mit einem Heiligenschein aus Sonnenstrahlen über dem gesenkten Kopf, als bitte er um Vergebung.

Es dauerte eine Stunde.

Eine Stunde von dem Moment, in dem Macbeth »Los!« brüllte, bis zu dem Augenblick, als Duncan alle Leiter der verschiedenen Abteilungen im großen Konferenzraum des Hauptquartiers versammelte.

Duncan stand oben auf dem Podium und blätterte in seinen Unterlagen; Duff wusste, dass er sich genaue Formulierungen aufgeschrieben hatte, am Ende aber frei improvisieren und spontan auf die Situation eingehen würde. Nicht etwa, weil der Chief Commissioner sich schlecht im Griff hatte, ganz und gar nicht. Duff wusste, dass er frei sprechen konnte, er war klug und zugleich beherzt, sagte, was er dachte und umgekehrt. Ein Mann, der sich selbst verstand und deshalb auch andere, überlegte Duff. Ein geborener Anführer. Einer, dem andere folgen würden. Der war, wie Duff selbst gern wäre oder werden würde.

»Sie wissen alle, was passiert ist.« Duncans leise, ernste Stimme füllte den Raum, als hätte er gebrüllt. »Ich möchte Sie nur vor der Pressekonferenz heute Nachmittag mit den vollständigen Informationen versorgen. Einer unserer verdientesten Beamten, Inspector Cawdor, ist in den schweren Verdacht der Vorteilsnahme geraten. Zurzeit sieht es so aus, als sei dieser Verdacht gerechtfertigt. Angesichts seiner engen Verbindung zu den Norse Riders – gegen die wir gestern eine erfolgreiche Operation durchgeführt haben – bestand eindeutig das Risiko, dass er womöglich versuchen würde,

Beweise zu vernichten oder sich der Verhaftung zu entziehen. Daher habe ich heute Morgen um zehn Uhr dem SWAT-Team Anweisung gegeben, Inspector Cawdor umgehend festzunehmen.«

Duff hatte gehofft, dass sein Name erwähnt würde, aber ihm war klar, dass Duncan auf keine Details eingehen würde. Denn wenn man im Polizeidienst eines lernte, dann, dass Gesetze immer galten, auch wenn es sich um ungeschriebene handelte. Deshalb war es eine ziemliche Überraschung, als Duncan aufschaute und sagte: »Inspector Macbeth, würden Sie so freundlich sein und hier heraufkommen, um den Ablauf des Einsatzes kurz zusammenzufassen?«

Duff wandte den Kopf und sah zu, wie sein Kollege durch die Stuhlreihen zum Podium ging. Offenbar war er ebenfalls überrascht. Der Chief Commissioner delegierte solche Dinge für gewöhnlich nicht an andere, sagte selbst, was er zu sagen hatte, machte es kurz und schloss die Sitzung rasch, damit alle wieder an ihre Arbeit zurückkehren und die Stadt zu einem besseren Ort machen konnten.

Macbeth sah verlegen aus. Er trug immer noch seine schwarze SWAT-Uniform, aber der Reißverschluss am Hals war so weit aufgezogen, dass der strahlend weiße Verband an seiner rechten Schulter zum Vorschein kam.

»Tja«, setzte er an.

Nicht gerade ein eleganter Einstieg, aber vom Leiter des SWAT-Teams erwartete niemand rhetorische Meisterleistungen. Macbeth schaute auf seine Uhr, als hätte er noch eine Verabredung. Alle im Raum wussten, warum: Es war die instinktive Reaktion von Polizeibeamten, die Bericht erstatten sollen und sich verunsichert fühlen. Sie werfen einen Blick auf ihre Uhr, als wäre die zeitliche Abfolge der Ereignisse dort festgehalten oder als könne die Uhr ihrem Gedächtnis anderweitig auf die Sprünge helfen.

»Um zehn Uhr fünfundfünfzig«, sagte Macbeth und räusperte sich zweimal, »begannt das SWAT-Team mit der Erstürmung von Inspector Cawdors Haus. Eine Terrassentür stand offen, es gab aber keine Anzeichen für einen Einbruch oder Gewaltanwendung oder dafür, dass sich jemand vor uns Zutritt verschafft hatte. Abgesehen von einem Hund. Und auch keinerlei Anzeichen für Fremdeinwirkung bei dem Toten ...« Jetzt hob Macbeth den Blick von seiner Uhr und schaute die Anwesenden an. »Ein Stuhl neben der Terrassentür war umgestoßen worden. Ich will den Ergebnissen der

Spurensicherung nicht vorgreifen, aber es sah aus, als wäre Cawdor nicht bloß von dem Stuhl heruntergestiegen, als er sich erhängt hat, sondern als wäre er regelrecht gesprungen und hätte beim Hin- und Herschwingen den Stuhl quer durch den Raum getreten. Das stimmt auch damit überein, wie die Exkremente des Verstorbenen über den Boden verteilt waren. Der Leichnam war kalt. Selbstmord scheint die offensichtliche Todesursache zu sein. Einer der Jungs hat mich gefragt, ob wir das übliche Prozedere nicht überspringen und den Mann herunterschneiden könnten, schließlich sei Cawdor sein ganzes Leben lang Polizist gewesen. Ich habe das abgelehnt ...«

Duff bemerkte Macbeths dramatische Pause, als wolle er dem Publikum Gelegenheit geben, der Stille zu lauschen. Das war ein Trick, den sich Duff merken wollte. Er hatte ihn schon öfter bei Duncan erlebt, aber nicht gedacht, dass der so pragmatische Macbeth ihn ebenfalls im Repertoire hatte. Vielleicht war es auch gar nicht der Fall, denn er schaute schon wieder auf seine Uhr.

»Das war um zehn Uhr neunundfünfzig.«

Macbeth blickte auf und schob seinen Ärmel über die Uhr, wohl um anzudeuten, dass er mit seinem Bericht zu Ende war.

»Cawdor hängt also immer noch da. Nicht wegen unserer Ermittlungen, sondern weil er ein korrupter Polizist war.«

Es war so still im Raum, dass Duff hören konnte, wie der Regen gegen das hoch gelegene Fenster schlug. Macbeth wandte sich Duncan zu und nickte kurz. Dann verließ er das Podium und ging zu seinem Platz zurück.

Duncan wartete, bis Macbeth sich gesetzt hatte. Dann sagte er: »Vielen Dank, Macbeth. Diese letzte Bemerkung wird nicht Teil unserer Pressekonferenz sein, aber ich denke, sie ist ein passender Abschluss für unser internes Briefing. Vergessen Sie nicht: Indem wir das verurteilen, was schwach und schlecht ist in uns, zollen wir all dem Anerkennung, was stark und gut ist. Also, zurück an euer gutes Werk, Leute.«

Die junge Krankenschwester stand an der Tür und sah zu, wie der Patient sein Hemd auszog. Er hielt sich seine langen schwarzen Haare hinter den Kopf, während die Ärztin den blutdurchtränkten Verband von seiner rechten

Schulter entfernte. Von dem Patienten wusste sie nur, dass er Polizeibeamter war. Und ziemlich muskulös.

»Ach herrje«, sagte die Ärztin. »Das werden wir nähen müssen. Und Sie brauchen eine Tetanusspritze, das machen wir immer bei Hundebissen. Aber zuerst geben wir Ihnen eine kleine Betäubung. Maria, würden Sie ...«

»Nein«, sagte der Patient und starrte krampfhaft die Wand an.

»Wie bitte?«

»Keine Betäubung.«

Stille machte sich breit.

»Keine Betäubung?«

»Keine Betäubung.«

Die Ärztin wollte gerade auf die Schmerzen hinweisen, als ihr Blick auf die Narben in seiner Armbeuge fiel. Alte Narben. Aber von der Art, wie sie sie allzu oft gesehen hatte, seit sie in diese Stadt gezogen war.

»Na gut«, sagte sie. »Keine Betäubung.«

Duff lehnte sich auf seinem Bürostuhl zurück und presste den Hörer ans Ohr.

»Ich bin's, Schatz. Was macht ihr gerade?«

»Emily ist mit Freunden schwimmen gegangen. Und Ewan hat Zahnschmerzen. Ich fahr ihn jetzt zum Zahnarzt.«

»Okay. Ich werde heute wohl länger arbeiten, Schatz.«

»Warum?«

»Vielleicht werde ich auch über Nacht hierbleiben müssen.«

»Warum?«, wiederholte sie. Ihre Stimme verriet keinerlei Ärger oder Frustration. Sie klang, als hätte sie einfach gern die Information, vielleicht um den Kindern seine Abwesenheit zu erklären. Nicht, weil sie ihn brauchte. Nicht, weil ...

»Es wird bald in den Nachrichten kommen«, sagte er. »Cawdor hat Selbstmord begangen.«

»Ach du liebe Zeit. Wer ist Cawdor?«

»Weißt du das nicht?«

»Nein.«

»Der Leiter des Bandendezernats. Er war ein aussichtsreicher Kandidat

für den Chefposten in der Organisierten Kriminalität.«

Stille.

Sie hatte sich nie besonders für seine Arbeit interessiert. Ihre Welt bestand aus Fife, den Kindern und – zumindest wenn er zu Hause war – ihrem Ehemann. Eigentlich großartig für ihn. So musste er sie wenigstens nicht mit den Abgründen seiner Arbeit belasten. Andererseits zeigte ihr Desinteresse, dass sie nicht gerade viel Verständnis dafür hatte, was sein Job von ihm forderte. Kein Verständnis für die Opfer, die er brachte. Für das ... was er brauchte, Herrgott.

»Der Leiter des Dezernats für Organisierte Kriminalität wird hier im Hauptquartier an dritter Stelle in der Hierarchie stehen, direkt hinter Duncan und Deputy Commissioner Malcolm. Das ist also eine ziemlich große Sache, und es bedeutet, dass ich hierbleiben muss. Wahrscheinlich für die nächsten ein, zwei Tage.«

»Sag mir bitte, dass du für den Vor-Geburtstag hier sein wirst.«

Der Vor-Geburtstag. Ach, Scheiße! Das war so eine gemeinsame Tradition: Den Tag vor dem Geburtstag der Kinder verbrachten sie nur zu viert, mit Fleischbrühe und den Geschenken von Mum und Dad. Hatte er wirklich Ewans Geburtstag vergessen? Wahrscheinlich war er ihm entfallen, weil in den letzten Tagen so viel los gewesen war. Aber immerhin hatte er das Geschenk besorgt, das Ewan sich gewünscht hatte – nachdem Duff ihm erzählt hatte, wie die verdeckten Ermittler im Rauschgiftdezernat arbeiteten. Manchmal verkleideten sie sich, um nicht erkannt zu werden. Vor ihm, in der Schublade seines Schreibtisches, lag ein hübsch verpackter Karton, der einen falschen Bart zum Ankleben, eine Fensterglasbrille und eine grüne Wollmütze enthielt, allesamt in Erwachsenengröße, damit er Ewan glaubhaft versichern konnte, dass Daddy und seine Kollegen tatsächlich genau das trugen.

Auf seinem Telefon leuchtete ein Lämpchen auf. Ein interner Anruf. Er hatte schon so eine Ahnung, um wen es sich handelte.

»Warte mal einen Moment, Schatz.«

Er drückte auf den Knopf unter dem Lämpchen. »Ja?«

»Duff? Duncan hier. Es geht um die Pressekonferenz heute Nachmittag.«

»Ja?«

»Ich würde gern zeigen, dass die Geschehnisse unsere Handlungsfähigkeit nicht beeinträchtigen und dass wir jetzt an die Zukunft denken. Deshalb werde ich den Interimsleiter des Dezernats für Organisierte Kriminalität bekannt geben.«

»Organisierte Kriminalität? Ähm ... heute schon?«

»Ich hätte es Ende des Monats sowieso getan, aber da das Bandendezernat ja nun keinen Leiter mehr hat, ist es angebracht, die Stelle mit sofortiger Wirkung zu besetzen. Können Sie in mein Büro kommen?«

»Selbstverständlich.«

Duncan legte auf. Duff startete regungslos das erloschene Lämpchen an. Es war ungewöhnlich, dass der Chief Commissioner persönlich anrief. Eigentlich waren es immer seine Sekretärin oder eine seiner Assistentinnen, die einen zum Meeting bestellten. Interimsleiter. Der vermutlich den Posten später ganz übernehmen würde, wenn die Formalitäten – Bewerbungsphase, die Beratungen des Ernennungskomitees und so weiter – erledigt waren. Sein Blick fiel auf ein anderes Lämpchen. Er hatte ganz vergessen, dass seine Frau in der Warteschleife hing.

»Schatz, es ist was passiert. Ich muss los.«

»Oh? Nichts Schlimmes, hoffe ich.«

»Nein.« Duff lachte. »Nichts Schlimmes. Ganz und gar nicht. Ich denke, du solltest heute Nachmittag unbedingt das Radio einschalten und hören, was über den neuen Leiter des Dezernats für Organisierte Kriminalität gesagt wird.«

»Ach ja?«

»Küss und drück dich.« Diese Koseworte hatten sie seit Jahren nicht mehr benutzt. Duff legte auf und konnte sich nicht davon abhalten, im Laufschrift aus seinem Büro zu stürmen und die Treppe hinauf ins oberste Stockwerk. Höher, höher, immer höher.

Die Sekretärin sagte Duff, er solle direkt reingehen. »Die warten schon auf Sie.« Sie lächelte. Wirklich? Sie lächelte doch nie.

Um den runden Eichentisch im großen, weiträumigen, aber nüchtern eingerichteten Büro des Chief Commissioners saßen außer Duncan noch vier Personen. Deputy Chief Commissioner Malcolm, vorzeitig ergraut und mit Brille auf der Nase, hatte Philosophie und Betriebswirtschaft an der Universität in Capitol studiert. Er drückte sich entsprechend aus und wurde

von vielen im Hauptquartier als schräger Vogel angesehen. Er war ein alter Freund von Duncan, der behauptete, ihn eingestellt zu haben, weil seine ausgeprägten Managementfähigkeiten sich als nützlich erweisen könnten. Andere meinten, es habe eher daran gelegen, dass Duncan Malcolms unqualifizierte Jastimme bei den Budgetverhandlungen brauchte. Neben Malcolm beugte sich Lennox vor, aufmerksam wie immer und albinoblass. Sein Dezernat, die Antikorruptionseinheit, war während Duncans Umstrukturierung eingerichtet worden. Es hatte eine kurze Diskussion darüber gegeben, ob die Vorsilbe *Anti* in den Namen aufgenommen werden sollte, schließlich, argumentierten einige, sagten sie ja auch nicht Anti-Rauschgiftdezernat oder Anti-Mordkommission. Doch zu Kenneths Zeiten war das Rauschgiftdezernat im Volksmund gern als Korruptionsdezernat bezeichnet worden. Auf Duncans anderer Seite saß eine Assistentin, die Protokoll führte, und neben ihr Inspector Caithness.

Da Duncan in seinem Büro das Rauchen untersagte, standen keine Aschenbecher mit Kippen auf dem Tisch, an denen Duff hätte ablesen können, wie lange sie hier schon saßen. Aber ihm fiel auf, dass einige der Notizblöcke auf dem Tisch Kaffeeflecken aufwiesen und einige der Tassen fast leer waren. Die offene, freundliche, beinahe entspannte Atmosphäre ließ jedenfalls darauf schließen, dass sie zu einer Entscheidung gelangt waren.

»Vielen Dank, dass Sie so rasch gekommen sind, Duff«, sagte Duncan und deutete mit offener Handfläche auf den letzten freien Stuhl. »Lassen Sie mich direkt zur Sache kommen. Wir treiben die Zusammenlegung Ihres Rauschgiftdezernats mit dem Bandendezernat zum Dezernat für Organisierte Kriminalität voran. Dies ist unsere erste Krise, seit ich auf diesem Stuhl sitze ...« Duff schaute in die Richtung, in die Duncan nickte, zum Schreibtisch. Der Stuhl des Chief Commissioners hatte eine hohe und breite Rückenlehne, sah aber nicht sonderlich bequem aus. Etwas zu starr. Kein weiches Polster. Es war ein Stuhl ganz nach Duffs Geschmack. »... Daher glaube ich, dass es wichtig ist, dass wir etwas Mumm beweisen.«

»Klingt vernünftig«, sagte Duff. Und bereute es sofort. Es klang, als würde er sich anmaßen, die Entscheidungen der oberen Leitungsebene zu beurteilen. »Ich meine, Sie haben bestimmt recht.«

Es herrschte einen Augenblick Stille am Tisch. War er jetzt zu weit in die andere Richtung geschwenkt, als hätte er gar keine eigene Meinung?

»Wir müssen zu einhundert Prozent sichergehen, dass unser Kandidat für den Posten nicht bestechlich ist«, sagte Duncan.

»Natürlich«, sagte Duff.

»Nicht nur, weil wir uns nicht noch einmal einen ähnlichen Skandal erlauben können wie mit Cawdor, sondern auch weil wir jemanden brauchen, um den ganz großen Fisch zu fangen. Und damit meine ich nicht Sweno, sondern Hecate.«

Hecate. Die Stille, die nach der Nennung dieses Namens im Raum herrschte, sprach Bände.

Duff richtete sich in seinem Stuhl auf. Dies war in der Tat eine große Mission. Aber es war klar, dass es bei diesem Job genau darum ging: den Drachen zu töten. Und das war großartig. Hier begann es also: das Leben als ein anderer, ein besserer Mann.

»Sie haben den erfolgreichen Einsatz gegen die Norse Riders geleitet«, sagte Duncan.

»Ich habe das nicht allein geschafft, Sir«, sagte Duff. Es zahlte sich immer aus, ein bisschen Bescheidenheit an den Tag zu legen. Insbesondere wenn es nicht verlangt wurde, konnte man es sich erlauben, bescheiden zu sein.

»Das ist wahr«, sagte Duncan. »Macbeth hat Sie unterstützt. In hohem Maße, wenn ich das richtig sehe. Was ist Ihr allgemeiner Eindruck von ihm?«

»Mein Eindruck, Sir?«

»Ja, Sie waren im selben Jahrgang auf der Polizeischule. Er hat offensichtlich mit dem SWAT-Team gute Arbeit geleistet, und seine Mitarbeiter sind allesamt begeistert von seinen Führungsqualitäten. Aber das SWAT ist selbstverständlich eine hoch spezialisierte Einheit. Sie kennen ihn, und deshalb würden wir gerne von Ihnen hören, ob Sie glauben, dass Macbeth der richtige Mann sein könnte für den Posten.«

Duff musste zweimal schlucken, bevor seine Stimmbänder einen Ton herausbringen konnten. »Ob Macbeth der Richtige sein könnte, um das Dezernat für Organisierte Kriminalität zu leiten, meinen Sie?«

»Ja.«

Duff brauchte einige Sekunden. Er legte sich eine Hand vor den Mund, senkte die Stirn und zog die Augenbrauen zusammen, in der Hoffnung, er

würde so nachdenklich aussehen – und nicht wie ein zutiefst enttäuschter Mann.

»Nun, Duff?«

»Es ist eine Sache, seine Männer bei der Stürmung eines Hauses zu leiten, Zielpersonen auszuschalten und Geiseln in Sicherheit zu bringen«, sagte Duff. »Und in diesen Dingen ist Macbeth zweifellos gut. Ein ganzes Dezernat für Organisierte Kriminalität zu leiten, erfordert aber doch etwas andere Qualifikationen.«

»Das sehen wir auch so«, sagte Duncan. »Es erfordert *etwas* andere Qualifikationen, aber nicht *vollkommen* andere. Beides sind Führungspositionen. Wie steht es mit seinem Charakter? Ist er vertrauenswürdig?«

Duff presste seine Oberlippe zwischen Daumen und Zeigefinger. Macbeth. Der verdammte Macbeth! Was sollte er sagen? Diese Beförderung gehörte ihm. Duff stand sie zu und nicht einem Typen, der ebenso gut als Jongleur oder Messerwerfer im Wanderzirkus anheuern könnte! Er richtete seinen Blick auf das Gemälde an der Wand hinter dem Schreibtisch. Loyalität, Führungsqualitäten und Solidarität. Vor seinem Auge konnte er sie auf jener Landstraße sehen: Macbeth, sich selbst und die zwei toten Männer. Den Regen, der das Blut fortspülte.

»Ja«, sagte Duff. »Macbeth ist vertrauenswürdig. Aber insgesamt würde ich ihn doch eher als ordentlichen Handwerker bezeichnen. Das hat man ja auch heute gesehen, als er auf dem Podium Bericht erstattet hat.«

»Dem stimme ich zu«, sagte Duncan. »Deswegen habe ich ihn auch dort hinaufgerufen, um zu sehen, wie er sich schlägt. Wir sind uns hier am Tisch alle einig, dass er heute ein hervorragendes Beispiel geliefert hat für das Selbstverständnis eines echten Praktikers, der genau weiß, wie man Bericht erstattet. Zugleich hat er aber auch die Fähigkeit eines Teamleiters bewiesen, der seine Untergebenen begeistert und inspiriert. Cawdor hängt immer noch da, weil er ein korrupter Polizist war.«

Gedämpftes Gelächter ertönte um den Tisch herum, als Duncan Macbeths ungeschliffenen Arbeiterakzent imitierte.

»Wenn er diese Qualitäten wirklich hat«, sagte Duff und hörte zugleich, wie ihm eine innere Stimme sagte, dass es besser wäre, den Mund zu halten, »sollten Sie sich fragen, warum er es seit seinen Tagen auf der Polizeischule

noch nicht weiter gebracht hat.«

»Wohl wahr«, sagte Lennox. »Aber das ist eines der stärksten Argumente *für* Macbeth.« Er lachte etwas zu schrill. »Keiner von uns, die wir an diesem Tisch sitzen, hatte einen hohen Posten unter dem letzten Chief Commissioner. Weil wir, genau wie Macbeth, nicht mitgespielt haben, weil wir uns geweigert haben, Bestechungsgelder anzunehmen. Ich habe Quellen, die mit *absoluter* Sicherheit bestätigen, dass Macbeths Karriere genau aus diesem Grund nicht vorangekommen ist.«

»Dann haben Sie die Frage ja bereits beantwortet«, sagte Duff steif. »Und gewiss haben Sie auch seine Beziehung zu der Frau mit in Betracht gezogen, der das Casino gehört.«

Malcolm warf Duncan einen Seitenblick zu, erntete ein Nicken und ergriff das Wort. »Das Betrugsdezernat untersucht zurzeit die krummen Geschäfte, die unter unserer früheren Leitung florieren durften, und es hat in diesem Zusammenhang auch eine gründliche Überprüfung des Casinos durchgeführt. Die Ergebnisse sind eindeutig: Das Inverness wird, was Buchführung, Steuern und Umgang mit den Beschäftigten anbelangt, in geradezu vorbildlicher Weise geführt. Und das ist ja in Glücksspielbetrieben wahrlich keine Selbstverständlichkeit. Zurzeit schauen sie gerade dem Obelisken genauer in die ...«, er lächelte sarkastisch, »Karten. Und lassen Sie mich ganz offen hinzufügen, dass die Sache dort ganz anders aussieht. Fortsetzung folgt, wie man so sagt. Mit anderen Worten, wir haben keinerlei Einwände gegen Lady und ihr Geschäft.«

»Macbeth kommt aus dem Ostteil der Stadt und ist ein Außenseiter«, sagte Duncan, »während man von uns allen behaupten könnte, dass wir zu einem inneren Zirkel gehören. Man weiß, dass wir uns gegen Kenneth gestellt haben, wir stehen für einen Richtungswechsel der Polizei, aber wir haben alle private Schulbildung genossen und stammen aus privilegiertem Elternhaus. Ich denke, wir könnten auf diese Weise ein gutes Signal senden. Bei der Polizei, bei *unserer* Polizei, kann es jeder nach oben schaffen, ganz gleich, welchen Hintergrund oder welche Verbindungen er hat, solange er oder sie hart arbeitet und ehrlich ist, mit besonderer Betonung auf der Ehrlichkeit.«

»Ein guter Gedanke, Sir«, sagte Lennox.

»Schön.« Duncan legte seine Hände zusammen. »Duff, gibt es noch

etwas, was Sie hinzufügen möchten?»

Haben Sie die Narben auf seinen Armen nicht gesehen?

»Duff?»

Haben Sie die Narben auf seinen Armen nicht gesehen?

»Stimmt etwas nicht, Duff?»

»Nein, Sir, ich habe nichts hinzuzufügen. Ich bin mir sicher, Macbeth ist eine gute Wahl.«

»Gut. Dann möchte ich Ihnen allen für die Teilnahme an diesem Meeting danken.«

Macbeth starrte auf die rote Ampel, während die Scheibenwischer über die Windschutzscheibe von Banquos Volvo PV544 glitten. Der Wagen war so klein wie Banquo selbst und ein gutes Stück älter als die Fahrzeuge um ihn herum, dafür aber voll funktionsfähig und verlässlich. Mit seiner ausladenden, buckligen Motorhaube wirkte das Modell wie ein Rückfall in die Vorkriegszeit, sein Halter bestand jedoch darauf, dass der Wagen unter der Haube alles zu bieten hatte, was man sich von einem modernen Auto wünschen konnte. Die Scheibenwischer kämpften mit dem Regen, und das herabrinne Wasser erinnerte Macbeth an schmelzendes Glas. Vor ihnen stürmte ein Junge in nassem Mantel über die Straße. Macbeth stellte fest, dass die Fußgängerampel von Grün auf Rot geschaltet hatte, sah das Symbolmännchen aufleuchten. Eine menschliche Gestalt, von Kopf bis Fuß mit Blut bedeckt. Macbeth schauderte.

»Was ist los?«, fragte Banquo.

»Ich glaube, ich bekomme Fieber«, sagte Macbeth. »Ich seh dauernd Sachen.«

»Visionen, was?«, sagte Banquo. »Dann hast du dich erkältet. Ist ja auch kein Wunder. Immerhin bist du gestern pitschnass geworden, und heute hat dich auch noch ein Hund gebissen.«

»Apropos. Haben wir rausgefunden, wo der hergekommen ist?«

»Nur, dass es nicht Cawdors Hund war. Er muss durch die offene Verandatür hereingekommen sein. Ich frage mich, wie er wohl gestorben ist.«

»Hab ich dir das nicht gesagt? Seyton hat ihn getötet.«

»Das weiß ich, aber ich habe keine Spuren an ihm gesehen. Hat er ihn erwürgt?«

»Weiß ich nicht. Frag ihn.«

»Hab ich, aber er hat mir keine ordentliche Antwort gegeben, bloß ...«

»Es ist grün, Dad.« Der Junge auf dem Rücksitz lehnte sich zwischen den beiden Männern nach vorn. Macbeth warf dem schlanken Neunzehnjährigen einen Seitenblick zu. Fleance hatte mehr von der Bescheidenheit seiner Mutter geerbt als von der fröhlichen Jovialität seines Vaters.

»Wer fährt hier, mein Sohn, du oder dein Dad?« Banquo lächelte sanftmütig und trat aufs Gas. Macbeth betrachtete die Leute auf dem Bürgersteig, die einkaufenden Hausfrauen, die arbeitslosen Männer vor den Bars. In den letzten Jahren war es in der Stadt morgens zunehmend voller geworden. Man hätte meinen sollen, dass dies zu einer geschäftigeren, belebteren Atmosphäre geführt hätte, doch das Gegenteil war der Fall. Die apathischen, resignierten Gesichter erinnerten eher an lebende Tote. In den vergangenen Monaten hatte Macbeth nach Anzeichen einer Veränderung gesucht, sich gefragt, ob Duncans neuer Führungsstil bereits Wirkung zeigte. Die allerschlimmsten und brutalsten Straßenverbrechen waren immerhin zurückgegangen, vermutlich weil mehr Streifenpolizisten unterwegs waren. Vielleicht fanden sie jetzt aber auch nur in den stilleren Gassen statt, in den zwielichtigen Ecken.

»Nachmittags noch Unterricht in der Polizeischule«, sagte Macbeth. »So was gab's nicht zu unserer Zeit.«

»Kein Unterricht«, sagte der Junge, »ich mache mit einigen von den anderen ein Colloquium.«

»Ein Colloquium? Was soll das denn sein?«

»Fleance tut sich mit einigen der fleißigeren Schüler zusammen, und sie lernen gemeinsam für die Abschlussprüfungen«, sagte Banquo. »Ist eine gute Idee.«

»Dad meint, ich müsse Jura studieren. Die Polizeischule sei nicht genug. Was meinst du, Onkel Mac?«

»Ich meine, du solltest auf deinen Dad hören.«

»Aber du hast doch auch nicht Jura studiert.«

»Und du siehst ja, wohin ihn das gebracht hat!« Banquo lachte. »Komm

schon, Fleance. Du musst doch mehr vom Leben wollen als dein abgehalfterter Vater und dieser faule Sack.«

»Du sagst doch, ich hätte keine Führungsqualitäten«, entgegnete Fleance.

Macbeth hob eine Augenbraue und warf Banquo einen Blick zu. »Wirklich? Ich dachte, ein Vater müsste seinen Kindern immer das Gefühl geben, dass sie alles schaffen können, wenn sie sich genug ins Zeug legen.«

»Das stimmt auch«, sagte Banquo. »Und ich habe nie behauptet, er hätte keine Führungsqualitäten. Ich habe lediglich gesagt, dass er noch an ihnen arbeiten muss. Er ist clever, er muss nur noch lernen, seinem eigenen Urteil zu trauen. Mal selbst die Initiative zu ergreifen und nicht immer nur anderen zu folgen.«

Macbeth drehte sich zum Rücksitz um. »Dein Vater ist wirklich 'ne harte Nuss.«

Fleance zuckte mit den Schultern. »Manche Leute wollen immer Befehle geben und die Verantwortung übernehmen und andere nicht – ist das denn so verrückt?«

»Verrückt nicht«, sagte Banquo. »Aber wenn du es zu was bringen willst, musst du dich in der Hinsicht einfach noch ändern.«

»Hast *du* dich geändert?« Fleances Tonfall war leicht genervt.

»Nein, ich war wie du«, sagte Banquo. »Immer bereit, andere vorweg laufen zu lassen. Aber ich wünschte, mir hätte früher mal einer gesagt, dass meine Ideen nicht schlechter waren als die der anderen. Manchmal sogar besser. Und wenn du Dinge besser einschätzen kannst als andere, dann solltest du auch vorangehen, das ist deine verdamnte Pflicht gegenüber der Gesellschaft.«

»Was meinst du, Onkel Mac? Kann man sich einfach so zum Anführer *machen*?«

»Ich weiß nicht«, sagte Macbeth. »Ich glaube, manche Menschen sind einfach geborene Anführer. Die werden dann natürlich auch welche. Wie Chief Commissioner Duncan. Wenn jemand so eine tiefe Überzeugung hat, färbt das auf dich ab, diese Leute können dich dazu bringen, für eine Sache zu sterben. Aber ich kenne auch andere, die haben überhaupt keine innere Überzeugung und keine Führungsqualitäten. Sie werden nur von dem Wunsch getrieben, die Karriereleiter hochzuklettern, bis sie endlich auf dem

Stuhl ihres Chefs sitzen. Sie sind vielleicht intelligent, haben Charme, können reden, aber im Grunde verstehen sie die Menschen nicht. Weil sie sie nicht *sehen*. Weil sie nur eins verstehen und sehen: sich selbst.«

»Redest du von Duff?« Banquo lächelte.

»Wer ist Duff?«, warf Fleance ein.

»Spielt keine Rolle«, sagte Macbeth.

»Doch, tut es. Komm schon, Onkel Mac. Angeblich soll ich doch hier was lernen, oder?«

Macbeth seufzte. »Duff und ich waren Freunde in einem Waisenhaus und auf der Polizeischule, und jetzt ist er Leiter des Rauschgiftdezernats. Hoffentlich wird er seine Lektion noch lernen und sich ändern.«

»Der nicht.« Banquo lachte.

»Der vom Rauschgiftdezernat«, sagte Fleance. »Ist das dieser Typ mit der Narbe quer überm Gesicht?«

»Ja«, sagte sein Vater.

»Wo hat er sich die geholt?«

»Er ist schon mit ihr zur Welt gekommen«, sagte Macbeth. »Aber da ist die Schule. Streng dich an.«

»Ja, ja, Onkel Mac.«

Der »Onkel« stammte noch aus der Zeit, als Fleance klein gewesen war; heute benutzte er ihn eigentlich nur noch ironisch. Aber als Macbeth zusah, wie er durch den Regen auf die Pforte der Polizeischule zueilte, wurde ihm ziemlich warm ums Herz.

»Ist ein guter Junge«, sagte er.

»Du solltest selbst auch Kinder haben«, sagte Banquo und scherte den Wagen aus. »Kinder sind ein großes Geschenk.«

»Ich weiß, aber für Lady ist es schon ein bisschen spät.«

»Dann mit einer Jüngerer. Wie wär's mit jemandem in deinem Alter?«

Macbeth antwortete nicht, starrte nur gedankenverloren aus dem Fenster. »Als ich die rote Ampel gesehen habe, musste ich an den Tod denken.«

»An Cawdor hast du gedacht«, entgegnete Banquo. »Übrigens habe ich Angus gefragt, warum er Cawdor so groß angestarrt hat, als er da von der Decke hing.«

»Religiöse Gedanken?«

»Nein. Er meinte nur, er würde reiche, privilegierte Leute nicht verstehen, die sich selbst das Leben nehmen. Selbst wenn Cawdor seinen Job verloren und selbst wenn er eine kurze Zeit hätte einsitzen müssen, hatte er immer noch genug in der Hinterhand für ein langes, sorgenfreies Leben. Ich hab dem Jungen erklärt, dass der Absturz das Problem ist. Und die Enttäuschung, wenn man feststellt, dass die Zukunft nicht die eigenen Erwartungen erfüllt. Deshalb ist es so wichtig, die Erwartungen nicht zu groß werden zu lassen, langsam anzufangen und nicht zu früh Erfolg zu haben. Ein wohlüberlegter, langsamer Aufstieg ist die bessere Alternative, meinst du nicht?«

»Du versprichst deinem Sohn ein besseres Leben, als du es gehabt hast, wenn du ihn Jura studieren lässt.«

»Mit Söhnen ist das was anderes. Sie sind eine Verlängerung deines eigenen Lebens. Es ist ihre Aufgabe, für einen kontinuierlichen Aufstieg zu sorgen.«

»Es war nicht Cawdor.«

»Was?«

»Es war nicht Cawdor, an den ich gedacht habe.«

»Ach nein?«

»Es war einer der jungen Männer auf der Landstraße. Er war ...«
Macbeth schaute aus dem Fenster. »... rot. Blutüberströmt.«

»Denk nicht daran.«

»Kaltes Blut.«

»Kalt ... was meinst du damit?«

Macbeth atmete tief ein. »Die zwei Männer vor Forres hatten sich ergeben. Aber Duff hat den, der Swenos Helm aufhatte, trotzdem erschossen.«

Banquo schüttelte den Kopf. »Ich wusste doch, dass so etwas dahintersteckte. Und der andere?«

»Er war ein Zeuge.« Macbeth verzog das Gesicht. »Sie waren von der Party davongestürmt, und er hatte bloß ein weißes Hemd und weiße Hosen an. Ich habe meine Dolche rausgeholt. Er hat angefangen zu betteln. Er wusste, was auf ihn zukommt.«

»Mehr muss ich nicht hören.«

»Ich habe hinter ihm gestanden. Aber ich konnte es nicht tun. Ich stand

da, mit dem erhobenen Dolch, wie paralysiert. Aber dann hab ich Duff gesehen. Er hat dagesessen, mit dem Kopf in den Händen, und geheult wie ein Kind. Dann hab ich zugestochen.«

In der Ferne ertönte eine Sirene. Ein Feuerwehrwagen. Was zur Hölle kann bei dem Regen überhaupt brennen, dachte Banquo.

»Ich weiß nicht, ob es daran lag, das sich seine Sachen vollgesogen hatten«, sagte Macbeth, »aber das Blut hat ihn vollkommen bedeckt. Sein gesamtes Hemd und die Hose. Und wie er da so mit ausgestreckten Armen auf der Fahrbahn lag, hat er mich an das dämliche Ampelmännchen erinnert. Wie es *Stopp* sagt, *jetzt stehen bleiben*.«

Sie fuhren schweigend weiter, an der Einfahrt zur Tiefgarage des Hauptquartiers vorbei. Nur Leiter der Dezernate und hochrangige Beamte hatten dort Stellplätze. Banquo bog stattdessen auf den Parkplatz auf der Rückseite des Gebäudes ein. Er hielt an und schaltete den Motor aus. Der Regen trommelte auf das Dach des Wagens.

»Ich verstehe«, sagte Banquo.

»Was verstehst du?«

»Duff wusste, was passieren würde, wenn ihr Sweno verhaftet hättet. Ihr hättet ihn in der korruptesten Stadt des Landes einem habgierigen Richter vorgeführt – was hätte er wohl aufgebracht bekommen? Zwei Jahre? Maximal drei? Oder doch gleich einen Freispruch? Und dich verstehe ich auch.«

»Ach ja?«

»Ja. Was hätte Duff bekommen, wenn Swenos Lakai im Zeugenstand gegen ihn ausgesagt hätte? Zwanzig Jahre? Fünfundzwanzig? Bei uns in der Truppe kümmern wir uns umeinander. Wir überlassen das nicht anderen. Außerdem, und das ist noch viel wichtiger, hätte ein neuer Polizeiskandal massiven Schaden angerichtet – gerade jetzt, wo wir einen Chief Commissioner haben, der den Bürgern ein wenig Vertrauen in Gesetz und Ordnung zurückgibt. Du musst das große Ganze sehen. Und manchmal steht auch Grausamkeit auf der guten Seite, Macbeth.«

»Vielleicht.«

»Denk einfach nicht mehr darüber nach, mein Freund.«

Der Regen, der die Windschutzscheibe herunterrann, ließ das Polizeihauptquartier vor ihnen verschwimmen. Sie rührten sich nicht. Als

müssten sie ihre Worte erst einmal sacken lassen, bevor sie aussteigen konnten.

»Duff sollte dir dankbar sein«, sagte Banquo. »Wenn du es nicht getan hättest, hätte er es selbst tun müssen, das habt ihr beide gewusst. Aber nun habt ihr beide etwas gegeneinander in der Hand. Das ist ein Kräfteausgleich, gegenseitige Abschreckung, so könnt ihr beide besser schlafen.«

»Duff und ich sind nicht die USA und die Sowjetunion.«

»Nein? Was seid ihr dann? Damals auf der Polizeischule wart ihr noch unzertrennlich, heute redet ihr kaum noch miteinander. Was ist passiert?«

Macbeth zuckte mit den Schultern. »Nicht viel. Wir waren vermutlich sowieso ein komisches Paar. Er ist ein Duff. Seine Familie war mal ziemlich wohlhabend, und so was prägt einfach. Die Ausdrucksweise, die Oberschichtmanieren. Im Waisenhaus hat ihn das zum Außenseiter gemacht und isoliert. Damals hat er sich mir zugewandt. Wir wurden ein Duo, mit dem man sich besser nicht anlegte. Aber auf der Polizeischule hat man gemerkt, dass er sich zu seinesgleichen hingezogen fühlt. Er wurde im Dschungel ausgesetzt wie ein gezähmter Löwe. Duff hat studiert, hat sich ein Mädchen aus besseren Kreisen gesucht und geheiratet. Kinder bekommen. Wir sind einfach getrennte Wege gegangen.«

»Oder warst du's vielleicht einfach leid, dass er sich immer wie der egoistische arrogante Bastard aufspielt, der er auch wirklich ist?«

»Die Leute haben oft ein falsches Bild von Duff. Damals auf der Polizeischule haben wir uns geschworen, wir würden die ganz großen Fische fangen. Duff will diese Stadt wirklich verändern, Banquo.«

»Hast du deshalb seine Haut gerettet?«

»Duff ist kompetent und arbeitet hart. Er hat gute Chancen, das neue Dezernat zu bekommen, alle wissen das. Warum sollte ein einziger Fehler in der Hitze des Gefechts die Karriere eines Mannes beenden, der für uns alle etwas Gutes leisten kann?«

»Weil es nicht zu dir passt, einen wehrlosen Mann auf diese Weise zu töten.«

Macbeth zuckte mit den Schultern. »Vielleicht habe ich mich geändert.«

»Die Menschen ändern sich nicht. Aber ich verstehe es jetzt. Du hast einfach deine Soldatenpflicht erfüllt. Du, Duff und ich kämpfen in diesem Krieg auf derselben Seite. Du hast zwei Bikern das Leben genommen, damit

sie nicht weiterhin unseren Kindern mit ihrem Gift das Leben nehmen können. Aber du hast dir deine Pflicht nicht selbst ausgesucht. Ich weiß, was dich das kostet, wenn du schon anfängst, deine toten Feinde in Ampeln zu sehen. Du bist ein besserer Mensch als ich, Macbeth.«

Macbeth grinste. »Du siehst im Nebel der Schlacht viel klarer als ich, alter Mann. Deshalb ist es ein gewisser Trost für mich, dass ich deine Vergebung bekomme.«

Banquo schüttelte den Kopf. »Ich sehe auch nicht besser als alle anderen. Ich bin bloß ein alter Quatschkopf, und die Selbstzweifel sind meine einzige Richtschnur.«

»Selbstzweifel, ja. Fressen sie dich manchmal auf?«

»Nein«, erwiderte Banquo und startete durch die Windschutzscheibe. »Nicht manchmal. Immer.«

Macbeth und Banquo verließen den Parkplatz und gingen zum Mitarbeiteringang am hinteren Ende des Polizeihauptquartiers, einem zweihundert Jahre alten Steingebäude im Zentrum von Distrikt 3. Einst war es als Gefängnis genutzt worden. Angeblich hatten dort Hinrichtungen stattgefunden, und hinter vorgehaltener Hand sprach man zudem von Folter. Viele, die spätnachts dort arbeiteten, behaupteten, bisweilen einen unerklärlichen kalten Windzug zu spüren, der durch die Büroräume fuhr. Und entfernte Schreie waren angeblich ebenfalls zu hören. Banquo war sich jedoch sicher, dass es bloß an ihrem ziemlich eigensinnigen Hausmeister lag, der jeden Tag um Punkt fünf die Heizung abstellte und gerne mal entsetzt aufschrie, wenn er feststellte, dass jemand seinen Arbeitsplatz verlassen hatte, ohne das Licht auszuschalten.

Macbeth bemerkte zwei asiatisch aussehende Frauen, die bibbernd zwischen den arbeitslosen Männern auf dem Bürgersteig standen und sich umsahen, als würden sie auf jemanden warten. Früher hatten sich die Prostituierten der Stadt in der Thrift Street versammelt, hinter den Büros des National Railway Network. Der Stadtrat hatte sie jedoch vor einigen Jahren von dort vertrieben, und nun hatte sich das Gewerbe zweigeteilt: Es gab diejenigen, die attraktiv genug waren, um in den Casinos zu arbeiten, und die anderen, die gezwungen waren, die harten Bedingungen der Straße auf

sich zu nehmen, und sich Wand an Wand mit den Gesetzeshütern sicherer fühlten. Außerdem war es bequem für beide Seiten, wenn sich die Polizei durch den Druck von Politik und Presse mal wieder dazu veranlasst sah, auf der Straße aufzuräumen. Die Massenverhaftungen gingen dann schnell und zügig vonstatten, und bald war alles wieder beim Alten. Man konnte auch die Möglichkeit nicht ausschließen, dass die Mädchen einige ihrer Freier ohnehin aus dem Polizeihauptquartier bezogen. Macbeth hatte ihre Angebote allerdings schon so oft freundlich abgelehnt, dass sie ihn mittlerweile in Frieden ließen. Als er sah, dass die beiden Frauen auf Banquo und ihn zukamen, schoss ihm daher sofort durch den Kopf, dass sie neu in der Gegend sein mussten. Außerdem hätte er sich an sie erinnert. Selbst bei dem relativ niedrigen Standard dieser Straßen machte ihr Erscheinungsbild keinen allzu vorteilhaften Eindruck. Macbeths Erfahrung nach war es immer schwierig, das genaue Alter von asiatischen Frauen zu schätzen, aber wie alt sie auch waren, diese beiden hatten offenkundig einiges hinter sich. Man sah es an ihren Augen. Es waren jene kalten, undurchdringlichen Augen, die wie eine Barriere wirken und nur die Umgebung widerspiegeln. Die beiden gingen gebückt und trugen billige Kleidung, aber noch etwas anderes erregte seine Aufmerksamkeit, etwas, das nicht zum Rest passte: ihre entstellten Gesichter. Eine öffnete den Mund und offenbarte eine Reihe dreckiger, brauner Zähne.

»Tut mir leid, Ladys«, sagte Macbeth munter, bevor sie es schaffte, etwas zu sagen. »Wir würden ja gerne, aber bei mir zu Hause sitzt eine furchtbar eifersüchtige Ehefrau, und mein Kumpel hier hat sowieso schon einen schlimmen Ausschlag untenrum.«

Banquo murmelte kopfschüttelnd vor sich hin.

»Macbeth«, sagte eine von ihnen. Das fremdartige Stakkato ihrer schrillen Puppenstimme passte nicht recht zu ihren harten Augen.

»Banquo«, sagte die andere Frau – im selben Akzent, mit derselben Stimme.

Macbeth blieb stehen. Beide Frauen hatten sich das lange, rabenschwarze Haar in ihre Gesichter gebürstet, wohl, um diese zu verbergen, konnten jedoch die unasiatich großen, feuerroten Nasen nicht verstecken, die über ihren Mündern hingen wie glühendes Glas an der Pfeife des Glasbläfers.

»Ihr kennt unsere Namen«, sagte er. »Was können wir denn für euch tun, Ladys?«

Sie antworteten nicht. Nickten nur einem Haus auf der anderen Straßenseite zu. Dort trat eine dritte Gestalt aus dem Schatten eines Torbogens ins Tageslicht. Der Kontrast zu den beiden anderen hätte gar nicht größer sein können. Diese Frau – wenn es sich denn überhaupt um eine handelte – war so groß und breitschultrig wie ein Türsteher. Ihr enges Leopardendruck-Kleid betonte ihre weiblichen Kurven wie ein Quacksalber, der seine Waren mit falschen Versprechungen anpreist. Aber Macbeth wusste genau, was sie verkaufte, zumindest was sie früher verkauft hatte. Und kannte ihre falschen Versprechungen. Alles an ihr schien ins Extrem übersteigert: ihre Größe, Breite, die gewaltigen Brüste, die klauenartigen roten Nägel, die sich um ihre kräftigen Finger bogen, die weit geöffneten Augen, das theatralische Make-up, die bis über die Knie reichenden Stiefel mit den Stilettoabsätzen. Ihn schockierte jedoch nur eines: dass sie sich nicht verändert hatte. So viele Jahre waren vergangen, scheinbar ohne die geringste Spur an ihr zu hinterlassen.

Fürs Überqueren der Straße schien sie nur zwei riesige Schritte zu brauchen.

»Gentlemen«, sagte sie mit einer Stimme, die so tief war, dass Macbeth glaubte, die Glasscheiben hinter sich vibrieren zu hören.

»Strega«, sagte Macbeth. »Lange nicht gesehen.«

»Stimmt. Du warst damals ja noch ein Junge.«

»Du erinnerst dich also an mich?«

»Ich erinnere mich an all meine Kunden, Inspector Macbeth.«

»Und wer sind die zwei?«

»Meine Schwestern.« Strega lächelte. »Wir überbringen Glückwünsche von Hecate.«

Macbeth sah, wie Banquo bei der Nennung des Namens automatisch in seine Jacke griff, und legte ihm beruhigend die Hand auf den Arm. »Wozu?«

»Zu deiner Ernennung zum Leiter des Dezernats für Organisierte Kriminalität«, sagte Strega. »Heil dir, Macbeth.«

»Heil dir, Macbeth«, echoten die Schwestern.

»Wovon redest du?«, fragte Macbeth und ließ seinen Blick zu den

Arbeitslosen auf der anderen Straßenseite hinüberwandern. Als Banquo nach seiner Waffe gegriffen hatte, war ihm eine Bewegung aufgefallen.

»Der eine verliert, der andere gewinnt«, sagte Strega. »Dies sind die Gesetze des Dschungels. Mehr Tote, mehr Brot. Und wer bekommt wohl das Brot, frage ich mich, wenn Chief Commissioner Duncan stirbt?«

»Hey!« Banquo machte einen Schritt auf sie zu. »Wenn Hecate uns drohen will ...«

Macbeth hielt ihn zurück. Diesmal hatte er es genau gesehen. Drei der Männer auf der anderen Straßenseite hatten aufgeschaut, hielten sich bereit. Sie standen getrennt voneinander in der Menge, aber es gab eine Gemeinsamkeit: Sie alle trugen leichte, graue Regenmäntel. »Lass sie einfach reden«, flüsterte Macbeth.

Strega lächelte. »Niemand droht. Hecate wird gar nichts tun; er macht nur eine interessante Voraussage. Er glaubt, du wirst der nächste Chief Commissioner.«

»Ich?« Macbeth lachte. »Duncans Stellvertreter würde seinen Posten übernehmen, und dessen Name lautet Malcolm. Jetzt schere dich weg.«

»Hecates Voraussagen sind niemals falsch«, sagte das Mannweib. »Und das weißt du.« Sie stand Macbeth gegenüber, ohne sich zu regen, und Macbeth fiel auf, dass sie immer noch größer war als er.

»Und?«, sagte sie. »Sorgt jetzt deine Lady vom Casino dafür, dass du clean bleibst?«

Banquo sah, wie Macbeth sich versteifte. Und dachte, dass diese Strega sich glücklich schätzen konnte, als Frau durchzugehen. Macbeth schnaubte, sah aus, als wollte er etwas sagen, überlegte es sich dann aber anders. Trat von einem Fuß auf den anderen. Öffnete wieder den Mund. Auch diesmal kam nichts heraus. Dann drehte er sich um und marschierte auf den Eingang des Hauptquartiers zu.

Die große Frau sah ihm nach. »Und was ist mit dir, Banquo, bist du gar nicht neugierig, was die Zukunft für dich bereithält?«

»Nein«, sagte er und folgte Macbeth.

»Oder für Fleance, deinen Sohn?«

Banquo erstarrte mitten in der Bewegung.

»Ein guter, fleißiger Junge«, sagte Strega. »Und Hecate verspricht, wenn er und sein Vater sich brav an die Spielregeln halten, wird auch er,

wenn die Zeit reif ist, Chief Commissioner sein.«

Banquo wandte sich ihr zu.

»Ein kontinuierlicher Aufstieg«, sagte sie. Deutete eine kleine Verbeugung an und lächelte. Dann drehte sie sich um und hakte die beiden anderen unter. »Kommt, Schwestern.«

Banquo startete dem bizarren Trio hinterher, bis es um die Ecke des Hauptquartiers gebogen war. Die drei hatten so unreal gewirkt, dass er sich fragte, ob sie überhaupt da gewesen waren.

»Jede Menge Verrückte auf den Straßen heutzutage«, sagte Banquo, als er Macbeth im Foyer vor dem Empfangstresen eingeholt hatte.

»Heutzutage?« Ungeduldig drückte Macbeth den Fahrstuhlknopf. »Diese Stadt war doch immer voller Verrückter. Ist dir aufgefallen, dass die Damen Aufpasser dabei hatten?«

»Hecates unsichtbare Armee?«

Die Fahrstuhltüren glitten auf.

»Duff«, sagte Macbeth und trat beiseite. »Was ist denn ...«

»Macbeth und Banquo«, sagte der blonde Mann und marschierte rasch an ihnen vorbei zum Ausgang.

»Du liebe Güte«, sagte Banquo. »Der ist aber auch im Stress.«

»So ist das, wenn du den Job an der Spitze ergattert hast.« Macbeth lächelte, trat in den Fahrstuhl und drückte auf den Knopf zum Untergeschoss, wo das SWAT-Team untergebracht war.

»Ist dir schon mal aufgefallen, dass Duffs Schuhe immer quietschen?«

»Weil er sich grundsätzlich Schuhe kauft, die ihm zu groß sind«, sagte Macbeth.

»Warum?«

»Keine Ahnung«, erwiderte Macbeth und schaffte es gerade noch, die Tür für den Kollegen aufzuhalten, der ihnen vom Empfang aus hinterhergerannt kam.

»Ich habe eben einen Anruf vom Büro des Chief Commissioners erhalten«, sagte dieser außer Atem. »Sie sollen zu ihm raufkommen, sobald Sie hier eintreffen.«

»Okay«, sagte Macbeth und ließ die Tür los.

»Ärger?«, fragte Banquo, nachdem sie sich geschlossen hatte.

»Wahrscheinlich«, entgegnete Macbeth und drückte auf den Knopf zum

vierten Stock. Er spürte, dass die Stiche an seiner Schulter anfangen zu jucken.

Lady ging durch den Spielsaal. Das Licht der riesigen Kronleuchter fiel sanft auf das dunkle Mahagoniholz der Tische, an denen Black Jack und Poker gespielt wurde, auf den grünen Stoff, über den später am Abend die Würfel tanzen würden, auf die speerartige goldene Spitze, die sich wie ein Minarett über dem sich drehenden Rouletterad erhob. Die Kronleuchter hatte sie als kleinere Kopien des Viereinhalb-Tonnen-Kronleuchters im Dolmabahçe-Palast in Istanbul anfertigen lassen, und die goldene Spitze, die von der Decke aus auf den Roulettetisch hinunterragte, war derjenigen auf dem Rouletterad genau nachempfunden. Die Kronleuchter waren mit Seilen so an der Balustrade der Empore befestigt, dass man sie jeden Montag herablassen und das Kristall reinigen konnte. Den meisten Gästen entgingen solche Details natürlich. Wie auch die kleinen, unauffälligen Lilien, die sie in die dicken burgunderroten Teppiche hatte stecken lassen, die sie in Italien für ein kleines Vermögen erworben hatte. Aber *ihr* entgingen sie nicht, sie sah die zusammenpassenden Goldspitzen, und nur sie wusste, woran die Lilien erinnerten. Das genügte. Denn dies war ihr Reich.

Die Croupiers nahmen automatisch Haltung an, wenn sie vorbeikam. Sie verfügten über reichlich Berufserfahrung, waren effizient und sorgsam, behandelten die Gäste höflich, aber streng. Sie hatten manikürte Hände, gut gepflegte Haare und trugen die makellos elegante, rot-schwarze Uniform des Inverness, die jedes Jahr ausgebessert und für jeden einzelnen Mitarbeiter maßgeschneidert wurde. Und – das war am wichtigsten – sie waren ehrlich. Lady ging nicht bloß davon aus, sie *sah* und *hörte* es. Sie konnte Unehrlichkeit in den Augen ihrer Leute erkennen, an unwillkürlichen Ticks, Muskelzuckungen oder übertrieben zur Schau gestellter Lässigkeit. Konnte sie in den kleinen Nuancen zitternder Stimmbänder hören. Es war eine angeborene Fähigkeit, die sie von ihrer Mutter und Großmutter geerbt hatte. Die beiden hatte diese Überempfindlichkeit im Alter in die dunklen Schatten des Wahnsinns getrieben, Lady dagegen hatte ihre Fähigkeiten stets dazu

genutzt, Unehrlichkeit aufzuspüren. Vom Jammertal ihrer Kindheit an bis heute. Ihre Inspektionsrunden erfüllten einen doppelten Zweck. Zum einen ging es darum, ihre Angestellten immer auf Trab zu halten, damit sie Tag und Nacht zeigten, dass sie eine Klasse über ihren Kollegen im Obelisk standen. Zweitens ging es ihr darum, jede Form von Unehrlichkeit aufzudecken. Bis gestern waren ihre Leute vielleicht noch anständig und ehrenhaft gewesen, aber die Menschen waren wie feuchter Lehm, sie wurden von Gelegenheiten geformt. Je nachdem, was sich ihnen heute anbot, waren sie zu Dingen imstande, die ihnen gestern noch unvorstellbar erschienen wären. Ja, das war das Einzige, worauf man sich verlassen konnte: Im tiefsten Herzen war der Mensch gierig. Lady wusste das. Sie selbst hatte solch ein Herz. Ein Herz, das sie abwechselnd verfluchte und für das sie dankbar war, das ihr Wohlstand eingebracht und ihr zugleich alles geraubt hatte. Aber es war nun einmal das Herz, das in ihrer Brust schlug. Man konnte nicht alles ändern, nicht alles aufhalten, manchem musste man einfach folgen.

Sie nickte den vertrauten Gesichtern zu, die sich um den Roulettetisch versammelt hatten. Stammkunden. Sie alle hatten ihre Gründe, hierherzukommen und zu spielen. Manche mussten nach einem anstrengenden Arbeitstag schlicht abschalten, andere brauchten nach einem langweiligen Arbeitstag dringend ein bisschen Aufregung. Und dann waren da diejenigen, in deren Leben Arbeit und Anstrengung keinerlei Rolle spielten, sondern bloß Geld. Wer nichts von alledem hatte, endete im Obelisk, wo man ein geschmackloses, aber kostenfreies Essen bekam, wenn man mehr als fünfhundert verspielte. Es gab Idioten, die glaubten, ein System gefunden zu haben, das ihnen langfristige Gewinne versprach, ein Menschenschlag, der selten alt wurde, aber merkwürdigerweise nie ausstarb. Und dann gab es noch jene, die – und kein Casinobesitzer hätte dies jemals zugegeben – das eigentliche Fundament des Geschäfts darstellten. Die nicht anders konnten. Die den Zwang verspürten, hierherzukommen, die nicht aufhören konnten, alles zu riskieren, Nacht für Nacht, fasziniert davon, wie die Roulettekugel über das glänzende Rad huschte, gleich einem Erdball, der sich im Gravitationsfeld der Sonne verfangen hatte, jener Sonne, die ihnen täglich das Leben schenkte, sie am Ende aber zwangsläufig verbrennen würde. Die Süchtigen. Mit denen Lady ihr Brot verdiente.

Apropos Sucht. Sie warf einen Blick auf die Uhr. Neun. Es war immer noch ein bisschen früh am Abend, aber trotzdem wünschte sie, die Tische wären voller. Berichte vom Obelisk zeigten, dass der direkte Konkurrent ihr immer noch Kunden wegnahm, obwohl sie so viel in die Inneneinrichtung, die Küche und die Renovierung der Hotelzimmer investiert hatte. Manche glaubten, sie sei dabei, sich durch zu hohe Preise selbst vom Markt zu nehmen, und dass sie, da der Obelisk in den Köpfen der Leute als preisgünstigere Alternative verankert war, den Standard und ihre Ausgaben senken sollte. Schließlich würde sie den Status als exklusives Etablissement damit keineswegs einbüßen. Aber wer das sagte, kannte Lady schlecht, wusste nicht, wie wichtig ihr die Exklusivität tatsächlich war. Nicht nur eleganter als der Obelisk, sondern in jeder Hinsicht besser musste Ladys Inverness sein. Dies sollte der Ort sein, an dem die Leute gesehen werden, mit dem sie in Verbindung gebracht werden wollten. Und sie, Lady, sollte diejenige sein, mit der man gesehen und in Verbindung gebracht werden wollte. Hierher kamen die Wohlhabenden und die Spitzenpolitiker, Schauspieler und Sportler aus dem Himmel der Prominenz, Schriftsteller, Schönheiten, Hipster und Intellektuelle – alle kamen an Ladys Tisch. Sie verbeugten sich respektvoll, küssten ihr die Hand und stießen auf ihre diskrete Ablehnung, wenn sie ebenso diskret die Frage nach einem möglichen Kredit stellten, lächelten dann aber und akzeptierten dankbar eine Bloody Mary aufs Haus. Profit hin, Profit her, sie war nicht so weit gekommen, um ein verdammtes Bordell zu leiten, so wie es der Obelisk war. Dort akzeptierte man den Abschaum, den sie unter den Kronleuchtern des Inverness auf keinen Fall sehen wollte. Unter den *echten* Kronleuchtern. Aber natürlich musste sich der Wind drehen. Die Gläubiger hatten begonnen, Fragen zu stellen. Und die Antwort hatte ihnen nicht gefallen: Was das Inverness brauchte, waren keine günstigeren Drinks, sondern noch mehr und noch größere Kronleuchter.

Im Augenblick ging ihr allerdings nicht das Geschäft durch den Kopf. Sie dachte an Sucht. Und an die Tatsache, dass Macbeth immer noch nicht hier war. Er gab ihr immer Bescheid, wenn er sich verspätete. Was während des Sweno-Einsatzes passiert war, hatte ihn mitgenommen. Er hatte nichts gesagt, aber sie konnte es spüren. Manchmal schien er ihr erstaunlich weich – immerhin ein Mann, den sie schon mit eigenen Augen hatte töten sehen.

Sie hatte die wohlüberlegte Entschlossenheit vor der Tat gesehen, die kalte Effizienz währenddessen und das reuelose Lächeln danach.

Aber diesmal war es etwas anderes gewesen, das wusste sie. Der Mann war wehrlos gewesen. Und wenn es ihr auch manchmal schwerfiel, den Ehrenkodex von Männern wie Macbeth zu begreifen, wusste sie, dass er nach einem solchen Vorfall die Kontrolle über sich verlieren konnte. Sie durchquerte den Raum und zog die starrenden Blicke zweier Männer an der Bar auf sich. Beide waren jünger als sie. Aber sie interessierte sich nicht für sie. Zwar hatte sie immer alles dafür getan, um sich begehrenswert zu fühlen, verachtete aber die Männer, die sie begehrten. Abgesehen von einem. Anfangs hatte es sie überrascht, dass jemand ihre Gedanken und ihr Herz so vollständig ausfüllen konnte. Und oft hatte sie sich gefragt, warum sie, die keinen Mann je geliebt hatte, diesen einen nun so sehr liebte. Weil er, hatte sie sich selbst geantwortet, genau das an ihr liebte, wovor sich die meisten Männer fürchteten. Ihre Stärke. Ihre Willenskraft. Eine Intelligenz, die der ihren überlegen war und die sie nicht unter den Scheffel stellen konnte. Man musste schon ein echter Mann sein, um dies an einer Frau zu lieben. Sie stand vor dem großen Fenster, von dem aus man den Worker's Square überblicken konnte, schaute zur alten Bertha hinüber, der schwarzen Lokomotive, die den Eingang des stillgelegten Bahnhofs bewachte. Jenes Sumpfes, in dem sie im Laufe der Jahre so viele hatte versinken sehen. War es möglich, dass er ...?

»Liebling.«

Wie oft hatte sie gehört, wie ihr diese Stimme dieses Wort ins Ohr geflüstert hatte? Und doch war es immer wie beim ersten Mal. Er schob ihre langen roten Haare zur Seite, und sie spürte einen elektrischen Schlag durch ihren Körper fahren, als seine Lippen ihren Hals küssten. Es war unprofessionell – sie wusste, dass die zwei Männer an der Bar zu ihnen hinüberschauten –, aber sie ließ es zu. Er war hier.

»Wo warst du?«

»In meinem neuen Büro«, sagte er und schlang einen Arm um ihre Taille.

»Neues Büro?« Sie streichelte seinen Unterarm. Fühlte das Narbengewebe unter ihren Fingerspitzen. Er hatte ihr erzählt, dass er sich die Spritzen hatte im Dunkeln setzen müssen und seine Venen nicht gesehen

hatte, also hatte er sich an die letzte Narbe herangetastet und sich an derselben Stelle eine neue Injektion verpasst. Machte man das lange genug, mehrere Jahre lang, und rechnete die ein oder andere unvermeidliche Infektion hinzu, hatte man irgendwann Unterarme wie seine, die aussahen, als habe man sie durch Stacheldraht gezogen. Aber sie konnte keine frischen Einstiche fühlen. Es war jetzt schon Jahre her. So lange, dass sie ihn manchmal – in Anfällen von kindischem Optimismus – für geheilt hielt.

»Ich hätte nicht gedacht, dass du diese Kohlenverschläge bei euch im Keller als Büros bezeichnest.«

»Im dritten Stock«, sagte Macbeth.

Lady wandte sich ihm zu. »Was?«

Die weißen Zähne leuchteten in seinem dunklen Bart. »Vor dir steht der neue Leiter des Dezernats für Organisierte Kriminalität in dieser Stadt.«

»Ist das wahr?«

»Ja.« Er lachte. »So geschockt, wie du jetzt aussiehst, hab ich bestimmt vorhin in Duncans Büro auch ausgesehen.«

»Ich bin nicht geschockt, mein Schatz. Ich ... ich bin bloß glücklich. Das hast du so verdient! Hab ich es dir nicht immer gesagt? Hab ich nicht immer gesagt, dass du mehr verdient hast als dieses Büro im Keller?«

»Ja, das hast du. Wieder und wieder, mein Schatz. Aber da warst du auch die Einzige.« Macbeth lehnte sich zurück und lachte erneut.

»Und jetzt steigen wir auf, mein Liebster. Raus aus dem finsternen Keller! Ich hoffe, du hast ein gutes Gehalt eingefordert.«

»Gehalt. Nein, ich hab vergessen, danach zu fragen. Ich hatte nur eine Bedingung: dass Banquo mein Stellvertreter werden muss. Und damit waren sie einverstanden. Es ist ziemlich verrückt ...«

»Verrückt. Überhaupt nicht. Es ist eine weise Entscheidung.«

»Ich meine nicht den Posten. Auf dem Weg zum Hauptquartier haben wir drei Schwestern getroffen, die Hecate geschickt hatte. Sie haben mir prophezeit, dass ich den Job kriegen würde.«

»Prophezeit?«

»Ja!«

»Sie müssen es gewusst haben.«

»Nein. Als ich zu Duncan ins Büro kam, meinte er, die Entscheidung sei gerade erst fünf Minuten vorher getroffen worden.«

»Hhm. Dann waren es wohl Hexen, keine Frage.«

»Vermutlich hatten sie zu viel von ihrem eigenen Stoff genommen, waren high und haben bloß Quatsch geredet. Sie meinten auch, ich würde Chief Commissioner werden. Und weißt du was? Duncan hat vorgeschlagen, dass wir meine Ernennung hier feiern, im Inverness!«

»Warte einen Augenblick. Was haben sie gesagt?«

»Er wollte hier feiern. Das wäre doch gut für deinen Ruf, wenn der Chief Commissioner sich dafür entscheidet, hier im Casino eine Party zu schmeißen.«

»Nein, ich meine die Schwestern. Sie haben gesagt, du würdest Chief Commissioner werden?«

»Ja, aber vergiss das, Schatz. Ich habe Duncan vorgeschlagen, dass wir eine Abendveranstaltung draus machen und die Leute von außerhalb hier im Hotel übernachten können. Du hast doch im Augenblick ziemlich viele freie Zimmer, also ...«

»Natürlich, das machen wir.« Sie strich ihm über die Wange. »Ich merke, wie glücklich du bist. Aber du siehst immer noch blass aus, Liebster.«

Er zuckte mit den Schultern. »Ich weiß auch nicht. Ich glaube, ich brüte irgendwas aus. Ich fange schon an, tote Männer in Ampeln zu sehen.«

Sie hakte sich bei ihm unter. »Na komm. Ich habe, was du brauchst, mein Junge.«

Er lächelte. »Ja, das hast du.«

Sie schwebten förmlich durchs Casino. Ihr war bewusst, dass ihre hochhackigen Schuhe sie einen Kopf größer machten als ihn. Dass ihre jugendliche Figur, ihr elegantes Abendkleid und ihr würdevoller, geschmeidiger Gang die Männer an der Bar dazu brachten, ihr immer noch hinterherzuschauen. Dass der Obelisk einen solchen Anblick nicht zu bieten hatte.

Duff lag auf dem großen Doppelbett, starrte an die Decke und musterte den Riss im Putz, den er so gut kannte.

»Anschließend, nach dem Meeting, hat Duncan mich beiseitegenommen und gefragt, ob ich enttäuscht sei«, sagte er. »Er meinte, wir wüssten

schließlich beide, dass ich der naheliegendste Kandidat für den Posten gewesen wäre.«

Der Riss hatte sich auf scheinbar zufällige Weise in verschiedene Richtungen verzweigt, aber wenn er seine Augen zusammenkniff und alles verschwimmen ließ, schien er einem Muster zu folgen, ein Bild zu formen. Er konnte nur nicht erkennen, was es darstellen sollte.

»Und was hast du geantwortet?« Die Stimme erhob sich über das laufende Wasser im Badezimmer. Obwohl sie so viel voneinander gesehen hatten, wie es zwei Menschen nur möglich war, mochte sie es immer noch nicht, wenn er sie anschaute, bevor sie fertig war. Und das war ihm auch ganz recht.

»Ich habe gesagt, dass ich tatsächlich enttäuscht bin. Darüber, dass sie Macbeth gewählt haben, ausgerechnet mit der Begründung, dass er nicht zum inneren Zirkel gehört. Ich gehöre zu denen, die Duncans Projekt von Anfang an unterstützt haben, und jetzt wird genau diese Tatsache gegen mich verwendet.«

»Ja, das stimmt ja auch. Was hat ...«

»Duncan meinte, es gebe noch einen anderen Grund. Aber den wollte er vor den anderen nicht erwähnen. Der Einsatz gegen Sweno sei eben nur halb erfolgreich gewesen, weil Sweno entkommen ist. Und es habe sich herausgestellt, dass ich genug Zeit gehabt hätte, ihn über den Tipp zu informieren. Beinahe ein ganzes Jahr verdeckter Ermittlungen hätte ich zunichtegemacht mit einer Aktion, die für ihn sehr nach Egotrip ausgesehen habe. Nur Macbeth und seinem SWAT-Team sei es zu verdanken, dass die Operation gerettet werden konnte. Er meinte, es hätte komisch ausgesehen, wenn er mich und nicht ihn befördert hätte. Aber immerhin hat er mir einen Trostpreis zugestanden.«

»Er hat dir die Mordkommission übertragen. Das ist doch nicht schlecht, oder?«

»Die Abteilung ist kleiner als das Rauschgiftdezernat, aber zumindest bleibt mir die Erniedrigung erspart, im neuen Dezernat den Untergebenen spielen zu müssen.«

»Wer hat Duncan das denn eingeredet?«

»Was meinst du?«

»Wer hat sich für Macbeth eingesetzt? Duncan ist ein Zuhörer; er

schwört auf Konsens und diskutiert Entscheidungen gern in der Gruppe.«

»Glaub mir, Liebling, keiner macht sich für Macbeth stark. Und dem ist es auch ganz egal. Dem geht's im Leben nur darum, böse Buben zu fangen und dafür zu sorgen, dass seine Casino-Königin glücklich ist.«

»Apropos.« Sie stellte sich in der Badezimmertür in Pose. Das durchsichtige Negligé offenbarte mehr, als es verhüllte. Es gab vieles, was Duff an dieser Frau mochte, und manches hätte er nicht mal in Worte fassen können, doch was ihm über alles ging, war eindeutig: ihre Jugend. Der Schein der Kerzen auf dem Boden ließ ihre Augen, ihre roten Lippen, ihre Zähne schimmern. Trotzdem brauchte er heute Nacht noch etwas mehr. Er war nicht in Stimmung. Nach allem, was heute passiert war, fühlte er sich nicht mehr wie der geile Bock, als der er den Tag begonnen hatte. Aber das ließ sich ja vielleicht ändern.

»Zieh's aus«, sagte er.

Sie lachte. »Ich hab's doch grad erst angezogen.«

»Das ist ein Befehl. Bleib, wo du bist, und zieh es aus. Langsam.«

»Hhm. Vielleicht. Wenn ich eine klare Anweisung bekommen würde ...«

»Caithness, hiermit wird Ihnen von einem Vorgesetzten der Befehl erteilt, sich das, was Sie tragen, über den Kopf zu ziehen, sich nach vorn zu beugen und sich gut am Türrahmen festzuhalten.«

Duff hörte, wie sie in Kleinmädchenmanier schockiert nach Luft schnappte. Vielleicht machte sie ihm etwas vor, vielleicht nicht. Es war ihm egal. Er kam so langsam in Stimmung.

Hecate marschierte über den feuchten Boden des Hauptbahnhofs, vorbei an dem von den Wänden abblättrenden Putz und den vor sich hin murmelnden Abhängigen. Zwei Typen hoben den Blick von einem Löffel und einer Spritze, die sie sich offenbar teilen würden, und starrten ihm nach. Sie kannten ihn nicht. Niemand kannte ihn. Vielleicht glaubten sie, der große Mann mit dem senfgelben Kaschmirmantel, dem sehr gepflegten, beinahe unnatürlich schwarzen Haar und der glänzenden, dicken Rolex sei die perfekte Beute, die gerade freiwillig in die Höhle des Löwen gekommen war. Vielleicht hatten sie aber auch Zweifel. Etwas irritierte sie womöglich

an seiner selbstsicheren und entschlossenen Gangart, etwas an dem goldbesetzten Spazierstock, der im selben Rhythmus auf den Boden schlug wie die Stiletto der großen, breitschultrigen Frau, die neben ihm herschritt. Wenn es eine Frau war. Es konnte auch an den drei Männern in den leichten grauen Mänteln liegen, die unmittelbar vor ihm den Bahnhof betreten hatten und sich nun an der Wand aufstellten. Vielleicht wurde ihnen klar, dass sie sich in seiner Höhle befanden. Dass *er* der Löwe war.

Hecate blieb stehen und ließ Strega als Erste die enge Treppe zu den Toiletten hinabsteigen, auf der es stark nach Urin stank. Er betrachtete die beiden Junkies, die nun die Köpfe senkten und sich auf ihre eigentliche Aufgabe konzentrierten. Das Erhitzen und Spritzen. Süchtige. Hecate erfüllten sie weder mit Verachtung noch mit Irritation. Schließlich sicherten sie seinen Lebensunterhalt.

Strega öffnete die Tür am Fuß der Treppe, packte einen schlafenden Mann am Kragen, bleckte die Zähne, um ihm zu bedeuten, in welcher Stimmung sie war, und zeigte ihm mit dem Daumen die Richtung für seinen Abgang. Hecate folgte ihr in den Raum mit den Kabinen und den undichten Waschbecken. Der Gestank war so stark, dass er Hecate immer noch die Tränen in die Augen trieb. Aber er erfüllte auch einen Zweck: Er hielt Neugierige ab und sorgte dafür, dass selbst die hartgesottensten Süchtigen ihre Besuche so kurz wie möglich hielten. Strega und Hecate betraten die äußerste Kabine mit dem UNBENUTZBAR-Schild an der Tür und der bis zum Rand mit Exkrementen gefüllten Schüssel. Auch die Neonröhre an der Decke war entfernt worden. Jetzt war es unmöglich, hier seine Venen zu sehen, geschweige denn zu treffen. Strega entfernte eine der Kacheln über dem nicht angeschlossenen Klo, drehte einen Griff, der dahinter zum Vorschein kam, und drückte ihn. Die Wand schwang auf, und sie traten ein.

»Mach sie schnell wieder zu«, sagte Hecate und hustete. Er sah sich um. Dies war ein Lagerraum gewesen, und hinter der nächsten Tür lag der Tunnel mit den nach Süden führenden Gleisen. Er hatte die Produktion hierher verlegt, nachdem vor zwei Jahren der Bahnverkehr eingestellt worden war. Einige Penner und Junkies hatte er vertreiben müssen, und obwohl niemals jemand hierherkam und Chief Commissioner Kenneth ihr hochrangigster Beschützer gewesen war, hatte er zusätzlich noch gut getarnte Videokameras im Tunnel und über der Treppe zu den Toiletten

angebracht. Zur Abendschicht gehörten insgesamt zwölf Leute, und sie alle trugen Schutzmasken und weiße Mäntel. Auf dieser Seite der Glaswand, die den Raum unterteilte, wurde das Brew von sieben Männern in Portionen abgewogen und in Plastikbeutel verpackt. Neben der Tür zum Tunnel saßen zwei bewaffnete Wächter und behielten die Arbeiter und die Überwachungsmonitore im Auge. Auf der anderen Seite der Glaswand befand sich das, was sie das Allerheiligste oder schlicht die Küche nannten. Dort stand der Kessel, und nur die Schwestern hatten Zutritt. Die Küche war aus verschiedenen Gründen hermetisch abgeriegelt. Zuerst einmal, damit keine äußerlichen Einflüsse den Herstellungsprozess beeinträchtigten und kein Idiot ein Feuerzeug anzündete oder einen brennenden Zigarettenstummel wegwarf und sie versehentlich alle in die Luft sprengte. Vor allem jedoch, weil alle bald abhängig wären, wenn sie täglich die durch die Luft fliegenden Moleküle einatmen würden.

Die Schwestern hatte Hecate in einer Opiumhöhle in Bangkoks Chinatown aufgestöbert, wo sie in einem improvisierten Labor aus dem Opium aus Chiang Rai Heroin hergestellt hatten. Er wusste nicht viel über sie, nur dass sie zusammen mit Chiang Kai-sheks Leuten aus China geflohen waren, dass die Krankheit, die ihre Gesichter zerstört hatte, sich angeblich in ihrem gesamten Heimatdorf ausgebreitet hatte und dass sie ihm immer lieferten, was er wollte, solange er sie pünktlich bezahlte. Die Zutaten waren allgemein bekannt, ebenso die Mengenverhältnisse, und auch die Produktionsabläufe waren durch die Glasscheibe deutlich zu sehen. Trotzdem umgab ein Geheimnis die Art, wie sie ihre Mixtur herstellten und erhitzen. Hecate war auch durchaus geneigt, das Gerücht zu glauben, dass sie Krötendrüsen, Hummelflügel und den Saft aus Rattenschwänzen benutzten und anschließend in den Kessel hineinrotzten. All das schuf eine Aura schwarzer Magie, und wenn es etwas gab, wofür die Menschen in ihrem allzu realen Arbeitsleben mit Freude zahlten, war es genau das: schwarze Magie. Brew schlug entsprechend ein wie eine Bombe. Hecate hatte noch nie so viele Menschen in so kurzer Zeit in derart verzweifelte Abhängigkeit fallen sehen. Aber etwas war ebenso offenkundig: An dem Tag, an dem ihm die Schwestern ein auch nur geringfügig schwächeres Produkt herstellten, musste er sie loswerden. So war es eben. Alles hatte seinen Zyklus, sein vorbestimmtes Ende. Wie die zwei Jahrzehnte unter

Kenneth. Die guten Zeiten. Und wenn man zuließ, dass Duncan sich jetzt nach Belieben austobte, würde das schlechte Zeiten für den magischen Geschäftszweig bedeuten. Es war klar: Wenn nur die Götter über gute und schlechte Zeiten entscheiden konnten, musste man eben selbst zum Gott werden. Es war einfacher als gedacht. Was die meisten abhielt, waren schlicht Angst und Aberglaube. In ihrer ängstlichen Unterwürfigkeit glaubten sie, es gäbe eine absolute Moral, vom Himmel vorgegebene Gebote, die für alle Menschen gelten sollten. Aber diese Gebote wurden stets von Leuten aufgestellt, die sich selbst wie Götter aufführten, und immer dienten diese Gebote vor allem diesen angeblichen Göttern. Gut, nicht jeder konnte ein Gott sein, und jeder Gott brauchte Gläubige, brauchte Kundschaft. Einen Markt. Eine Stadt. Viele Städte.

Hecate begab sich ans Ende des Raumes, legte beide Hände auf den Griff seines Stocks und stand einfach nur da. Dies war seine Fabrik. Hier war er Unternehmer eines wachsenden Industriezweigs. Bald würde er expandieren müssen. Wenn er die Nachfrage nicht befriedigte, würden andere es tun, so lauteten die einfachen Regeln des Kapitalismus. Er hatte schon lange geplant, eine der stillgelegten Fabriken der Stadt zu übernehmen, zur Tarnung ein fiktives Geschäft einzurichten, während er in den Hinterräumen Brew herstellte. Wachschutz, mit Stacheldraht bewehrte Zäune, seine eigenen Lastwagen, die ein und aus fuhren. Er konnte die Produktion ums Zehnfache ausbauen und in den Rest des Landes exportieren. Aber das würde eine verstärkte Sichtbarkeit bedeuten und den konkreten Schutz der Polizei nötig machen. Ein Chief Commissioner wurde gebraucht, der nach seiner Pfeife tanzte. Ein Kenneth. Was konnte man also tun, nun, da Kenneth tot war? Man wählte sich einen neuen aus und ebnete den Weg für ihn.

Mit angespanntem Lächeln und steifem Kopfnicken unterbrachen seine Arbeiter das Zerkleinern und Verpacken, bevor sie sich umso eifriger wieder in die Arbeit stürzten. Sie hatten Angst. Genau das war der Zweck dieser Inspektionen. Es ging nicht darum, den unvermeidlichen Zyklus aufzuhalten, bloß darum, ihn hinauszuzögern. Jeder in diesem Kellerraum würde irgendwann versuchen, ihn zu betrügen, ein paar Gramm mit nach Hause nehmen und selbst verkaufen. Sie würden auffliegen und unverzüglich bestraft werden. Von Strega. Sie schien ihre verschiedenen

Tätigkeiten durchaus zu genießen. Auch zusammen mit den Schwestern die Nachricht zu überbringen, hatte ihr Spaß gemacht.

»Nun, Strega«, sagte er, »glaubst du, dass die Saat, die wir in Macbeths Herz gesetzt haben, aufgehen wird?«

»Menschlicher Ehrgeiz streckt sich immer der Sonne entgegen. Wie eine Distel, die alles um sich herum in den Schatten stellt und tötet.«

»Wollen wir's hoffen.«

»Sie sind Disteln. Sie können nicht anders. Sie sind böse und dumm. Wenn die Leute merken, dass sich die erste Prophezeiung des Wahrsagers erfüllt, glauben sie die nächste blind. Und nun hat Macbeth erfahren, dass er zum Leiter des neuen Dezernats ernannt wurde. Die einzige Frage ist, ob Macbeth genug vom Ehrgeiz der Distel in sich hat. Und die notwendige Grausamkeit, um den Weg bis zum Ende zu gehen.«

»Macbeth hat sie nicht«, sagte Hecate. »Aber sie hat sie.«

»Sie?«

»Lady, seine geliebte Herrin. Ich habe sie nie persönlich getroffen, aber ich kenne ihre tiefsten Geheimnisse und verstehe sie besser als dich, Strega. Lady braucht lediglich ein wenig Zeit, um auf die unvermeidliche Idee zu kommen. Glaub mir.«

»Und die wäre?«

»Dass sie Duncan loswerden müssen.«

»Und dann?«

»Dann«, sagte Hecate und klopfte mit seinem Stock auf den Boden: tapp-tapp. »Dann brechen für uns die guten Zeiten wieder an.«

»Sind Sie sicher, dass wir Macbeth kontrollieren können? Jetzt, wo er clean ist, bildet er sich wahrscheinlich ziemlich viel ein auf seine ... Moral, oder?«

»Meine liebe Strega, es gibt nur einen, der noch vorhersehbarer ist als ein Junkie, und das ist ein liebeskranker Junkie, der sich für moralisch überlegen hält.«

Banquo lag in seinem Schlafzimmer im ersten Stock und lauschte auf den Regen, die Stille im Raum und den Zug, der niemals kam. Draußen führte die alte Strecke vorbei, und er stellte sich den feuchten, glänzenden Schotter

vor, dort, wo man die Schienen und Schwellen entfernt hatte. Na ja, *geklaut* musste man wohl sagen. Sie waren hier glücklich gewesen, Vera und er, hatten gute Zeiten erlebt. Kennengelernt hatte er Vera, als sie noch bei *Jacobs & Sons*, dem Juwelier, gearbeitet hatte, wo sich die feineren Leute ihre Geschenke und Eheringe kauften. Eines Tages wurde die Alarmanlage ausgelöst, und Banquo – der an diesem Tag Streifendienst hatte – war innerhalb von einer Minute an Ort und Stelle. Im Laden schrie eine verängstigte junge Frau verzweifelt über das ohrenbetäubende Schrillen der Sirene hinweg, dass sie eigentlich nur den Laden hatte abschließen wollen. Sie war neu hier und musste beim Einstellen der Alarmanlage einen Fehler gemacht haben. Er verstand sie kaum bei all dem Lärm und hatte umso mehr Zeit, sie zu betrachten. Als sie schließlich in Tränen ausbrach, legte er einen sanften, tröstenden Arm um sie. Sie fühlte sich an wie ein warmer, zitternder Jungvogel. In den nächsten Wochen gingen sie zusammen ins Kino, auf der sonnigen Seite des Tunnels spazieren, und einmal küsste er sie vor ihrer Tür. Sie kam aus einer Arbeiterfamilie, und sie hatte schon früh ihren Anteil beisteuern und wie ihre Eltern in der Estex-Fabrik arbeiten müssen. Bis sie sich einen schlimmen Husten eingefangen hatte. Nachdem ein Arzt ihr geraten hatte, sich etwas anderes zu suchen, war sie schließlich über Empfehlungen an den Job beim Juwelier gekommen.

»Die zahlen schlechter«, sagte sie, »aber man lebt länger.«

»Du hustest immer noch?«

»Nur wenn's regnet.«

»Dann sorgen wir mal lieber dafür, dass du mehr Sonne bekommst. Wollen wir am Sonntag wieder spazieren gehen?«

Nach sechs Wochen tauchte Banquo beim Juwelier auf und fragte sie, ob sie ihm einen Verlobungsring empfehlen könne. Sie schaute ihn derart perplex an, dass er lachen musste.

Nachdem sie geheiratet hatten, zogen sie in eine winzige Zweizimmerwohnung im ersten Stock. Sie hatten lange gespart, sich das Bett gekauft, in dem er jetzt lag, und sich darin geliebt. Aus Rücksicht auf die Nachbarn unter ihnen wartete Vera – eine leidenschaftliche, aber scheue Frau – immer auf einen Zug, bevor sie kam. Wenn dann einer vorbeirauschte und die Wände und Deckenlampen zum Zittern brachte, ließ sie sich gehen, schrie und grub ihre Nägel in seinen Rücken. Genau so

machte sie es, als sie in demselben Bett Fleance zur Welt brachte: Sie wartete, und erst als der Zug kam, schrie sie, drückte ihre Nägel in seine Hand, presste und gebar einen Sohn.

Im folgenden Jahr kauften sie das Erdgeschoss, um mehr Platz zu haben. Nun waren sie schon zu dritt, und womöglich würde sich die Familie bald vergrößern. Fünf Jahre später aber waren sie nur noch zu zweit: Ein Junge und ein Mann. Es waren ihre Lungen. Die Ärzte führten es auf die verschmutzte Luft zurück, auf all die Giftstoffe aus den Fabriken, die die endlosen Tiefdruckgebiete wie ein Deckel über der Stadt festhielten. Und da ihre Lungen bereits geschädigt waren ... Doch Banquo gab sich selbst die Schuld. Er war nicht imstande gewesen, genug Geld zusammenzukratzen, um mit der Familie auf die andere Seite des Tunnels zu ziehen, nach Fife, wo dann und wann die Sonne schien und man die Luft atmen konnte.

Jetzt hatten sie zu viel Platz. Er konnte unten das Radio hören und wusste, dass Fleance an seinen Hausaufgaben saß. Fleance gab sich Mühe, er wollte es unbedingt schaffen. Es war ein gewisser Trost, dass diejenigen, die es in der Schule leicht hatten und erfolgreich durchstarteten, oft ihren Enthusiasmus verloren, wenn der Ernst des Lebens begann. Dann schlug die Stunde für Schüler wie Fleance, der sich unerbittlich zwingen musste, sein Arbeitspensum zu erfüllen, und der wusste, dass man sich anstrengen muss, um etwas zu lernen. Ja, es würde alles gut werden. Und wer weiß, vielleicht traf der Junge irgendwann ein Mädchen und gründete eine Familie. Hier in diesem Haus zum Beispiel. Vielleicht standen neue und bessere Zeiten bevor. Vielleicht würden sie auch Duncan in Zukunft noch besser unterstützen können, jetzt, da es Macbeths Aufgabe war, gegen die Organisierte Kriminalität in dieser Stadt zu kämpfen. Die Nachricht hatte Banquo vollkommen überrascht – und die meisten anderen im Hauptquartier ebenfalls. Unten im SWAT-Keller hatte Ricardo es auf den Punkt gebracht: Er konnte sich nicht vorstellen, wie Macbeth und Banquo in Anzügen und mit Krawatte hinterm Schreibtisch saßen, Diagramme auswerteten und Budgets vorstellten. Oder auf Cocktailpartys freundlich mit Chief Commissioners, Ratsmitgliedern und anderen feinen Pinkeln plauderten. Aber sie würden schon sehen. An Motivation mangelte es jedenfalls nicht. Und vielleicht waren nun auch einfache Leute wie Macbeth an der Reihe, die es gewohnt waren, eine Extraschicht einzulegen, um ihre Ziele zu erreichen.

Im Hauptquartier wusste außer ihm nur Duff, wie stark Macbeth in seinen Teenagerjahren von Speed abhängig gewesen war, wie verrückt es ihn gemacht hatte, wie tief unten er bereits gewesen war. Banquo war damals auf den regennassen Straßen Streife gelaufen, als er den Jungen zusammengekrümmt und völlig weggetreten unter dem Dach einer Bushaltestelle hatte liegen sehen. Er weckte ihn, sagte ihm, dass er weiterziehen solle, aber irgendwas in seinen flehenden braunen Augen hatte ihn zögern lassen. Etwas in seinen wachsamen Bewegungen, als er aufgestanden war. Etwas an seinem durchtrainierten, kompakten Körper hatte Banquo erkennen lassen, was für eine Verschwendung das war, dass etwas an diesem Jungen Potenzial verriet, sich etwas an ihm noch retten ließ. Banquo nahm den Fünfzehnjährigen in jener Nacht mit nach Hause und gab ihm trockene Sachen. Vera machte ihm etwas zu essen, und dann steckten sie ihn ins Bett. Am nächsten Tag, einem Sonntag, fuhren Vera, Banquo und der Junge durch den Tunnel in den Sonnenschein auf der anderen Seite und machten einen langen Spaziergang in den grünen Hügeln. Macbeth stotterte anfangs noch beim Sprechen, später immer weniger. Er war in einem Waisenhaus aufgewachsen und hatte davon geträumt, im Zirkus zu arbeiten. Er zeigte ihnen, wie er jonglieren konnte. Dann stellte er sich fünf Schritte entfernt von einer hohen Eiche auf und schleuderte Banquos Taschenmesser in den Stamm, wo es zitternd stecken blieb. Schwerer fiel es dem Jungen, ihnen die Narben an seinem Unterarm zu zeigen und über sie zu sprechen. Das passierte erst später, als er wusste, dass Banquo und Vera Menschen waren, denen er vertrauen konnte. Aber auch dann sagte er nur, dass es angefangen hatte, nachdem er aus dem Heim geflohen war. Darüber, wie genau es dazu gekommen oder was der Auslöser gewesen war, sprach er nicht. Darauf folgten weitere Sonntage, weitere Gespräche und Spaziergänge. Doch an den ersten erinnerte Banquo sich besonders gut, weil Vera ihm auf dem Nachhauseweg zugeflüstert hatte: »Lass uns einen Sohn wie ihn machen.« Und als ein stolzer Banquo Macbeth vier Jahre später zur Polizeischule begleitet hatte, war Fleance drei Jahre alt gewesen und Macbeth ebenso lange clean.

Banquo drehte sich um und betrachtete das Foto auf dem Nachttisch. Es zeigte ihn und Fleance; sie standen unter dem toten Apfelbaum im Garten. Fleances erster Tag auf der Polizeischule. Er trug seine Uniform, es war früh

am Morgen, die Sonne schien bereits, und der Schatten des Fotografen lag über ihnen.

Er hörte das Quietschen eines Stuhls, hörte Fleance auf und ab tigern. Wütend, frustriert. Es war nicht immer möglich, alles sofort zu begreifen. Es dauerte eine Weile, bis das Verständnis da war. So wie es auch Zeit und Willenskraft kostete, den Drogen abzuschwören, der Flucht, nach der man süchtig war. Oder wie es Zeit brauchte, eine Stadt zu verändern, die Ungerechtigkeit abzubauen, die Saboteure loszuwerden, die korrupten Politiker und die Schwerverbrecher, die Luft zu reinigen, sodass die Bürger der Stadt sie atmen konnten.

Unten war alles ruhig geworden. Fleance saß wieder am Schreibtisch.

Es war möglich, wenn man Tag für Tag erledigte, was zu tun war. Dann würden irgendwann vielleicht auch wieder die Züge fahren.

Er lauschte, hörte aber nur Stille. Und den Regen. Aber wenn er die Augen schloss – war das nicht Veras Atem neben ihm im Bett?

Caithness' Atem verlangsamte sich wieder.

»Ich muss zu Hause anrufen«, sagte Duff, küsste ihre schweißnasse Stirn und schwang die Beine aus dem Bett.

»Jetzt?«, rief sie aus. An der Art, wie sie sich sofort auf die Unterlippe biss, konnte er erkennen, dass es nicht ihre Absicht gewesen war, es so wütend klingen zu lassen. Und da hieß es immer, er hätte keine Menschenkenntnis.

»Ewan hatte gestern Zahnschmerzen. Ich muss hören, wie es ihm geht.«

Sie antwortete nicht. Duff lief nackt durch die Wohnung. Das machte er meistens, da es eine Dachgeschosswohnung war und niemand hineinsehen konnte. Außerdem störte es ihn nicht, nackt gesehen zu werden. Er war stolz auf seinen Körper. Vielleicht war ihm sein Körper deshalb so wichtig, weil er sich während seiner gesamten Jugend so sehr für die Narbe geschämt hatte, die sein Gesicht in zwei Hälften teilte. Die Wohnung war groß, weit größer, als man es bei einer jungen Frau erwartet hätte, die im öffentlichen Dienst tätig war. Er hatte ihr angeboten, etwas zur Miete beizusteuern, da er so viele Nächte hier verbrachte, aber sie meinte nur, ihr Vater würde sich um diese Belange kümmern.

Duff ging ins Arbeitszimmer, schloss die Tür hinter sich und wählte die Nummer in Fife.

Er hörte, wie der Regen auf das Dachfenster über seinem Kopf fiel. Nach dem dritten Klingeln nahm sie ab. Immer nach dem dritten Klingeln. Ganz gleich, wo sie sich gerade im Haus befand.

»Ich bin's«, sagte er. »Wie lief's beim Zahnarzt?«

»Es geht ihm schon besser«, sagte sie. »Ich bin mir nicht sicher, ob es Zahnschmerzen waren.«

»Oh? Was denn sonst?«

»Es gibt andere Dinge, die einem wehtun können. Er hat geweint, und als ich ihn gefragt habe, warum, wollte er es mir nicht verraten und hat einfach das Erstbeste gesagt, was ihm eingefallen ist. Er liegt jetzt im Bett.«

»Hhm. Morgen komme ich nach Hause, und dann rede ich mal mit ihm. Wie ist das Wetter?«

»Klarer Himmel. Der Mond scheint. Warum?«

»Wir könnten morgen alle zum See gehen. Schwimmen.«

»Wo bist du, Duff?«

Er versteifte sich. Etwas stimmte nicht an ihrem Tonfall. »Wo? Im Grand natürlich.« Und fügte übertrieben fröhlich hinzu: »Müde Männer müssen jetzt in die Federn, weißt du doch.«

»Ich habe am frühen Abend im Grand angerufen. Die meinten, du hättest nicht eingesehen.«

Er erhob sich mit dem Telefon in der Hand.

»Ich habe nur angerufen, weil Emily Hilfe brauchte bei ihren Mathehausaufgaben. Und, wie du ja weißt, bin ich nicht so gut darin, eins und eins zusammenzuzählen. Also, wo bist du?«

»In meinem Büro.« Duff atmete durch den Mund. »Ich schlafe auf dem Sofa im Büro. Ich stecke bis zum Hals in Arbeit. Tut mir leid, dass ich so getan habe, als wäre ich im Grand. Aber ich dachte, dass du und die Kinder, dass ihr nicht wissen müsst, wie hart es hier gerade ist.«

»Hart?«

Duff schluckte. »Mit der ganzen Arbeit. Und das neue Dezernat habe ich nun doch nicht bekommen.« Er grub die Zehen in den Boden. Er hörte, wie erbärmlich das klang. Als würde er sie darum bitten, ihn aus reinem Mitleid vom Haken zu lassen.

»Na ja, immerhin haben sie dir die Leitung der Mordkommission gegeben. Und ein neues Büro, wie sich's anhört.«

»Was?«

»Im obersten Stock. Ich höre, dass der Regen gegen ein Fenster prasselt. Ich lege jetzt auf.«

Ein Klicken ertönte, und sie war weg.

Duff fröstelte. Es war kühl im Raum. Er hätte sich etwas anziehen, hätte nicht so nackt hier herumstehen sollen.

Lady lauschte, wie Macbeth atmete, und erschauerte.

Es kam ihr vor, als wäre ein kalter Luftzug durch den Raum gegangen. Sie musste die Dunkelheit abschütteln, die so schwer auf ihr lastete, sich aus dem geistigen Gefängnis herauskämpfen, in dem ihre Mutter und Großmutter gefangen gewesen waren, zurück ans Licht. Für ihre Freiheit kämpfen und alles opfern, was geopfert werden musste, um selbst zur Sonne zu werden. Oder zu einem Stern. Eine leuchtende Mutter, die sich brennend selbst verzehrte und anderen dabei das Leben schenkte. Das Zentrum eines Universums, in dem sie verglühte. Ja. Verglühte. So wie jetzt auch ihre Haut zu glühen schien, ihr Atem brannte und alle Kühle aus dem Zimmer drängte. Sie fuhr sich mit der Hand über den Körper, spürte, wie ihre Haut prickelte. Es war derselbe Gedanke, dieselbe Entscheidung wie damals. Es musste getan werden, es führte kein Weg daran vorbei. Es ging nur vorwärts, ganz gleich, was auf ihrem Weg lag, wie bei einer Kugel, die aus einer Pistole abgefeuert wird.

Sie legte eine Hand auf Macbeths Schulter. Er schlief wie ein kleines Kind. Ein letztes Mal. Sie rüttelte ihn wach.

Er drehte sich um, streckte ihr murmelnd die Hände entgegen. Immer dienstbereit. Sie hielt seine Hände kraftvoll fest.

»Liebster«, flüsterte sie, »du musst ihn töten.«

Er öffnete die Augen. Sie leuchteten in der Dunkelheit.

Sie ließ seine Hände los.

Streichelte seine Wange. Dieselbe Entscheidung wie damals.

»Du musst Duncan töten.«

6

Lady und Macbeth hatten sich an einem späten Sommerabend vor vier Jahren kennengelernt. Es war einer jener seltenen Tage gewesen, an denen die Sonne von einem wolkenlosen Himmel schien, und Lady war sich sicher gewesen, dass sie morgens einen Vogel singen gehört hatte. Doch als die Sonne untergegangen war und die Nachtschicht ihren Dienst angetreten hatte, war ein böser Mond über dem Inverness aufgegangen. Sie hatte bereits vor dem Haupteingang gewartet, im Mondlicht, als er in einem gepanzerten SWAT-Wagen vorgefahren war.

»Lady?«, fragte er und schaute ihr direkt in die Augen. Was sah sie? Kraft und Entschlossenheit? Vielleicht. Vielleicht war es auch nur das, was sie in diesem Augenblick sehen wollte.

Sie nickte. Er kam ihr ein bisschen zu jung vor. Der Mann hinter ihm, ein älterer Typ mit weißen Haaren und ruhigen Augen, sah geeigneter aus für den Job.

»Ich bin Inspector Macbeth. Hat sich die Situation schon irgendwie verändert, Ma'am?«

Sie schüttelte den Kopf.

»Okay, gibt es eine Stelle, von der aus wir sie sehen können?«

»Die Empore.«

»Banquo, ruf du die Männer zusammen, dann gehe ich mal auf Erkundungstour.«

Bevor sie die Treppe zur Empore hinaufstiegen, flüsterte der junge Inspector ihr zu, dass sie ihre hochhackigen Schuhe ausziehen solle, um weniger Lärm zu machen. Das bedeutete, dass sie nicht mehr größer war als er. Auf der Empore blieben sie zuerst im hinteren Teil, bei den Fenstern, die auf den Worker's Square wiesen, sodass man sie unten vom Spielsaal aus nicht sehen konnte. Ganz langsam bewegten sie sich auf die Balustrade zu. Zum Teil wurden sie vom Seil des zentralen Kronleuchters und der Rüstung aus der Zeit Kaiser Maximilians im sechzehnten Jahrhundert verdeckt, die

sie bei einer Auktion in Augsburg erstanden hatte. Der Gedanke dahinter war, dass sich die Spieler, wenn sie das Ding dort oben stehen sahen, geschützt oder beobachtet fühlen sollten, je nachdem, wie schlecht ihr Gewissen war. Lady und der Polizist kauerten sich hin und schauten auf den Raum hinab, aus dem zwanzig Minuten zuvor Gäste und Angestellte in Panik geflohen waren. Lady hatte oben auf dem Dach gestanden und das Unheil instinktiv gespürt, als sie von unten den Knall und die Schreie gehört hatte. Sie war hinuntergegangen, hatte sich einen ihrer flüchtenden Kellner geschnappt, und der hatte ihr erzählt, dass ein Typ auf den Kronleuchter geschossen und Jack als Geisel genommen hatte.

Sie hatte die Kosten für einen neuen Kronleuchter bereits berechnet, aber die waren ein Witz gegen das, was es sie kosten würde, wenn die Waffe – die in diesem Moment an den Kopf ihres besten Croupiers, Jack, gehalten wurde – noch einmal abgefeuert würde. Schließlich versprach ihr Casino den Leuten ungefährliche Aufregung und Entspannung; eine Weile musste man hier nicht über die Verbrechen auf der Straße nachdenken. Wenn der Eindruck entstand, dass das Inverness dies nicht mehr zu bieten hatte, würde der Spielsaal bald immer so leer sein wie in diesem Augenblick. Die zwei Leute, die noch übrig geblieben waren, saßen am Black-Jack-Tisch unter der Empore auf der anderen Seite. Der arme Jack war steif wie ein Brett und weiß wie ein Laken.

Direkt hinter ihm saß der Gast mit der Pistole in der Hand.

»Es wird schwer, aus dieser Entfernung einen Schuss abzugeben, solange er sich hinter Ihrem Croupier versteckt«, flüsterte Macbeth und holte ein kleines Fernrohr aus seiner schwarzen Uniform. »Wir müssen näher ran. Wer ist der Kerl, und was will er?«

»Ernest Collum. Er sagt, er bringt meinen Croupier um, wenn wir ihm nicht alles wiedergeben, was er im Casino verloren hat.«

»Und ist das viel?«

»Mehr als wir in bar hier haben. Collum ist einer von den Süchtigen. Ein Ingenieur, ziemliches Zahlengenie, er kennt also das Risiko und die Gewinnquoten. Das sind die schlimmsten. Ich habe ihm gesagt, wir würden versuchen, das Geld für ihn aufzutreiben, aber die Banken haben zu, es könnte also eine Weile dauern.«

»Wir haben nicht mehr viel Zeit. Ich gehe rein.«

»Woher wissen Sie das?«

Macbeth rückte von der Balustrade ab und steckte sich das Fernglas zurück in die Uniform. »Seine Pupillen. Er ist high und wird schießen.« Er drückte auf einen Knopf seines Funkgeräts. »Code Vier Sechs. Jetzt. Übernimm das Kommando, Banquo. Over.«

»Habe verstanden. Over.«

»Ich komme mit Ihnen«, sagte Lady und folgte Macbeth.

»Ich glaube nicht ...«

»Dies ist mein Casino. *Mein* Jack.«

»Hören Sie, Ma'am ...«

»Collum kennt mich, und von Frauen lässt er sich beruhigen.«

»Das ist Sache der Polizei«, sagte Macbeth und eilte die Treppe hinunter.

»Ich komme mit«, sagte Lady und lief hinter ihm her.

Macbeth blieb vor ihr stehen.

»Sehen Sie mich an«, sagte er.

»Nein, Sie sehen mich an«, entgegnete sie. »Sehe ich aus, als würde ich *nicht* mit Ihnen gehen? Er erwartet, dass ich ihm das Geld bringe.«

Er schaute sie an. Er hatte einen guten Blick. Sah sie an, wie auch schon andere Männer sie angesehen hatten. Aber auch, wie es noch nie jemand getan hatte, weder Männer noch Frauen. Für gewöhnlich lag Angst oder Bewunderung in den Blicken, Respekt oder Begehren, Hass, Liebe oder Unterwürfigkeit. Die Leute maßen sie mit den Augen, aber schätzten sie falsch ein. Dieser junge Mann jedoch sah sie an, als hätte er endlich etwas gefunden. Etwas, das er wiedererkannte. Nach dem er lange gesucht hatte.

»Na schön, kommen Sie«, sagte er. »Aber halten Sie den Mund, Ma'am.«

Der dicke Teppich dämpfte ihre Schritte, als sie den Raum betraten.

Der Tisch, an dem die beiden Männer saßen, war wegen des zerstörten Kronleuchters weniger hell beleuchtet als sonst. Jacks Gesicht, das vor Schock zur Maske erstarrt war, änderte sich nicht, als er sah, wie Lady und Macbeth auf sie zukamen. Lady bemerkte, dass der Abzug der Waffe gespannt wurde.

»Wer sind Sie?« Collums Stimme klang belegt.

»Ich bin Inspector Macbeth vom SWAT-Team«, sagte der Polizist, zog

einen Stuhl hervor und setzte sich darauf. Legte beide Handflächen auf den Tisch, sodass sie gut sichtbar waren. »Meine Aufgabe ist es, mit Ihnen zu verhandeln.«

»Es gibt nichts zu verhandeln, Inspector. Ich bin von diesem verdammten Casino jahrelang betrogen worden. Es hat mich ruiniert. Hier werden die Karten gezinkt. *Sie* zinkt die Karten.«

»Und zu diesem Schluss sind Sie gekommen, nachdem Sie Brew genommen haben?«, fragte Macbeth und tippte lautlos mit den Fingern auf den Stoffbezug des Tisches. »Es verzerrt die Realität, wissen Sie.«

»Die Realität, Inspector, ist, dass ich eine Waffe habe und klarer sehe als je zuvor. Wenn Sie mir das Geld nicht geben, erschieße ich erst unseren Jack hier, dann Sie. Sie werden versuchen, Ihre Waffe zu ziehen, und unsere sogenannte Lady wird entweder versuchen, zu fliehen oder mich zu überwältigen, aber es wird für Sie beide zu spät sein. Dann erschieße ich wahrscheinlich mich selbst, aber mal sehen, vielleicht bin ich ja in besserer Stimmung, wenn ich Sie drei in die Hölle geschickt und diesen ganzen Laden in die Luft gesprengt habe.« Er kicherte. »Ich sehe kein Geld, und damit sind die Verhandlungen beendet. Fangen wir also an ...«

Der Abzug hob sich weiter. Lady verzog unwillkürlich das Gesicht und wartete auf den Knall.

»Das Doppelte oder nichts«, sagte Macbeth.

»Wie bitte?«, sagte Collum. Tadellose Aussprache. Tadellose Rasur und ein tadelloser Abendanzug mit gebügelmtem weißem Hemd. Lady vermutete, dass er auch saubere Unterwäsche trug. Er hatte gewusst, dass dies wohl nicht damit enden würde, dass er das Casino mit einem Koffer voller Geld verließ. Er würde hier genauso bankrott rausgetragen werden, wie er gekommen war. Aber davon abgesehen eben in tadellosem Zustand.

»Sie und ich spielen eine Runde Black Jack. Wenn Sie gewinnen, bekommen Sie alles Geld zurück, was Sie hier verloren haben – mal zwei. Wenn ich gewinne, bekomme ich Ihre Waffe mit sämtlichen Kugeln, und Sie lassen Ihre Forderungen fallen.«

Collum lachte. »Sie bluffen!«

»Der Koffer mit dem Geld, das Sie gefordert haben, ist angekommen und befindet sich draußen in unserem Dienstfahrzeug. Die Besitzerin des Casinos hat sich bereit erklärt, den Betrag zu verdoppeln, wenn wir uns

einigen. Denn wir wissen, dass hier tatsächlich nicht mit sauberen Karten gespielt wird. Gerecht ist gerecht. Was meinen Sie, Ernest?«

Lady schaute Collum an, sein linkes Auge, denn nur das war hinter Jacks Kopf sichtbar. Ernest Collum war kein dummer Mann, ganz im Gegenteil. Er glaubte die Geschichte mit dem Koffer nicht. Und doch. Manchmal waren es die intelligentesten Gäste, die sich weigerten, der Unausweichlichkeit des Zufalls ins Auge zu blicken. Über kurz oder lang war jeder dazu verdammt, gegen das Casino zu verlieren.

»Warum sollten Sie das tun?«, fragte Collum.

»Also?«, sagte Macbeth.

Collum blinzelte zweimal. »Wir spielen gegeneinander«, sagte er. »Sie gibt die Karten.«

Lady schaute Macbeth an, und dieser nickte. Sie nahm das Spiel, mischte, legte vor Macbeth zwei Karten ab und deckte sie auf.

Eine Sechs. Und die Herzkönigin.

»Süße Sechzehn.« Collum grinste.

Lady legte zwei Karten vor Collum, deckte eine auf. Kreuzass.

»Noch eine«, sagte Macbeth und streckte die Hand aus.

Lady gab ihm die oberste Karte vom Stapel. Macbeth hielt sie sich gegen die Brust, hob sie an, riskierte einen Blick. Schaute dann auf zu Collum.

»Wie's aussieht, haben Sie den Kürzeren gezogen, Süße Sechzehn«, sagte Collum. »Ich will sehen.«

»Oh, ich bin mit meiner Hand ganz glücklich.« Macbeth lächelte Collum an. Dann warf er die Karten ab, nach rechts, wo der Tisch im Halbschatten lag. Unwillkürlich beugte Collum sich ein winziges Stückchen vor, um sie besser erkennen zu können.

Alles Weitere geschah so schnell, dass es Lady später vorkam wie ein Blitz. Der Blitz einer sich bewegenden Hand, der Blitz von Stahl, in dem sich das Licht brach, als er über den Tisch schoss, der Blitz von Collums einem Auge, das sie anstarrte, weit offen und in wütendem Protest, das schimmernde Licht in einem Schwall von Blut, das von beiden Seiten der Klinge aufspritzte, die seine Halsschlagader aufschlitzte. Dann die Geräusche. Der dumpfe Aufschlag der Waffe auf dem dicken, viel zu teuren Teppich. Das Aufklatschen des Blutes auf dem Tisch. Collums tiefes

Gurgeln, als sein linkes Auge verlöschte. Jacks kurzes, zitterndes Schluchzen.

Und sie erinnerte sich an die Karten. Nicht an das Ass, nicht an die Sechs. Aber an den Herzkönig. Und, halb im Schatten, an die Pikdame. Beide besudelt mit Ernest Collums Blut.

Sie betraten den Raum rasch, geräuschlos, in ihren schwarzen Uniformen, und gehorchten jedem Zeichen, das er ihnen gab. Sie berührten Collum nicht, führten nur den schluchzenden Jack hinaus. Auch ihr wollten sie helfen, aber sie wehrte ab. Saß nur da und schaute den jungen Leiter des SWAT-Teams an, der sich auf seinem Stuhl zurücklehnte und recht zufrieden aussah. Wie jemand, der glaubte, er habe als Letzter gelacht.

»Collum wird als Letzter lachen«, sagte sie.

»Was?«

»Wenn wir sie nicht finden.«

»Was finden?«

»Haben Sie nicht gehört, was er gesagt hat? *Wenn ich Sie drei in die Hölle geschickt und diesen ganzen Laden in die Luft gesprengt habe.*«

Er starrte sie einige Sekunden lang an, zuerst voller Überraschung, dann mit etwas anderem im Blick. Anerkennung. Respekt. Dann brüllte er: »Ricardo! Es gibt eine Bombe hier!«

Ricardo war ein Polizist, in dessen Blick, Bewegungen und leise gesprochenen Anweisungen ruhige Selbstgewissheit lag. Seine Haut war so schwarz, dass Lady glaubte, sich in ihr spiegeln zu können. Ricardo und seine Männer brauchten vier Minuten, um in einer verschlossenen Toilettenkabine fündig zu werden. Ein Koffer mit Zebra-Streifen-Optik, den Collum mit hereingebracht hatte, nachdem der Inhalt vom Türsteher überprüft worden war. Collum hatte ihm erklärt, dass es sich um vier Goldbarren handelte. Er habe vorgehabt, sie als Einsatz am Pokertisch zu verwenden. Bevor die Spielbankenaufsicht es verboten hatte, waren im Casino nicht nur Bargeld, sondern auch Armbanduhren, Eheringe, Hypotheken, Autoschlüssel und überhaupt so ziemlich alles akzeptiert worden, wenn es die Spieler so gewollt hatten. Doch hinter den mit Goldfarbe bemalten Eisenstangen hatte Collum, Ingenieur und Zahlengenie, eine selbst gebastelte Zeitbombe platziert, die der Sprengstoffexperte des SWAT-Teams später als feines Stück Arbeit lobte. Daran, wie viele Minuten

auf der Zeitschaltuhr noch übrig waren, konnte sich Lady nicht mehr erinnern. Aber an die Karten erinnerte sie sich.

Der Herzkönig und die Pikdame. An diesem Abend begegneten sie einander unter einem bösen Mond.

Am nächsten Abend lud Lady ihn ins Casino zum Abendessen ein. Die Einladung nahm er an, den Aperitif lehnte er ab. Keinen Wein bitte, gerne Wasser. Sie hatte den Tisch auf der Empore decken lassen, mit Blick auf den Worker's Square, auf den der Regen herabfiel und über das Kopfsteinpflaster leise vom Bahnhof hinab zum Inverness rann. Die Architekten hatten den Bahnhof einige Meter erhöht gebaut, da sie geglaubt hatten, das Gewicht des ganzen Marmors und schwerer Züge wie Bertha würde mit der Zeit den Boden in den stets feuchten, sumpfigen Untergrund der Stadt absinken lassen.

Sie redeten über dies und das, vermieden aber alles, was zu persönlich gewesen wäre. Auch das, was am Abend zuvor passiert war. Kurz gesagt: Sie hatten einen schönen Abend. Macbeth war vielleicht nicht besonders höflich, dafür überaus charmant und witzig. Zudem ungewöhnlich attraktiv in seinem grauen, etwas zu engen Anzug, den ihm, wie er sagte, sein älterer Kollege Banquo geliehen hatte. Sie hörte zu, wie er vom Waisenhaus erzählte, von einem Freund namens Duff und einem Wanderzirkus, dem er sich als Junge einen Sommer lang angeschlossen hatte. Von dem nervösen, immer erkälteten Löwendompteur erzählte er, von den dünnen Schwestern, die als Trapezartistinnen arbeiteten und ausschließlich längliche Sachen aßen, von dem Zauberer, der Leute aus dem Publikum dazu aufforderte, in die Manege zu steigen, wo er ihre Schlüssel, Uhren oder Eheringe vor ihren Augen in der Luft schweben ließ. Und er hörte interessiert zu, wie Lady vom Casino erzählte, das sie aus dem Nichts aufgebaut hatte. Und schließlich, als sie glaubte, ihm alles erzählt zu haben, was sie ihm erzählen konnte, hob sie ihr Weinglas und fragte: »Warum, glauben Sie, hat er es getan?«

Macbeth zuckte mit den Schultern. »Hecates Brew macht die Leute verrückt.«

»Wir haben ihn ruiniert, das ist wahr, aber unsere Karten sind nicht

gezinkt.«

»Das habe ich auch nicht angenommen.«

»Vor zwei Jahren hatte ich mal zwei Croupiers hier, die am Pokertisch mit einigen Spielern gemeinsame Sache gemacht und andere Gäste bestohlen haben. Ich habe sie natürlich rausgeschmissen, aber anschließend musste ich erfahren, dass sie sich mit einigen Investoren zusammengetan und beim Stadtrat um Genehmigung gebeten hatten, ein neues Casino zu bauen.«

»Den Obelisken? Ja, ich habe die Pläne gesehen.«

»Vielleicht wissen Sie auch, dass einige der Spieler, mit denen sie unter einer Decke gesteckt haben, Politiker waren und Untergebene von Kenneth?«

»Hab ich gehört, ja.«

»Das Casino wird also gebaut werden. Und ich verspreche Ihnen, dort werden Leute wie Ernest Collum sich mit Fug und Recht betrogen fühlen.«

»Ich fürchte, Sie haben recht.«

»Diese Stadt braucht eine neue Führungsriege. Einen Neuanfang.«

»Bertha«, sagte Macbeth und nickte dem Fenster zu, das auf den Worker's Square wies, wo die alte schwarze Lokomotive auf ihrem Podest neben dem Haupteingang auf acht Metern Originalschienen stand, die früher nach Capitol geführt hatten, und im Regen schimmerte. »Banquo meint, sie müsse wieder in Gang gebracht werden. Wir brauchen neuen, anständigen Tatendrang. Und es gibt durchaus eine gute Energie in dieser Stadt.«

»Wollen wir es hoffen. Aber zurück zu gestern Nacht ...« Sie schwenkte ihr Weinglas. Wusste, dass er ihr Dekolleté musterte. Sie war daran gewöhnt, dass Männer das taten, und es löste keinerlei Gefühle in ihr aus; sie wusste nur, dass sie ihre weiblichen Attribute bisweilen einsetzen konnte wie jedes andere Geschäftswerkzeug. Aber dieser Blick war anders. *Er* war anders. Sie konnte ihn nicht brauchen, er war bloß ein reizender Polizist auf niedriger Rangstufe. Warum also verbrachte sie Zeit mit ihm? Natürlich hätte sie ihm ihre Dankbarkeit auch anders beweisen können, nicht bloß durch ihre Gesellschaft. Sie betrachtete seine Hand, als er nach seinem Wasserglas griff. Die dicken Adern auf der sonnengebräunten Hand. Offenbar verließ er die Stadt, sooft er konnte.

»Was hätten Sie getan, wenn Collum sich nicht bereit erklärt hätte,

Black Jack zu spielen?«

»Ich weiß nicht«, sagte er und schaute sie an. Braune Augen. Die Leute in dieser Stadt hatten blaue Augen. Natürlich hatte sie schon andere Männer mit braunen Augen gekannt. Aber die waren anders gewesen. Nicht so ... stark. Und doch verletzlich. Mein Gott, verknallte sie sich etwa in ihn? War sie dafür nicht längst zu alt?

»Sie wissen es nicht?«, fragte sie.

»Sie sagten, er wäre ein Süchtiger. Ich habe darauf gesetzt, dass er der Versuchung nicht widerstehen konnte, noch ein letztes Mal zu spielen. Mit allem.«

»Sie waren schon in vielen Casinos, das merkt man.«

»Nein.« Er lachte. Ein Jungenlachen. »Ich wusste nicht mal, ob meine Karten irgendwas taugen.«

»Sechzehn gegen ein Ass? Ich würde sagen, nein. Wie konnten Sie dann so sicher wissen, dass er spielen würde? Die Geschichte, die Sie ihm erzählt haben, war nicht gerade überzeugend.«

Er zuckte mit den Schultern. Sie schaute in ihr Weinglas. Es war ihr längst klar. Er wusste, was Sucht bedeutete.

»Haben Sie irgendwann befürchtet, dass Sie ihn womöglich nicht aufhalten könnten, bevor er Jack erschießen würde?«

»Ja.«

»Ja?«

Der junge Polizist nippte an seinem Glas. Dieses Gesprächsthema schien ihm nicht besonders zu gefallen. Sollte sie ihn vom Haken lassen? Sie beugte sich über den Tisch. »Erklären Sie es mir, Macbeth.«

Er stellte das Glas ab. »Wenn Sie wollen, dass ein Mann in so einer Situation das Bewusstsein verliert, bevor er den Abzug drücken kann, müssen Sie ihm entweder direkt in den Kopf schießen oder ihm die Halsschlagader durchschneiden. Sie haben es ja gesehen: Wenn man die Halsschlagader durchtrennt, schießt kurz eine gewaltige Menge Blut hervor, der Rest tröpfelt dann nur noch heraus. Der Sauerstoff, den das Gehirn braucht, befindet sich in diesem ersten Schwall, deshalb war er schon bewusstlos, bevor das Blut auch nur den Tisch berührt hat. Es gab zwei Probleme. Erstens beträgt die ideale Entfernung für einen Messerwurf fünf Schritte. Ich saß viel näher, aber zum Glück sind die Dolche, die ich

benutze, symmetrisch. Für jemanden, dem die Erfahrung fehlt, sind sie deshalb schwerer zu handhaben, aber für einen erfahrenen Werfer ist es leichter, die Rotation anzupassen. Das zweite Problem bestand darin, dass Collum so saß, dass ich die Arterie nur auf der linken Seite seines Gesichts treffen konnte. Ich musste also mit rechts werfen. Ich bin Linkshänder, wie Sie sehen. Ich brauchte etwas Glück. Und normalerweise hab ich kein Glück. Welche Karte hatte ich denn eigentlich gezogen?»

»Pikdame. Sie hatten verloren.«

»Sehen Sie.«

»Sie haben kein Glück?«

»Eindeutig nicht im Spiel.«

»Und sonst?«

Er dachte darüber nach. Dann schüttelte er den Kopf. »Nein. In der Liebe auch nicht.«

Sie lachten. Prosteten einander zu und lachten wieder. Lauschten auf den Regen. Und für einen Moment schloss sie die Augen. Sie hatte das Gefühl, in der Bar Eiswürfel klirren zu hören. Das Auftreffen der Kugel auf dem sich drehenden Rouletterad. Ihren eigenen Herzschlag.

»Was?« Er blinzelte im dunklen Schlafzimmer.

Sie wiederholte die Worte: »Du musst Duncan töten.«

Lady hörte den Klang ihrer eigenen Worte, spürte, wie sie in ihrem Mund wuchsen und ihren Herzschlag übertönten.

Macbeth setzte sich im Bett auf, sah sie aufmerksam an. »Bist du wach, mein Schatz, oder sprichst du im Schlaf?«

»Nein. Ich bin wach. Und du weißt, dass es getan werden muss.«

»Du hattest einen schlimmen Traum. Und jetzt ...«

»Nein! Denk darüber nach. Es ist logisch. Es heißt, entweder er oder wir.«

»Glaubst du, er wünscht uns irgendwas Schlechtes? Er hat mich doch gerade erst befördert.«

»Auf dem Papier bist du vielleicht Leiter des neuen Dezernats, in Wirklichkeit aber bist du seinen Launen ausgeliefert. Wenn du den Obelisk dichtmachen willst, wenn du die Drogendealer aus der Gegend

rund ums Inverness vertreiben und die Polizeipräsenz auf der Straße vergrößern willst, damit sich die Leute wieder sicher fühlen, musst du Chief Commissioner werden. Und das sind nur die Kleinigkeiten. Denk an all die großen Ziele, die wir erreichen könnten, wenn du ganz oben wärst, Liebster.«

Macbeth lachte. »Duncan will auch große Ziele erreichen.«

»Ich zweifle nicht daran, dass er das ernsthaft will, aber um es zu schaffen, muss ein Chief Commissioner breiten Rückhalt in der Bevölkerung haben. Und für die Einwohner dieser Stadt ist Duncan bloß ein Snob, der sich den besten Job unter den Nagel gerissen hat, genau wie Kenneth und wie Tourtell im Rathaus. Mit schönen Worten allein gewinnt man die Menschen nicht, es kommt darauf an, wer du bist. Du und ich, Macbeth, wir gehören zu ihnen. Wir wissen, was sie wissen. Wir wollen, was sie wollen. Hör zu. *Aus dem Volk. Für das Volk. Mit dem Volk.* Verstehst du? Wir sind die Einzigen, die das wirklich von sich behaupten können.«

»Ich verstehe, aber ...«

»Aber was?« Sie strich ihm über den Bauch. »Willst du die Verantwortung nicht? Bist du kein Mann, der an der Spitze stehen möchte? Macht es dich glücklich, den andern die Stiefel zu lecken?«

»Natürlich nicht. Aber wenn wir einfach abwarten, kommen wir schon dahin. Als Leiter des Dezernats für Organisierte Kriminalität bin ich immerhin die Nummer drei.«

»Aber das Büro des Chief Commissioners ist für Leute wie dich nicht vorgesehen, Liebster! Denk mal drüber nach. Du hast diesen Posten bekommen, damit es so *aussieht*, als wärst du so viel wert wie sie. Den Job an der Spitze werden sie dir *niemals* geben. Nicht aus eigenem Antrieb. Wir müssen ihn uns *nehmen*.«

Er drehte sich auf die Seite, kehrte ihr den Rücken zu. »Lass uns das vergessen, Schatz. So wie du offenbar vergessen hast, dass Malcolm automatisch nachrückt, wenn Duncan irgendwas passiert.«

Sie packte seine Schulter, zog ihn wieder herum, zwang ihn, zu ihr hinaufzuschauen.

»Ich habe gar nichts vergessen. Ich habe nicht vergessen, dass Hecate gesagt hat, dass du Chief Commissioner werden wirst. Das bedeutet, er hat

einen Plan. Wir kümmern uns um Duncan, dann wird er sich um Malcolm kümmern. Und ich habe auch den Abend nicht vergessen, an dem du Ernest Collum ausgeschaltet hast. Duncan ist Collum, mein Herz. Er hat eine Pistole auf unsere Träume gerichtet. Und du musst den Mut aufbringen, den du an jenem Abend aufgebracht hast. Du musst wieder der Mann sein, der du in dieser Nacht warst, Macbeth. Für mich. Für uns.« Sie legte ihm eine Hand auf die Wange und ließ ihre Stimme weicher klingen. »Leuten wie uns schenkt das Leben nicht allzu viele Gelegenheiten, Liebster. Wir müssen die wenigen beim Schopfe packen.«

Er lag da. Stumm. Sie wartete. Lauschte, aber diesmal übertönten keine Worte ihren Herzschlag. Er hatte Ehrgeiz, Träume und die nötige Willenskraft, das wusste sie. All das hatte ihn aus dem Elend geführt, in dem er feststeckte – all das hatte einen drogensüchtigen Jugendlichen zu einem Polizeikadetten gemacht und später zum Leiter des SWAT-Teams. Das war es, was sie verband: Sie hatten beide etwas erreicht und beide ihren Preis gezahlt. Sollte er jetzt aufgeben, auf halber Strecke, bevor sie die Früchte genießen konnten, den Respekt der anderen und den Platz an der Sonne? Er war mutig, ein rücksichtslos agierender Mann, aber er hatte Schwächen, die sich als fatal erweisen konnten. Ihm fehlte die Börsartigkeit. Die Börsartigkeit, die man brauchte, wenn auch nur in einem einzigen, entschlossenen Moment. In der Sekunde, in der man damit zurechtkommen muss, dass man die allgemeine Moral nicht auf seiner Seite hat, in der man das große Ganze nicht aus den Augen verlieren darf, sich nicht quälen darf mit der Frage, ob man hier und jetzt das Richtige tut. Macbeth liebte das, was er Gerechtigkeit nannte, und seine Loyalität den Gesetzen anderer gegenüber war eine Schwäche, für die sie ihn bisweilen liebte. In Friedenszeiten. Jetzt, da die Kriegsglocken läuteten, verachtete sie ihn dafür. Sie fuhr mit ihrer Hand von der Wange über seinen Hals, langsam hinab über seine Brust und den Bauch. Und wieder hinauf. Lauschte. Sein Atem war gleichmäßig, ruhig. Er schlief.

Macbeth atmete tief, als würde er schlafen. Sie nahm ihre Hand weg. Legte sich hinter seinen Rücken. Auch sie atmete jetzt ruhig. Er versuchte, im Rhythmus mit ihr zu atmen.

Duncan töten? Unmöglich. Natürlich war es unmöglich.

Warum konnte er dann nicht schlafen? Warum gingen ihm ihre Worte nicht aus dem Sinn, warum wirbelten die Gedanken wie Fledermäuse in seinem Kopf herum?

Leuten wie uns schenkt das Leben nicht allzu viele Gelegenheiten, Liebster. Wir müssen die wenigen beim Schopfe packen. Er dachte an die Gelegenheiten, die das Leben ihm bisher geschenkt hatte. Die eine, in jener Nacht im Waisenhaus, die er nicht ergriffen hatte. Und die, die Banquo ihm gegeben und die er angenommen hatte. Wie ihn die erste beinahe umgebracht und die zweite ihn gerettet hatte. Aber war es nicht so, dass man gewisse Gelegenheiten nicht ergriff, weil sie einen zu ewiger Niedergeschlagenheit verurteilten, weil die Reue einen bis ans Ende des Lebens quälen würde, und zwar gleichgültig, ob man sie angenommen hatte oder nicht? Oh, die entsetzliche Unzufriedenheit, die noch das vollkommenste Glück vergiftete. Und doch. Hatte das Schicksal eine Tür geöffnet, die sich schon bald wieder schließen würde? Ließ ihn sein Mut wieder im Stich, so wie er ihn in jener Nacht im Waisenhaus im Stich gelassen hatte? Er dachte zurück an den Mann in seinem Bett, fest schlafend und arglos. Wehrlos. Und doch ein Mann, der damals zwischen ihm und der Freiheit gestanden hatte, die jeder Mensch verdiente. Zwischen ihm und der Würde, nach der jeder Mensch verlangen sollte. Zwischen Macbeth und der Macht, die er gewinnen würde. Dem Respekt. Und der Liebe.

Der Tag war bereits angebrochen, als er Lady weckte.

»Wenn ich das tun würde ...«, sagte er, »hätte Hecate mich in der Hand.«

Sie schlug die Augen auf, als wäre sie die ganze Zeit wach gewesen. »Warum denkst du so was, Liebster? Hecate hat nur prophezeit, dass etwas passieren wird. Du stündest nicht in seiner Schuld.«

»Was hat er denn davon, dass ich Chief Commissioner werde?«

»Das fragst du besser ihn. Aber es ist doch offensichtlich. Er weiß, dass Duncan geschworen hat, nicht eher zu ruhen, bis er ihn verhaftet hat. Und er geht davon aus, dass du deine Priorität auf die gewalttätigen Drogenbanden legen würdest, die sich gegenseitig auf der Straße erschießen.«

»Die Norse Riders, die sowieso schon angeschlagen sind?«

»Oder gegen das Establishment, das brave Leute um ihr Erspartes

bringt.«

»Der Obelisk?«

»Zum Beispiel.«

»Hhm. Du hast von den großen Zielen gesprochen, die wir umsetzen könnten. Hattest du dabei an etwas Gutes für die Stadt gedacht?«

»Natürlich. Denk daran, dass es der Chief Commissioner ist, der entscheidet, gegen welche Politiker ermittelt werden soll und gegen welche nicht. Und jeder, der sich auch nur ein bisschen auskennt mit dem Stadtrat, weiß, dass hier alle, die an der Macht sind, gewisse Leute für Dienstleistungen bezahlt haben und selbst auch bezahlt wurden. Unter Kenneth brauchten sie sich nicht die Mühe zu machen, die Korruption zu verbergen, die Beweise waren ja für jeden sichtbar. Wir wissen das, und sie wissen es. Das bedeutet, wir können sie kontrollieren, wie wir wollen, mein Liebster.«

Sie strich ihm mit dem Zeigefinger über die Lippen. In ihrer ersten gemeinsamen Nacht hatte sie ihm gesagt, wie sehr sie seine Lippen liebte. Sie waren so zart und dünnhäutig, dass sie sein Blut schmecken konnte, wenn sie bloß ein klein wenig daran knabberte.

»Man könnte sie dazu zwingen, endlich ihre Versprechen zu halten und Maßnahmen zu ergreifen, die diese Stadt retten können«, flüsterte er.

»Ganz genau.«

»Bertha wieder in Gang bringen.«

»Ja.« Sie kaute auf seiner Unterlippe herum, und er spürte das Zittern, ihres und seines, spürte, wie ihre Herzen pochten.

Er hielt sie fest.

»Ich liebe dich«, flüsterte er.

Macbeth und Lady. Lady und Macbeth. Jetzt atmeten sie im selben Rhythmus.

Lady betrachtete Macbeth. Er sah so elegant aus in seinem Smokingjackett. Sie drehte sich um, überprüfte, ob der Kellner, wie von ihr verlangt, seine weißen Handschuhe angelegt hatte. Und dass auf dem Silbertablett die spitz zulaufenden Champagnerflöten standen. Sie hatte, hauptsächlich aus Spaß, einen kleinen, aber vornehmen silbernen Quirl mit aufs Tablett gelegt, auch wenn nur wenige Gäste so einen schon einmal gesehen hatten und noch weniger Gäste wussten, wozu er diente. Macbeth wiegte sich auf seinen Schuhen vor und zurück, sodass seine Hacken tief im Teppich des Inverness versanken, und starrte angespannt zur Eingangstür hinüber. Er hatte schon den ganzen Tag nervös gewirkt. Nur als sie die Details des Plans durchgegangen waren, hatte er seine Konzentration wiedergefunden, war zum Profi geworden, zum Mitglied einer schnellen Eingreiftruppe, und hatte vergessen, dass die Zielperson einen Namen hatte: Duncan.

Die Angestellten draußen öffneten die Tür, und ein Regenschauer wurde hereingeweht.

Die ersten Gäste. Lady knipste ihr glücklichstes, hochofreutes Lächeln an und hakte sich bei Macbeth unter. Sie spürte, wie er instinktiv Haltung annahm.

»Banquo, alter Freund!«, rief sie aus. »Und du hast Fleance mitgebracht. Er ist ein so attraktiver junger Mann geworden. Da bin ich nur froh, dass ich keine Töchter habe.« Umarmungen und anstoßende Gläser. »Lennox! Sie und ich sollten mal ein bisschen plaudern, aber erst einmal etwas Champagner. Und da ist Caithness! Sie sehen hinreißend aus, meine Liebe! Warum finde ich nie solche Kleider? Deputy Chief Commissioner Malcolm! Also, Ihr Titel ist mir einfach zu lang. Wäre es in Ordnung, wenn ich Sie einfach Chief nenne? Verraten Sie's keinem, aber manchmal sage ich Macbeth, er soll mich Generaldirektorin nennen, damit ich einfach mal höre, wie das klingt.«

Mit den meisten Gästen hatte sie zuvor kaum je ein Wort gewechselt,

trotzdem gab sie allen das Gefühl, sie würden sich seit Jahren kennen. Weil sie in sie hineinschauen und erkennen konnte, wie sie gesehen werden wollten – das war der Segen, den der Fluch der gesteigerten Sensibilität mit sich brachte. Es bedeutete, dass sie das Auftaktgeplänkel überspringen und direkt zum Wesentlichen kommen konnte. Vielleicht war es ihre unaufgesetzte Art, die alle dazu brachte, ihr zu vertrauen. Sie brach das Eis, indem sie ihnen scheinbar intime Details aus ihrem Leben erzählte, sodass die Gäste selbst waghalsig wurden, und wenn sie bemerkten, dass ihre kleinen Geheimnisse mit einem »Ah« und verschwörerischem Gelächter belohnt wurden, wagten sie sich auch an etwas pikantere Geheimnisse heran. Es war unwahrscheinlich, dass irgendeine andere Person in dieser Stadt mehr über ihre Einwohner wusste als die Gastgeberin dieses Abends.

»Chief Commissioner Duncan!«

»Lady. Bitte entschuldigen Sie mein spätes Eintreffen.«

»Ich bitte Sie. Es ist uns eine Ehre. Wir wollen keinen Chief Commissioner, der als Erster auf eine Party kommt. Ich Sorge immer dafür, dass ich als Letzte überall auftauche, nur für den Fall, dass jemand noch nicht begriffen hat, wer die Königin ist.«

Duncan lachte leise, und sie legte ihm eine Hand auf den Arm. »Sie lachen. Damit ist der Abend für mich bereits ein voller Erfolg. Aber Sie sollten unseren hervorragenden Champagner probieren, lieber Chief Commissioner. Ich nehme an, Ihre Leibwächter können nicht ...«

»Nein, die werden wohl die ganze Nacht im Dienst bleiben müssen.«

»Die ganze Nacht?«

»Wenn man Hecate öffentlich droht, muss man mindestens mit einem offenen Auge schlafen. Ich lasse einfach beide offen.«

»Apropos schlafen. Ihre Leibwächter haben das Zimmer, das direkt an Ihre Suite angrenzt – mit einer Zwischentür, wie gewünscht. Die Schlüssel liegen an der Rezeption. Aber ich bestehe darauf, dass Ihre Wächter wenigstens meine hausgemachte Limonade kosten. Ich versichere Ihnen auch, dass ich nicht das Leitungswasser dieser Stadt dafür verwendet habe.« Sie gab dem Kellner ein Zeichen, worauf dieser ein Tablett mit zwei Gläsern brachte.

»Wir ...«, sagte einer der Leibwächter und räusperte sich.

»Eine Ablehnung wird als persönliche Beleidigung aufgefasst«,

unterbrach ihn Lady.

Die Leibwächter wechselten einen Blick mit Duncan, dann nahmen sie sich beide ein Glas, leerten es und stellten es zurück aufs Tablett.

»Es ist sehr großzügig, Ma'am, dass Sie diese Party ausrichten«, sagte Duncan.

»Es ist das Mindeste, was ich tun kann, nachdem Sie meinen Mann zum Leiter des Dezernats für Organisierte Kriminalität gemacht haben.«

»Ihr Mann? Ich wusste gar nicht, dass Sie verheiratet sind.«

Sie neigte den Kopf. »Sind Sie jemand, der auf Formalitäten Wert legt, Chief Commissioner?«

»Wenn Sie mit Formalitäten die Einhaltung der Gesetze meinen, dann bin ich es wohl. Das liegt in der Natur meiner Arbeit. So wie auch in Ihrer, nehme ich an.«

»Ein Casino steht und fällt damit, dass die Regeln ohne Ausnahme für alle gelten.«

»Ich muss zugeben, dass ich noch nie einen Fuß in ein Spielcasino gesetzt habe, Ma'am. Ich weiß, Sie haben Ihre Pflichten als Gastgeberin, aber dürfte ich Sie um eine kleine Führung bitten?«

»Mit Vergnügen.« Lady lächelte und hakte sich bei ihm unter. »Kommen Sie.«

Sie geleitete Duncan die Treppe hinauf zur Empore. Wenn seine Augen und geheimen Gedanken vom tiefen Schlitz in ihrem Kleid angezogen wurden, verbarg er es gut. Sie standen an der Balustrade. Es war ein ruhiger Abend. Vier Gäste am Roulettetisch, die Black-Jack-Tische leer, vier Pokerspieler am Tisch unter ihnen. Die anderen Gäste der Party hatten sich an der Bar versammelt, die sie fast für sich allein hatten. Lady beobachtete, wie Macbeth nervös mit seinem Wasserglas herumhantierte, während er bei Malcolm und Lennox stand und so tat, als würde er ihnen zuhören.

»Vor zwölf Jahren, nach dem Auszug der Bahnverwaltung, war das hier eine Ruine voller Wasserschäden. Wie Sie wissen, sind wir der einzige Bezirk des Landes, der Spielcasinos gestattet.«

»Dank Chief Commissioner Kenneth.«

»Gott segne seine schwarze Seele. Unser Roulettetisch wurde nach dem Monte-Carlo-Prinzip gebaut. Sie können Ihre Jetons auf identische Felder auf beiden Seiten des Rads setzen, das übrigens hauptsächlich aus Mahagoni

und aus ein wenig Rosenholz und Elfenbein besteht.«

»Es ist, offen gesagt, sehr beeindruckend, was Sie hier auf die Beine gestellt haben, Lady.«

»Vielen Dank, Chief Commissioner, aber das hat seinen Preis.«

»Ich verstehe. Manchmal fragt man sich, was uns Menschen antreibt.«

»Sagen Sie mir, was Sie antreibt.«

»Mich?« Er überlegte ein, zwei Sekunden lang. »Die Hoffnung, dass diese Stadt eines Tages ein guter Ort zum Leben sein wird.«

»Abgesehen davon. Abgesehen von den edlen Prinzipien, die sich so einfach formulieren lassen. Was treibt Sie ganz egoistisch, ganz emotional an? Was ist ihr dunkler Wunsch, der Sie nachts heimsucht, nach all den feierlichen Reden, die Ihnen zu Ehren gehalten wurden?«

»Das ist eine ziemlich tief greifende Frage, Lady.«

»Es ist die einzig relevante Frage, mein lieber Chief Commissioner.«

»Vielleicht.« Er ließ die Schultern in seinem Abendanzug kreisen. »Und vielleicht brauchte ich solch einen starken Antrieb gar nicht. Mir wurden gute Karten zugespielt, als ich in einer ziemlich wohlhabenden Familie zur Welt kam, in der gute Schulbildung, Ehrgeiz und Karriere eine Selbstverständlichkeit waren. Mein Vater hat kein Geheimnis daraus gemacht, dass er jede Form von Korruption im öffentlichen Dienst ablehnte. Wahrscheinlich hat er es deshalb dort auch nicht allzu weit gebracht. Ich glaube, ich habe einfach da weitergemacht, wo er aufgehört hatte, und habe aus seinen Fehlern gelernt. Politik ist die Kunst des Möglichen, und manchmal muss man Böses einsetzen, um gegen das Böse zu kämpfen. Ich tue, was auch immer ich tun muss. Ich bin nicht der Heilige, als den mich die Presse gern porträtiert, Ma'am.«

»Heilige erreichen wenig, abgesehen davon, dass sie kanonisiert werden. Da ist mir Ihr taktischer Pragmatismus weitaus lieber, Chief Commissioner. So habe ich es schon immer gehalten.«

»Das verstehe ich. Ich kenne zwar keinerlei Details aus Ihrem Leben, aber ich weiß, dass Sie einen längeren und steileren Weg hinter sich haben als ich.«

Lady lachte. »In den ganz verstaubten Akten in Ihrem Archiv können Sie mich finden. Ich habe mich einige Jahre im ältesten Gewerbe der Welt durchgeschlagen – das ist kein wirkliches Geheimnis. Aber wir haben alle

eine Vergangenheit und haben – wie Sie sagen – getan, was wir tun mussten. Spielt der Chief Commissioner? Wenn ja, dann gehen all Ihre Einsätze heute aufs Haus.«

»Herzlichen Dank für Ihre Großzügigkeit, Lady, aber wenn ich das Angebot annähme, müsste ich meine Regeln brechen.«

»Selbst als Privatperson?«

»Wenn Sie Chief Commissioner werden, hört Ihr Privatleben unverzüglich auf. Abgesehen davon spiele ich nicht, Ma'am. Ich verlasse mich nicht so gerne auf die Götter oder das Schicksal. Ich bevorzuge es, mir meine Gewinne selbst zu verdienen.«

»Und trotzdem sind Sie so weit gekommen – wie sie selbst sagen –, weil Ihnen die Götter bei Ihrer Geburt gute Karten zugespielt haben.«

Er lächelte. »Ich sagte, ich bevorzuge es. Das Leben ist ein Spiel, und man spielt entweder mit den Karten, die man bekommen hat, oder wirft sein Blatt weg.«

»Darf ich Ihnen etwas sagen, Chief Commissioner? Warum lächeln Sie?«

»Weil ich Sie wohl schwerlich davon abhalten kann.«

»Ich wollte Ihnen nur sagen, mein lieber Duncan, dass Sie ein durch und durch anständiger Mensch sind. Sie sind ein Mann mit Rückgrat, und ich respektiere, wer Sie sind und wofür Sie stehen. Nicht zuletzt, weil Sie einem unbeschriebenen Blatt wie Macbeth eine derart herausragende Position in Ihrem Leitungsteam gegeben haben.«

»Vielen Dank, Ma'am. Macbeth hat nur sich selbst dafür zu danken.«

»Sehen Sie seine Ernennung als Teil Ihres Kampfes gegen die Korruption?«

»Korruption ist wie ein Bettwanzenbefall. Manchmal muss man das ganze Haus abreißen, um die Plage loszuwerden. Und es dann mit unverseuchtem Material neu aufbauen. Wie Macbeth. Er gehörte nicht zum Establishment, er ist nicht infiziert.«

»Im Gegensatz zu Cawdor.«

»Im Gegensatz zu Cawdor, Ma'am.«

»Ich weiß genau, was Sie meinen. Ich hatte zwei unehrliche Angestellte in meinem Betrieb.« Sie lehnte sich über die Balustrade und nickte in Richtung Roulettetisch. »Ich habe sie gefeuert, aber dabei habe ich geweint.

Sich von Geld und Wohlstand verführen zu lassen, ist eine weitverbreitete menschliche Schwäche. Und ich war zu weichherzig. Statt die Bettwanzen zu zertreten, habe ich sie ziehen lassen. Und was war der Dank? Sie haben meine Ideen benutzt, das Fachwissen, das ich ihnen vermittelt habe, und vermutlich auch noch Geld, das sie hier gestohlen haben, und damit ein dubioses Etablissement aufgezogen, das nicht nur den Ruf unseres Gewerbes zerstört, sondern uns, die wir diesen Markt überhaupt erst geschaffen haben, die Luft zum Atmen nimmt. Wenn Sie Bettwanzen bloß verscheuchen, kommen sie zurück. Nein, ich hätte genauso handeln sollen wie Sie, Chief Commissioner.«

»Wie ich, Ma'am?«

»Mit Cawdor.«

»Ich konnte ihn nicht damit durchkommen lassen, dass er mit Sweno gemeinsame Sache gemacht hat.«

»Ich meine, dass Sie die Geschichte richtig zu Ende gebracht haben. Sie hatten schließlich nur die Aussage eines Norse Riders gegen ihn in der Hand. Und selbst der dümmste Richter und die dümmsten Geschworenen hätten gewusst, dass der der Polizei alles gesagt hätte, nur um nicht ins Gefängnis zu müssen. Cawdor hätte davonkommen können.«

»Wir hatten noch ein bisschen mehr gegen ihn in der Hand, Ma'am.«

»Aber nicht genug für eine garantierte Verurteilung. Die Bettwanze Cawdor hätte zurückkommen können. Und damit hätte sich der Skandal endlos in die Länge gezogen. So ein Gerichtsverfahren hätte so viel Dreck aufgewirbelt, dass sicher ein paar Flecken übrig geblieben wären. Nicht gerade das, was die Polizei braucht, wenn sie versucht, das Vertrauen der Stadt zurückzugewinnen. Sie haben mein vollstes Verständnis, Chief Commissioner. Sie müssen sie zerquetschen. Einmal zutreten, und es ist vorbei.«

Duncan lächelte. »Das ist eine ziemlich detaillierte Analyse. Ich hoffe nur, Sie wollen nicht etwa andeuten, ich hätte etwas mit Cawdors vorzeitigem Ableben zu tun, Ma'am.«

»Nein, Gott bewahre.« Sie legte eine Hand auf den Arm des Chief Commissioners. »Ich sage nur, was Banquo normalerweise immer sagt: Es gibt verschiedene Wege, einer Katze die Haut abzuziehen.«

»Zum Beispiel?«

»Hhm. Zum Beispiel, indem man einen Mann anruft und ihm sagt, dass der Tag des Jüngsten Gerichts für ihn angebrochen ist. Dass die Beweise gegen ihn so erdrückend sind, dass das SWAT-Team in wenigen Minuten vor seinem Haus aufkreuzen wird. Dass eine öffentliche Demütigung auf ihn zukommt, dass er all seiner Ehrungen beraubt, dass sein Name durch den Dreck gezogen werden wird. Dass ihm nur noch wenige Minuten bleiben.«

Duncan musterte den Pokertisch unter ihnen. »Wenn ich einen scharfen Blick hätte oder ein Fernglas«, sagte er, »könnte ich denen da unten leicht in die Karten schauen.«

»Das könnten Sie.«

»Woher haben Sie Ihren scharfen Blick, Ma'am? Ein Wiegegessenk?«

Sie lachte. »Nein, ich musste dafür bezahlen. Mit Erfahrung. Ich habe ihn teuer erkaufte.«

»Natürlich habe ich nichts gesagt, aber Cawdor hat der Truppe viele Jahre gedient. Wie die meisten von uns war er weder zu hundert Prozent gut noch zu hundert Prozent schlecht. Vielleicht hatten er oder seine Familie es verdient, dass man ihm die Wahl ließ, welchen Weg er gehen wollte.«

»Sie sind ein edlerer Mensch als ich, Chief Commissioner. Ich hätte dasselbe getan, aber ausschließlich aus egoistischen Gründen. Santé.«

Sie hoben ihre Gläser und stießen an.

»Apropos scharfer Blick«, sagte Lady und nickte den anderen Gästen an der Bar zu. »Ich sehe, dass Inspector Duff und Caithness ihre Antennen aufeinander scharf gestellt haben.«

»Ach ja?« Duncan hob eine Augenbraue. »Soviel ich sehen kann, stehen sie, so weit es geht, voneinander entfernt.«

»Ganz genau. Sie halten maximalen Abstand. Und überprüfen alle fünfzehn Sekunden, was der andere gerade tut.«

»Sie bekommen wirklich ziemlich viel mit, was?«

»Ich habe auch etwas mitbekommen, als ich Sie nach Ihren dunklen, egoistischen Wünschen gefragt habe.«

Duncan lachte. »Können Sie auch im Dunkeln sehen?«

»Meine Wahrnehmungsfähigkeit im Dunkeln ist mir vererbt worden, Chief Commissioner. In finsterster Nacht schlafwandle ich, ohne Schaden zu nehmen.«

»Vermutlich kann man auch hinter der karitativsten Arbeit egoistische Motive finden, aber meine bescheidene Meinung ist, dass das Resultat die Motive rechtfertigt.«

»Dann hätten Sie also gern ein Denkmal wie das von Kenneth? Oder die Liebe der Bevölkerung, die er nicht bekommen hat?«

Duncan hielt ihrem Blick stand, dann stellte er sicher, dass die Leibwächter hinter ihm immer noch außer Hörweite waren. Er leerte sein Glas und räusperte sich. »Ich wünsche mir nur Seelenfrieden, Ma'am. Die Befriedigung darüber, meine Pflicht erfüllt zu haben. Oder das Haus meiner Vorfahren in Ordnung gehalten, es vielleicht sogar in einen besseren Zustand gebracht zu haben, wenn Sie so wollen. Ich weiß, das ist pervers, also verraten Sie es keinem.«

Lady atmete tief ein, stieß sich von der Balustrade ab, und ein breites, fröhliches Lächeln erhellte ihr Gesicht. »Aber was bin ich denn für eine Gastgeberin? Frage hier meine Gäste aus, wo wir doch eigentlich eine Party feiern wollen! Sollen wir uns nicht den anderen anschließen? Und dann gehe ich in den Keller und hole eine Flasche, die auf genauso einen Anlass gewartet hat.«

Nachdem er Malcolms ausführliche Analyse der Schlupflöcher im neuen Steuergesetz lange genug ertragen hatte, entschuldigte sich Duff und begab sich an die Bar, um sich mit einem Whiskey zu belohnen.

»Nun?«, sagte eine Stimme hinter ihm. »Wie war dein freier Tag mit der Familie?«

»Schön, danke«, sagte er, ohne sich umzudrehen. Deutete auf eine Flasche und gab dem Kellner mit zwei Fingern zu verstehen, dass er einen Doppelten haben wollte.

»Und heute Nacht?«, fragte Caithness. »Willst du immer noch ... im Hotel übernachten?«

Das Codewort für ihr Bett. Aber er konnte an ihrer Frage hören, dass es nicht bloß um diese, sondern auch um zukünftige Nächte ging. Sie verlangte, dass er die alte Leier anstimmte: die Versicherung, dass er *sie* wollte und nicht zurück zu seiner Familie in Fife. Aber all das brauchte Zeit, es gab vieles zu bedenken. Es schien ihm unverständlich, dass Caithness ihn

nicht besser kannte. Warum zweifelte sie daran, dass es genau dies war, was er wirklich wollte? Vielleicht antwortete er deshalb mit einem gewissen Trotz, dass ihm ein Zimmer im Casino angeboten worden war.

»Und willst du das? Hierbleiben?«

Duff seufzte. Was wollten Frauen eigentlich? Hatten sie alle vor, ihn anzubinden, ihn ans Bett zu fesseln, ihn in der Küche zu füttern und seine Brieftasche ebenso zu melken wie seine Hoden, um ihn mit noch mehr Nachwuchs und einem schlechten Gewissen in die Knie zu zwingen? »Nein«, sagte er und schaute zu Macbeth hinüber. Dafür, dass er der Mittelpunkt der Party war, machte er einen erstaunlich bedrückten Eindruck. Lastete die Verantwortung des neuen Postens bereits derart schwer auf ihm, dass sie den glücklichen, ausgelassenen Jungen in ihm erstickt hatte? Tja, nun war es zu spät, sowohl für Macbeth als auch für ihn. »Wenn du als Erste aufbrichst, warte ich eine Weile und komme dann hinterher.«

Er spürte, wie sie in seinem Rücken zögerte. Im Spiegel hinter den Regalen mit den Flaschen suchte er ihren Blick. Sah, dass sie kurz davor war, ihn zu berühren. Warf ihr einen mahnenden Blick zu. Sie ließ es bleiben und ging. Herrgott.

Duff kippte seinen Drink hinunter. Stand auf, um zu Macbeth hinüberzugehen, der sich ans Ende der Bar lehnte. Zeit, ihm ordentlich zu gratulieren. Aber genau in diesem Moment kam Duncan ihm zuvor. Die Leute scharten sich um ihn, und schon war Macbeth im Gedränge verschwunden. Als Duff ihn wiedersah, war Macbeth auf dem Weg nach draußen, eilte hinter Lady her, die gerade den Raum verließ.

Macbeth holte Lady ein, als sie den Weinkeller aufschloss.

»Ich kann es nicht tun«, sagte er.

»Was?«

»Ich kann nicht meinen eigenen Chief Commissioner töten.«

Sie schaute ihn an.

Sie griff nach dem Revers seines Sakkos, zog ihn hinein und schloss die Tür. »Enttäusch mich jetzt nicht, Macbeth. Duncan und seine Leibwächter sind in den abgesprochenen Zimmern untergebracht. Alles ist bereit. Du hast den Generalschlüssel, oder nicht?«

Macbeth zog den Schlüssel aus seiner Tasche und hielt ihn ihr vors Gesicht. »Nimm ihn zurück. Ich kann das nicht.«

»Kannst oder wirst es nicht?«

»Beides. Ich werde es nicht tun, weil ich nicht den Willen zu einer solchen Heimtücke aufbringen kann. Es ist falsch. Duncan ist ein guter Chief Commissioner, und ich werde nichts besser machen können als er. Was soll dies also, außer, dass mein Ehrgeiz befriedigt wird?«

»Unser Ehrgeiz! Denn nach Hunger, Kälte, Angst und Lust ist nichts so mächtig wie der Ehrgeiz, Macbeth. Weil Ehre der Schlüssel zum Respekt ist. Und dies hier ist der Generalschlüssel. Benutz ihn!« Sie hielt immer noch sein Revers fest, und ihr Mund war so nahe an seinem, dass er die Wut in ihrem Atem schmecken konnte.

»Liebling ...«, begann er.

»Nein! Wenn du Duncan für einen derart ehrenwerten Mann hältst, dann hör dir an, wie er Cawdor umgebracht hat. Weil er sich selbst peinliche Offenbarungen ersparen wollte, die über ihn ans Licht gekommen wären, wenn Cawdor überlebt hätte.«

»Das ist nicht wahr!«

»Frag ihn selbst.«

»Du sagst das nur, um ... um ...«

»Um dir den Rücken zu stärken«, sagte sie. Sie ließ sein Revers los und presste stattdessen ihre Handflächen dagegen, als wolle sie seinen Herzschlag spüren. »Denk einfach daran, dass du einen Mörder umbringen wirst, genauso wie du den Norse Rider umgebracht hast. Dann wird es einfach sein.«

»Ich will nicht, dass es einfach ist.«

»Wenn jetzt deine Moral mit dir durchgeht, dann vergiss nicht, dass du durch das Versprechen gebunden bist, das du mir letzte Nacht gegeben hast, Macbeth. Oder willst du mir weismachen, dass das, was ich damals für Mut gehalten habe, als du Ernest Collum getötet hast, nur jugendlicher Leichtsinn war? Schließlich stand nicht dein Leben auf dem Spiel, sondern nur das meines Croupiers. Jetzt, da du für dich selbst ein Risiko eingehen musst, rennst du davon wie eine feige Hyäne?«

Ihre Worte waren unvernünftig, trafen aber einen wunden Punkt. »Du weißt, dass das nicht stimmt«, sagte er verzweifelt.

»Wie kannst du dann das Versprechen brechen, das du mir gegeben hast, Macbeth?«

Er schluckte. Suchte fieberhaft nach Worten. »Ich ... Kannst du von dir behaupten, dass du all deine Versprechen hältst?«

»Ich? Ich?« Sie stieß ein durchdringendes, verblüfftes Lachen aus. »Um ein Versprechen zu halten, das ich mir selbst gegeben hatte, habe ich mir mein eigenes Baby von der Brust gerissen und seinen Kopf gegen die Wand geschleudert. Wie sollte ich da ein Versprechen brechen, das ich dir gegeben habe, dem einzigen Menschen, den ich liebe?«

Macbeth stand da und schaute sie an. Er atmete ihren Atem ein, ihren giftigen Atem, der ihn von Sekunde zu Sekunde schwächer machte. »Aber dir ist nicht klar, dass Duncan dir ebenso den Kopf abschlagen wird, wenn die Sache scheitert, oder?«

»Sie wird nicht scheitern. Hör zu. Ich werde Duncan ein Glas von diesem Burgunder einschenken, und ich werde darauf bestehen, dass seine Leibwächter ihn wenigstens probieren. Sie werden nichts merken, höchstens später am Abend ein bisschen benebelt sein. Und wie Steine schlafen, wenn sie ins Bett gehen ...«

»Ja, aber ...«

»Sch! Du wirst deine Dolche verwenden, sie werden also auf keinen Fall aufwachen. Danach schmierst du das Blut von den Klingen überall auf die Wächter und lässt die Dolche in ihren Betten liegen. Und wenn du sie später weckst ...«

»Ich habe unseren Plan nicht vergessen. Aber er hat Schwächen und ...«

»Es ist dein Plan, Liebster.« Sie griff mit einer Hand nach seinem Kinn und biss hart in sein Ohrläppchen. »Und er ist perfekt. Allen wird klar sein, dass die Leibwächter von Hecate gekauft wurden, dass sie nur zu betrunken waren, um die Spuren ihres Verbrechens zu beseitigen.«

Macbeth schloss die Augen. »Du kannst nur Jungs zur Welt bringen, oder?«

Lady stieß ein dumpfes Lachen aus. Küsste seinen Hals.

Macbeth griff nach ihren Schultern und stieß sie zurück. »Du wirst mein Tod sein, Lady, weißt du das?«

Sie lächelte. »Und du weißt, wohin du auch gehst, ich gehe mit dir.«

8

Das Abendessen fand im Restaurant des Casinos statt. Duff und Duncan nahmen zu beiden Seiten der Gastgeberin Platz. Macbeth saß ihnen gegenüber mit Caithness als Tischnachbarin. Duff fiel auf, dass weder Caithness noch Macbeth viel sprachen, doch die Atmosphäre war trotzdem gut und die Tafel so breit, dass es schwer war, sich über sie hinweg zu unterhalten. Lady plauderte und schien sich mit Duncan gut zu amüsieren, während Duff Malcolm zuhörte und sich darauf konzentrierte, nicht zu gähnen.

»Caithness sieht heute wunderschön aus, oder?«

Duff drehte sich um. Es war Lady. Sie lächelte ihn an. Ihre großen blauen Augen wirkten unschuldig unter ihrem feuerroten Haar.

»Ja, beinahe so schön wie Sie, Ma'am«, sagte Duff, merkte aber, dass seinen Worten jeder Funke fehlte, der sie hätte lebendig machen können.

»Sie ist nicht nur schön«, sagte Lady. »Ich nehme an, als Frau bei der Polizei muss sie auch viel geopfert haben, um so weit zu kommen. Eine eigene Familie beispielsweise. Ich sehe es ihr an, dass sie das geopfert hat. Sie auch, Duff?«

Graue Augen. Grau waren sie, nicht blau.

»Alle Frauen, die vorankommen wollen, müssen Opfer bringen, nehme ich an«, sagte Duff, hob sein Weinglas und stellte fest, dass es wieder leer war. »Familie ist auch nicht das Nonplusultra für jeden. Stimmen Sie mir da nicht zu, Ma'am?«

Lady zuckte mit den Schultern. »Wir Menschen sind praktisch veranlagt. Wenn sich unsere einmal getroffenen Entscheidungen nicht mehr ändern lassen, tun wir unser Bestes, um sie zu verteidigen, damit unsere Fehler uns nicht ständig heimsuchen und allzu sehr quälen. Ich denke, das ist das Rezept für ein glückliches Leben.«

»Sie haben also Angst, dass Sie von ihren Fehlern heimgesucht werden könnten, wenn Sie sich ihnen wirklich stellen würden?«

»Wenn eine Frau bekommen möchte, was sie will, muss sie denken und handeln wie ein Mann und kann nicht auf eine Familie Rücksicht nehmen. Weder auf ihre eigene noch auf die eines anderen.«

Duff zuckte zurück. Er versuchte, ihren Blick aufzufangen, aber sie hatte sich vorgebeugt, um die Gläser der Gäste um sich herum aufzufüllen. Im nächsten Augenblick klopfte Duncan gegen sein Glas, stand auf und räusperte sich.

Duff beobachtete Macbeth während der Dankesrede, die nicht nur dem Essen der Gastgeberin Ehre erwies und der Beförderung des Gastgebers, sondern der Mission, der sie sich alle verschrieben hatten: aus dieser Stadt einen Ort zu machen, an dem es sich wieder gut leben ließ. Und er schloss mit der Bemerkung, dass sie alle nach dieser langen Woche die Erholung verdient hätten, die der barmherzige Gott ihnen gewährt hatte, und dass sie weise wären, diese auch zu nutzen. Schließlich sei es nicht unwahrscheinlich, dass sich der Chief Commissioner in den kommenden Wochen nicht mehr als derartig gnädiger Gott erweisen würde.

Er wünschte allen eine gute Nacht, unterdrückte ein Gähnen und brachte einen Toast auf die Gastgeber aus. Während des darauffolgenden Applauses beobachtete Duff Macbeth. Er fragte sich, ob er den Toast erwidern würde – schließlich war Duncan Chief Commissioner. Aber Macbeth saß bloß da, bleich und steif wie ein Brett. Offenbar war er nicht vorbereitet auf diese neue Situation, seinen neuen Status und die Erwartungen, denen er sich nun stellen musste.

Duff zog den Stuhl für Lady zurück. »Haben Sie vielen Dank für diesen wunderbaren Abend, Ma'am.«

»Ebenso, Duff. Haben Sie den Schlüssel für Ihr Zimmer?«

»Hhm. Ich werde ... anderswo übernachten.«

»Zuhause in Fife?«

»Nein, bei einem Cousin. Aber ich werde morgen sehr früh wieder hier sein, um Duncan abzuholen. Wir wohnen in Fife nicht weit auseinander.«

»Oh, wann kommen Sie?«

»Um sieben. Duncan und ich haben beide Kinder und ... Na ja, es ist Wochenende. Da müssen wir Männer ran, Sie wissen ja, wie das ist.«

»Nein, das weiß ich nicht«, sagte Lady mit einem Lächeln. »Dann schlafen Sie gut, Duff, und grüßen Sie Ihren Cousin von mir.«

Einer nach dem anderen verließen die Gäste die Bar und die Spieltische und gingen auf ihre Zimmer oder nach Hause. Macbeth stand am Empfang, schüttelte Hände und murmelte hohl klingende Abschiedsworte. Immerhin musste er hier keine Gespräche mit den Nachzüglern an der Bar führen.

»Du siehst wirklich nicht gut aus«, sagte Banquo mit etwas schwerer Zunge. Er war gerade von der Toilette gekommen und hatte seine schwere Pranke auf Macbeths Schulter gelegt. »Geh jetzt bloß ins Bett, damit du nicht noch andere Leute ansteckst.«

»Danke, Banquo. Aber Lady ist immer noch bei den Gästen in der Bar.«

»Der Chieftain ist jetzt schon fast vor einer Stunde schlafen gegangen, das heißt, du darfst das jetzt auch. Ich trinke nur noch mein Glas in der Bar aus, dann gehen Fleance und ich ebenfalls. Und dann will ich dich hier nicht mehr wie einen Rausschmeißer rumstehen sehen, okay?«

»Okay. Gute Nacht, Banquo.«

Macbeth sah zu, wie sein Freund auf unsicheren Beinen zur Bar zurückging. Schaute auf seine Uhr. Sieben Minuten vor Mitternacht. In sieben Minuten würde es passieren. Er wartete, bis es nur noch drei waren. Dann straffte er sich und schaute zur Doppeltür der Bar hinüber, wo Lady Malcolm und Lennox zuhörte. Als hätte sie seine Aufmerksamkeit gespürt, drehte sie sich genau in diesem Augenblick um, und ihre Blicke trafen sich. Sie nickte ihm unmerklich zu, und er nickte ebenfalls. Dann lachte sie über irgendetwas, das Malcolm gesagt hatte, und erwiderte etwas, das die beiden Männer ebenfalls lachen ließ. Sie war gut.

Macbeth ging die Treppe hinauf und schloss die Suite auf, die Lady und er bewohnten. Legte ein Ohr an die Tür zum Zimmer der Leibwächter. Das Schnarchen, das er hörte, klang gleichmäßig, selbstbewusst. Geradezu kunstlos. Er setzte sich aufs Bett. Fuhr mit der Hand über die glatte Bettdecke. Die Seide knisterte unter seinen rauen Fingerspitzen. Ja, sie war gut. Besser als er jemals sein würde. Vielleicht konnten sie das hier tatsächlich durchziehen – sie beide gemeinsam, Macbeth und Lady, etwas bewirken, die Stadt nach ihrem Bilde formen, fortsetzen, was Duncan begonnen hatte, und es weiter führen, als dieser es jemals für möglich gehalten hätte. Sie hatten die Entschlossenheit, die Kraft, und sie konnten Menschen für sich gewinnen. Aus dem Volk. Für das Volk. Mit dem Volk.

Seine Finger strichen über die beiden Dolche, die er auf dem Bett

ausgelegt hatte. Aber wenn sich nicht wieder gezeigt hätte, dass Macht die Menschen korrumpierte und vergiftete, hätten sie dies nicht tun müssen. Wäre Duncans Herz rein und idealistisch gewesen, hätten sie darüber reden können, und Duncan hätte gewiss eingesehen, dass Macbeth der am besten geeignete Mann war, um seinen Traum in die Tat umzusetzen und die Stadt aus der Dunkelheit herauszuführen. Denn welche Träume Duncan auch haben mochte, die einfachen Leute aus der Stadt würden keinem Oberschichtsfremden aus Capitol folgen, oder? Nein, sie brauchten jemanden aus ihren eigenen Reihen. Duncan hätte der Navigator sein können, aber Macbeth hätte die Rolle des Kapitäns übernehmen müssen – solange er die Mannschaft dazu bringen konnte, zu gehorchen und das Schiff dorthin zu steuern, wo sie es beide haben wollten, in einen sicheren Hafen. Aber selbst wenn Duncan akzeptiert hätte, dass ein Machtwechsel im Interesse der Stadt lag, niemals hätte er seine Position für Macbeth aufgegeben. Duncan hatte viele Tugenden, aber er war nicht besser als alle anderen Menschen, die es an die Spitze gebracht hatten: Auch er stellte seine persönlichen Ambitionen über alles andere. So wie er alle umbrachte, die seiner Reputation schaden oder seine Autorität bedrohen konnten. Cawdors Leichnam war noch warm gewesen, als sie in seinem Haus eingetroffen waren.

War es nicht so? Ja, so war es. Es war so, es war so.

Null Uhr.

Macbeth schloss die Augen. Er musste in den Tunnel. Er zählte von zehn herunter. Öffnete die Augen. Fluchte, schloss sie erneut und begann noch einmal zu zählen. Schaute auf seine Uhr. Griff sich die Dolche, verstaute sie in den eigens angefertigten Schulterholstern mit einer Scheide auf jeder Seite. Dann ging er auf den Korridor hinaus, an der Tür der Leibwächter vorbei und blieb vor der zu Duncans Zimmer stehen. Lauschte. Nichts. Er atmete tief ein. Verschiedene Szenarien waren sie im Vorfeld durchgegangen; nun blieb nur noch die Tat selbst. Er steckte den Generalschlüssel ins Schloss, sah sein Spiegelbild auf dem glänzenden Türknauf aus poliertem Messing. Dann griff er danach und drehte ihn um. Vom erleuchteten Korridor aus versuchte er, so viel wie möglich zu erkennen, trat dann ein und schloss hinter sich die Tür.

Im Dunkeln hielt er den Atem an und lauschte auf Duncans Atem.

Ruhig, gleichmäßig.

Wie der von Lorreal. Dem Direktor des Waisenhauses.

Nein, lass jetzt nicht diesen Gedanken hochkommen.

Duncans Atem verriet ihm, dass er im Bett lag und schlief. Macbeth ging zur Badezimmertür, schaltete im Bad das Licht ein und ließ die Tür einen Spaltbreit offen. Genug Licht für das, was er tun würde.

Was er tun würde.

Er stellte sich neben das Bett und schaute auf den arglos schlafenden Mann hinunter. Dann richtete er sich auf. Was für eine Ironie. Er hob einen Dolch. Einen wehrlosen Mann zu töten – einfacher ging es doch nicht, oder? Die Entscheidung war gefallen, nun musste er sie nur noch ausführen. Hatte er nicht bereits sein erstes wehrloses Opfer getötet, auf jener Straße nach Forres? Hatte er seine Jungfräulichkeit nicht bereits verloren, hatte er nicht an Ort und Stelle seine Schuld an Duff zurückgezahlt, und zwar in derselben Währung, die Duff vorgegeben hatte: in kaltem Blut? Er hatte Lorreals heißes Blut auf das weiße Laken strömen sehen, das Blut, das in der Dunkelheit schwarz ausgesehen hatte. Was also hielt ihn diesmal zurück? Wodurch unterschied sich diese Verschwörung von dem Augenblick, als er und Duff den Tatort manipuliert hatten, damit alle in Forres gefundenen Beweise mit der Geschichte übereinstimmten, die sie erzählen würden? Genau wie bei der Version, auf die sie sich damals im Waisenhaus geeinigt hatten. *Und manchmal steht auch Grausamkeit auf der guten Seite, Macbeth.* Er hob den Blick von der Klinge, die im Badezimmerlicht schimmerte.

Er senkte den Dolch.

Er konnte es nicht.

Aber er musste es tun. *Musste es.* Er musste es können. Aber was sollte er machen, wenn er der Sache nicht mal in seinem Tunnel gewachsen war?

Er musste zu dem anderen Macbeth werden, den er so tief in sich vergraben hatte, zu dem wahnsinnigen, fleischfressenden Untoten, der er nie wieder hatte sein wollen.

Banquo starrte die große, leblose Lokomotive an, während er sich den Hosenstall aufknöpfte. Er schwankte im Wind. Er war ein bisschen

betrunken, das wusste er.

»Komm schon, Dad«, ertönte Fleances Stimme hinter ihm.

»Wie spät ist es denn, Sohn?«

»Keine Ahnung, aber der Mond steht hoch.«

»Also nach zwölf. Für heute Nacht ist Sturm vorausgesagt.« Das Pistolenholster, das zwischen der ersten und zweiten Schlaufe an seinem Gürtel hing, war ihm im Weg. Er nahm es ab und reichte es Fleance.

Sein Sohn nahm es mit resigniertem Stöhnen an. »Dad, das ist ein öffentlicher Platz. Du kannst doch nicht ...«

»Es ist ein öffentliches Urinal, das ist es«, lallte Banquo und bemerkte im selben Augenblick, wie eine schwarz gekleidete Gestalt um die Lok bog und auf sie zukam. »Gib mir die Waffe, Fleance!«

Das Licht fiel auf das Gesicht des Mannes.

»Ach, du bist es bloß.«

»Und bist du es, Banquo?«, fragte Macbeth. »Ich musste ein bisschen frische Luft schnappen.«

»Und ich musste den alten Kumpel hier mal ein bisschen frische Luft schnappen lassen«, sagte Banquo mit schwerer Zunge. »Nein, ich hatte *nicht* vor, auf Bertha zu pissen. Schließlich würde das bedeuten – jetzt, wo sie die St. Joseph's Church dichtgemacht haben –, das letzte Heiligtum dieser Stadt zu entweihen.«

»Ja, vielleicht.«

»Ist irgendwas los?«, fragte Banquo und versuchte sich zu entspannen. Es fiel ihm immer schwer, in der Gegenwart von Fremden zu pissen, aber bei Macbeth und seinem Sohn?

»Nein«, sagte Macbeth in einem merkwürdig neutralen Ton.

»Letzte Nacht hab ich von den drei Schwestern geträumt«, sagte Banquo. »Wir haben nie darüber geredet, aber mit ihrer Prophezeiung haben sie voll ins Schwarze getroffen. Oder was meinst du?«

»Oh, ich hatte sie ganz vergessen. Lass uns wann anders darüber reden.«

»Wie du willst.« Banquo spürte, dass der Strahl nicht mehr lange auf sich warten lassen würde.

»Nun«, sagte Macbeth. »Eigentlich wollte ich dich was fragen, als mein Stellvertreter bei der Organisierten Kriminalität. Stell dir vor, es würde wirklich so etwas passieren wie das, was die Schwestern vorhergesagt

haben.«

»Ja und?« Banquo stöhnte auf. Er hatte die Geduld verloren, hatte es erzwingen wollen, und damit war der Strom versiegt.

»Ich würde mich freuen, wenn du mir in dem Fall ebenso zur Seite stehen würdest.«

»Dein Deputy Chief Commissioner werden? Haha, ja, mach noch so einen Witz.« Plötzlich wurde Banquo klar, dass Macbeth es ernst gemeint hatte. »Natürlich, mein Junge, natürlich. Du weißt, ich bin immer bereit, jemandem zu folgen, der für die gute Sache kämpft.«

Sie schauten einander an. Und dann – wie von Zauberhand – kam es. Banquo schaute hinab, und ein majestätischer goldener Strahl schoss unerschrocken über das große Hinterrad der Lokomotive und rann auf das Stück Gleis darunter.

»Gute Nacht, Banquo. Gute Nacht, Fleance.«

»Gute Nacht, Macbeth«, antworteten Vater und Sohn einstimmig.

»War Onkel Mac betrunken?«, fragte Fleance, als Macbeth verschwunden war.

»Betrunken? Du weißt doch, dass er nicht trinkt.«

»Ja, ich weiß, aber er war so komisch.«

»Komisch?« Banquo grinste bitter und betrachtete zufrieden seinen kontinuierlichen Strahl. »Glaub mir, der Junge ist nicht *komisch*, wenn er einen sitzen hat.«

»Wie ist er dann?«

»Er verliert den Verstand.«

Unversehens wurde der Strahl von einem Windstoß zur Seite geweht.

»Der Sturm«, sagte Banquo und knöpfte sich die Hose zu.

Macbeth ging einmal um den Bahnhof herum. Als er wieder am Ausgangspunkt ankam, waren Banquo und Fleance verschwunden, also betrat er die große Wartehalle.

Er ließ seinen Blick durch den Raum gleiten und teilte die Anwesenden unwillkürlich in vier Kategorien: die Dealer, die Süchtigen, die, die beides waren, und diejenigen, die einen Platz zum Schlafen brauchten, Schutz vorm Regen suchten und bald zu einer der ersten drei Gruppen gehören würden.

Das war der Pfad, dem er früher selbst gefolgt war. Vom Flüchtling aus dem Waisenhaus, der von der Heilsarmee etwas zu essen und zu trinken bekommen hatte, zu einem Konsumenten, der sich seinen Stoff finanzierte, indem er selbst welchen verkaufte.

Macbeth ging zu einem älteren, dicklichen Mann im Rollstuhl hinüber.

»Ein Viertel Brew«, sagte er. Der Klang dieser Worte genügte, um etwas in seinem Körper zu wecken, das lange Zeit im Winterschlaf gelegen hatte.

Der Mann im Rollstuhl schaute auf. »Macbeth.« Er spie den Namen regelrecht aus in einer Fontäne aus Speichel. »Ich erinnere mich an dich, und du erinnerst dich an mich. Du bist ein Polizist, und ich verkaufe keinen Stoff, okay? Jetzt mach, dass du wegstommst, zur Hölle mit dir!«

Macbeth ging zum nächsten Dealer, einem Mann in kariertem Hemd, der so high war, dass er nicht stillstehen konnte.

»Halten Sie mich für einen Idioten?«, brüllte er. »Bin übrigens einer. Sonst wär ich ja nicht hier, oder? Aber einem Cop was zu verkaufen und für vierundzwanzig Stunden im Knast zu landen, wo ich genau weiß, dass ich es keine vier Stunden ohne Schuss aushalte?« Er lehnte sich an die Wand, und sein Gelächter hallte von der Decke wider. Macbeth ging tiefer in den Bahnhof hinein, marschierte durch einen der Gänge in die Abfahrtshalle und hörte, wie der Ruf des Dealers ihm hinterherschallte: »Verdeckter Ermittler im Anmarsch, Leute!«

»Hi, Macbeth«, sagte eine dünne, schwache Stimme.

Macbeth drehte sich um. Es war der Junge mit der Augenklappe. Macbeth ging zu ihm hinüber und hockte sich an der Wand auf den Boden. Die schwarze Klappe war hochgerutscht, sodass Macbeth die geheimnisvolle Dunkelheit der Augenhöhle sehen konnte.

»Ich brauche ein Viertel Brew«, sagte Macbeth. »Kannst du mir helfen?«

»Nein«, sagte der Junge. »Ich kann niemandem helfen. Können Sie *mir* helfen?«

Macbeth erkannte etwas in seinem Gesichtsausdruck wieder. Es war, als würde er in einen Spiegel schauen. Was zur Hölle tat er hier eigentlich? Mithilfe guter Menschen hatte er es geschafft, davon loszukommen, und nun kehrte er hierher zurück? Um eine Tat zu verüben, die so furchtbar war, dass

selbst der elendste Drogenabhängige vor ihr zurückschrecken würde? Er konnte sich immer noch weigern. Er konnte diesen Jungen mit ins Inverness nehmen. Ihm zu essen geben, eine Dusche und ein Bett. Diese Nacht konnte ganz anders ablaufen, als er geplant hatte, es gab immer noch diese Möglichkeit. Die Möglichkeit, sich selbst zu retten. Den Jungen. Duncan. Lady.

»Komm. Lass uns ...«, begann Macbeth.

»Macbeth.« Die Stimme hinter ihm grollte wie Donner durch den Gang.
»Deine Gebete sind erhört worden. Ich habe, was du brauchst.«

Macbeth drehte sich um. Hob den Blick. Noch höher. »Woher hast du gewusst, dass ich hier bin, Strega?«

»Wir haben unsere Augen und Ohren überall. Hier, bitte schön. Ein Geschenk von Hecate.«

Macbeth betrachtete einen kleinen Beutel, der ihm in die Hand gedrückt worden war. »Ich will bezahlen. Wie viel?«

»Ein Geschenk bezahlen? Ich glaube, das würde Hecate als Beleidigung auffassen. Ich wünsche dir eine gute Nacht.« Strega drehte sich um und ging davon.

»Dann nehme ich es nicht an«, rief Macbeth. Er schleuderte den Beutel hinter ihr her, aber die Dunkelheit hatte sie bereits verschluckt.

»Wenn Sie es nicht wollen ...«, sagte die dünne, einäugige Stimme. »Ist es okay, wenn ich ...«

»Bleib, wo du bist«, erwiderte Macbeth kalt und ohne sich zu rühren.

»Was wollen Sie tun?«, fragte der Junge.

»Was ich will?«, wiederholte Macbeth. »Es geht nie darum, was man tun *will*, sondern was man tun muss.«

Er ging auf den Beutel zu und hob ihn auf. Kam zurück. Ging an der ausgestreckten Hand des Jungen vorbei.

»Hey, wollen Sie nicht ...«

»Fahr zur Hölle«, knurrte Macbeth. »Wir sehen uns da.«

Macbeth ging die Treppe hinunter zu den stinkenden Toiletten, verscheuchte eine Frau, die auf dem Boden saß, riss den Beutel auf, streute das Pulver auf das Waschbecken unter den Spiegeln, zerdrückte die kleinen Klumpen mit

der stumpfen Seite eines Dolches und hackte sie mit der Klinge in noch feinere Partikel. Dann rollte er einen Geldschein zusammen und zog das gelblich-weiße Pulver erst durch das eine Nasenloch, dann durch das andere. Die Chemikalien benötigten nur eine überraschend kurze Zeit, um durch die Schleimhäute in sein Blut zu gelangen. Sein letzter Gedanke, bevor das drogenversetzte Blut sein Gehirn erreichte, war, dass es sich anfühlte, als erneuerte man die Bekanntschaft mit einer Geliebten. Mit einer viel zu schönen, viel zu gefährlichen Geliebten, die in all den Jahren überhaupt nicht gealtert war.

»Was habe ich dir gesagt?« Hecate stieß die Spitze seines Stockes auf den Boden neben den Überwachungsmonitoren.

»Sie sagten, es gäbe nichts Vorhersehbareres als einen liebeskranken Ex-Junkie, der sich moralisch überlegen fühlt.«

»Vielen Dank, Strega.«

Macbeth blieb am oberen Ende der Bahnhofstreppe stehen.

Vor ihm schwankte der Worker's Square wie eine stürmische See. Die Pflastersteine hoben und senkten sich, als brächen sich unter ihnen die Wellen. Es klang wie Zähneklappern. Tief unter dem Inverness fuhr ein Raddampfer, erfüllt von Musik und Gelächter, und seine Lichter ließen das Wasser glitzern, das von seinem sich langsam drehenden, dröhnenden Rad floss.

Dann setzte er sich in Bewegung. Durch die schwarze Nacht zurück zum Inverness. Er schien durch die Luft zu gleiten, ohne dass seine Füße den Boden berührten. Er schwebte durch die Tür und durch die Empfangshalle. Der Rezeptionist schaute ihn an und nickte ihm freundlich zu. Macbeth wandte sich dem Spielsaal zu und sah, dass sich Lady, Malcolm und Duff noch immer an der Bar unterhielten. Dann bewegte er sich die Treppe hinauf, als würde er fliegen, den Korridor entlang und bis zu Duncans Tür.

Macbeth schob den Generalschlüssel ins Schloss, drehte den Knauf und ging hinein.

Er war zurück. Nichts hatte sich verändert. Die Badezimmertür stand

immer noch einen Spaltbreit offen, und innen brannte noch das Licht. Er ging zum Bett hinüber. Schaute hinab auf den schlafenden Chief Commissioner, steckte seine linke Hand in die Tasche und fand den Griff des Dolches.

Er hob die Hand. Es war jetzt so viel leichter. Er zielte aufs Herz. So wie er auf das Herz gezielt hatte, das in die Eiche geschnitzt worden war. Damals hatte das Messer ein Loch gebohrt zwischen die beiden Namen, Meredith und Macbeth.

»Schlaf nicht mehr! Macbeth mordet den Schlaf!«

Macbeth erstarrte. War es der Chief Commissioner gewesen, der Stoff oder er selbst, der diese Worte gesprochen hatte?

Er schaute hinab auf Duncans Gesicht. Nein, die Augen waren immer noch geschlossen, und sein Atem ging ruhig und gleichmäßig. Aber dann bemerkte er, wie sich Duncans Augen öffneten. Ihn ruhig ansahen. »Macbeth?« Der Blick des Chief Commissioners wanderte zum Dolch.

»Ich dachte, ich hätte G-g-geräusche aus diesem Zimmer gehört«, sagte Macbeth. »Ich sehe lieber mal nach.«

»Meine Leibwächter ...«

»D-d-d-die hab ich schnarchen hören.«

Duncan lauschte einen Augenblick. Dann gähnte er. »Gut. Lass sie schlafen. Ich bin hier sicher, das weiß ich. Danke, Macbeth.«

»Keine Ursache, Sir.«

Macbeth ging zur Tür. Jetzt schwebte er nicht mehr. Ein Gefühl der Erleichterung, ja, von Glück sogar, breitete sich in seinem Körper aus. Er war gerettet. Der Chief Commissioner hatte ihn befreit. Lady konnte tun und sagen, was sie wollte, aber diese Geschichte hörte hier auf. Fünf Schritte. Er griff mit seiner freien Hand nach dem Türknauf.

Dann eine Bewegung, die sich in dem polierten Messing spiegelte.

Im Licht aus dem Badezimmer sah er wie in einem Vexierspiegel, wie in einem absurden, verzerrten Film, dass der Chief Commissioner etwas unter seinem Kopfkissen hervorzog und auf seinen Rücken richtete. Eine Waffe. Fünf Schritte. Wurfabstand. Macbeth reagierte instinktiv. Wirbelte herum. Er war aus dem Gleichgewicht, und der Dolch verließ seine Hand, noch mitten in der Bewegung.

Natürlich war Duff es gewesen, der die beiden Mädchen gefragt hatte, ob sie sich nicht zu ihnen an den Tisch setzen wollten. Macbeth ging zur Bar und holte Bier für sie alle, kam zurück und hörte, wie Duff damit angab, dass sie die beiden besten Kadetten im Abschlussjahrgang der Polizeischule waren. Ihre Zukunftsaussichten sahen mehr als rosig aus, und die Mädchen sollten zuschlagen, wenn sie wussten, was gut für sie war. Die beiden lachten, und die Augen des Mädchens, das Meredith hieß, blitzten auf. Aber sie senkte den Blick, als Macbeth ihn festhalten wollte. Als die Bar zumachte, begleitete Macbeth Meredith bis zur Haustür und wurde mit einem freundlichen Handschlag und einer Telefonnummer belohnt. Und während sich Duff am nächsten Morgen in allen Einzelheiten darüber ausließ, wie er ihre Freundin Rita in einem engen Bett im Schwesternheim rangenommen hatte, rief Macbeth Meredith an und lud sie mit zitternder Stimme zum Abendessen ein.

Er hatte einen Tisch im Lyon's reserviert. Dass das ein Fehler war, begriff er in dem Augenblick, als er den wissenden Blick des Kellners bemerkte. Der elegante Anzug, den Duff ihm geliehen hatte, war ihm viel zu groß, also hatte er stattdessen den von Banquo nehmen müssen, der zwei Nummern zu klein war und seit zwanzig Jahren außer Mode. Zum Glück glichen Merediths Kleid, ihre Schönheit und ihre ruhige Höflichkeit dies ein Stück weit aus. Das Einzige, was er auf der französischen Speisekarte verstand, waren die Preise. Aber Meredith erklärte ihm, das sei eben typisch für die Franzosen: Sie weigerten sich zuzugeben, dass ihre Sprache nicht mehr international verständlich sei. Außerdem sei ihr Englisch so schlecht, dass sie sich in der Sprache ihrer Rivalen zum Idioten machen würden, was einer doppelten Schmach gleichkomme.

»Arroganz und Unsicherheit treten oft zusammen auf«, sagte sie.

»Ich bin auch unsicher«, sagte Macbeth.

»Ich dachte dabei eher an deinen Freund Duff«, entgegnete sie. »Warum

bist du so unsicher?«

Macbeth erzählte ihr von sich. Vom Waisenhaus. Von Banquo und Vera, der Polizeischule. Es war so einfach, mit ihr zu reden, dass er fast versucht war, ihr alles zu erzählen, einen wahnsinnigen Moment lang sogar das von Lorreal. Aber natürlich tat er das nicht. Meredith sagte, sie sei im westlichen Teil der Stadt aufgewachsen. Immer hatten ihre Eltern dafür gesorgt, dass es ihren Kindern an nichts fehlte, aber auch Ansprüche an sie gestellt und viel von ihnen erwartet, insbesondere von ihren Brüdern.

»Beschützt, privilegiert und spießig«, sagte sie. »Stell dir vor, ich war noch nie im Distrikt 2 Ost.« Sie lachte, als Macbeth sich entschieden weigerte, das zu glauben. »Doch, es stimmt! Ich war nie da!«

Also nahm er sie nach dem Essen mit hinunter zum Flussbett. Sie spazierten an der von Schlaglöchern übersäten Straße und den heruntergekommenen Häusern vorbei bis zur Penny Bridge. Und als er ihr vor ihrem Haus Gute Nacht sagte, beugte sie sich vor und küsste ihn auf die Wange.

Als er in sein Zimmer zurückkehrte, war Duff noch wach. »Erzähl mir alles«, befahl er. »Langsam und in allen Einzelheiten.«

Zwei Tage später: Kino. *Herr der Fliegen*. Sie gingen unter demselben Regenschirm nach Hause, Merediths Arm unter seinen gehakt. »Wie können Kinder nur so grausam und blutrünstig sein?«, fragte sie.

»Warum sollten Kinder weniger grausam sein als Erwachsene?«

»Sie kommen schließlich unschuldig auf die Welt.«

»Unschuldig und ohne jedes Gefühl für Moral. Ist die friedliche Passivität nicht bloß etwas, was die Erwachsenen den Kindern aufzwingen, um uns unseren Platz in der Gesellschaft zu zeigen und damit sie mit uns machen können, was sie wollen?«

Vor der Haustür küsst sie sich, und am Sonntag machte er mit ihr einen Spaziergang im Wald, auf der anderen Seite des Tunnels. Er hatte einen Picknickkorb gepackt.

»Du kannst kochen!«, rief sie erfreut.

»Banquo und Vera haben es mir beigebracht. Wir waren früher oft hier.«

Dann küsst sie sich, sie begann, schwer zu atmen, und er schob seine Hand unter ihren Baumwollrock.

»Warte ...«, sagte sie.

Also wartete er. Und schnitzte derweil ein Herz in die große Eiche und schrieb mit der Klingenspitze ihre Namen hinein. Meredith und Macbeth.

»Sie ist bereit, gepflückt zu werden«, sagte Duff, als Macbeth nach Hause kam und ihm alles berichtete. »Ich geh am Mittwoch zu Rita, lad sie hierher ein.«

Macbeth hatte eine Flasche Wein geöffnet und Kerzen angezündet, als Meredith an der Tür klingelte. Er war vorbereitet. Aber nicht auf das, was passierte. Denn kaum war sie eingetreten, begann sie, seinen Gürtel zu öffnen, und schob ihm ihre Hand in die Hose.

»N-n-nicht«, sagte er.

Sie schaute ihn überrascht an.

»S-s-stop.«

»Warum stotterst du?«

»Ich w-w-will nicht, dass du das machst.«

Als sie ihre Hand zurückzog, brannten ihre Wangen vor Scham.

Anschließend tranken sie schweigend ein Glas Rotwein.

»Ich muss morgen früh raus«, sagte sie. »Bald sind die Abschlussprüfungen und ...«

»Natürlich.«

Drei Wochen vergingen. Macbeth versuchte mehrmals, sie anzurufen, aber wenn tatsächlich mal jemand ranging, war es Rita, die ihm sagte, dass Meredith nicht zu Hause sei.

»Du gehst nicht mehr mit Meredith aus, nehme ich an«, sagte Duff.

»Nein.«

»Ich und Rita auch nicht mehr. Hättest du was dagegen, wenn ich mich mit Meredith verabrede?«

»Da frag lieber sie.«

»Hab ich.«

Macbeth schluckte. Es war, als hätte sich eine Klaue um sein Herz gelegt. »Ach, ja? Und was hat sie gesagt?«

»Sie hat Ja gesagt.«

»Hat sie? Und wann habt ihr euch ...?«

»Gestern. Wir haben nur eine Kleinigkeit gegessen zusammen, aber ... es war nett.«

Am nächsten Tag wachte Macbeth auf und war krank. Erst später wurde ihm klar, was diese Krankheit war und dass es für ein gebrochenes Herz kein Heilmittel gab. Man musste es durchstehen, und das tat er. Er litt still, ohne ihren Namen irgendjemandem gegenüber zu erwähnen, abgesehen von einer alten Eiche auf der freundlichen Seite des Tunnels. Nach einer Weile verschwanden die Symptome. Beinahe vollständig. Und er fand heraus, dass nicht stimmte, was die Leute behaupteten, dass man sich nur einmal wirklich verlieben konnte. Aber im Gegensatz zu Meredith war Lady Krankheit und Heilmittel in einer Person. Durst und Wasser. Begierde und Befriedigung. Jetzt erreichte ihn ihre Stimme durch die tiefe Nacht und übers Meer hinweg.

»Liebster ...«

Macbeth trieb durch Wasser und Luft, Licht und Dunkelheit.

»Wach auf!«

Er öffnete die Augen. Er lag im Bett. Es musste immer noch Nacht sein, denn im Zimmer war es dunkel. Aber ein körniges, unfassbares Grau lag über allem und kündigte die Dämmerung an.

»Endlich!«, zischte sie ihm ins Ohr. »Wo warst du denn?«

»Wo ich war?«, sagte Macbeth und versuchte, die Überreste seines Traums festzuhalten. »War ich nicht hier?«

»Dein Körper, ja, aber ich versuche seit Stunden, dich zu wecken. Es war, als wärst du bewusstlos. Was hast du getan?«

Macbeth hielt sich immer noch an seinem Traum fest, aber plötzlich wusste er nicht mehr, ob es ein guter Traum oder ein Albtraum gewesen war. Duncan ... er ließ los, und Bilder wirbelten durch die Dunkelheit.

»Deine Pupillen«, sagte sie und hielt sein Gesicht in ihren Händen. »Du hast was genommen, das ist es.«

Er schreckte vor ihr zurück, vorm Licht. »Ich hab es gebraucht.«

»Aber du hast es getan?«

»Es?«

Sie schüttelte ihn hart. »Macbeth, Liebster, antworte mir! Hast du getan, was du mir versprochen hast?«

»Ja!« Er stöhnte auf und fuhr sich mit der Hand übers Gesicht. »Nein, ich weiß nicht.«

»Du *weißt* es nicht?«

»Ich sehe ihn vor mir mit einem Dolch in der Brust, aber ich weiß nicht, ob das wirklich passiert ist oder ob ich es geträumt habe.«

»Hier liegt ein sauberer Dolch auf dem Nachttisch. Du solltest beide Dolche ins Zimmer der Leibwächter legen, nachdem du Duncan getötet hattest, einen neben jeden von ihnen.«

»Ja, ja, ich weiß.«

»Ist der andere Dolch bei ihnen? Reiß dich zusammen!«

»Schlaft nicht mehr. Macbeth mordet den Schlaf!«

»Was?«

»Das hat er gesagt. Oder ich habe es geträumt.«

»Dann gehen wir lieber nachsehen.«

Macbeth schloss die Augen, haschte nach seinem Traum – vielleicht konnte der es ihm sagen. Das war besser, als dorthin zurückzugehen. Aber der Traum war ihm bereits durch die Finger geronnen. Als er seine Augen wieder öffnete, stand Lady an der Wand und presste ein Ohr dagegen.

»Sie schnarchen noch. Los, komm.« Sie nahm den Dolch vom Nachttisch.

Macbeth atmete tief ein. Bald würde der Tag anbrechen, und sein Licht würde alles offenbaren. Er schwang die Beine aus dem Bett und stellte fest, dass er immer noch vollständig angezogen war.

Sie gingen auf den Korridor hinaus. Kein Laut war zu hören. Wer im Inverness übernachtete, stand für gewöhnlich nicht sehr früh auf.

Lady schloss das Zimmer der Leibwächter auf, und sie gingen hinein. Die beiden Leibwächter schliefen in jeweils einem Armsessel. Aber nirgends waren irgendwelche Dolche, und es war auch kein Blut auf ihre Anzüge und Hemden geschmiert worden, wie es der Plan vorgesehen hatte.

»Ich hab es nur geträumt«, flüsterte Macbeth. »Komm, lassen wir das alles.«

»Nein!«, zischte Lady und steuerte die Verbindungstür zu Duncans Zimmer an. Ließ den Dolch in ihre rechte Hand hinüberwandern. Dann, scheinbar ohne jedes Zögern, riss sie die Tür auf und ging hinein.

Macbeth wartete und lauschte.

Nichts.

Er ging zur Türöffnung hinüber.

Graues Licht sickerte durch das Fenster.

Sie stand auf der gegenüberliegenden Seite des Betts und hatte den Dolch bis zu ihrem Mund erhoben. Den Griff umklammerte sie mit beiden Händen, und ihre Augen waren weit aufgerissen vor Entsetzen.

Duncan lag im Bett. Seine Augen standen offen und schienen irgendetwas an der Zimmertür anzustarren. Alles war voller Blut. Die Bettdecke, die Waffe, die darauf lag, die Hand auf der Waffe. Und der Griff des Dolches, der aus Duncans Kehle ragte wie ein Haken.

»Oh, Liebster«, flüsterte Lady. »Mein Mann, mein Held, mein Retter, Macbeth.«

Macbeth öffnete den Mund, um etwas zu sagen, aber in diesem Augenblick wurde die vollkommene Sonntagmorgenstille von einem kaum hörbaren, aber hartnäckigen Läuten durchbrochen, das von unten kam.

Lady schaute auf ihre Uhr. »Das ist Duff. Er ist früh dran! Liebster, geh nach unten und halte ihn auf, während ich das hier in Ordnung bringe.«

»Du hast drei Minuten«, sagte Macbeth. »Fass das Blut nicht an. Es ist halb geronnen und wird Abdrücke hinterlassen. Okay?«

Sie wandte ihm den Kopf zu und lächelte. »Hi«, sagte sie. »Da bist du ja wieder.«

Und er wusste, was sie meinte. Jetzt war er wieder da. Im Tunnel.

Zitternd stand Duff vor der Tür des Inverness und sehnte sich zurück in Caithness' warmes Bett. Er wollte gerade zum zweiten Mal auf die Klingel drücken, als die Tür geöffnet wurde.

»Der Eingang zum Casino ist da unten, Sir.«

»Nein. Ich bin hier, um Chief Commissioner Duncan abzuholen.«

»Ach so. Kommen Sie rein. Ich läute und sage Bescheid, dass Sie hier sind. Inspector Duff, richtig?«

Duff nickte. Sie hatten wirklich eine erstklassige Belegschaft im Inverness. Er ließ sich in einen der tiefen Armsessel fallen.

»Es meldet sich niemand, Sir«, sagte der Rezeptionist. »Weder in seinem Zimmer noch in dem seiner Leibwächter.«

Duff schaute auf seine Uhr. »Welche Zimmernummer hat der Chief Commissioner?«

»Zweihundertdreizehn, Sir.«

»Wäre es in Ordnung, wenn ich raufginge, um ihn zu wecken?«

»Selbstverständlich.«

Duff begann die Treppe hinaufzusteigen, als ihm von oben eine vertraute Gestalt entgegenkam.

»Morgen, Duff«, rief Macbeth fröhlich. »Jack, könnten Sie in die Küche gehen und uns beiden eine starke Tasse Kaffee holen?«

Der Rezeptionist nickte und machte sich auf den Weg.

»Danke, Macbeth, aber ich habe den Auftrag, Duncan abzuholen.«

»Ist das so dringend? Und bist du nicht ein bisschen früh dran?«

»Wir hatten uns auf eine bestimmte Zeit geeinigt, zu der wir wieder zu Hause sein wollten. Und mir ist eingefallen, dass die Kenneth-Brücke noch gesperrt ist, deshalb müssen wir den Umweg über die alte Brücke nehmen.«

»Entspann dich mal.« Macbeth lachte und hakte ihn unter. »Sie wird ja keine Stoppuhr gestellt haben, oder? Außerdem siehst du ziemlich fertig aus. Wenn du fahren musst, brauchst du erst mal einen starken Kaffee. Komm, wir setzen uns.«

Duff zögerte. »Danke, mein Freund, aber das wird warten müssen.«

»Eine Tasse Kaffee, dann riecht sie auch den Whiskey nicht so leicht.«

»Ich überlege, ob ich abstinenter werden sollte wie du.«

»Ach ja?«

»Vom Alkohol wird die Nase rot, die Pisse auch, und man kommt nicht aus dem Bett. Letzteres scheint ja heute auch bei Duncan der Fall zu sein. Ich gehe mal rauf und ...«

Macbeth hielt ihn am Arm fest. »Und der Alkohol erhöht die Lust, verschlechtert aber die Leistung, habe ich gehört. Wie war deine Nacht? Erzähl's mir. Langsam und in allen Einzelheiten.«

Duff zog eine Augenbraue hoch. Langsam und in allen Einzelheiten. Benutzte er diese typische Verhörformulierung aus ihren alten Polizeischulungen als ironischen Scherz, oder wusste er etwas? Nein, Macbeth sprach nie in Rätseln. Dafür fehlten ihm Geduld und Raffinesse. »Da gibt's nicht viel zu erzählen. Ich hab bei einem Cousin übernachtet.«

»Ach? Du hast mir nie erzählt, dass du noch Familie hast. Ich dachte, dein Großvater wäre dein letzter lebender Verwandter gewesen. Schau, da kommt ja schon der Kaffee. Stellen Sie ihn einfach auf den Tisch, Jack. Und versuchen Sie noch mal Duncan anzurufen.«

Beruhigt, dass der Rezeptionist die Sache in die Hand nahm, ging Duff wieder die Treppe hinunter und griff gierig nach dem Kaffee. Blieb aber stehen.

»Die Familie, ja«, sagte Macbeth. »Die Quelle eines ewigen schlechten Gewissens, was?«

»Ja, vielleicht«, sagte Duff, der sich beim ersten Schluck die Zunge verbrannt hatte und nun auf den Kaffee pustete.

»Wie geht es denn deiner Frau und den Kindern? Gefällt's ihnen in Fife?«

»Jedem gefällt's in Fife.«

»Chief Commissioner Duncan geht immer noch nicht ans Telefon, Sir.«

»Danke, Jack. Versuchen Sie's weiter. Heute Morgen werden wohl einige Leute einen schweren Kopf haben.«

Duff stellte seine Tasse ab. »Macbeth, ich glaube, ich wecke ihn erstmal und trinke dann den Kaffee, damit wir loskönnen.«

»Ich komme mit dir rauf. Er hat das Zimmer neben uns«, sagte Macbeth und trank einen Schluck. Dabei verschüttete er etwas von seinem Kaffee auf seine Hand und den Sakkoärmel. »Ups. Haben Sie vielleicht eine Serviette für mich, Jack?«

»Ich hole Ihnen ...«

»Warte den Moment, Duff. Ah ja, wunderbar. Danke schön, Jack. Na los, gehen wir.«

Sie gingen die Treppe hinauf.

»Hast du dich verletzt?«, fragte Duff.

»Nein. Warum?«

»Ich hab dich noch nie so langsam eine Treppe raufgehen sehen.«

»Kann sein, dass ich mir bei unserer Norse-Riders-Verfolgung einen Muskel gezerzt habe.«

»Hm.«

»Davon abgesehen. Hast du gut geschlafen?«

»Nein«, sagte Duff. »Es war eine furchtbare Nacht. Donner, Blitze und der ganze Regen.«

»Ja, eine schlimme Nacht.«

»Du hast also auch nicht geschlafen?«

»Na ja, doch ...«

Duff drehte sich um und schaute ihn an.

»Nachdem der schlimmste Sturm abgezogen war«, ergänzte Macbeth.

»Da wären wir.«

Duff klopfte. Wartete und klopfte erneut. Griff nach dem Türknauf. Die Tür war abgeschlossen. Ihn überkam das Gefühl, dass irgendetwas nicht so war, wie es sein sollte.

»Gibt es einen Generalschlüssel?«

»Ich gehe und frage Jack«, sagte Macbeth.

»Jack!«, brüllte Duff. Und dann noch einmal aus voller Kehle: »Jack!«

Nach einigen Sekunden tauchte der Rezeptionist am Treppenabsatz auf.

»Ja, Sir?«

»Haben Sie einen Generalschlüssel?«

»Ja, Sir.«

»Dann kommen Sie und öffnen sofort diese Tür.«

Der Rezeptionist rannte mit kurzen Schritten auf sie zu und kramte in seiner Jackentasche.

Er zog einen Schlüssel hervor, steckte ihn ins Schloss und drehte ihn herum. Duff öffnete die Tür. Sie standen da und starrten. Der Erste, der ein Wort sagte, war der Rezeptionist.

»Heiland.«

Macbeth ließ seinen Blick über den Tatort gleiten, spürte überdeutlich die Türschwelle unter seinen Fußsohlen und hörte, wie Duff die Glasscheibe des Feuermelders zerschlug, der sofort zu heulen begann. Der Dolch war aus der rechten Seite von Duncans Kehle gezogen worden, und Lady hatte noch einmal auf der linken Seite zugestochen. Ansonsten schien alles so geblieben zu sein wie zuvor.

»Jack!«, brüllte Duff über das Heulen des Alarms hinweg. »Holen Sie alle Gäste aus ihren Zimmern. Sie sollen sich an der Rezeption einfinden. Kein Wort über das hier, okay?«

»O-okay, Sir.«

Im Korridor öffneten sich einzelne Türen. Aus der direkt nebenan trat Lady, barfuß und in einem Bademantel.

»Was ist los, Liebling? Brennt es?«

Sie war gut. Jetzt folgten sie wieder dem Plan. Er befand sich noch immer im Tunnel, und in diesem Augenblick wurde Macbeth klar, dass trotz des scheinbaren Chaos alles in den richtigen Bahnen lief. In diesem Augenblick waren er und die Frau, die er liebte, unschlagbar, in diesem Augenblick hatten sie die vollständige Kontrolle – über die Stadt, das Schicksal, den Lauf der Sterne. Das Gefühl war wie ein Rausch, stärker als alles, was Hecate ihm anbieten konnte.

»Wo zum Teufel stecken denn seine Leibwächter?«, brüllte Duff wutentbrannt.

Sie hatten nicht damit gerechnet, dass ausgerechnet Duff Zeuge der bevorstehenden Ereignisse sein würde. Die Rolle hatten sie einem der verblüffteren und ängstlicheren Übernachtungsgäste zugedacht, die sie in den Nachbarzimmern untergebracht hatten. Malcolm zum Beispiel. Aber nun, da Duff hier war, kam man unmöglich an ihm vorbei.

»Hier rein, Schatz«, sagte Macbeth. »Du auch, Duff.«

Er schob sie in Duncans Zimmer und schloss die Tür. Zog seine Dienstwaffe aus dem Holster an seinem Hosengürtel. »Hört mir genau zu. Die Tür war abgeschlossen, und es gibt kein Anzeichen für einen Einbruch. Der Einzige, der einen Generalschlüssel zu diesem Zimmer hatte, war Jack ...«

»Und ich«, sagte Lady. »Das glaube ich zumindest ...«

»Abgesehen davon gibt es nur eine Möglichkeit.« Macbeth deutete auf die Tür zum angrenzenden Zimmer.

»Seine eigenen Leibwächter?«, sagte Lady entsetzt und schlug sich die Hand vor den Mund.

Macbeth entsicherte seine Waffe. »Ich schaue mal nach.«

»Ich komme mit«, sagte Duff.

»Nein, das tust du nicht«, entgegnete Macbeth. »Das ist meine Angelegenheit, nicht deine.«

»Und ich entscheide, dass ich ...«

»Du entscheidest, dass du tust, was ich dir sage, Duff.«

Macbeth sah zuerst Überraschung in Duffs Augen, bis dieser begriff: Der Leiter des Dezernats für Organisierte Kriminalität war dem der Mordkommission übergeordnet.

»Du passt auf Lady auf, okay, Duff?« Ohne auf Antwort zu warten,

öffnete Macbeth die Tür zum Zimmer der Leibwächter, trat ein und schloss die Tür hinter sich. Die Leibwächter lagen noch immer in den Sesseln. Einer von ihnen grunzte; vielleicht durchdrang der Feueralarm den schweren Drogenschleier.

Macbeth versetzte ihm eine Ohrfeige mit dem Handrücken.

Ein Auge öffnete sich halb, ließ den Blick durch den Raum gleiten und blieb schließlich an Macbeth hängen. Eine ganze Weile verharrte er dort, bis er schließlich auf seinen eigenen Körper hinunterwanderte.

Andrianov bemerkte, dass sowohl sein schwarzes Anzugsakko als auch sein weißes Hemd mit Blut bedeckt waren. Dann spürte er, dass etwas fehlte. Das Gewicht seiner Waffe im Holster. Er fuhr mit der Hand ins Sakko, aber seine Finger fanden statt der Dienstwaffe kalten, scharfen Stahl und etwas Klebriges ... Der Leibwächter zog seine Hand wieder heraus und sah sie an. Blut? Träumte er noch? Er stöhnte auf. Im Hinterkopf registrierte er etwas, das auf drohende Gefahr schließen ließ, und er versuchte verzweifelt, sich zu sammeln. Unwillkürlich schaute er sich um und entdeckte dort, auf dem Boden neben dem Sessel, seine Waffe. Und die seines Kollegen neben dem Sessel, in dem er scheinbar immer noch schlief.

»Was ...«, murmelte Andrianov und blickte in den Lauf der Waffe, die auf ihn gerichtet war.

»Polizei!«, rief der Mann vor ihm. Es war Macbeth. Der neue Leiter des ... des ... »Halten Sie Ihre Waffen so, dass ich sie sehen kann, sonst schieße ich.«

Andrianov blinzelte verwirrt. Warum fühlte es sich an, als würde er in einem Sumpf feststecken? Was hatte er nur genommen?

»Nehmen Sie sofort Ihre Waffe runter!«, brüllte Macbeth. »Ich wiederhole es nicht noch einmal ...«

Irgendetwas sagte Andrianov, dass er besser nicht nach der Waffe auf dem Boden greifen sollte. Der Mann vor ihm würde ihn nicht erschießen, wenn er ganz still dasaß. Aber es nützte nichts. Vielleicht hatte er in all den Stunden, Tagen, Jahren als Leibwächter einen Instinkt entwickelt, einen Reflex, über den sein Wille keine Kontrolle hatte: zu schützen, ohne an das eigene Leben zu denken. Vielleicht lag das aber auch einfach in seiner

Natur, und er hatte sich deshalb für einen Job in diesem Bereich beworben.

Andrianov griff nach seiner Waffe, aber seine Gedanken ebenso wie sein Leben wurden von der Kugel beendet, die durch seine Stirn drang, durch sein Gehirn und die Rücklehne des Sessels und erst gestoppt wurde, als sie auf die Wand mit ihrer Goldfadentapete traf, die Lady für ein kleines Vermögen in Paris erstanden hatte. Die Explosion ließ den Körper seines Kollegen zusammenzucken, aber er schaffte es nicht, das Bewusstsein wiederzuerlangen, bevor auch ihn eine Kugel in die Stirn traf.

Duff stürzte auf die Tür zu, als der erste Schuss abgegeben wurde.

Lady hielt ihn zurück. »Er hat doch gesagt, Sie sollen ...«

Ein zweiter Schuss ertönte, und Duff befreite sich aus ihrem Griff. Riss die Tür auf und stürmte hinein. Stand mitten im Raum und schaute sich um. Zwei Männer, beide in einem Sessel, beide mit einem dritten Auge in der Stirn.

»Norse Riders«, sagte Macbeth und steckte seine noch rauchende Pistole zurück ins Holster. »Dahinter steckt Sweno.«

Irgendjemand brüllte und hämmerte gegen die Tür zum Korridor.

»Lass sie rein«, sagte Macbeth.

»Was geht hier vor?«, keuchte Malcolm außer Atem. »Heiliger Himmel, sind sie ...? Wer hat ...?«

»Ich«, sagte Macbeth.

»Sie haben ihre Waffen gezogen«, sagte Duff.

Malcolms Blick sprang fassungslos von Duff zurück zu Macbeth. »Gegen Sie? Weshalb?«

»Weil ich sie verhaften wollte«, sagte Macbeth.

»Weswegen?«, fragte Lennox.

»Wegen Mordes.«

»Sir.« Duff schaute Malcolm an. »Ich fürchte, wir haben schlechte Neuigkeiten.«

Er sah, wie sich Malcolms Augen hinter den rechteckigen Brillengläsern verengten, als er sich vorbeugte, wie ein Boxer, der sich auf den Schlag vorbereitet, mit dem er jeden Moment rechnet.

Aber jetzt wandten sich alle der Frau zu, die im Türrahmen zum

angrenzenden Zimmer aufgetaucht war. »Chief Commissioner Duncan ist tot«, sagte Lady. »Er wurde im Schlaf mit einem Messer erstochen.«

Dieser Satz brachte Duff unwillkürlich dazu, Macbeth anzuschauen. Nicht, weil er irgendetwas ausgedrückt hätte, was er nicht schon wusste, sondern weil er das Echo eines Satzes war, den er schon einmal gehört hatte, eines Morgens vor vielen Jahren in einem Waisenhaus.

Ihre Blicke trafen sich für einen winzigen Augenblick, bevor beide sie rasch wieder abwandten.

II

An dem Morgen, an dem Chief Commissioner Duncan tot in seinem Bett gefunden wurde, geschah es zum zweiten Mal in der Geschichte des Inverness, dass Lady allen Gästen Anweisung gab, unverzüglich das Gebäude zu verlassen, und an den Eingang ein GESCHLOSSEN-Schild gehängt wurde.

Caithness traf mit sämtlichen Mitarbeitern der Spurensicherung ein, die sie abziehen konnte, und ließ den gesamten ersten Stock absperren.

Die anderen Beamten, die über Nacht geblieben waren, versammelten sich um den Roulettetisch im leeren Spielsaal.

Duff schaute zu Deputy Chief Commissioner Malcolm hinüber, der am Kopfende des improvisierten Konferenztisches saß. Er hatte seine Brille abgenommen, um sie zu putzen, während er wie gebannt auf den grünen Stoff starrte, als würden dort die Antworten auf alle Fragen liegen. Malcolm war der ranghöchste unter den anwesenden Beamten, und Duff hatte sich schon öfter gefragt, warum er so gebückt durch die Gegend lief. Vielleicht hatte Malcolm, der Bürokrat, in Gesellschaft derart vieler Leute mit praktischer Polizeierfahrung das Gefühl, sich auf dünnem Eis zu bewegen, sodass er sich automatisch nach vorn beugte, um jeden noch so kleinen Rat, jeden geflüsterten Hinweis aufzufangen. Und vielleicht war Malcolm auch nicht deshalb so blass im Gesicht, weil er letzte Nacht zu viel getrunken hatte, sondern weil er nun unversehens zum amtierenden Chief Commissioner geworden war.

Malcolm hauchte auf seine Brille und fuhr fort, sie zu putzen. Er schaute nicht auf. Als würde er es nicht wagen, den Blicken zu begegnen, die auf ihn gerichtet waren, und sich den Kollegen zu stellen, die darauf warteten, dass er etwas sagte.

Vielleicht war Duff aber auch zu streng. Alle wussten, dass Malcolm beim Zusammenschustern von Duncans Programm der eigentliche Schuster gewesen war. Aber konnte er sie führen? Die anderen hatten jahrelange

Erfahrung in der Leitung ihrer Abteilungen, während Malcolm seine Tage bloß damit verbracht hatte, gebückt zwei Schritte hinter Duncan herzulaufen wie eine Art überbezahlter Assistent.

»Meine Herren«, sagte Malcolm nun und starrte auf die grüne Tischbespannung. »Ein großer Mann ist von uns gegangen. Mehr werde ich zum jetzigen Zeitpunkt nicht über Duncan sagen.« Er setzte seine Brille auf, hob den Kopf und musterte die um den Tisch Versammelten. »Als Chief Commissioner hätte er es uns nicht erlaubt, in Sentimentalität zu versinken und zu verzweifeln, er hätte von uns verlangt, dass wir tun, wofür wir bezahlt werden: den oder die Schuldigen zu finden und sie hinter Schloss und Riegel zu bringen. Tränen und Würdigungen werden anschließend folgen. Lassen Sie uns hier und jetzt unsere ersten Schritte koordinieren. Unser nächstes Meeting wird dann heute Abend um sechs Uhr im Hauptquartier stattfinden. Ich schlage vor, dass Sie, wenn wir hier fertig sind, erst einmal Ihre Frauen und so weiter anrufen ...«

Malcolms Blick blieb an Duff hängen, aber er konnte nicht erkennen, ob damit eine Anspielung verbunden war.

»... und ihnen mitteilen, dass Sie in nächster Zeit wahrscheinlich nicht nach Hause kommen werden.« Er hielt einen Augenblick inne. »Denn erst einmal werden Sie die Person aufspüren und in Gewahrsam nehmen, die uns Chief Commissioner Duncan genommen hat.« Lange Pause. »Duff, von Ihrer Mordkommission erwarte ich in einer Stunde einen vorläufigen Bericht mit allem, was Caithness und ihr Team am Tatort gefunden beziehungsweise nicht gefunden haben.«

»Gut.«

»Lennox, ich brauche einen vollständigen Hintergrundbericht über die Leibwächter und alle Einzelheiten über ihre Bewegungen vor dem Mord. Wo sie waren, mit wem sie gesprochen, was sie gekauft haben, alle Veränderungen auf ihren Bankkonten. Und befragen Sie auch ihre Familien und Freunde in aller Schärfe. Fordern Sie alle Ressourcen an, die Sie brauchen.«

»Vielen Dank, Sir.«

»Macbeth, Sie haben zu diesem Fall bereits viel beigetragen, aber ich brauche mehr. Überprüfen Sie, inwieweit Ihr Dezernat die Tat mit den großen Akteuren in Verbindung bringen kann. Wer profitiert am meisten

davon, Duncan loszuwerden?»

»Ist das nicht ziemlich offensichtlich?«, sagte Macbeth. »Wir haben Swenos Stoff im Fluss versenkt, zwei seiner Männer getötet und die Hälfte der Norse Riders verhaftet. Das ist Swenos Rache und ...«

»Es ist keineswegs offensichtlich«, entgegnete Malcolm.

Die anderen starteten den Deputy Chief Commissioner überrascht an.

»Für Sweno wäre eine Fortsetzung von Duncans Feldzug nur von Vorteil.« Malcolm tippte mit den Fingern auf einige Jetons, die nach der hastigen Evakuierung noch immer auf dem Tisch lagen. »Wie lautete Duncans erstes Versprechen an diese Stadt? Er würde Hecate verhaften. Und nun, da die Norse Riders dezimiert sind, hätte Duncan alle zur Verfügung stehenden Kräfte auf Hecate konzentriert. Und hätte Duncan Erfolg gehabt, was wäre die Folge gewesen?«

»Er hätte den Markt für Sweno freigeräumt, für ein mögliches Comeback«, sagte Lennox.

»Ganz ehrlich«, sagte Macbeth, »glauben Sie wirklich, dass ein rachsüchtiger Sweno derart rational an die Sache herangehen würde?« Malcolm hob kaum merklich eine Augenbraue. »Ein Mann aus einfachsten Verhältnissen, ohne Bildung, ohne weitere Verbündete, dem das profitabelste Geschäft seit dreißig Jahren zunichtegemacht wurde. Könnte der rational über die finanziellen Perspektiven nachdenken? Wäre er dazu in der Lage, auf seine Rache zu verzichten, weil er abwägt, was langfristig vorteilhaft für sein Geschäft sein könnte?«

»Okay«, sagte Duff. »Hecate wäre derjenige, der am meisten davon profitiert, dass Duncan nicht mehr da ist. Sie gehen also davon aus, dass er dahintersteckt?« Er schaute Malcolm an.

»Ich gehe von gar nichts aus. Aber wie wir wissen, ist Duncans extreme Priorisierung der Jagd auf Hecate in aller Munde gewesen. Hecate würde also jeden möglichen Nachfolger Duncan vorziehen.«

»Vor allem wenn es ein Nachfolger wäre, auf den Hecate persönlichen Einfluss hätte«, sagte Duff. Als ihm klar wurde, was er damit angedeutet hatte, schloss er sofort die Augen. »Entschuldigung, ich wollte nicht ...«

»Schon in Ordnung«, sagte Malcolm. »Wir können hier ganz offen sprechen, und was Sie sagen, ergibt sich aus meinen Argumenten. Hecate könnte glauben, dass er es leichter hätte als unter Duncan. Also wollen wir

ihm zeigen, wie sehr er sich irrt.« Malcolm schob alle Jetons auf Schwarz.
»Unsere Arbeitshypothese lautet also Hecate. Aber hoffen wir einfach mal,
dass wir um sechs schon mehr wissen. Also, ans Werk.«

Banquo spürte, wie der Schlaf von ihm abfiel, wie der Traum von ihm wich.
Er blinzelte. Hatten ihn die Kirchenglocken geweckt? Nein. Da war etwas
im Zimmer. Eine Gestalt, die am Fenster saß, das gerahmte Foto betrachtete
und ihn jetzt, ohne aufzuschauen, ansprach. »Kater?«

»Macbeth. Wie ...?«

»Fleance hat mich reingelassen. Er wohnt jetzt also in meinem alten
Zimmer. Selbst die alten Schuhe trägt er auf, die du mir damals gekauft
hast.«

»Wie spät ist es denn?«

»Und dabei hatte ich gedacht, derart spitze Schuhe wären längst aus der
Mode.«

»Deshalb hattest du sie hiergelassen. Aber Fleance würde alles
anziehen, wenn es mal dir gehört hat.«

»Überall Bücher und Schulkram. Er arbeitet wirklich hart, hat das Zeug,
es bis nach ganz oben zu schaffen.«

»Ja, er wird es schaffen.«

»Aber wie wir beide wissen, reicht das manchmal eben nicht, um an die
Spitze zu kommen. Man ist bloß einer von vielen. Auf die richtige
Gelegenheit kommt es an. Man muss die Fähigkeit und den Mut haben,
zuzuschlagen, wenn sich der entscheidende Augenblick ergibt. Weißt du
noch, wer dieses Foto gemacht hat?«

Macbeth hielt es hoch. Fleance und Banquo unter dem toten Apfelbaum.
Der Schatten des Fotografen, der auf sie fiel.

»Du. Was willst du?« Banquo rieb sich das Gesicht. Macbeth hatte
recht: Er hatte wirklich einen Kater.

»Duncan ist tot.«

Banquos Hände fielen auf die Bettdecke. »Was hast du gesagt?«

»Seine Leibwächter haben ihn letzte Nacht im Inverness erstochen.«

Banquo spürte Übelkeit in sich aufsteigen und musste mehrere Male tief
einatmen, um sich nicht zu übergeben.

»Das ist die Gelegenheit«, sagte Macbeth. »Die Weggabelung. Von hier führt ein Weg in die Hölle und der andere zum Himmel. Ich bin hier, um dich zu fragen, welchen du wählst.«

»Was meinst du damit?«

»Ich will wissen, ob du mir folgen wirst.«

»Das hab ich dir doch schon gesagt. Die Antwort lautet Ja.«

Macbeth wandte sich ihm zu. Lächelte. »Und das kannst du sagen, ohne zu wissen, ob es der Weg zum Himmel ist oder der zur Hölle?« Sein Gesicht war blass, seine Pupillen unnatürlich klein. Musste am grellen Morgenlicht liegen. Denn hätte Banquo Macbeth nicht besser gekannt, er hätte glauben können, er wäre wieder high. Er wollte den Gedanken von sich schieben, doch in diesem Augenblick brach die Gewissheit über ihn herein wie ein Schwall eiskaltes Wasser.

»Warst du es?«, fragte Banquo. »Hast du ihn umgebracht?«

Macbeth legte den Kopf schief und musterte Banquo. Musterte ihn, wie man einen Fallschirm mustert, bevor man springt, eine Frau, bevor man versucht, sie zum ersten Mal zu küssen.

»Ja«, sagte er. »Ich habe Duncan umgebracht.«

Banquo fiel es schwer zu atmen. Er kniff die Augen zusammen. Hoffte, dass Macbeth, dass dies alles verschwunden sein würde, wenn er sie wieder aufschlug. »Und was jetzt?«

»Jetzt muss ich Malcolm umbringen«, hörte er Macbeth sagen. »Das heißt, *du* musst Malcolm umbringen.«

Banquo öffnete die Augen.

»Für mich«, sagte Macbeth. »Und für meinen Kronprinzen, für Fleance.«

Banquo saß im schwachen Licht des Kellers und hörte, wie Fleance über ihm auf und ab stampfte. Der Junge wollte hinaus. Freunde treffen. Vielleicht ein Mädchen. Es wäre gut für ihn.

Banquo ließ die Kette zwischen seinen Fingern hindurchgleiten.

Er hatte Macbeth die Zusage gegeben. Warum? Warum war es ihm so leichtgefallen, diese Grenze zu überschreiten? Lag es an Macbeths Versprechen, dass er ein Kämpfer aus dem Volk, mit dem Volk und für das Volk sein würde – auf eine Art, wie es ein Vertreter der Oberschicht wie Malcolm niemals sein könnte? Nein. Es lag daran, dass man einfach nicht Nein sagen konnte, wenn es um den eigenen Sohn ging. Und noch weniger, wenn es um zwei ging.

Macbeth behauptete, sie folgten dem Ruf des Schicksals, wenn sie den Weg zum Büro des Chief Commissioners freiräumten. Er hatte nicht erwähnt, dass eigentlich Lady der Kopf war, der dahintersteckte. Das war auch nicht nötig. Macbeth bevorzugte einfache Pläne. Pläne, die nicht zu viel Nachdenken in kritischen Situationen erforderten. Banquo schloss die Augen. Versuchte, es sich vorzustellen. Wie Macbeth als Chief Commissioner das Ruder übernahm und mit uneingeschränkter Macht die Stadt beherrschte, genauso wie Kenneth, aber mit der ehrlichen Absicht, sie zu einem besseren Ort für all ihre Bürger zu machen. Wenn man die weitreichenden Reformen durchsetzen wollte, die dafür nötig waren, konnte man keine Rücksicht auf demokratische Prozesse nehmen: Sie dauerten zu lange und ließen die Einfältigkeit ins Kraut schießen. Eine starke, gerechte Hand. Und im Alter würde Macbeth das Ruder an Fleance abgeben. Bis dahin würde Banquo glücklich an Altersschwäche gestorben sein. Vielleicht konnte er es sich deshalb nicht vorstellen.

Banquo hörte, wie die Haustür zugeschlagen wurde.

Aber es musste so kommen, auch wenn Zukunftsaussichten dieser Art Zeit brauchten, um vollkommen klar zu werden.

Er zog seine Handschuhe an.

Es war halb sechs. Der Regen hämmerte auf die Pflastersteine und die Windschutzscheibe von Malcolms Chevelle 454 SS hinunter, als er sich seinen Weg durch die Straßen bahnte. Er war sich bewusst, wie dumm es gewesen war, mitten in einer Ölkrise einen derartigen Spritschlucker zu kaufen. Immerhin hatte er ihn gebraucht erstanden und, wie er fand, zu einem vernünftigen Preis, aber es blieb immer noch das Argument der ökologischen Verantwortung, bei dem er klein begeben musste. Zuerst bei seiner umweltbewussten Tochter, dann bei Duncan, der ihm noch einmal vorgehalten hatte, dass Führungskräfte eine gewisse Bescheidenheit an den Tag legen sollten. Am Ende hatte Malcolm schlicht zu seinen Gefühlen gestanden: Seit seiner Kindheit hatte er diesen völlig übertriebenen amerikanischen Wagen geliebt. Duncan hatte erwidert, es zeige zumindest, dass auch Ökonomen menschliche Wesen seien.

Er war nur schnell bei sich zu Hause vorbeigefahren, um zu duschen und sich umzuziehen, was zum Glück nicht viel Zeit gekostet hatte, schließlich war Sonntag, und auf den Straßen herrschte nur wenig Verkehr. Am Eingang zum Hauptquartier erwartete ihn bereits ein großer Presseauflauf, vermutlich in der Hoffnung auf einen Kommentar oder ein Foto, und zwar ein besseres, als sie es bei der Pressekonferenz um halb sieben würden aufnehmen können. Bürgermeister Tourtell hatte im Fernsehen bereits ein Statement abgegeben: »Unbegreiflich«, »eine Tragödie«, »unsere Gedanken sind bei der Familie« und »die Stadt muss sich vereint gegen das Verbrechen stellen«. Diese und viele andere große Worte hatte er verloren. Malcolms im Vergleich dazu minimaler Kommentar bestand bloß darin, die Presse um Verständnis zu bitten. Sein Fokus liege in diesem Augenblick auf den Ermittlungen, daher verwies er sie auf die Pressekonferenz.

Malcolm fuhr die Rampe in die Tiefgarage hinab, nickte dem Parkwächter zu, der die Schranke öffnete, und schlug das Lenkrad ein. Wie weit der eigene Parkplatz vom Fahrstuhl entfernt war, entsprach der Position, die man in der Hierarchie einnahm. Als Malcolm seinen Wagen abstellte, wurde ihm schlagartig klar, dass er rein formell berechtigt gewesen

wäre, auf dem vordersten Platz zu parken.

Er wollte gerade den Zündschlüssel abziehen, als sich die Tür auf der Beifahrerseite öffnete, jemand auf den Rücksitz huschte und bis hinter den Fahrersitz durchrutschte. Zum ersten Mal seit dem Mord an Duncan ließ Malcolm einen Gedanken zu: Der Job des Chief Commissioners brachte einem nicht nur einen Parkplatz, der näher am Fahrstuhl lag, sondern auch eine Todesdrohung, die immer und überall galt. Sicherheit war ein Privileg derer, die weiter weg parkten.

»Starten Sie den Wagen«, sagte die Person auf dem Rücksitz.

Malcolm schaute in den Rückspiegel. Die Gestalt hatte sich so rasch und so lautlos bewegt, dass er nur eins schlussfolgern konnte: Das SWAT-Training zahlte sich aus. »Gibt es irgendwelche Probleme, Banquo?«

»Ja, Sir. Wir haben Pläne aufgedeckt, dass ein Anschlag auf Ihr Leben geplant ist.«

»Hier im Polizeihauptquartier?«

»Ja. Fahren Sie bitte langsam. Wir müssen hier weg. Wir wissen noch nicht, wer von der Mannschaft involviert ist, aber wir gehen davon aus, dass es dieselben Leute sind, die Duncan umgebracht haben.«

Malcolm wusste, dass er Angst haben sollte. Und die hatte er auch. Aber sie war nicht so stark, wie er angenommen hätte. Oft lösten triviale Situationen – zum Beispiel wenn er auf einer Leiter stand und mit wütenden Wespen zu kämpfen hatte – geradezu erbärmliche, panikartige Reaktionen bei ihm aus. Aber jetzt, genau wie heute Morgen, schien es, als würde die Situation solch eine Form von Angst nicht erlauben; ganz im Gegenteil schärfte sie seine Fähigkeit, schnell und rational zu denken, und stärkte seine Entschlossenheit. Paradoxerweise beruhigte sie ihn sogar.

»Wenn das so ist, woher weiß ich dann, dass Sie nicht einer von ihnen sind, Banquo?«

»Wenn ich Sie umbringen wollte, wären Sie längst tot, Sir.«

Malcolm nickte. Etwas an Banquos Ton sagte ihm, dass der körperlich kleinere und weitaus ältere Mann es vermutlich mit bloßen Händen geschafft hätte, wenn er darauf aus gewesen wäre.

»Wo fahren wir hin?«

»Zum Containerhafen, Sir.«

»Warum nicht nach Hause zu ...«

»Sie wollen nicht, dass Ihre Familie in diesen Schlamassel mit hineingezogen wird, Sir. Ich erkläre es Ihnen, wenn wir da sind. Fahren Sie. Ich mache mich klein hier hinten. Am besten, keiner sieht mich, dann bekommt auch niemand mit, dass Sie Bescheid wissen.«

Malcolm fuhr hinaus, empfing ein Nicken des Wächters, die Schranke hob sich, und schon war er zurück im Regen.

»Ich habe ein Meeting in ...«

»Darum kümmert sich jemand.«

»Und die Pressekonferenz?«

»Darum auch. Sie sollten jetzt an sich denken. Und an Ihre Tochter.«

»Julia?« Jetzt konnte Malcolm sie doch noch spüren. Die Panik.

»Man wird sich um sie kümmern, Sir. Fahren Sie jetzt einfach. Wir sind bald da.«

»Was werden wir tun?«

»Was getan werden muss.«

Fünf Minuten später fuhren sie durch die Tore des Containerhafens. Seit einigen Jahren standen sie immer offen, da alle Versuche, die Obdachlosen und die Diebe fernzuhalten, nur eingetretene Fenster und aufgebrochene Schlösser zur Folge gehabt hatten. Es war Sonntag, also lag der Kai verlassen da.

»Parken Sie hinter dem Schuppen da«, sagte Banquo.

Malcolm folgte der Anweisung und stellte den Wagen neben einer Volvo-Limousine ab.

»Unterschreiben Sie das«, sagte Banquo und reichte ihm ein Blatt Papier samt Stift zwischen den Vordersitzen hindurch.

»Was ist das?«, fragte Malcolm.

»Ein paar Zeilen, die auf Ihrer Schreibmaschine geschrieben wurden«, sagte Banquo. »Lesen Sie vor.«

»Die Norse Riders haben gedroht, meine Tochter Julia zu töten ...« Malcolm hielt inne.

»Weiter«, sagte Banquo.

Malcolm räusperte sich. »... wenn ich ihnen nicht helfen würde, den Chief Commissioner umzubringen. Aber jetzt haben sie mich in der Hand und wollen, dass ich auch noch weitere Dienste für sie übernehme. Ich weiß, solange ich lebe, wird meine Tochter in Gefahr sein. Deshalb – und weil ich

mich für meine Tat schäme – habe ich mich dazu entschlossen, mich zu ertränken.«

»So ist es«, sagte Banquo. »Nur Ihre Unterschrift auf diesem Brief kann Ihre Tochter retten.«

Malcolm drehte sich zu Banquo auf dem Rücksitz um. Starrte in den Lauf der Waffe, die er in seiner behandschuhten Hand hielt.

»Es gibt gar keine Anschlägepläne auf mein Leben. Sie haben gelogen.«

»Ja und nein«, sagte Banquo.

»Sie haben mich hierhergelockt, damit Sie mich umbringen und in den Kanal werfen können.«

»Sie werden sich selbst ertränken, genau wie es in dem Brief steht.«

»Warum sollte ich das tun?«

»Die Alternative wäre, dass ich Ihnen jetzt in den Kopf schieße und zu Ihnen nach Hause fahre. Dann sieht der Selbstmordbrief so aus.« Banquo reichte ihm einen weiteren Zettel. »Nur das Ende ist anders.«

»Solange meine Tochter und ich am Leben sind, wird die Gefahr niemals aufhören. Deshalb habe ich mich dazu entschlossen, unserem Leben ein Ende zu setzen und ihr die Schande meiner Tat und ein Dasein in endloser Angst zu ersparen.« Malcolm blinzelte. Er verstand die Worte, sie ergaben einen Sinn, trotzdem musste er den Brief ein weiteres Mal lesen.

»Unterschreiben Sie jetzt, Malcolm.« Banquos Stimme klang beinahe tröstlich.

Malcolm schloss die Augen. Es war so still im Wagen, dass er das Knacken der Abzugsfedern in Banquos Waffe hören konnte. Dann öffnete er die Augen, nahm den Stift und setzte seine Unterschrift unter den ersten Brief. Metall klapperte auf dem Rücksitz. »Hier«, sagte Banquo. »Legen Sie sich die unter Ihrem Mantel um die Hüfte.«

Malcolm musterte die Reifenkette, die Banquo ihm reichte. Ein Gewicht.

Er nahm sie und band sie sich um die Hüfte, während sein Gehirn nach einem Ausweg suchte.

»Zeigen Sie mal«, sagte Banquo und zurrte die Ketten fester. Dann brachte er ein Vorhängeschloss daran an und ließ es einschnappen. Legte den unterschriebenen Brief auf den Beifahrersitz neben einen Schlüssel, von dem Malcolm annahm, dass er zum Vorhängeschloss gehörte.

»Kommen Sie.« Sie stiegen aus in den Regen. Mit seiner Waffe trieb Banquo Malcolm vor sich her am Rand des Kais entlang. Auf beiden Seiten des engen Kanals standen Wände aus Containern. Selbst wenn Leute auf dem Hauptkai unterwegs gewesen wären, hätten sie sie hier nicht sehen können.

»Halt«, sagte Banquo.

Malcolm starrte über die schwarze, glatte See, auf die der Regen einpeitschte wie ein Dompteur. Senkte den Blick und schaute auf das ölbedeckte, grünlich-schwarze Wasser hinunter, drehte sich dann um und richtete seinen Blick fest auf Banquo.

Banquo hob die Waffe. »Springen Sie, Sir.«

»Sie sehen nicht aus wie jemand, der einen Mord begehen will, Banquo.«

»Bei allem Respekt, Sir, ich glaube nicht, dass Sie wissen, wie solche Leute aussehen.«

»Stimmt wohl. Aber ich habe eine ziemlich gute Menschenkenntnis.«

»Die hat Sie jetzt im Stich gelassen.«

Malcolm streckte seine Arme aus. »Dann stoßen Sie mich.«

Banquo befeuchtete die Lippen. Verstärkte den Griff um die Waffe.

»Na, Banquo? Zeigen Sie mir den Killer, den Sie in sich haben.«

»Für einen Anzugträger sind Sie ziemlich abgebrüht, Sir.«

Malcolm senkte die Arme. »Das liegt daran, dass ich mich mit Verlust auskenne, Banquo. Genau wie Sie. Ich weiß, dass wir die meisten Verluste verkraften. Aber es gibt welche, bei denen es unmöglich ist, die unsere Existenz stärker bedrohen als unser eigener Tod. Ich weiß, dass Ihre Frau der Krankheit zum Opfer gefallen ist, die diese Stadt ihren Einwohnern gegeben hat.«

»Ach ja? Woher wollen Sie das wissen?«

»Duncan hat es mir erzählt. Und zwar weil ich meine erste Frau an dieselbe Krankheit verloren habe. Und wir haben darüber gesprochen, wie wir dafür sorgen können, dass so etwas in dieser Stadt nicht mehr passiert, dass selbst die mächtigsten Industriebosse sich vor Gericht verantworten müssen, wenn sie das Gesetz brechen, dass Mord Mord bleibt, ob er mit einer Waffe verübt wird oder durch das langsame Vergasen der Stadtbevölkerung, bei dem die Augen der Leute gelb werden und sie schon

lebendig riechen wie eine Leiche.«

»Dann haben Sie also bereits das verloren, was man nicht verlieren darf.«

»Nein. Man kann seine Frau verlieren, und trotzdem hat das eigene Leben noch einen Sinn. Weil man ein Kind hat. Eine Tochter. Einen Sohn. Es sind unsere Kinder, die wir nicht verlieren dürfen, Banquo. Wenn ich Julia jetzt damit rette, dass ich sterbe, dann muss es eben so sein, dann ist es das wert. Außerdem werden andere nach mir und Duncan kommen. Sie glauben es mir vielleicht nicht, aber die Welt ist voller Menschen, die Gutes wollen, Banquo.«

»Und wer entscheidet, was gut ist? Sie und die anderen Bosse?«

»Fragen Sie Ihr Herz, Banquo. Ihr Verstand wird Sie täuschen. Fragen Sie Ihr Herz.«

Malcolm sah, wie Banquo sein Gewicht von einem Fuß auf den anderen verlagerte. Malcolms Mund und seine Kehle waren trocken, er war bereits heiser. »Sie können uns mit so vielen Ketten behängen, wie Sie wollen, Banquo, es wird nichts nützen, weil wir sowieso wieder an die Oberfläche treiben werden. Was gut ist, steigt auf. Ich schwöre, ich werde irgendwann wieder auftauchen und Ihre Verbrechen ans Licht bringen.«

»Es sind nicht meine, Malcolm.«

»Hecates. Ihre. Sie sitzen im selben Boot. Und wir wissen, über welchen Fluss dieses Boot fahren wird und wo Sie bald enden werden.«

Banquo nickte langsam. »Hecate«, sagte er. »Genau.«

»Was?«

Banquo schien einen Punkt auf Malcolms Stirn anzustarren. »Sie haben recht, Sir. Ich arbeite für Hecate.« Malcolm versuchte, aus Banquos schwachem Lächeln schlau zu werden. Regen rann ihm übers Gesicht, und für Malcolm sah es fast aus, als würde er weinen. Zögerte er? Malcolm wusste, dass er weitersprechen, Banquo zum Reden bringen musste, denn jedes Wort, jede Sekunde verlängerte sein Leben. Vergrößerte die verschwindend geringe Chance, dass Banquo es sich doch noch anders überlegte oder jemand auftauchte.

»Warum soll ich ertrinken, Banquo?«

»Was?«

»Mich im Wagen zu erschießen und es wie Selbstmord aussehen zu

lassen, wäre doch viel leichter.«

Banquo zuckte mit den Schultern. »Es gibt viele Wege, einer Katze das Fell abzuziehen. Der Tatort ist unter Wasser. Keine Spuren, falls jemand Mord vermutet. Und Ertrinken ist viel angenehmer. Als würde man einschlafen.«

»Wie kommen Sie darauf?«

»Ich weiß es. Ich wäre in meiner Jugend zweimal beinahe ertrunken.«

Der Lauf von Banquos Waffe hatte sich unmerklich gesenkt. Malcolm schätzte die Entfernung zwischen ihnen ein.

Er schluckte. »Warum wären Sie beinahe ertrunken?«

»Weil ich auf der Ostseite der Stadt aufgewachsen bin und nie schwimmen gelernt habe. Ist es nicht komisch, dass es hier, in einer Stadt am Meer, immer noch Leute gibt, die ertrinken, wenn sie ins Wasser fallen? Also habe ich versucht, es meinem Sohn beizubringen. Das Verrückte ist, er hat es auch nicht gelernt. Vielleicht weil sein Lehrer ein Nichtschwimmer war. Wenn wir untergehen, gehen unsere Kinder auch unter, so wird unser Schicksal an die nächste Generation weitergegeben. Aber Leute wie Sie können natürlich schwimmen, Malcolm.«

»Daher die Ketten, nehme ich an.«

»Ja.« Der Lauf der Waffe hob sich wieder. Das Zögern war verschwunden, die Entschlossenheit in Banquos Augen zurückgekehrt. Malcolm atmete tief ein. Die Chance war da gewesen, nun war sie fort.

»Ob sie gute Menschen sind oder nicht«, sagte Banquo, »Leute wie Sie haben die Fähigkeit, sich über Wasser zu halten, die uns fehlt. Also muss ich sichergehen, dass Sie unten bleiben und nie wieder an der Oberfläche auftauchen. Wenn doch, habe ich meine Aufgabe nicht erfüllt. Verstehen Sie?«

»Verstehen?«

»Geben Sie mir Ihr Polizeiabzeichen.«

Malcolm nahm das Messingabzeichen aus seiner Jackentasche und reichte es Banquo, der es augenblicklich von sich schleuderte. Es flog über die Kante, traf aufs Wasser und versank. »Messing. Es glänzt, wird aber sofort auf den Grund sinken. Erdanziehung nennt man das, Sir, sie zieht alles mit sich hinab in den Dreck. Sie müssen verschwinden, Malcolm. Verschwinden Sie für immer.«

Im Konferenzraum schaute Macbeth auf seine Uhr. Neunundzwanzig Minuten nach sechs. Wieder öffnete sich die Tür, und eine Frau steckte ihren Kopf herein. Macbeth erkannte sie, es war Lennox' Assistentin. Es sei immer noch nicht möglich, Malcolm zu erreichen, sagte sie. Bisher wusste man nur, dass er im Hauptquartier angekommen war, dann aber in der Tiefgarage gewendet hatte und wieder weggefahren war. Und niemand, nicht einmal seine Tochter Julia, hatte eine Ahnung, wo er steckte.

»Danke, Priscilla«, sagte Lennox und wandte sich den anderen zu. »Dann, denke ich, sollten wir dieses Meeting damit beginnen, dass ...«

Macbeth wusste, dass dies der Augenblick war, von dem Lady gesprochen hatte. Der Augenblick des Machtvakuum, in dem derjenige, der die Initiative ergriff, als neuer Anführer identifiziert werden würde. Deshalb unterbrach er Lennox mit deutlich vernehmbarer Stimme.

»Entschuldigen Sie, Lennox.« Macbeth wandte sich der Tür zu. »Priscilla, würden Sie einen Suchbefehl nach Malcolm und seinem Wagen rausgeben? Verständigen Sie vorläufig nur die Streifenwagen über Funk, aber formulieren Sie es bitte so undramatisch wie möglich. Das Hauptquartier möchte so schnell wie möglich mit ihm Kontakt aufnehmen. So was in der Art, vielen Dank.« Er schaute die Kollegen an. »Tut mir leid, dass ich Ihre Assistentin behelligen muss, Lennox, aber ich denke, Sie alle teilen meine Sorge. Okay, lassen Sie uns mit dem Meeting beginnen. Hat jemand etwas dagegen, dass ich den Vorsitz übernehme, bis Malcolm eintrifft?«

Er ließ seinen Blick von einem zum anderen wandern. Caithness. Lennox. Duff. Sah, wie sie nachdachten, bevor ihnen klar wurde, was Lennox nach einem Räuspern etwas steif zum Ausdruck brachte: »Sie sind der Ranghöchste, Macbeth. Nur zu.«

»Vielen Dank, Lennox. Würde es Ihnen übrigens was ausmachen, das Fenster hinter sich zu schließen? Also, fangen wir mit den Leibwächtern an. Hat die Antikorrupptionseinheit irgendwas rausgefunden?«

»Noch nicht«, sagte Lennox, während er versuchte, den Fensterriegel zum Einrasten zu bringen. »Nichts deutet auf irgendwelche Unregelmäßigkeiten oder auf etwas Verdächtiges hin. Ich würde sogar sagen, dass einzig Verdächtige ist das Fehlen von Unregelmäßigkeiten.«

»Nichts Verdächtiges, keine Verbindungen, keine unerwarteten Käufe

von Luxusgütern oder auffällige Kontobewegungen?»

Lennox schüttelte den Kopf. »Sie scheinen so sauber zu sein wie strahlende Ritter.«

»Meine Vermutung ist, sie *waren* sauber«, sagte Duff. »Aber selbst die strahlendsten Ritter kann man zu Fall bringen und korrumpieren, wenn man den Schwachpunkt in ihrer Rüstung findet. Und den hat Hecate gefunden.«

»Dann können wir das auch«, entgegnete Macbeth. »Suchen Sie weiter, Lennox.«

»Das tun wir.« Das nicht ausgesprochene respektvolle »Sir« am Ende des Satzes hallte so laut nach, dass alle es hören konnten.

»Du hast erwähnt, dass du mit den Undercoverleuten aus deiner alten Abteilung gesprochen hast, Duff?«

»Sie sagen, der Mord sei für alle, die auf der Straße arbeiten, der reinste Schock gewesen. Keiner wusste irgendwas. Aber alle sind überzeugt, dass Hecate dahinterstecken muss. Ein junger Typ unten am Hauptbahnhof hat erwähnt, dass angeblich ein Polizeibeamter da war und Stoff haben wollte – ich weiß nicht, ob das einer unserer verdeckten Ermittler war, aber es war eindeutig keiner von den Leibwächtern. Wir suchen weiter nach Hinweisen, die uns zu Hecates Aufenthaltsort führen könnten. Aber das ist – wie wir wissen – mindestens genauso schwierig, wie Sweno zu finden.«

»Danke, Duff. Spurensicherung. Caithness?«

»Erwartungsgemäße Ergebnisse«, sagte sie und schaute auf die Notizen vor sich. »Wir haben im Zimmer des Verstorbenen verschiedene Fingerabdrücke gefunden, und sie stimmen überein mit denen der drei Zimmermädchen, der Leibwächter und derjenigen, die später im Raum waren – Lady, Macbeth und Duff. Sowie zwei Abdrücke, die wir erst einmal nicht identifizieren konnten. Inzwischen haben wir sie aber den beiden vorherigen Gästen des Zimmers zugeordnet. Wenn ich also von erwartungsgemäßen Ergebnissen spreche, stimmt das nicht ganz, für gewöhnlich sind Hotelzimmer voller unidentifizierbarer Fingerabdrücke.«

»Die Besitzerin des Inverness nimmt es mit der Reinigung sehr genau«, sagte Macbeth trocken.

»Die Pathologie bestätigt, dass der Tod auf die zwei Stichwunden zurückzuführen ist. Die Wunden passen zu den beiden Dolchen, die wir gefunden haben. Man hat sie zwar an den Laken und der Kleidung der

Leibwächter abgewischt, es war aber noch mehr als genug Blut an den Klingen und Griffen, um sicher zu sagen, dass es von dem Verstorbenen stammt.«

»Können wir Duncan sagen?«, fragte Macbeth. »Anstatt ›der Verstorbene‹?«

»Wie Sie wollen. Einer der Dolche ist blutiger als der andere, da mit ihm die Hauptschlagader des Ver... da mit ihm Duncans Hauptschlagader getroffen wurde. Daher der große Blutfleck auf der Bettdecke, den Sie auf diesem Foto sehen können.« Caithness schob ein Schwarz-Weiß-Foto in die Mitte des Tisches, das die anderen pflichtschuldig betrachteten. »Der vollständige Autopsiebericht wird morgen Vormittag vorliegen. Dann können wir mehr sagen.«

»Mehr *worüber?*«, fragte Duff. »Darüber, was er zum Abendessen gegessen hat? Wissen wir doch, wir haben ja alle dasselbe gegessen. Oder welche Krankheiten er hatte, an denen er *nicht* gestorben ist? Wenn wir schnell vorankommen wollen, ist es entscheidend, dass wir uns jetzt auf die wichtigen Informationen konzentrieren.«

»Eine Autopsie«, sagte Caithness, und Macbeth bemerkte das leichte Zittern in ihrer Stimme, »kann den angenommenen Tathergang bestätigen oder infrage stellen. Und das würde ich durchaus als wichtig bezeichnen.«

»Das ist es auch, Caithness«, sagte Macbeth. »Sonst noch was?«

Sie zeigte noch einige weitere Fotos, sprach über andere medizinische und technische Details, aber nichts davon widersprach dem allgemeinen Konsens: dass die beiden Leibwächter Duncan getötet hatten. Ebenso herrschte Einigkeit darüber, dass bei den Wächtern kein persönliches Motiv zu finden war, also andere Kräfte hinter dem Mord stecken mussten. Die darauf folgende Diskussion, ob jemand anderer als Hecate dafür infrage kam, fiel kurz und wenig produktiv aus.

Macbeth schlug vor, die Pressekonferenz auf zehn Uhr zu verschieben, solange Malcolm noch nicht gefunden und auf den neuesten Stand gebracht worden war. Lennox wies darauf hin, dass neun für die Presse eine bessere Zeit sei, da sie sonntags eine frühe Deadline hatten.

»Vielen Dank, Lennox«, sagte Macbeth. »Aber für uns ist unser eigener Zeitplan entscheidend und nicht die Verkaufszahlen der morgigen Ausgabe.«

»Ich halte das für dumm«, wandte Lennox ein. »Wir sind das neue Leitungsteam, und es ist unklug, es sich schon bei der ersten Gelegenheit mit der Presse zu verscherzen.«

»Ihre Meinung ist vermerkt worden«, sagte Macbeth. »Wenn Malcolm nicht auftaucht und etwas Gegenteiliges anordnet, treffen wir uns hier um neun wieder und gehen durch, was bei der Pressekonferenz gesagt werden muss.«

»Und wer hält die Pressekonferenz ab?«, fragte Duff.

Bevor Macbeth Gelegenheit zur Antwort bekam, öffnete sich die Tür. Es war Priscilla, Lennox' Assistentin.

»Entschuldigen Sie die Unterbrechung«, sagte sie. »Eine Streife meldet, dass Malcolms Wagen am Containerhafen steht. Er ist leer, und von Malcolm selbst fehlt jede Spur.«

Macbeth kostete die Stille im Raum aus. Genoss das Wissen, das er ihnen voraus hatte. Und die Macht, die es ihm verlieh.

»Wo am Containerhafen?«, fragte er.

»Am Kai bei einem der Kanäle.«

Macbeth nickte langsam. »Schicken Sie Taucher.«

»Taucher?«, fragte Lennox. »Ist das nicht ein bisschen voreilig?«

»Ich glaube, Macbeth hat recht«, unterbrach Priscilla, und die anderen wandten sich ihr verblüfft zu. Sie schluckte. »Sie haben auf dem Beifahrersitz ein Schreiben gefunden.«

Die Pressekonferenz begann pünktlich um zehn. Als Macbeth Scone Hall betrat und zum Podium ging, flammten von überall Kamerablitzte auf und warfen seinen Schatten in grotesken Zuckungen an die Wand. Er legte seine Papiere auf dem Pult ab und schaute einige Sekunden auf sie hinab. Dann räusperte er sich und ließ den Blick über die voll besetzten Stuhlreihen wandern. Er hatte nie gern vor Publikum gesprochen. Früher, lange war es her, hatte der bloße Gedanke daran ihm mehr Angst eingejagt als die waghalsigste Mission. Aber es war besser geworden. Heute, an diesem Abend, fühlte er sich regelrecht euphorisch. Er würde es genießen. Weil er die Kontrolle hatte und etwas wusste, was sie nicht wussten. Und weil er gerade eine Linie Brew durchgezogen hatte. Mehr brauchte er nicht.

»Guten Abend, ich bin Inspector Macbeth, Leiter des Dezernats für Organisierte Kriminalität. Wie Sie wissen, wurde Chief Commissioner Duncan heute Morgen um sechs Uhr vierundzwanzig ermordet im Inverness-Casino aufgefunden. Daraufhin wurden die beiden vorläufig Tatverdächtigen, die für Duncans Personenschutz zuständigen Polizeibeamten Andrianov und Hennessy, von den Einsatzkräften im angrenzenden Raum durch Schüsse tödlich verletzt, als sie sich der Festnahme entziehen wollten. Vor einer Stunde ist Ihnen ein detaillierter Bericht über die Ereignisse ausgehändigt worden, über unseren aktuellen Ermittlungsstand sowie unsere vorläufigen Mutmaßungen über den Fall. Diese Punkte können wir also schnell abhaken. Aber ich würde gern noch einige Ergänzungen machen, die eher technischer Natur sind.«

Macbeth hielt den Atem an, und einer der Journalisten konnte sich nicht zurückhalten.

»Was wissen Sie über Malcolm?«, lautete die Frage.

»Ist er tot?«, warf ein anderer Journalist ein.

Macbeth schaute auf seine Notizen hinunter. Schob sie beiseite.

»Wenn Sie der Ansicht sind, dass wir Sie bereits ausreichend über den

Mord an Chief Commissioner Duncan informiert haben, können wir auch über das Verschwinden des Deputy Chief Commissioners sprechen.«

»Nein, aber geben Sie uns zuerst die wichtigsten Neuigkeiten, uns sitzen die Abgabetermine im Nacken.«

»Okay«, sagte Macbeth. »Deputy Chief Commissioner Malcolm ist – wie Sie bereits zu wissen scheinen – bei unserer Besprechung heute Abend im Hauptquartier nicht erschienen. An einem Tag, an dem man den Chief Commissioner tot aufgefunden hat, ist dies natürlich beunruhigend. Also haben wir eine Suche eingeleitet und Malcolms Wagen am Nachmittag am Containerhafen aufgefunden. Daraufhin wurde die Umgebung abgesucht, auch von Tauchern. Gefunden haben sie ...«

»Die Leiche?«

»... dies.« Macbeth hielt ein rundes Stück Metall hoch, das im Licht der Fernscheinscheinwerfer aufblitzte. »Dies ist Malcolms Polizeiabzeichen, und es wurde beim Kai im Hafenbecken gefunden.«

»Glauben Sie, dass ihn jemand getötet hat?«

»Sieht so aus«, sagte Macbeth, ohne mit der Wimper zu zucken, in die nachfolgende Stille hinein. »Wenn wir Malcolm selbst mit einbeziehen.« Er ließ seinen Blick über die Anwesenden gleiten und fuhr fort: »Auf dem Beifahrersitz seines Wagens lag ein Schreiben.«

Macbeth nahm den Brief zur Hand. Räusperte sich.

»Die Norse Riders haben gedroht, meine Tochter Julia zu töten, wenn ich ihnen nicht helfen würde, den Chief Commissioner umzubringen. Aber jetzt haben sie mich in der Hand und wollen, dass ich auch noch weitere Dienste für sie übernehme. Ich weiß, solange ich lebe, wird meine Tochter in Gefahr sein. Deshalb – und weil ich mich für meine Tat schäme – habe ich mich dazu entschlossen, mich zu ertränken. Der Brief trägt die Unterschrift des Deputy Chief Commissioners.«

Macbeth schaute zu den versammelten Journalisten auf. »Die erste Frage, die wir uns gestellt haben – und die Sie sich jetzt vermutlich ebenfalls stellen –, war, ob dieser Brief überhaupt echt ist. Unsere Spurensicherung hat bereits bestätigt, dass der Brief auf Malcolms Schreibmaschine im Hauptquartier geschrieben wurde. Der Papierbogen trägt Malcolms Fingerabdrücke, und es handelt sich auch um seine Unterschrift.«

Es war, als bräuchte der Raum einige Sekunden, um die Information zu

verdauen. Dann schallten ihm die Fragen entgegen.

»Gibt es noch irgendwelche anderen Hinweise, die bestätigen, dass Malcolm hinter dem Mord an Duncan gesteckt hat?«

»Wie konnte Malcolm denn den Norse Riders dabei helfen, Duncan zu ermorden?«

»Welche Verbindung bestand zwischen Malcolm und den Leibwächtern?«

»Glauben Sie, dass noch andere Polizeibeamte involviert sind?«

Macbeth hob abwehrend die Hände. »Ich werde jetzt keinerlei Fragen zum Mord an Duncan beantworten, da wir bisher lediglich spekulieren können. Nur Fragen zu Malcolms Verschwinden. Und eine nach der anderen, bitte.«

Stille. Dann sagte die einzige Journalistin im Raum: »Soll das also heißen, dass Sie Malcolms Abzeichen gefunden haben, ihn selbst aber nicht?«

»Wir haben es mit einem sehr schlammigen Untergrund zu tun, und das Wasser in unserem Hafen ist nicht das sauberste. Eine leichte Metallmarke sinkt nicht zwangsläufig so tief in den Schlamm ein wie ein menschlicher Körper, außerdem reflektiert Messing das Licht. Die Taucher werden wohl noch Zeit brauchen, um Deputy Chief Commissioner Malcolm zu finden.«

Macbeth sah zu, wie die Journalisten sich über ihre Blöcke beugten und sich Notizen machten.

»Ist der eigentliche Grund nicht der, dass die Strömungen den Leichnam davontreiben?«, fragte eine Stimme mit rollenden Rs.

»Ja«, entgegnete Macbeth und erkannte das Gesicht hinter der Stimme. Einer der wenigen, die sich keine Notizen machten. Walt Kite. Es war nicht nötig, das Mikrofon des Radiosenders war direkt vor Macbeth platziert worden.

»Wenn Malcolm Duncan getötet und es anschließend bereut hat, warum ...«

»Halt.« Macbeth hob eine Hand. »Wie gesagt, werde ich keine Fragen über den Mord an Chief Commissioner Duncan beantworten, bis wir mehr über den Hergang wissen. Und nun verstehen Sie bitte, dass wir unsere Arbeit fortsetzen müssen. Unser Hauptaugenmerk liegt darauf, die Ermittlungen so schnell und effektiv voranzutreiben, wie es uns die zur

Verfügung stehenden Mittel erlauben. Außerdem müssen wir möglichst bald einen Chief Commissioner ernennen, damit die Polizei ihre Arbeit für diese Stadt weiterhin ohne Einschränkungen leisten kann.«

»Ist es korrekt, dass Sie in der Zwischenzeit die Position des Chiefs innehaben, Macbeth?«

»Theoretisch ja.«

»Und praktisch?«

»Praktisch ...« Macbeth hielt inne. Warf einen raschen Blick auf seine Zettel. Befeuchtete die Lippen. »... verfügen wir über eine Gruppe erfahrener Dienststellenleiter, die bereits das Ruder in die Hand genommen haben. Ich scheue mich nicht zu sagen, dass alles unter Kontrolle gebracht wurde. Und ich scheue mich auch nicht, hinzuzufügen, dass es keine leichte Aufgabe sein wird, in Duncans Fußstapfen zu treten. Chief Commissioner Duncan war ein Visionär, ein Held. Er ist im Kampf gegen die Mächte des Bösen gefallen, die heute glauben, einen Sieg davongetragen zu haben.« Er umklammerte das Pult und beugte sich vor. »Aber sie haben nur eines erreicht: dass wir noch entschlossener sind, diese verlorene Schlacht zum Auftakt für den endgültigen Sieg des Guten werden zu lassen. Der Gerechtigkeit. Der Sicherheit. Damit wir unseren Wohlstand wiedererlangen, ihn neu aufbauen können. Aber das schaffen wir nicht allein; dafür brauchen wir Ihr Vertrauen und das Vertrauen der Stadt. Wenn wir das haben, werden wir die Arbeit fortführen können, die Chief Commissioner Duncan begonnen hat. Und ich würde Ihnen gern ...« Er hielt inne, um wie zum Schwur eine Hand zu heben. »... persönlich garantieren, dass wir nicht eher ruhen werden, bis wir die Ziele erreicht haben, die Duncan für diese Stadt und für alle – für *alle* – ihre Bürger gesteckt hat.«

Macbeth ließ das Pult los und richtete sich auf. Schaute die Gesichter an, die vor ihm zu einem Meer aus Augen und offenen Mündern verschwammen. Nein, er hatte keine Angst. Er sah die Wirkung und genoss noch immer den Klang seiner Worte. Ladys Worte. Er hatte sich genau im abgesprochenen Augenblick vorgebeugt. Sie hatte es ihm vor dem Spiegel eingeschrärfert und ihm erklärt, wie eine aggressive Haltung den Eindruck von spontaner Leidenschaft und Kampfbereitschaft erzeugte. Dass Körpersprache insgesamt wichtiger war als alle Worte, weil sie den Verstand umgeht und direkt zum Herzen spricht.

»Die nächste Pressekonferenz wird morgen Vormittag um elf Uhr hier in Scone Hall stattfinden. Ich danke Ihnen.«

Macbeth sammelte seine Papiere ein, und ein allgemeines enttäusches Seufzen war zu hören, bevor ein Sturm von Protesten und Fragen losbrach. Macbeth ließ den Blick durch den Saal wandern. Er wäre gern noch ein Weilchen hiergeblieben. Es fiel ihm schwer, aber im letzten Moment schaffte er es, ein Lächeln zu unterdrücken.

Er sieht aus wie der gottverdammte Kapitän eines Schiffs, dachte Duff, der in der ersten Reihe saß. Ein Kapitän, der furchtlos auf die stürmische See hinausblickt. Irgendwer hat ihm das beigebracht. Das ist nicht der Macbeth, den ich kenne. Kannte.

Macbeth nickte kurz, marschierte über das Podium und verschwand durch die Tür, die Priscilla ihm aufhielt.

»Nun, was meinen Sie, Lennox?«, fragte Duff, während die Journalisten hinter ihnen immer noch lautstark eine Zugabe einforderten.

»Ich bin bewegt«, sagte der rothaarige Inspector. »Und inspiriert.«

»Ganz genau. Das war eher eine Wahlkampfreden als eine Pressekonferenz.«

»Sie können es so auslegen oder einfach als einen cleveren und verantwortungsbewussten Schachzug interpretieren.«

»Verantwortungsbewusst?« Duff schnaubte verächtlich.

»Eine Stadt, ein Land beruhen auf gewissen Vorstellungen. Auf der Vorstellung, dass man Geldscheine gegen Gold eintauschen könnte, dass unsere Anführer an Sie und mich denken und nicht bloß an ihren eigenen Vorteil, dass Verbrechen bestraft werden. Würden wir an diese Vorstellungen nicht glauben, würde unsere Gesellschaft in erschreckend kurzer Zeit auseinanderfallen. Und in einer Situation, in der die Anarchie schon vor der Tür steht, hat Macbeth uns beruhigt. Er hat uns versichert, dass die öffentlichen Institutionen der Stadt noch vollkommen intakt sind. Die Rede war eines Regenten würdig.«

»Oder einer Regentin.«

»Sie glauben, es waren Ladys Worte und nicht die von Macbeth?«

»Frauen kennen sich mit dem Herz des Menschen aus und wissen, wie man es ansprechen muss. Denn das Herz ist die Frau in uns. Selbst wenn das Gehirn größer ist, mehr redet und glaubt, dass der Ehemann Herr im Haus

ist, ist es das Herz, das insgeheim die Entscheidungen trifft. Die Rede hat Ihr Herz berührt, und Ihr Verstand läuft freudig hinterher. Glauben Sie mir, Macbeth ist das nicht gegeben; die Rede ist ihr Werk.«

»Und wenn schon. Wir brauchen alle eine bessere Hälfte. Solange das gewünschte Resultat dabei herauskommt, spielt es keine Rolle, ob der Teufel persönlich dahintersteckt. Sie sind doch nicht eifersüchtig auf Macbeth, oder, Duff?«

»Eifersüchtig?« Duff schnaubte erneut. »Warum sollte ich? Er sieht aus und redet wie ein wahrer Anführer, und wenn er auch wie einer handelt, ist es für uns alle das Beste, dass er uns anführt und kein anderer.«

Hinter ihnen wurden Stühle gerückt. Macbeth war nicht zurückgekommen, und die Redaktionsschüsse rückten näher.

Es war eine Stunde vor Mitternacht. Der Wind hatte nachgelassen, aber der Müll und die Trümmer vom Sturm der vergangenen Nacht wehten noch immer durch die Straßen. Feuchte Nordwestböen bliesen kräftig in den Durchgängen des Bahnhofs, heulten vorbei an einem Bündel, das an einer Wand lag und – einige Meter weiter – an einem Mann, der sich einen Schal um Nase und Mund gebunden hatte.

Strega ging zu ihm.

»Angst, dass man dich erkennt, Macbeth?«

»Sch, sag nicht meinen Namen. Ich habe heute Abend vor Kameras eine Rede gehalten, und ich fürchte, ich habe meine Anonymität verloren.«

»Ich hab die Abendnachrichten gesehen, ja. Du hast gut ausgesehen da oben. Ich habe beinahe alles, was du gesagt hast, geglaubt. Aber ich muss zugeben, einem schönen Gesicht hab ich schon immer alles abgenommen.«

»Woran liegt es eigentlich, dass du sofort auftauchst, wenn ich hier ankomme, Strega?«

Sie lächelte. »Brew?«

»Hast du irgendwas anderes? Speed? Kokain? Von Brew bekomme ich so schlimme Träume und auch Halluzinationen.«

»Es war der Sturm, nicht Brew, der deine schlechten Träume verursacht hat, Macbeth. Ich selbst fasse das Zeug nicht an, und doch habe ich geträumt, dass von dem Donner alle Hunde wahnsinnig geworden wären.

Ich habe gesehen, wie sie mit Schaum vorm Maul aufeinander losgegangen sind. Und wie sie sich gegenseitig bei lebendigem Leib aufgefressen haben. Ich war schweißgebadet, als ich aufgewacht bin, und sehr erleichtert.«

Macbeth deutete auf das Bündel im Gang. »Da hast du deinen Traum.«

»Was ist das?«

»Ein halb aufgefressener Hundekadaver, erkennst du das nicht?«

»Ich glaube, du hast schon wieder Halluzinationen. Hier.« Sie drückte ihm einen kleinen Beutel in die Hand. »Brew. Dreh jetzt nicht durch, Macbeth. Denk daran, der Weg ist nicht schwer zu finden, er führt einfach geradeaus.«

Macbeth eilte an der alten Bertha vorbei und über den verlassenen Worker's Square, der zur beleuchteten Fassade des Inverness hin abfiel. Da sah er in der Dunkelheit eine Gestalt im Regen stehen. Als er näher kam, stellte er überrascht fest, dass es Banquo war.

»Was machst du hier?«, fragte Macbeth.

»Auf dich warten.«

»Und dann stellst du dich nicht bei Bertha unter oder beim Inverness, sondern stehst hier mitten auf dem Platz?«

»Ich konnte mich nicht entscheiden«, sagte Banquo.

»Wo du hinwolltest?«

»Was ich mit Malcolm tun sollte.«

»Du hast ihm nicht die Ketten umgelegt, meinst du?«

»Was?«

»Die Taucher haben die Leiche immer noch nicht gefunden. Ohne Gewichte wird die Strömung ihn abgetrieben haben.«

»Das ist es nicht.«

»Nein? Dann lass uns ins Inverness gehen, statt hier draußen in der Kälte nass zu werden.«

»Für mich ist es zu spät. Ich bin bis auf die Knochen durchgefroren. Ich habe hier auf dich gewartet, weil Journalisten vor dem Casino stehen. Sie warten auf dich, den neuen Chief Commissioner.«

»Dann beeilen wir uns lieber. Was ist passiert?«

»Ich hab der Katze die Haut auf andere Weise abgezogen. Du musst

keine Angst haben. Malcolm ist für immer verschwunden und wird nie zurückkommen. Und selbst wenn doch, hat er keine Ahnung, dass du etwas mit der Sache zu tun hast. Er glaubt, dass Hecate hinter allem steckt.«

»Wovon redest du? Ist Malcolm noch *am Leben*?«

Banquo fröstelte. »Malcolm glaubt, dass ich mit Hecate unter einer Decke stecke und dass ich Duncans Leibwächter angestiftet habe. Ich weiß, wir hatten etwas anderes abgemacht. Aber ich habe unser Problem gelöst und das Leben eines anständigen Mannes gerettet.«

»Wo ist Malcolm jetzt?«

»Weg.«

»Wo?« An Banquos Gesicht erkannte Macbeth, dass er laut geworden war.

»Ich habe ihn zum Flughafen gefahren und ihn in einen Flieger nach Capitol gesetzt. Von dort geht er ins Ausland. Er weiß, wenn er mit jemandem Kontakt aufnimmt oder auch nur das kleinste Lebenszeichen von sich gibt, wird seine Tochter unverzüglich liquidiert. Malcolm ist ein Vater, Macbeth. Und ich weiß, was das bedeutet. Er wird niemals das Leben seiner Tochter aufs Spiel setzen, *niemals*. Da lässt er lieber eine Stadt vor die Hunde gehen. Glaub mir, selbst wenn er auf einem zugigen, flohverseuchten Dachboden vor sich hin vegetieren muss und jeden Morgen hungrig, frierend und einsam erwacht, wird Malcolm seinem Schöpfer danken, dass seine Tochter einen weiteren Tag leben darf.«

Macbeth hob eine Hand, entdeckte dann aber etwas in Banquos Augen, das er zuvor nur ein einziges Mal gesehen hatte. Niemals in all ihren gemeinsamen Einsätzen gegen Gangster oder Wahnsinnige, die Kinder als Geiseln genommen hatten. Nie, wenn Banquo sich einem größeren, stärkeren Gegner hatte stellen müssen, von dem er wusste, dass der ihn zusammenschlagen konnte – und würde. Macbeth hatte diesen Ausdruck nur einmal auf Banquos Gesicht gesehen. An dem Tag, als er Vera im Krankenhaus besucht und der Arzt ihm die letzten Untersuchungsergebnisse mitgeteilt hatte. Angst. Reine, unverfälschte Angst. Deshalb vermutete Macbeth, dass Banquo auch jetzt keine Angst um sich selbst hatte.

»Danke.« Er ließ seine Hand schwer auf Banquos Schulter sinken. »Ich danke dir, mein lieber Freund, dafür, dass du gnädig warst, wo ich es nicht war. Ich glaubte, ein einzelner Mann wäre ein kleines Opfer, verglichen mit

unserem immensen Ziel. Aber du hast recht: Wenn wir verhindern wollen, dass diese Stadt vor die Hunde geht, dürfen wir nicht anständige Menschen sinnlos sterben lassen. Und vielleicht hast du uns beide davor bewahrt, wegen einer grausamen Tat in der Hölle zu landen.«

»Ich bin so froh, dass du es so siehst«, rief Banquo aus, und Macbeth spürte, wie sich Banquos zitternde Schultermuskeln unter seiner Hand entspannten.

»Geh jetzt nach Hause und schlaf, Banquo. Und grüß Fleance von mir.«

»Das mach ich. Gute Nacht.«

Macbeth überquerte nachdenklich den Platz. Manchmal sterben anständige Menschen einen sinnlosen Tod, dachte er. Und manchmal ist er nicht sinnlos. Er trat in das Licht des Inverness und beachtete die Journalisten nicht, die ihm ihre Fragen zuriefen. Zu Malcolm, zu Duncans Leibwächtern, ob Macbeth die beiden tatsächlich selbst erschossen hatte.

Im Casino wurde er von Lady empfangen.

»Sie haben die gesamte Pressekonferenz live im Fernsehen übertragen«, sagte sie und umarmte ihn. Er wollte sie nicht mehr loslassen. Er hielt sie fest, bis er spürte, dass die Hitze in seinen Körper zurückkehrte. Genoss den Stromschlag in seinem Rücken, als ihre Lippen seine Ohren berührten und sie flüsterte: »Chief Commissioner.«

Zu Hause. Bei ihr. Sie beide. Dies war alles, was er wollte. Aber um es zu haben, musste er es sich verdienen. So ging es zu in dieser Welt. Und, das schoss ihm durch den Kopf, auch in der nächsten.

»Bist du wieder zu Hause?«

Duff drehte sich in der Kinderzimmertür nach der überraschten Stimme um. Meredith hatte einen Morgenmantel angezogen und stand zitternd und mit verschränkten Armen da.

»Bloß auf einen Sprung«, flüsterte er. »Ich wollte dich nicht wecken. Will Ewan nicht in seinem eigenen Zimmer schlafen?« Er nickte seinem Sohn zu, der zusammengekauert neben seiner großen Schwester im Bett lag.

Meredith seufzte. »Er hat es sich angewöhnt, zu Emily zu gehen, wenn er nicht schlafen kann. Ich dachte, du würdest in der Stadt bleiben, solange du an diesen furchtbaren Geschichten arbeiten musst.«

»Ja. Aber ich musste mal für eine Weile fliehen. Mir saubere Sachen holen. Nachsehen, ob es euch überhaupt noch gibt. Ich dachte, ich schlafe ein paar Stunden im Gästezimmer und mache mich dann wieder auf den Weg.«

»Na gut, ich mach dir das Bett. Hast du was gegessen?«

»Ich hab keinen Hunger. Ich esse nachher einfach ein Brot, wenn ich wach werde.«

»Ich kann dir Frühstück machen. Ich kann sowieso nicht schlafen.«

»Du legst dich hin und schläfst, Meredith. Ich bleib noch einen Moment auf, und dann mach ich mir mein Bett.«

»Wie du willst.« Sie stand mit verschränkten Armen da und schaute ihn an, aber in der Dunkelheit konnte er ihre Augen nicht sehen. Dann drehte sie sich um und ging.

»Aber ich will wissen, warum«, sagte Duff, stützte die Ellenbogen auf den Tisch und das Kinn in die Hände. »Warum sind Andrianov und Hennessy nicht abgehauen? Warum sollten zwei bestochene Leibwächter erst ihren Boss umbringen und sich dann im Nebenzimmer schlafen legen, blutüberströmt und mit Beweisen von hier bis zur Hölle? Kommt schon, ihr seid Kriminalbeamte, ihr müsst doch wenigstens eine einzige beschissene Idee haben!«

Er schaute sich um. Mehrere der zwölf Beamten der Mordkommission saßen vor ihm im Raum, aber nur einer öffnete den Mund. Um zu gähnen. Es war Montagmorgen – vielleicht waren sie deshalb so unkommunikativ und sahen so unmotiviert und abwesend aus. Nein, diese Gesichter würden morgen noch genauso müde dreinblicken, wenn nicht irgendwer die Sache richtig anpackte. Es gab einen Grund, dass die Mordkommission ohne offiziellen Leiter geblieben war, seit Duncan dem letzten Inhaber des Postens vor zwei Monaten ein Ultimatum gestellt hatte: Er müsse zurücktreten oder eine interne Ermittlung wegen dringlichen Korruptionsverdachts über sich ergehen lassen. Es gab keine qualifizierten Bewerber. Unter Kenneth hatte die Mordkommission die niedrigste Aufklärungsrate des ganzen Landes gehabt, und die Korruption war dafür nicht der einzige Grund. Während die Mordkommission in Capitol über die besten Leute verfügte, setzte sie sich bei ihnen nur aus dem Bodensatz zusammen, aus den Apathischen und Nutzlosen.

»Wir müssen das Ruder herumreißen«, hatte Duncan gesagt. »Erfolg oder Misserfolg der Mordkommission bestimmen in hohem Maß das Vertrauen der Menschen in die Polizei. Deshalb setze ich auch einen unserer besten Beamten auf den Fall an. Sie, Duff.«

Duncan hatte es verstanden, seinen Mitarbeitern schlechte Nachrichten auf motivierende Weise schmackhaft zu machen. Duff stöhnte auf. Neben sich hatte er einen Stapel von Berichten, die das Papier nicht wert waren, auf

das man sie geschrieben hatte – unnötig ausführliche Befragungen von Gästen des Inverness, die alle dieselbe Geschichte erzählten: Sie hatten nichts gesehen und gehört, bloß das höllische Gewitter. Duff hielt es für möglich, dass die Kollegen am Tisch sich vor seinem Zorn fürchteten und deshalb lieber den Mund hielten, aber das war ihm scheißegal. Das hier war kein Beliebtheitswettbewerb, und wenn er ihnen Angst einjagen musste, damit sie endlich in die Gänge kamen, sollte es ihm recht sein.

»Wir gehen also davon aus, dass die schuldigen Leibwächter den Schlaf der Gerechten geschlafen haben, ja? Als hätten sie bloß einen harten Arbeitstag hinter sich. Wer von euch Vollidioten hält das für die logische Erklärung?«

Keine Reaktion.

»Und wer glaubt das nicht?«

»Nicht der *Gerechten*«, sagte Caithness, die gerade durch die Tür hereingehuscht war. »Der Betäubten. Entschuldigt meine Verspätung, aber ich musste das hier abholen.« Sie schwenkte etwas, das entsetzlicherwise wie ein weiterer Bericht aussah. Was auch stimmte, wie Duff feststellte, als er vor dem Stapel auf dem Tisch landete. Genauer gesagt war es ein gerichtsmedizinischer Bericht. »Die bei Andrianov und Hennessy entnommenen Blutproben zeigen, dass sie genug Benzodiazepine in ihren Körpern hatten, um zwölf Stunden durchzuschlafen.« Caithness setzte sich auf einen der leeren Plätze.

»Leibwächter, die Schlaftabletten schlucken?«, fragte Duff ungläubig.

»Die entspannen halt so schön«, sagte ein Typ im Hintergrund, der mit seinem Stuhl kipelte. »Wenn man seinen Chef umbringen will, ist man vermutlich ein bisschen nervös. Viele Bankräuber schlucken Benzos.«

»Und vermässeln es dann«, sagte einer der Ermittler, der um die Nase herum ein nervöses Zucken hatte und ein Schulterholster über einem weißen Hemd mit Polokragen trug.

Gelächter. Das nicht lange anhielt.

»Was halten Sie davon, Caithness?«, fragte Duff.

Sie zuckte mit den Schultern. »Solche Schlussfolgerungen fallen nicht in mein Fachgebiet, aber ich würde sagen, dass sie etwas nehmen mussten, um ihre Nerven zu beruhigen. Aber sie wussten nicht genug über solche Mittel, also haben sie sich mit der Dosis vertan. Während der Tat wirkten

die Narkotika wie gewünscht. Ihre Reflexe waren noch schnell, aber die Nervosität war verschwunden. Die glatten Schnitte deuten auch auf ruhige Hände hin. Aber nach dem Mord, als die Substanzen ihre eigentliche Wirkung entfaltet haben, verloren sie die Kontrolle über die Situation. Sie sind in der Gegend herumgeirrt, haben sich mit Blut besudelt und sind am Ende in ihren Sesseln eingeschlafen.«

»Ganz typisch«, sagte das Polohemd. »Einmal haben wir zwei zugedrohte Bankräuber einkassiert, die in ihrem Fluchtwagen an der Ampel eingepennt waren. Kein Witz. Diese Kriminellen sind so bescheuert, da kann man ...«

»Danke«, unterbrach Duff. »Woher wissen Sie, dass ihre Reflexe noch schnell waren?«

Caithness zuckte mit den Schultern. »Wer auch immer zuerst zugestochen hat, hat es geschafft, die Hand vom Griff des Dolches zu lösen, bevor das Blut ausgetreten ist. Die Analyse hat ergeben, dass das Blut am Griff hochgespritzt ist. Es ist nicht heruntergelaufen, hat nicht getropft und wurde auch nicht verschmiert.«

»In diesem Fall stimme ich all Ihren Schlussfolgerungen zu«, sagte Duff. »Möchte jemand widersprechen?«

Keine Reaktion.

»Stimmt jemand zu?«

Stummes Nicken.

»Gut, dann nehmen wir das jetzt mal so hin. Kommen wir nun zum anderen losen Ende. Malcolms Selbstmord.« Duff stand auf. »In seinem Brief heißt es, die Norse Riders hätten gedroht, seine Tochter zu töten, wenn er nicht dabei hilft, Duncan zu ermorden. Meine Frage lautet: Warum tut er, was Sweno und die Norse Riders von ihm wollen, und nimmt sich das Leben, statt zu Duncan zu gehen und seine Tochter in ein sicheres Haus bringen zu lassen? Drohungen sind für einen Polizisten doch nun wirklich nichts Neues. Was meinen Sie?«

Die anderen sahen zu Boden, sich gegenseitig an oder aus dem Fenster.

»Keine Meinungen? Wirklich? Ein ganzer Raum voller Kriminalbeamter und kei...«

»Malcolm weiß, dass Sweno Kontakte zur Polizei hat«, sagte der Stuhlkippler. »Er weiß, dass Sweno seine Tochter auf jeden Fall gefunden

hätte.«

»Gut, wir kommen langsam voran.« Duff beugte sich vor und marschierte vor ihnen auf und ab. »Nehmen wir an, Malcolm glaubt, dass seine Tochter gerettet werden kann, wenn er tut, was Sweno von ihm will. Oder indem er stirbt, sodass Sweno keinen Grund mehr hat, seine Tochter umzubringen. Okay?« Er sah, dass keiner der Anwesenden eine Ahnung hatte, worauf er hinauswollte. »Wenn das stimmt, was der Brief behauptet – dass er nicht damit leben kann, vor die Wahl gestellt zu sein, entweder seine Tochter zu verlieren oder sich an Duncans Tod mitschuldig zu machen –, warum hat er sich dann nicht umgebracht, bevor Duncan ermordet wurde, und hätte so beide gerettet?«

Die Gesichter starrten ihn groß an.

»Wenn ich darf ...«, begann Caithness.

»Bitte, Inspector.«

»Ihre Frage ist vielleicht logisch, aber die menschliche Psyche arbeitet nicht so.«

»Ach nein?«, entgegnete Duff. »Ich glaube schon. Irgendetwas an Malcolms scheinbarem Suizid passt nicht ins Bild. Unser Verstand wertet doch automatisch die zur Verfügung stehenden Informationen aus, wägt die Vor- und Nachteile ab und trifft dann eine logische Entscheidung, das ist unvermeidlich.«

»Warum empfinden wir dann manchmal Reue, obwohl wir keine neuen Informationen gewonnen haben?«

»Reue?«

»Reue, Inspector Duff.« Caithness schaute ihm direkt in die Augen. »Das ist ein Gefühl, das Menschen manchmal haben. Das uns wünschen lässt, wir könnten etwas, das wir getan haben, rückgängig machen. Wir können die Möglichkeit nicht ausschließen, dass es Malcolm so gegangen ist.«

Duff schüttelte den Kopf. »Das ist doch krank. Laut Einstein ist es ein Beweis von Geisteskrankheit, wenn man denselben Gedankengang von Neuem durchdenkt, weil man hofft, auf ein anderes Ergebnis zu kommen.«

»Dann lässt sich Einsteins Behauptung widerlegen, wenn wir mit der Zeit zu anderen Schlussfolgerungen kommen. Nicht, weil sich die Informationen in irgendeiner Weise geändert haben, sondern weil Menschen

es eben einfach können.«

»Menschen ändern sich nicht!«

Duff bemerkte, dass die Beamten im Raum aufgewacht waren und nun aufmerksam zuhörten. Sie vermuteten wohl, dass es bei diesem Wortwechsel mit Caithness nicht mehr nur um Malcolms Tod ging.

»Vielleicht hat Malcolm sich geändert«, sagte Caithness. »Vielleicht hat Duncans Tod ihn verändert. Das können wir nicht ausschließen.«

»Ebenso wenig können wir ausschließen, dass er einen Selbstmordbrief geschrieben, sein Abzeichen ins Meer geworfen und die Fliege gemacht hat«, sagte Duff. »Wenn wir hier schon von typisch menschlichen Eigenschaften reden.«

Die Tür öffnete sich. Es war ein Kollege vom Rauschgiftdezernat. »Da ist jemand am Telefon für Sie, Inspector Duff. Er sagt, es gehe um Malcolm, und es sei dringend. Und er will *nur* mit Ihnen sprechen.«

Lady stand mitten im Schlafzimmer und betrachtete den Mann, der in ihrem Bett schlief. In ihrem *gemeinsamen* Bett. Es war schon nach neun, sie hatte bereits vor langer Zeit gefrühstückt, aber in den Körper unter den Seidenlaken war noch immer kein Leben eingekehrt. Sie setzte sich auf die Bettkante, streichelte seine Wange, zupfte an seinen dicken schwarzen Locken, rüttelte ihn. Unter seinen Augenlidern tauchten dünne weiße Streifen auf.

»Chief Commissioner! Wach auf! Die Stadt steht in Flammen!«

Sie lachte, als Macbeth stöhnte, sich auf die Seite rollte und ihr den Rücken zukehrte. »Wie spät ist es denn?«

»Spät.«

»Ich hab geträumt, es wäre Sonntag.«

»Du hast 'ne Menge geträumt, glaube ich.«

»Ja, das verdammte ...«

»Was?«

»Nichts. Ich hab Sturmglocken gehört. Aber dann ist mir klar geworden, dass es Kirchenglocken waren. Die die Gemeinde zur Beichte und zu einer Taufe rufen.«

»Ich habe dir verboten, das Wort auszusprechen.«

»Taufe?«

»Macbeth!«

»Tut mir leid.«

»Die Pressekonferenz ist in weniger als zwei Stunden. Alle werden sich fragen, was mit ihrem neuen Chief Commissioner passiert ist.«

Er schwang seine Beine aus dem Bett. Lady hielt ihn zurück, nahm sein Gesicht in beide Hände und musterte ihn aufmerksam. Die Pupillen waren klein. Schon wieder.

Sie zupfte ein abstehendes Haar aus seiner Augenbraue.

»Außerdem haben wir ein Essen heute Abend«, sagte sie und suchte nach weiteren Haaren. »Das hast du doch nicht vergessen, oder?«

»Ist es wirklich in Ordnung, das so kurz nach Duncans Tod zu veranstalten?«

»Das Abendessen dient zur Pflege von Kontakten, es ist ja kein Freudenfest. Und wir müssen schließlich immer noch essen, Liebling.«

»Wer kommt?«

»Alle, die ich eingeladen habe. Der Bürgermeister. Einige deiner Kollegen.« Sie fand ein graues Haar, bekam es aber mit ihren langen roten Nägeln nicht zu fassen. »Wir werden darüber reden, wie wir die Bestimmungen für die Casinos verschärfen können. Im heutigen Leitartikel stand, dass der Obelisk offenbar unter dem Deckmantel des Casinos einen Prostitutionsring betreibt und dass er deshalb geschlossen werden sollte.«

»Es nützt nichts, wenn dein alter Freund, der Chefredakteur, schreibt, was du willst, solange keiner die Zeitung liest.«

»Das stimmt. Aber jetzt habe ich ja einen Chief Commissioner zum Mann.«

»Au!«

»Du solltest dir noch ein paar weitere graue Haare zulegen. Führungspersönlichkeiten stehen die sehr gut. Vielleicht kannst du dir unauffällig die Schläfen färben.«

»Meine Schläfen sind doch gar nicht zu sehen.«

»Genau. Deshalb werden wir dir auch die Haare schneiden lassen – damit man sie sehen kann.«

»Niemals!«

»Bürgermeister Tourtell könnte der Ansicht sein, dass diese Stadt einen

Chief Commissioner braucht, der aussieht wie ein erwachsener Mann und nicht wie ein Junge.«

»Oh, machst du dir Sorgen?«

Lady zuckte mit den Schultern. »Normalerweise mischt sich der Bürgermeister nicht in die Personalpolitik der Polizei ein, aber er ist schließlich derjenige, der den neuen Chief Commissioner ernennt. Wir müssen sichergehen, dass er nicht auf komische Gedanken kommt.«

»Und wie sollen wir das anstellen?«

»Nun, wir müssen dafür sorgen, dass wir etwas über Tourtell in der Hand haben für den unwahrscheinlichen Fall, dass er uns Probleme bereiten sollte. Aber mach du dir keine Sorgen deswegen, mein Schatz.«

»Na schön. Apropos Probleme ...«

Sie hörte mit ihrer Suche nach widerborstigen Haaren auf. Sie erkannte den Tonfall. »Gibt es etwas, was du mir verschwiegen hast, Liebster?«

»Banquo ...«

»Was ist mit ihm?«

»Ich frage mich langsam, ob ich ihm trauen kann. Ob er nicht womöglich einen eigenen Plan ausheckt für sich und Fleance.« Er atmete tief ein, woran sie erkannte, dass er drauf und dran war, ihr etwas Wichtiges zu sagen. »Banquo hat Malcolm gestern nicht getötet, er hat ihn nach Capitol geschickt. Er hat sich damit rausgeredet, dass wir nichts riskieren, wenn wir sein Leben verschonen.«

Sie wusste, dass er auf ihre Reaktion wartete. Als keine kam, sagte er, sie scheine nicht sonderlich schockiert zu sein.

Sie lächelte.

»Dies ist nicht der richtige Zeitpunkt, um schockiert zu sein. Was glaubst du, hat er vor?«

»Er behauptet, Malcolm so eingeschüchtert zu haben, dass er garantiert den Mund hält. Aber ich nehme an, die beiden haben sich ein Szenario ausgedacht, bei dem Banquo am Ende einen besseren und sichereren Schnitt macht als bei mir.«

»Du glaubst doch nicht, dass der gute alte Banquo irgendwelche Ambitionen hegt, selbst Chief Commissioner zu werden?«

»Nein, nein, Banquo wollte nie führen, immer bloß geführt werden. Es geht ihm um seinen Sohn. Ich bin nur fünfzehn Jahre älter als Fleance, und

wenn ich in den Ruhestand gehe, ist Fleance selbst schon alt und grau. Deshalb wäre es für ihn besser, der Kronprinz eines älteren Mannes wie Malcolm zu sein.«

»Du bist bloß müde, mein Schatz. Banquo ist viel zu loyal, um so etwas zu tun. Du hast selbst gesagt, für dich würde er in der Hölle schmoren.«

»Ja, er ist immer loyal gewesen. Und ich war es immer ihm gegenüber.« Macbeth erhob sich und stellte sich vor den großen, goldgerahmten Spiegel an der Wand. »Aber wenn man genauer hinschaut, ist diese gegenseitige Loyalität dann nicht immer für Banquo von größerem Vorteil gewesen? War er nicht die Hyäne, die den Spuren des Löwen hinterherläuft und die Beute frisst, die sie nicht selbst erlegen muss? Ich hab ihn zu meinem Stellvertreter beim SWAT-Team gemacht. Ich würde sagen, er ist gut bezahlt worden für die kleinen Dienste, die er mir erwiesen hat.«

»Ein Grund mehr, wieso du auf seine Treue zählen kannst, Liebster.«

»Ja, das habe ich auch geglaubt. Aber jetzt sehe ich ...« Macbeth runzelte die Stirn und trat näher an den Spiegel. Legte eine Hand auf die Oberfläche, als wolle er überprüfen, ob da wirklich etwas war. »Er hat mich geliebt wie ein Vater seinen Sohn, aber das Gift der Eifersucht hat die Liebe in Hass umschlagen lassen. Ich habe ihn schließlich auf dem Weg nach oben überholt. Eigentlich hätte er mein Chef werden müssen, und nun bin ich plötzlich seiner. Und das heißt, er muss nicht nur meinen Anweisungen gehorchen, er muss auch noch die unausgesprochene Verachtung seines eigenen Fleisches und Blutes ertragen. Fleance hat doch genau gesehen, wie sein Vater jetzt vor dem Kuckuckskind Diener macht. Hast du je in die treuen braunen Augen eines Hundes geschaut, der zu dir aufblickt, mit dem Schwanz wedelt und hofft, dass du ihm zu fressen gibst? Er sitzt still da und wartet, weil man ihn dazu abgerichtet hat. Und du lächelst ihn an und tätschelst ihm den Kopf. Den Hass kannst du nicht sehen hinter der Gehorsamkeit. Du kannst nicht sehen, dass er dich angreifen, dir die Kehle rausreißen würde, wenn er die Gelegenheit dazu bekäme, wenn er die Chance sähe, einer Bestrafung zu entgehen. Dein Tod wäre sein Sprung in die Freiheit, und er würde dich halb aufgefressen in irgendeinem schmutzigen Gang liegen lassen.«

»Was ist denn los mit dir?«

»Das habe ich geträumt.«

»Du bist paranoid. Banquo ist wirklich dein Freund! Wenn er planen würde, dich zu hintergehen, hätte er einfach zu Malcolm gehen und ihm alles über deine Pläne verraten können.«

»Nein, er weiß, dass er mehr davon hat, wenn er sein Ass erst am Ende ausspielt. Erst muss er mich töten, einen gefährlichen Mörder, dann kann er Malcolm als Chief Commissioner zurückholen. Was für eine heldenhafte Tat! Wie kann man einen Mann und seinen Sohn dafür nur belohnen?«

»Glaubst du das wirklich?«

»Nein«, sagte Macbeth. Er stand jetzt ganz dicht vor dem Spiegel. Seine Nasenspitze berührte das Glas, das bereits beschlagen war. »Ich glaube es nicht, ich *weiß* es. Ich *sehe* es. Ich sehe die beiden. Banquo und Fleance. Ich muss sie aufhalten, aber wie?« Plötzlich drehte er sich zu ihr um. »Wie? Du, du mein Ein und Alles, musst mir helfen. *Uns* musst du helfen.«

Lady verschränkte die Arme. Wie verzerrt Macbeths Argumente auch klangen, sie waren nicht völlig unvernünftig. Er *konnte* recht haben. Und selbst wenn nicht: Banquo war ein Mitwisser, ein potenzieller Zeuge, der auspacken konnte. Je weniger Leute Bescheid wussten, desto besser. Und welchen echten Nutzen hatten Banquo und Fleance für sie? Keinen. Sie seufzte. Wie Jack gesagt hätte: *Wenn man beim Black Jack weniger als zwölf auf der Hand hat, lässt man sich eine weitere Karte geben. Weil man nicht verlieren kann.*

»Lad sie mal für einen Abend hierher ein«, sagte sie. »Dann haben wir sie, wo wir sie haben wollen.«

»Und wir tun es hier?«

»Nein, nein, im Inverness hat es genug Morde gegeben; ein weiterer würde den Verdacht auf uns lenken und außerdem meine Kundschaft vergraulen. Wir tun es auf der Straße.«

Macbeth nickte. »Ich sage Banquo und Fleance, dass sie mit dem Wagen kommen sollen. Ich behaupte einfach, wir hätten jemandem versprochen, dass sie ihn anschließend nach Hause fahren. Ich weiß ganz genau, welche Strecke er nehmen wird. Wenn wir ihnen sagen, dass sie pünktlich sein sollen, können wir auch genau berechnen, wann sie wo vorbeikommen werden. Weißt du was, Frau meiner Träume?«

Ja, dachte sie, als er sie umarmte, sie wusste, was er sagen wollte, ließ es ihn aber dennoch aussprechen.

»Ich liebe dich mehr als alles auf dieser Erde und am Himmel.«

Duff sah den Jungen am Rand des Kais auf einem Poller sitzen. Der Regen hatte eine Pause eingelegt, und mehr Licht als gewöhnlich durchbrach die weiße Wolkenschicht über ihnen. Draußen über dem Fluss stand jedoch schon ein neues Heer bläulich-grauer Wolken bereit, um ihnen auf den Nordwestwinden entgegenzureiten – das Einzige, worauf man sich in dieser Stadt wirklich verlassen konnte.

»Ich bin Duff. Bist du derjenige, der wegen Malcolm angerufen hat?«

»Coole Narbe«, sagte der Junge und zog sich seine Augenklappe zurecht. »Es heißt, Sie sind nicht mehr der Chef vom Rauschgiftdezernat?«

»Du sagtest, es sei dringend.«

»Es ist immer dringend, Mr Drogen-Bulle.«

»Passt mir gut. Raus damit.«

»Rein damit, heißt es bei uns eher.« Er tippte seinen Arm an.

»Ah, deshalb ist es so dringend. Wann brauchst du deinen nächsten Schuss?«

»Vor ein paar Stunden. Und da das hier so wichtig ist, dass der Boss persönlich auftaucht, würde ich sagen, Sie zahlen nicht nur für den nächsten, sondern für die nächsten zehn.«

»Oder ich warte einfach noch eine halbe Stunde, dann spuckst du's dankbar für den halben Preis aus. Noch eine halbe Stunde, und es kostet wieder nur noch die Hälfte ...«

»Kann ich nicht leugnen, Mr Drogen-Bulle, die Frage ist bloß: Wer von uns beiden hat es eiliger? Ich hab heute Morgen in der Zeitung das von Malcolm gelesen. Hab ihn auf dem Foto gleich erkannt. Ertrunken oder so was. Deputy Chief Commissioner. Ganz große Sache, oder?«

»Na red schon, Bursche, ich zahle dir dann, was es wert ist.«

Der einäugige Junge kicherte. »Tut mir leid, Mr Drogen-Bulle, aber ich traue den Cops nicht mehr. Ich geb Ihnen einen ersten Tipp. Neulich bin ich zwischen den Containern aufgewacht, die Sie da drüben sehen. Da kann man sich nämlich einen Schuss setzen, ohne ausgeraubt zu werden. Sie wissen, was ich meine? Mich sieht also keiner, aber ich sehe ihn – Malcolm, auf der anderen Seite vom Kanal. Na, Drogen-Bulle? Der erste Schuss war

umsonst, der nächste wird Sie richtig was kosten. Kommt Ihnen das bekannt vor?« Der Junge lachte.

»Finde ich nicht sehr aufregend«, sagte Duff. »Wir wissen, dass Malcolm hier war, wir haben seinen Wagen gefunden.«

»Aber Sie wissen nicht, dass er nicht alleine hier war. Oder wer bei ihm war.«

Aus leidiger Erfahrung kannte Duff diese Junkies, aus deren Mund mehr Lügen kamen als Wahrheiten, vor allem, wenn sie sich damit ihren nächsten Schuss verdienen konnten. Normalerweise bevorzugten sie allerdings leichtere und schnellere Wege, um einen auszunehmen. Sie riefen nicht extra beim Hauptquartier an, um mit einem der Dienststellenleiter zu sprechen, und warteten dann eine Stunde im Regen – und all das ohne eine Garantie auf Bezahlung.

»Und du weißt das, ja?«, fragte Duff. »Wer diese zweite Person war.«

»Ich hab ihn schon mal gesehen, ja.«

Duff holte seine Brieftasche hervor. Zog Scheine heraus, zählte sie ab, reichte sie dem Jungen.

»Ich hatte ja eigentlich vor, Macbeth selbst anzurufen«, sagte der Junge, während er nachzählte. »Aber dann ist mir klar geworden, dass er sich geweigert hätte, mir zu glauben, wenn er erfahren hätte, wer es war.«

»Warum?«

»Dieser Malcolm hat mit dem Typ geredet, den Macbeth immer im Schlepptau hat«, sagte der Junge. »Der Alte mit den weißen Haaren.«

Duff schnappte unwillkürlich nach Luft. »Banquo?«

»Keine Ahnung, wie der heißt, aber ich hab ihn oft mit Macbeth am Bahnhof gesehen.«

»Und worüber haben Banquo und Malcolm geredet?«

»Sie waren zu weit weg, ich konnte sie nicht verstehen.«

»Wonach, ähm ... sah es denn aus? Haben sie gelacht? Waren ihre Stimmen laut oder wütend?«

»Unmöglich zu sagen. Der Regen hat auf die Container runtergeprasselt, und sie haben mir die meiste Zeit den Rücken zugekehrt. Könnte sein, dass sie sich gestritten haben. Der alte Typ hat 'ne Weile mit seiner Knarre rumgefuchelt. Aber dann sind sie ruhiger geworden, in einen Volvo gestiegen und weggefahren. Der Alte saß am Steuer.«

Duff kratzte sich am Kopf. Banquo und Malcolm unter einer Decke?

»Das ist zu viel«, sagte der Junge und hielt einen Schein hoch.

Duff schaute auf ihn hinab. Ein Junkie, der ihm Wechselgeld zurückgab? Er nahm den Schein. »Du hast mir das nicht nur erzählt, um dir einen Schuss leisten zu können, oder?«

»Hä?«

»Du hast gesagt, du hättest die Zeitung gelesen und wüsstest, dass das eine ganz große Sache ist. Dann war dir doch garantiert auch klar, dass du zehnmal so viel bekommen hättest, wenn du bei der Presse angerufen hättest und nicht bei der Polizei. Also hat dich entweder Hecate geschickt, damit du Falschinformationen unter die Leute bringst, oder du hast andere Hintergedanken.«

»Fahr zur Hölle, Drogen-Bulle.«

Duff packte den Junkie am Kragen und riss ihn von dem Poller. Der Junge wog fast nichts.

»Hör mir mal gut zu«, sagte Duff und bemühte sich, den Mundgeruch des Jungen nicht einzuatmen. »Ich kann dich hinter Schloss und Riegel bringen, und dann warten wir mal ab, wie's dir geht, wenn der Cold Turkey einsetzt und du weißt, dass du zwei Tage ohne Nachschub auskommen musst. Oder du erzählst mir jetzt, warum du mich kontaktiert hast. Du hast fünf Sekunden. Vier ...«

Der Junge schaute Duff voller Abscheu an.

»Drei ...«

»Sie verdammtes Stück Bullenscheiße ...«

»Zwei ...«

»Mein Auge.«

»Eins ...«

»Mein Auge, hab ich gesagt!«

»Was ist damit?«

»Ich wollte Ihnen helfen, den Mann zu fangen, der mein Auge zerstört hat.«

»Wer war es?«

Der Junge schnaufte. »Derselbe, der Ihnen den Arsch aufreißt. Wissen Sie nicht, wer hinter dieser ganzen Scheiße steckt? Es gibt nur einen in dieser Stadt, der einen Chief Commissioner umbringen und damit

durchkommen kann, und das ist die Unsichtbare Hand.«
Hecate?

Macbeth fuhr auf der dreckigen Straße zwischen den alten Fabriken hindurch. Die Wolken hingen so tief und montagsgrau über den Schornsteinen, dass schwer zu erkennen war, welcher von beiden rauchte, aber an einigen der Türen hingen GESCHLOSSEN-Schilder oder ihnen waren Ketten vorgelegt, die absurderweise aussahen wie Smokingfliegen.

Die Pressekonferenz war eine schmerzlose Angelegenheit gewesen. Schmerzlos, weil er zu high gewesen war, um irgendetwas zu empfinden. Er hatte sich darauf konzentriert, sich entspannt und mit verschränkten Armen zurückzulehnen und die Beantwortung der Fragen Lennox und Caithness zu überlassen. Abgesehen von denen, die an ihn persönlich gerichtet gewesen waren und die er mit einem »Das können wir zurzeit nicht kommentieren« abgefertigt hatte. Dazu ein Gesichtsausdruck, der deutlich machen sollte, dass sie bei der Polizei bereits über ausreichend Informationen verfügten und alles unter Kontrolle hatten. Ruhig und selbstsicher. Diesen Eindruck hatte er zu erwecken gehofft. Ein Interims-Chief-Commissioner, der sich von der allgemeinen Hysterie nicht anstecken ließ und mit resigniertem, nachsichtigem Lächeln die schrillen Fragen der Journalisten entgegennahm: »Hat denn die Öffentlichkeit kein Recht darauf, informiert zu werden?«

Allerdings hatte Kite, der Reporter mit den gerollten Rs, in seiner Radiosendung direkt nach der Pressekonferenz berichtet, der vorläufige Chief Commissioner habe oft gegähnt, einen gleichgültigen Eindruck gemacht und immer wieder auf die Uhr gesehen. Aber zur Hölle mit Kite. Die Kollegen vom Streifendienst fanden den neuen Chief Commissioner ganz gewiss nicht gleichgültig, schließlich war er persönlich vorbeigekommen und hatte die Streifenwagen aus dem westlichen Distrikt 2 zum östlichen Distrikt 1 beordert. Er hatte ihnen erklärt, es sei an der Zeit, auch in den Vierteln Streife zu fahren, in denen die ganz normalen Leute lebten. Es gehe darum, ein wichtiges Signal zu senden: Die Polizei gab keineswegs den wohlhabenden, einflussreichen Vierteln den Vorzug. Kite

mochte unzufrieden gewesen sein, dafür hatte sich Banquo sehr über eine Einladung zum Abendessen gefreut, zu dem er unbedingt auch Fleance mitbringen sollte.

»Ist gut für den Jungen, wenn er sich dran gewöhnt, mit wichtigen Leuten zusammenzukommen«, hatte Macbeth gesagt. »Außerdem hab ich mir überlegt, dass du dir selbst aussuchen solltest, was du in Zukunft machen willst. Ob du das SWAT-Team übernimmst, das Dezernat für Organisierte Kriminalität oder ob du Deputy Chief Commissioner wirst.«

»Ich?«

»Mach dir jetzt keinen Stress deswegen. Überleg es dir einfach in Ruhe, okay?«

Banquo hatte leise aufgelacht und den Kopf geschüttelt. Sanft wie immer. Als habe er keinen einzigen bösen Gedanken in seinem Kopf. Oder zumindest keinerlei schlechtes Gewissen deswegen.

Nun, heute Nacht würde der Verräter seinem Schöpfer gegenübertreten. Und seinem Vernichter.

Niemand stand am Tor zum Clubhaus der Norse Riders. Sie hatten wahrscheinlich niemanden mehr, der Wache halten konnte.

Macbeth stieg aus seinem Wagen und ging in den Clubraum. Blieb im Türrahmen stehen und schaute sich um. Eine merkwürdig lange Zeit schien vergangen zu sein, seit er genau hier neben Duff gestanden und den Raum in Augenschein genommen hatte. Nun war die lange Tafel verschwunden, und an der Bar standen drei in Leder gekleidete Männer mit tief hängenden Wampen und zwei Frauen mit hochgezurrten Brüsten. Eine trug ein Baby auf dem muskulösen Arm, auf den der Name SEAN tätowiert war.

»Colin, ist das nicht der ...?«, flüsterte sie.

»Ja«, sagte der glatzköpfige Mann mit dem Walrossschnäuzer leise.
»Das ist der, der Sean erwischt hat.«

Macbeth erinnerte sich an den Namen aus dem Bericht. Komischerweise vergaß er ständig die Namen von Leuten, die er persönlich getroffen hatte, aber nie die Namen, die in den Berichten auftauchten. Sean. Das war derjenige, der am Tor Wache gestanden hatte, dem Macbeth das Messer in die Schulter geschleudert und den sie als Geisel benutzt hatten. Einer von denen, die immer noch in Haft saßen.

Der Mann funkelte den Polizeibeamten vor sich mit offenem Mund an.

Macbeth atmete tief ein. Es war so still, dass er die Bodendielen unter seinen Schuhen knarren hörte, als er zur Bar hinüberging. Er wandte sich an die Lederjacke hinterm Tresen und ertappte sich bei dem Gedanken, dass er die letzte Linie lieber nicht hätte durchziehen sollen, bevor er im Hauptquartier aufgebrochen war. Brew hatte die Angewohnheit, ihn unverschämt zu machen. Und seine Sorge bestätigte sich auch, als er sich sagen hörte: »Hallo. Ist ja nicht viel los hier, wo sind denn alle? Ach ja, stimmt. Im Knast. Oder im Leichenschauhaus. Einen Glendoran, bitte.«

Macbeth sah, wie der Blick des Barkeepers zur Seite huschte, wusste, dass ihm ein Angriff von links bevorstand, und hatte immer noch massenhaft Zeit. Macbeth hatte immer gute Reflexe gehabt, aber mit Brew im Blut war er wie eine Fliege – er konnte gähnen, sich den Rücken kratzen, einen ausgiebigen Blick auf den unfassbar langsamen Sekundenzeiger seiner Armbanduhr werfen, während eine Faust in seine Richtung unterwegs war. Aber als Colin mit dem Walrossschnäuzer schon meinte, er habe so gut wie getroffen, wich Macbeth aus, und die Faust, deren Ziel seine frisch gestutzten Schläfen gewesen waren, schoss ins Nichts. Macbeth hob seinen Ellenbogen und stieß damit zu. Er spürte kaum den Einschlag, hörte nur ein Stöhnen, das Knacken von Knorpeln, taumelnde Schritte und umstürzende Barhocker.

»Auf Eis«, sagte Macbeth.

Dann drehte er sich gerade noch rechtzeitig zu dem Mann hinter ihm um, der seine rechte Hand zur Faust geballt und weit ausgeholt hatte, um damit zuzuschlagen. Macbeth hob die Hand und fing Colins Faust auf halber Strecke ab. Aber statt des erwarteten Knackens von Knochen auf Knochen ertönte das weiche Geräusch, das Stahl verursacht, der in Fleisch eindringt, gefolgt von einem dumpfen Schlag, als Colins Knöchel auf den Griff auftrafen. Dann sein langer Schrei, als er sah, dass der Dolch durch seine zur Faust geballte Hand bis zum Unterarm durchgedrungen war. Macbeth zog ihn mit einem Ruck heraus.

»... und ein Spritzer Soda.«

Der Mann mit dem Walrossschnäuzer ging auf die Knie.

»Was zur Hölle ist hier los?«, fragte eine Stimme.

Sie kam von der Tür, die zur Garage führte. Der Mann trug einen langen Bart und eine Lederjacke mit drei Streifen auf jeder Schulter. Sowie eine

abgesägte Schrotflinte in beiden Händen.

»Ich möchte was bestellen«, sagte Macbeth und wandte sich wieder an den Barkeeper, der sich noch immer nicht gerührt hatte.

»Was wollen Sie bestellen?«, fragte der Mann und kam näher.

»Whiskey. Unter anderem.«

»Und was sonst noch?«

»Sie sind der Sergeant. Sie schmeißen den Laden hier, wenn Sweno nicht da ist, oder? Apropos, wo versteckt er sich denn diesmal?«

»Sagen Sie, was Sie sagen wollten, und dann verschwinden Sie hier, Bullenabschaum.«

»Ich lasse ja nichts auf Ihren Laden kommen, aber der Service könnte wirklich schneller und freundlicher sein. Wie wär's, wenn wir beide das ganz entspannt in einem Hinterzimmer besprechen, Sergeant?«

Der Mann schaute Macbeth eine Weile an. Dann senkte er den Gewehrlauf. »Mehr Schaden können Sie hier sowieso nicht mehr anrichten.«

»Stimmt. Und Sweno wird meine Bestellung gefallen, das garantier ich Ihnen.«

Im kleinen Büro des Sergeant hingen Poster von Motorrädern an den Wänden, und auf den Regalen lagen kleine Maschinenteile. Es gab einen Tisch, ein Telefon, eine Papierablage und einen Stuhl für Besucher.

»Machen Sie es sich nicht zu gemütlich, Bulle.«

»Ich würde gerne einen Mord in Auftrag geben.«

Wenn der Sergeant geschockt war, zeigte er es nicht. »Falsche Adresse. Wir machen solche Sachen nicht mehr für Bullen.«

»Dann stimmt das Gerücht also? Ihr habt für Kenneths Leute früher solche Jobs erledigt?«

»Wenn das alles war ...«

»Nur dass es diesmal kein Mitbewerber wäre, den ihr ins Jenseits befördern sollt«, sagte Macbeth und beugte sich auf seinem Stuhl nach vorn. »Es sind zwei Cops. Und die Bezahlung wäre, dass eure Norse Riders anschließend unverzüglich auf freien Fuß gesetzt und alle Anklagen fallen gelassen werden.«

Der Sergeant hob eine Augenbraue. »Und wie sollten Sie das anstellen?«

»Verfahrensfehler. Unsaubere Beweisführung. Die Scheiße passiert andauernd. Und wenn der Chief Commissioner sagt, dass wir nicht genügend Anhaltspunkte haben, ist der Fall gestorben.«

Der Sergeant verschränkte die Arme. »Sprechen Sie weiter.«

»Die Person, die ausgeschaltet werden muss, ist derjenige, der dafür gesorgt hat, dass der Stoff, mit dem ihr euch bis ans Lebensende gesundstoßen wolltet, im Fluss gelandet ist. Inspector Banquo.« Macbeth sah, wie der Sergeant langsam nickte. »Der andere ist ein Polizeianfänger, der im selben Wagen sitzen wird.«

»Und warum sollen sie die Reise antreten?«

»Ist das wichtig?«

»Normalerweise würde ich nicht fragen, aber wir reden hier von Polizisten, und das bedeutet, es wird jede Menge Ärger geben.«

»Nicht bei diesen beiden. Wir wissen, dass Inspector Banquo für Hecate arbeitet. Wir können es bloß nicht beweisen, also müssen wir ihn auf andere Weise loswerden. Aus unserer Sicht ist das die beste Option.«

Der Sergeant nickte erneut. Macbeth hatte fest damit gerechnet, dass ihm das einleuchten würde.

»Woher sollen wir wissen, dass Sie Ihren Teil eines möglichen Abkommens einhalten?«

»Nun«, sagte Macbeth und schielte zu dem Kalendermädchen über dem Kopf des Sergeant hinauf. »Wir haben fünf Zeugen hier in der Bar, die beides können, dass Interims-Chief-Commissioner Macbeth persönlich hier war und Ihnen einen Auftrag gegeben hat. Sie glauben doch nicht, dass ich Ihnen einen Grund geben will, damit an die Öffentlichkeit zu gehen, oder?«

Der Sergeant lehnte sich mit seinem Stuhl so weit zurück, dass er die Wand berührte, und musterte Macbeth, während er einige knurrende Laute von sich gab und an seinem Bart zupfte. »Und wann und wo würde dieser Job theoretisch über die Bühne gehen?«

»Heute Abend. Sie kennen doch Gallows Hill im Distrikt 2 West?«

»Da haben sie meinen Urgroßvater aufgehängt.«

»Auf der Hauptstraße oberhalb der kleinen Gassen, in denen die Leute aus dem West End einkaufen gehen, gibt es eine große Kreuzung.«

»Ich weiß, welche Sie meinen.«

»Sie werden in einem schwarzen Volvo irgendwann zwischen halb sieben und zehn vor sieben an der Ampel stehen. Vermutlich ziemlich genau um Viertel vor. Banquo ist ein pünktlicher Mann.«

»Hm. Da sind immer ziemlich viele Streifenwagen unterwegs.«

Macbeth lächelte. »Nicht heute Nacht.«

»Ach, wirklich? Ich denke darüber nach und gebe Ihnen meine Antwort um vier.«

Macbeth lachte. »Sveno wird darüber nachdenken, meinen Sie. Großartig. Dann schreiben Sie sich mal meine Telefonnummer und das Kennzeichen des Wagens auf. Und noch etwas.«

»Aha?«

»Ich will ihre Köpfe.«

»Wessen?«

»Die von den zwei Cops. Ich will ihre Köpfe. Lieferung bis zur Haustür.«

Der Sergeant starrte Macbeth an, als hielte er ihn für verrückt.

»Der Kunde erbittet eine Quittung«, sagte Macbeth. »Als ich das letzte Mal einen vergleichbaren Job in Auftrag gegeben habe, hab ich keine Quittung verlangt, und das war ein Fehler. Ich habe nicht bekommen, was ich bestellt hatte.«

Spät am Nachmittag traf Duff eine Entscheidung.

Er hatte die Gedanken stundenlang in seinem Kopf gewälzt, doch sein Gehirn schien ebenso verstopft wie die Straße vor ihm, und es gab zu viele mögliche Abzweigungen. Man hatte das Geländer auf der Kenneth-Brücke immer noch nicht erneuert, also wurde der Verkehr in Richtung Osten über die alte Brücke umgeleitet, und die Schlange reichte bis hinauf zum Distrikt 2, wo sich Duffs Wagen im Schneckentempo von Kreuzung zu Kreuzung schob. Jede warf eine weitere Frage auf: nach links, nach rechts, geradeaus – wie ging es am schnellsten?

Duff befand sich aber auch an einem persönlichen Scheideweg: Sollte er Macbeth und den anderen erzählen, was er am Kai herausgefunden hatte? Sollte er es für sich behalten? Aber angenommen, der einäugige Junge sagte nicht die Wahrheit oder Banquo wäre in der Lage, die Vorwürfe zu

entkräften? Was wären die Konsequenzen für Duff, wenn er in dieser chaotischen Gesamtsituation falsche Anschuldigungen gegen Banquo erhob? Schließlich war der zusammen mit Macbeth plötzlich zu einer mächtigen Figur geworden.

Duff konnte die Informationen natürlich einfach genauso weitergeben, wie er sie selbst erhalten hatte, und es Lennox und Macbeth überlassen, sie auszuwerten. Damit aber würde ihm die Chance entgehen, einen bitter nötigen persönlichen Triumph einzufahren, indem er Banquo eigenhändig demaskierte und verhaftete.

Andererseits konnte er sich nach seinem Einsatz am Hafen keinen weiteren Reifall leisten. Damit hatte er die Leitung des neuen Dezernats verspielt; ein weiteres Versagen konnte ihn leicht den Job kosten.

Noch eine Kreuzung: Das Dezernat für Organisierte Kriminalität würde wieder zur Verfügung stehen, wenn Macbeth Chief Commissioner wurde. Wenn Duff nun die Gelegenheit ergriff, wenn er etwas wagte und gewann, konnte die Abteilung doch noch an ihn übergehen.

Er hatte überlegt, ob er Caithness um Rat fragen sollte, aber dann wäre die Katze aus dem Sack. Er könnte nicht mehr unschuldig tun und wäre gezwungen, *irgendetwas* zu unternehmen. Ein Risiko einzugehen.

Bei dem Weg, für den er sich schließlich entschied, riskierte er wenig, am Ende aber, wenn alles lief wie erhofft, würde er den ganzen Ruhm einstreichen.

Duff bog von der kleinen Bahnbrücke ab und auf den Hof vor dem bescheidenen Backsteingebäude auf der anderen Seite. Er hatte mehr als eine Dreiviertelstunde gebraucht, um die kurze Strecke vom Polizeihauptquartier bis zu Banquo zurückzulegen.

»Duff«, sagte Banquo, der Sekunden, nachdem Duff geklingelt hatte, bereits die Tür öffnete. »Was gibt's?«

»Eine Party, wie's aussieht«, entgegnete Duff.

»Ja, und deshalb kann ich mich auch nicht entscheiden, ob ich das hier mitnehmen soll oder nicht.« Banquo hob das Holster mit seiner Dienstwaffe hoch.

»Lass sie hier. Sie wird nur deinen Anzug ausbeulen. Aber dein Krawattenknoten ist nicht gut.«

»Nicht?« Banquo presste das Kinn auf seinen weißen Hemdkragen, als

könnte er den Knoten so in Augenschein nehmen. »Fünfzig Jahre lang ist der gut genug gewesen, seit meiner Konfirmation.«

»Das ist ein Arme-Leute-Knoten, Banquo. Komm, ich zeig dir mal, wie's geht ...«

Banquo wehrte Duffs Hilfe ab, indem er seine Hand über den Knoten legte. »Ich *gehöre* zu den armen Leuten, Duff. Und ich nehme an, du bist hier, weil du Unterstützung brauchst, nicht, weil du sie gewähren willst.«

»Das stimmt allerdings, Banquo. Darf ich reinkommen?«

»Ich würde dir ja gern Hilfe und Kaffee anbieten, aber ich fürchte, wir sind schon auf dem Sprung.« Banquo legte das Waffenholster auf die Hutablage hinter sich und rief die Treppe hinauf: »Fleance!«

»Komme!«, ertönte als Antwort.

»Wir können solange rausgehen«, sagte Banquo und knöpfte sich den Mantel zu.

Sie standen auf den weißen Stufen unter dem kleinen Vordach. Fröhlich gurgelte der Regen aus den Rinnen, während Banquo Duff eine Zigarette anbot. Als der Inspector dankend ablehnte, zündete er sich selber eine an.

»Ich war heute noch mal im Containerhafen«, sagte Duff. »Ich habe da einen Jungen getroffen, einen unserer jungen Abhängigen, der mit mir reden wollte. Er hat nur ein Auge. Er hat mir erzählt, wie er das andere verloren hat.«

»Mhm.«

»Er hatte wahnsinnigen Druck, war aber pleite. Unten im Hauptbahnhof hat er einen alten Mann getroffen und ihn um etwas Geld angebettelt. Der alte Mann hatte einen Gehstock mit goldener Spitze.«

»Hecate?«

»Der alte Mann blieb stehen, holte einen Beutel hervor, den er vor dem Jungen baumeln ließ, und behauptete, es handele sich um erstklassiges Brew, direkt aus dem Kessel. Der Junge könne es haben, wenn er zwei Dinge für ihn tun würde. Zuerst sollte er ihm folgende Frage beantworten: Welchen deiner Sinne zu verlieren würde dir am meisten Angst machen? Als der Junge antwortete, es wäre sein Augenlicht, sagte der alte Mann, er wolle eins seiner Augen haben.«

»Das *war* Hecate.«

»Als der Junge den alten Mann fragte, warum er sein Auge haben wolle,

antwortete Hecate, dass er sowieso schon alles besitze. Ihm bleibe also nur das, was *für den Kunden* am wertvollsten sei, nicht für ihn selbst. Außerdem gehe es ja nur um sein halbes Augenlicht, ach, nicht einmal das. Er solle nur daran denken, wie wertvoll sein zweites Auge anschließend wäre. Verlust und Gewinn wären geradezu gleichwertig.«

»Das verstehe ich nicht.«

»Tja, aber so sind manche Menschen eben. Sie begehren die Macht selbst mehr als das, was sie ihnen verschaffen könnte. Sie besitzen lieber einen wertlosen Baum als die Frucht, die an ihm wächst. Nur, damit sie darauf zeigen und sagen können: Der gehört mir. Und dann fällen sie ihn.«

Banquo stieß eine Rauchwolke aus. »Wofür hat der Junge sich entschieden?«

»Ein Mannweib, das bei dem alten Mann war, half ihm dabei, das Auge herauszunehmen. Und als er anschließend seinen Schuss bekam, war aller Schmerz, den er jemals erlitten hatte, verschwunden – alle Narben wurden davon geglättet, alle schlimmen Erinnerungen ausgelöscht. Der Junge sagte, es sei so wundervoll gewesen, dass er es bis heute nicht bereuen könne. Er jagt ihm immer noch hinterher, diesem perfekten Schuss.«

»Und worauf hatte er es heute abgesehen, als du ihn getroffen hast?«

»Dasselbe. Außerdem auf denjenigen, der ihm sein Auge genommen hat, bloß weil er es konnte.«

»Bei all den Leuten, die Hecate erwischen wollen, wird er sich hinten anstellen müssen.«

»Er hatte eher daran gedacht, uns dabei zu helfen, Hecate zu erwischen.«

»Und wie sollte ein armer Junkie das tun?«

»Malcolms sogenannter Selbstmordbrief versucht, die Norse Riders vors Loch zu schieben. Der Junge meint aber, dass Hecate hinter alledem steckt. Und dass Hecate mit Malcolm gemeinsame Sache macht. Und vielleicht noch mit anderen bei uns in der Truppe.«

»Eine beliebte Theorie heutzutage.« Banquo schnippte die Asche von seiner Zigarette und schaute auf seine Uhr. »Hat er Geld dafür bekommen?«

»Nein«, sagte Duff. »Geld hat er erst bekommen, als er mir gesagt hat, dass er Malcolm unten am Kai gesehen hat, bevor er verschwunden ist. Und dass er dort mit dir zusammen war.«

Die Zigarette verharrte auf halbem Weg zu Banquos Mund. Er lachte.
»Mit mir? Das glaube ich nicht.«

»Er hat dich und den Wagen beschrieben.«

»Weder ich noch mein Wagen waren da. Und ich finde es schwer zu glauben, dass du Geld aus öffentlichen Kassen rausgehauen hast für solch eine Behauptung. Die Frage ist: Hat der Junge geblufft oder bluffst du gerade?«

Ein kalter Windstoß erreichte sie, und Duff fröstelte. »Der Junge sagt, er hätte Malcolm mit einem älteren Mann beobachtet, den er oft mit Macbeth zusammen gesehen hat. Eine Volvo-Limousine. Und eine Waffe. Hättest du kein Geld auf den Tisch gelegt für solch eine Information, Banquo?«

»Nur, wenn ich sehr verzweifelt gewesen wäre.« Banquo drückte seine Zigarette auf dem Eisengeländer der Treppe aus. »Und nicht mal dann, wenn es einen Kollegen betroffen hätte.«

»Weil Loyalität für dich immer weit oben steht, nicht wahr?«

»Eine Polizeitruppe kann nicht ohne gegenseitige Loyalität der Beamten funktionieren. Das ist eine Grundvoraussetzung.«

»Wie weit geht denn deine Loyalität zur Truppe?«

»Ich bin ein einfacher Mann, und ich verstehe nicht, was du meinst.«

»Wenn du das mit der Loyalität ernst meinst, musst du uns Malcolm ausliefern. Zum Wohl der Truppe.«

Duff deutete auf die graue Suppe aus Regen und Nebel vor ihnen. »Zum Wohl dieser Stadt. Wo in Capitol versteckt sich Duncans Mörder?«

Banquo pustete den Rest Asche von der Zigarette und steckte sie sich in die Manteltasche. »Ich weiß gar nichts über Malcolm. Fleance! Tut mir leid, Inspector, aber wir haben jetzt eine Verabredung zum Abendessen.«

Duff eilte hinter Banquo her, der bereits die drei Stufen hinuntergegangen und in den Regen hinausgetreten war. »Rede mit mir, Banquo! Ich sehe doch, dass dich das schlechte Gewissen erdrückt. Du bist kein heimtückischer Intrigant. Dich hat bloß einer aus den höheren Rängen dazu verleitet, dem du vertraut hast. Man hat dich betrogen. Er *muss* verhaftet werden, Banquo!«

»Fleance!«, brüllte Banquo zum Haus hinüber, während er die Wagentür aufschloss.

»Willst du, dass es mit uns immer weiter bergab geht und wir in Chaos

und Anarchie versinken, Banquo? Unsere Vorfahren haben Schienen gelegt und Schulen gebaut. Wir bloß Bordelle und Casinos.«

Banquo stieg in den Wagen und drückte zweimal auf die Hupe. Die Haustür öffnete sich. Fleance tauchte im Anzug auf der Treppe auf und versuchte ungelent, einen Regenschirm aufzuspannen.

Banquo öffnete das Fenster einen Spalt, vermutlich, weil die Scheiben von innen beschlugen. Duff versuchte, die Scheibe mit den Händen weiter hinunterzudrücken, während er durch den engen Schlitz redete. »Hör zu, Banquo. Wenn du gestehst, kann ich nicht viel für dich tun, das weißt du. Aber ich verspreche dir, dass Fleance ungeschoren davankommt. Er wird nicht wie der Sohn eines Verräters behandelt werden, sondern wie der Sohn eines Mannes, der sich für die Stadt geopfert hat. Es wird seine Aussichten nicht verschlechtern, du hast mein Wort.«

»Hi. Sie sind Inspector Duff, oder?«

Duff richtete sich auf. »Hi, Fleance. Das stimmt. Ich wünsche euch einen schönen Abend.«

»Danke.«

Duff wartete, bis Fleance auf der Beifahrerseite eingestiegen war und Banquo den Motor angelassen hatte. Dann wandte er sich seinem eigenen Wagen zu.

»Duff!«

Er drehte sich um.

Banquo hatte seine Tür geöffnet. »Es ist nicht, wie du glaubst«, rief er.

»Nein?«

»Nein. Komm um Mitternacht zur alten Bertha, wir treffen uns da.«

Duff nickte.

Der Volvo setzte sich in Bewegung, und Vater und Sohn fuhren durch das Tor hinaus in den Nebel.

Lady stieg die letzten Stufen der Metallstiege bis zur Tür hinauf, die aufs Flachdach des Inverness führte. Sie öffnete sie und starrte in die Dunkelheit. Außer dem flüsternden Murmeln des Regens war nichts zu hören. Es war, als ob alles und jeder seine Geheimnisse hüten müsse. Sie wollte sich schon umdrehen und wieder hinuntergehen, als ein einzelner Blitz das Dach erhellte und sie ihn sah. Er stand an der Kante des Daches und blickte auf die Thrift Street hinab, die hinter dem Casino entlangführte. Bevor sie den Stadtrat dazu hatte überreden können, hinter ihrem Haus aufzuräumen, hatten die Prostituierten dort auf der schwach beleuchteten Straße gestanden. Nicht nur hatten sie sich selbst angeboten, sondern ihre Dienste auch gleich an Ort und Stelle verrichtet, in den Torbögen, auf Motorhauben oder an die Wände gedrückt. Das National Railway Network hatte seinerzeit sämtliche Fenster zur Thrift Street zumauern lassen, angeblich damit die Angestellten sich auf die Arbeit konzentrierten und nicht auf den Schmutz dort draußen.

Sie öffnete ihren Regenschirm und ging zu Macbeth hinüber.

»Stehst hier draußen und lässt dich nassregen, Schatz? Ich hab dich gesucht. Unsere Gäste werden gleich kommen.« Sie schaute an der glatten, schwarzen, fensterlosen Wand hinab, die, einer Festungsmauer gleich, zur Thrift Street führte. Sie kannte jeden Meter dieser Straße. Und das war Grund genug, die Fenster zugemauert zu lassen.

»Was siehst du denn da unten?«

»Einen Abgrund«, sagte er. »Angst.«

»Sei nicht so bedrückt.«

»Nein?«

»Was sollten all unsere Siege bringen, wenn sie uns kein Lächeln auf die Lippen zaubern würden?«

»Wir haben nur einige Schlachten gewonnen. Der Krieg hat kaum begonnen. Und doch werde ich schon von dieser Angst zerfressen. Gott weiß, woher sie kommt. Da nehme ich es lieber mit einer bewaffneten

Biker-Gang auf als mit dieser Schlange, nach der wir geschlagen, die wir aber nicht getötet haben.«

»Hör auf, Liebster. Niemand kann uns jetzt noch etwas anhaben.«

»Duncan. Ich kann ihn da unten sehen. Und ich beneide ihn. Er ist tot – ich habe ihm Frieden geschenkt – und was bekomme ich von ihm? Nur Angst und diese Albträume.«

»Es ist Brew, oder? Brew verursacht die Albträume.«

»Schatz ...«

»Weißt du noch, was du über Collum gesagt hast? Du hast gesagt, Brew würde die Leute wahnsinnig machen. Du musst aufhören, es zu nehmen, sonst verlierst du alles, was wir gewonnen haben! Hörst du mich? Kein weiteres Körnchen Brew!«

»Aber die Albträume sind kein Produkt meiner Einbildung. Der Sergeant hat mich angerufen. Die Sache ist abgemacht. Oder hast du etwa die schwere Tat schon vergessen, die wir für heute Abend geplant haben? Hast du den Gedanken daran verdrängt, dass der einzige Vater und Freund, den ich je hatte, abgeschlachtet werden wird?«

»Ich weiß nicht, wovon du redest, und du weißt es auch nicht. Wenn getan ist, was getan werden musste, gibt es keinen Grund mehr, sich den Kopf zu zerbrechen. Und Brew wird dir weder Trost spenden noch Mut machen. Jetzt wird deine Seele ihre Belohnung erhalten. Also kein Brew mehr! Bind dir eine Krawatte um, Liebster. Und setz ein Lächeln auf.« Sie nahm seine Hand. »Komm schon, wir verdrehen mit unserem Charme jetzt allen den Kopf.«

Caithness saß mit einem Glas Rotwein in der Hand in einem Armsessel. Sie lauschte dem Regen, der gegen das Dachfenster prasselte, und Kites Stimme aus dem Radio. Er sprach davon, dass der Interims-Chief-Commissioner in der Praxis mehr Macht hatte als ein demokratisch gewählter Bürgermeister, ein Problem, das nur entstehen konnte, weil Kenneth damals die Gesetze und Verordnungen der Stadt derartig umgekrempelt hatte. Ihr gefiel die Art, wie er seine Rs rollte, und seine ruhige Stimme. Ihr gefiel, dass er keine Angst hatte, mit seinem Wissen und seiner Intelligenz zu glänzen. Am meisten aber gefiel ihr, dass er immer gegen irgendjemanden zu Felde zog.

Gegen Kenneth, gegen Tourtell, ja sogar gegen Duncan, der selbst gegen so vieles gekämpft hatte. Es musste einen ziemlich einsam machen. Und wer war schon gern freiwillig einsam, wenn er es sich aussuchen konnte?

Sie hatte sich bereits gefragt, ob sie einen anonymen Brief an seinen Sender schicken und ihm schreiben sollte, wie beruhigend es war, dass es immer noch Menschen mit Prinzipien gab, jemanden, der den Job eines einsamen, furchtlosen Wachhundes übernahm. Apropos. Hatte sie nicht eben schon zum zweiten Mal dieses Geräusch an der Wohnungstür gehört? Sie stellte das Radio leiser. Lauschte. Da war es wieder. Sie schlich zur Tür hinüber und legte ihr Ohr dagegen. Ein vertrautes Quietschen. Sie öffnete die Tür.

»Duff. Was treibst du da?«

»Ich ... ähm ... stehe hier. Und denke nach.« Er hatte die Hände tief in seinen Jackentaschen vergraben und schaukelte in seinen viel zu großen Schuhen mit den quietschenden Sohlen vor und zurück.

»Warum hast du nicht geklingelt?«

»Habe ich«, sagte Duff. »Ich ... offenbar funktioniert die Klingel nicht.«

Sie öffnete die Tür weiter, aber er schien immer noch mit den Gedanken woanders zu sein.

»Warum bist du so niedergeschlagen, Duff?«

»Bin ich niedergeschlagen?«

»Tut mir leid. Ich weiß, es gibt im Augenblick wenig Grund, fröhlich zu sein, aber kommst du, oder gehst du?«

Seine Blicke huschten herum. »Kann ich bis Mitternacht hierbleiben?«

»Natürlich, komm doch rein. Mir ist kalt.«

Der Sergeant ließ die Hände auf der Lenkstange seiner Honda CB 450 »Black Bomber« ruhen. Es war noch keine fünf Jahre her, dass er sie gekauft hatte, und an guten Tagen konnte er einiges aus ihr rausholen. Andererseits kam sie ihm jetzt, da das Honda CB 750 Superbike auf dem Markt war, etwas veraltet vor. Er schaute auf seine Uhr. Sechzehn Minuten vor sieben. Der Berufsverkehr war inzwischen abgeebbt und eine frühe Dunkelheit hereingebrochen. Von seinem Platz neben der Fahrbahn konnte

er jeden einzelnen Wagen sehen, der sich der Gallows-Hill-Kreuzung näherte. Sweno hatte ihnen aus dem Club unten im Süden Verstärkung zukommen lassen: Drei Mitglieder, Cousins, wie sie sie nannten, hatten sich auf ihre Maschinen geschwungen und waren in weniger als drei Stunden in der Stadt eingetroffen. Sie alle saßen startbereit auf ihren Motorrädern neben den Zapfsäulen einer Tankstelle, an der der betreffende Wagen vorbeikommen sollte. Sie behielten die Modelle und Nummernschilder im Auge. Die Straße hinunter, auf der anderen Seite der Kreuzung, konnte er Colin sehen, der auf Steigeisen den Mast hinaufgeklettert war, an dem der Schaltkasten hing. Die einzig amüsante Ablenkung hatten sie bei ihrem Probelauf gehabt, als Colin einen Schraubenzieher hineingesteckt und umgedreht hatte. Bremsen hatten aufgekreischt, als die Ampeln aus heiterem Himmel von Grün auf Rot umschalteten. Und Sekunden später, als es wieder grün geworden war, hatten die Fahrer nur sehr zögerlich Gas gegeben. Die Wagen waren über die Kreuzung geschlichen, während der Sergeant seine Scheinwerfer hatte aufleuchten lassen, um Colin zu signalisieren, dass alles wie geplant verlaufen war.

Der Sergeant schaute wieder auf die Uhr. Viertel vor sieben.

Sweno hatte ein wenig Zeit gebraucht, um seine Entscheidung zu treffen, aber eher aus Gründen der Vorsicht und weniger, weil er Zweifel hatte, vermutete der Sergeant. Was sich bestätigt hatte, als die drei Cousins aus dem Süden vor dem Clubtor vorgefahren waren, ein Harley-Davidson Chopper mit hoher Lenkstange, eine Harley FL 1200 Electra Glide und eine Russian Ural mit Sozius und angebautem Maschinengewehr. Der Typ auf der Electra Glide hatte ein Schwert bei sich. Es war kein gebogener Säbel, wie Sweno ihn trug, seine Aufgabe würde es aber zweifellos erfüllen.

Vierzehn Minuten vor sieben.

»Fleance ...«

Etwas in der Stimme seines Vaters veranlasste Fleance, ihn anzuschauen. Sein Vater war immer ruhig, aber wenn irgendetwas nicht in Ordnung war, nahm seine Stimme diesen sogar noch ruhigeren Tonfall an. Wie damals, als Fleance sieben Jahre alt gewesen und sein Vater aus dem Krankenhaus gekommen war, nachdem er Mum besucht hatte. Da hatte er

seinen Namen auf dieselbe unheimliche Weise ausgesprochen.

»Planänderung für heute Abend.« Sein Vater wechselte die Fahrbahn, scherte hinter einem Ford Galaxy ein. »Und für die nächsten paar Tage.«

»Im Ernst?«

»Du fährst nach Capitol. Heute noch.«

»Capitol?«

»Es ist was passiert. Du wirst viele Fragen haben, mein Junge, aber im Augenblick kann ich dir keine Antworten geben. Ich steige beim Inverness aus, und du fährst sofort weiter. Wieder nach Hause. Nimmst nur das mit, was du wirklich brauchst, und fährst weiter nach Capitol. Immer ganz entspannt, nicht zu schnell, dann bist du morgen Abend da. Verstanden?«

»Ja, aber was ...«

»Keine Fragen. Du wirst einige Tage dort bleiben, vielleicht ein paar Wochen. Du kennst doch die kleine Wohnung, die deine Mutter geerbt hat. Hol den Notizblock aus dem Handschuhfach.«

»Die Einzimmerwohnung, die sie immer das Rattenloch genannt hat?«

»Ja. Kein Wunder, dass wir es nie geschafft haben, sie zu verkaufen. Zum Glück, muss ich jetzt allerdings sagen. Die Adresse lautet Tannery Street 66, Distrikt 6. Direkt neben dem Nachtclub Dolphin. Zweiter Stock auf der rechten Seite. Da bist du sicher. Hast du alles aufgeschrieben?«

»Ja.« Fleance riss den Zettel ab und legte den Block zurück ins Handschuhfach. »Aber ich brauche einen Schlüssel, oder? Ich meine, wer soll mich reinlassen, wenn sie leer steht?«

»Sie steht nicht leer.«

»Ist sie vermietet?«

»Nicht wirklich, ich habe den armen alten Cousin Alfie da wohnen lassen. Er ist so alt und taub, dass es sein kann, dass er dir nicht aufmacht, wenn du klingelst, deshalb wirst du improvisieren müssen.«

»Dad?«

»Ja?«

»Hat das irgendetwas damit zu tun, was Duff wollte? Er kam mir sehr ... angespannt vor.«

»Ja, aber Schluss jetzt mit den Fragen, Fleance. Du musst einfach dableiben, ein paar Bücher zum Lernen mitnehmen und dich langweilen. Aber keine Anrufe, keine Briefe. Und keinen Mucks darüber, wo du bist. Tu

einfach, was ich dir sage, und ich lasse dich wissen, wann es sicher genug ist, dass du zurückkommen kannst.«

»Bist *du* denn sicher?«

»Du hast doch gehört, was ich gesagt habe.«

Fleance nickte.

Sie fuhren schweigend weiter, und die abgenutzten Scheibenwischerblätter quietschten, als wollten sie ihnen etwas Wichtiges mitteilen.

»Ja«, sagte Banquo schließlich, »ich bin sicher. Aber achte bitte nicht auf das, was demnächst in den Nachrichten gesagt werden wird. Vermutlich alles Lügen. Es wohnt auch noch jemand anders da im Augenblick. Ich glaube, er schläft auf einer Matratze auf dem Boden, das heißt, du nimmst am besten das Sofa. Wenn die Ratten es noch nicht aufgeessen haben.«

»Sehr witzig. Versprichst du mir, dass du in Sicherheit sein wirst?«

»Mach dir keine Sorgen ...«

»Die Ampel ist rot!«

Banquo trat auf die Bremsen und landete beinahe auf der Stoßstange des Galaxy, der das Umspringen der Ampel offenbar ebenso spät bemerkt hatte.

»Hier«, sagte Banquo und reichte seinem Sohn eine dicke, abgewetzte Brieftasche. »Nimm das Geld hier, dann hast du erst einmal genug, um über die Runden zu kommen.«

Fleance nahm die Scheine heraus.

»Verdammt lang rot an dieser Ampel«, hörte er seinen Vater murmeln.

Fleance warf einen Blick in den Seitenspiegel. Hinter ihnen hatte sich bereits eine lange Schlange gebildet. Daneben, am äußeren Rand der Fahrbahn, zog eine ganze Reihe Motorräder an den Fahrzeugen vorbei und näherte sich ihnen.

»Seltsam«, sagte sein Vater. Wieder seine viel zu ruhige Stimme. »Wie's aussieht, hat der Querverkehr auch rot. Und das schon eine ganze Weile.«

»Dad, da kommen mehrere Motorradfahrer.«

Fleance sah, wie sein Vater einen raschen Blick in den Rückspiegel warf. Dann trat er aufs Gaspedal, riss das Lenkrad nach rechts und nahm den Fuß von der Bremse. Der alte Wagen kam auf der feuchten, öligen Fahrbahn ins Schlingern, zwängte sich aber nach rechts aus der Schlange heraus. Die

Radkappen stießen gegen den hohen Bordstein, und beide Wagen kreischten wie unter Schmerzen auf, als der Volvo am Galaxy entlangschrammte und beim Überholen dessen Seitenspiegel abbriss.

Weiter vorn auf der Straße war ein lautes Dröhnen zu hören. Die Ampel hatte auf Grün umgeschaltet.

»Dad! Halt an!«

Aber sein Vater hielt nicht an, im Gegenteil. Er trat das Gaspedal weiter durch. Auf Kollisionskurs mit einem Laster von links und einem Bus von rechts rasten sie auf die Kreuzung hinaus. Sie hörten den schrillen Akkord von zwei Hupen, von jeder Seite eine, als sie zwischen den beiden hindurchschossen. Fleance starrte in den Spiegel, während sie von Gallows Hill aufs Zentrum zurasten und die schmerzlichen Töne hinter ihnen verhallten. Er sah, dass die Ampeln nun in ihrer Richtung auf Grün gesprungen waren. Die Motorräder hatten es bereits über die Kreuzung geschafft.

Macbeth stand mit beiden Beinen fest auf den massiven Marmorplatten am Eingang des Casinos, hatte aber das Gefühl, keinen Boden unter den Füßen zu haben. Vor ihm schälte sich ein übergewichtiger Mann in schwarzem Anzug mühsam aus dem Rücksitz einer Limousine. Der rot gekleidete Türsteher des Inverness hielt die Wagentür auf und einen Regenschirm in der Hand. Er schien sich zu fragen, ob er den Gast hochziehen oder ihm lieber seine Würde lassen sollte. Als der Mann es endlich geschafft hatte – schwer atmend, aber ohne fremde Hilfe –, eilte ihm Lady entgegen.

»Da ist er ja, unser Bürgermeister ... ach, was sag ich, *mein* Bürgermeister!« Sie lachte und umarmte ihn. Was gar nicht so einfach war, dachte Macbeth. Er hörte sich selbst ein albernes Kichern ausstoßen, während er zusah, wie Ladys zarte Hände Tourtells dick gepolsterten Schildkrötenpanzer umfassten.

»Jedes Mal, wenn wir uns sehen, sind Sie noch attraktiver und viriler als beim letzten Mal«, flötete sie.

»Und Sie, Lady, werden immer schöner und verlogener. Macbeth ...«

Macbeth schüttelte ihm die Hand, ganz fasziniert davon, wie das Fleisch des Bürgermeisters unter dem Druck seines Daumens nachgab.

»Und wer ist dieser junge Mann?«, fragte Lady.

Ein braunäugiger, mädchenhaft hübscher Junge mit weicher Haut, scheinbar noch ein Teenager, kam hinter der Limousine hervorgehuscht. Er lächelte Tourtell verzagt zu, als bräuchte er Hilfe.

»Dies, Lady, ist mein Sohn«, sagte Tourtell.

»Sie alberner Mensch, Sie haben doch gar keine Kinder«, sagte Lady und versetzte dem Bürgermeister einen spielerischen Schlag aufs Revers.

»Mein *unehelicher* Sohn«, berichtigte sich der Bürgermeister, streichelte den unteren Rücken des Jungen und zwinkerte Macbeth kichernd zu. »Ich habe gerade erst von seiner Existenz erfahren, wissen Sie. Die Ähnlichkeit ist unverkennbar, oder, Lady?«

»Sie bleiben doch immer der alte schlaue Fuchs, mein lieber Tourtell. Sollen wir ihm einen Namen geben?«

»Wie wäre es mit Kasi Tourtell Junior?«, fragte der Bürgermeister, strich sich über seinen Salvador-Dali-Schnurrbart und stieß, als Lady die Augen verdrehte, ein dröhnendes Lachen aus.

»Lassen Sie sich im Warmen eine Erfrischung servieren«, sagte Lady.

Die beiden traten durch die Tür, und Lady gesellte sich zu Macbeth.

»Wie kann das perverse Schwein es wagen?«, fragte Macbeth. »Ich dachte, Tourtell wäre einer der respektableren Leute.«

»Er gehört zu den *respektierten* Leuten, und nur darauf kommt es an, Liebster. Macht gibt einem die Freiheit, zu tun, was man will, ohne dass die Leute den Respekt vor einem verlieren. Na, wenigstens lächelst du jetzt.«

»Ach ja?«

»Wie ein wahnsinniger Clown.« Lady strahlte bereits das Taxi an, das vor dem Eingang vorfuhr. »Übertreib es nicht mit dem Grinsen, Liebling. Das ist Janovic, ein Immobilieninvestor aus Capitol.«

»Ein weiterer Aasgeier, der unsere Fabrikgelände für einen Apfel und ein Ei aufkauft?«

»Er schaut sich die Casinos an. Sei nett und sag Hallo, und lass im Gespräch irgendwann ganz nebenbei eine Bemerkung darüber fallen, dass die Kriminalität auf unseren Straßen bereits zurückgeht.«

Fleance schrie unwillkürlich auf und duckte sich, als die Heckscheibe

explodierte.

»Wie viele?«, fragte sein Vater und zog den Wagen scharf nach rechts, auf eine Nebenstraße mit Kopfsteinpflaster. Fleance drehte sich um. Das Dröhnen der Motorräder schwoll an und klang inzwischen wie ein wütender Drache.

»Fünf oder sechs«, brüllte Fleance. »Gib mir deine Waffe.«

»Die wollte heute Abend zu Hause bleiben«, sagte Banquo. »Halt dich fest.« Er riss das Lenkrad herum, und die Reifen trafen den Bordstein. Der Volvo machte einen Satz und schnitt die Kurve vor einer eleganten Boutique, als sie links in eine noch engere Gasse bogen. Fleance begriff die Strategie: In diesen Einbahnstraßen konnten die Biker wenigstens nicht neben ihnen aufschließen und sie erledigen. Aber sie kamen unweigerlich näher. Ein weiterer Knall hinter ihnen. Fleance hatte noch nicht gelernt, zwischen sämtlichen Feuerwaffen zu unterscheiden wie sein Vater, aber selbst er wusste, dass dies eine Schrotflinte gewesen war. Was insgesamt immer noch besser war als ...

Ein Kugelhagel hämmerte gegen die Karosserie.

... eine automatische Waffe.

Sein Vater führte mit großer Entschiedenheit eine weitere abrupte Kursänderung durch, als wusste er genau, wohin er wollte. Sie waren längst im Einkaufsviertel angelangt, aber die Geschäfte hatten geschlossen, und die Straßen waren im Regen so gut wie verlassen. Kannte sein Vater einen Ausweg aus diesem Labyrinth? Wie zur Antwort auf die Frage riss Banquo das Lenkrad plötzlich nach rechts. Sie passierten ein Schild, das nichts Gutes ahnen ließ.

»Dad, das ist eine Sackgasse!«

Banquo reagierte nicht.

»Dad!«

Immer noch keine Reaktion. Nur seine Augen, die mit äußerster Konzentration nach vorn starteten, und seine Hände, die das Lenkrad fest umklammerten. Erst jetzt bemerkte Fleance, dass seinem Vater Blut übers Gesicht rann und den weißen Kragen seines Hemdes bereits wie Löschpapier rosa verfärbt hatte. Und an der Stelle, wo das Blut aus dem Kopf seines Vaters austrat, fehlte etwas. Fleance richtete seinen Blick auf das Lenkrad. Deshalb antwortete er nicht. Sein Ohr. Es klebte am

Armaturenblech, ein kleines, bleiches Stück Haut, Fetzen aus Fleisch und Blut.

Fleance hob den Blick zur Windschutzscheibe. Und dort sah er, im wahrsten Sinne des Wortes, das Ende. Die Sackgasse führte auf ein massiv aussehendes Holzhaus zu. Im Erdgeschoss befand sich ein großes, teilweise beleuchtetes Schaufenster. Es kam rasch näher, und sie machten keinerlei Anstalten anzuhalten.

»Schnall dich an, Fleance.«

»Dad!«

»Sofort!«

Fleance griff nach seinem Gurt, zog ihn sich über die Brust und schaffte es gerade noch, ihn einrasten zu lassen, bevor die Vorderreifen gegen den Bordstein prallten und der Wagen sich aufbäumte. Die Motorhaube traf das Schaufenster in der Mitte. Fleance kam es vor, als hätte es sich geöffnet, als würden sie durch einen Vorhang aus weißem Glas fliegen – mitten hinein in das, was dahinter wartete. Dann, als er sich verblüfft umschaute, weil er wusste, dass etwas nicht da war, wo es sein sollte, kamen die Bilder ins Stocken, und ihm wurde klar, dass er das Bewusstsein verloren haben musste. Ein infernalisches Klingeln dröhnte in seinen Ohren. Sein Vater lag bewegungslos mit dem Kopf auf dem Lenkrad.

»Dad!«

Fleance schüttelte ihn.

»Dad!«

Keine Reaktion. Die Windschutzscheibe war weg, und irgendetwas glitzerte auf der Motorhaube. Fleance musste die Augen zusammenkneifen, bis ihm klar wurde, dass es wirklich das war, wonach es aussah. Ringe. Halsketten. Armreifen. Und vor ihm an der Wand stand in goldenen Lettern: *Jacob & Sons. Juwelier*. Sie waren in einen verdamnten Juwelierladen hineingerast. Und das Klingeln, das er hörte, kam nicht aus seinem Kopf, es war die Alarmanlage. Jetzt begriff er endlich. Die Alarmanlage. Alle Banken, Casinos und größeren Juwelierläden waren mit der Telefonzentrale des Polizeihauptquartiers verbunden. Und die informierte unverzüglich die Streifenwagen im jeweiligen Distrikt. Dad hatte tatsächlich gewusst, wohin er wollte.

Fleance versuchte, seinen Gurt zu lösen, schaffte es aber nicht. Er riss

und zog, aber der Gurt lockerte sich kein Stück.

Der Sergeant saß auf seiner Maschine, zählte die Sekunden und betrachtete den Wagen, dessen Heck aus dem Laden vor ihm ragte. Die Alarmanlage übertönte die meisten Geräusche, aber am Qualm, der aus dem Auspuff kam, konnte er erkennen, dass der Motor noch lief.

»Ey, worauf warten wir noch, Mann?«, fragte der Typ auf der Electra Glide. Seine Art zu sprechen war ziemlich nervtötend. »Los, holen wir sie uns.«

»Wir warten noch etwas«, sagte der Sergeant und zählte. »Einundzwanzig, zweiundzwanzig.«

»Ey, wie lange denn?«

»Bis wir wissen, dass der Typ, von dem wir den Auftrag bekommen haben, sein Versprechen gehalten hat.«

»Ey, Mann, ich will diese Kopfabhackerei hinter mir haben und raus aus dieser Scheißstadt.«

»Warte.« Der Sergeant musterte ihn stumm. Der Typ sah aus wie ein erwachsener Mann. Er war breit wie ein Scheunentor und hatte überall Muskeln, sogar im Gesicht. Trotzdem trug er eine Zahnsperre, wie ein kleiner Junge. Der Sergeant hatte so etwas schon öfter gesehen. Im Gefängnis entwickelten die Insassen, die unentwegt pumpen und Anabolika nehmen, so kräftige Kieferknochen, dass ihre Zähne sich verschieben. Neunundzwanzig, dreißig. Dreißig Sekunden und immer noch keine Polizeisirene. »Schön, leg los«, sagte der Sergeant.

»Danke.« Das Scheunentor zog einen langläufigen Colt aus seinem Hosenbund und das Schwert aus der Scheide, stieg ab und ging auf den Wagen zu. Nonchalant ließ er die Schwertklinge über die Wand und das PARKEN VERBOTEN-Schild gleiten. Der Sergeant betrachtete die Rückseite seiner Lederjacke. Eine Piratenflagge mit Totenkopf über einem Hakenkreuz. Kein Stil. Er seufzte. »Gib ihm Deckung mit der Schrotflinte, Colin.«

Colin strich sich mit seiner bandagierten Hand über den Walrossbart, klappte den kurzen Lauf einer Schrotflinte auf und ließ zwei Patronen hineingleiten.

Der Sergeant sah einige Gesichter in Fenstern auf der anderen Straßenseite auftauchen, hörte aber immer noch keine Sirenen, nur den monotonen, unaufhörlichen Alarm, als der Typ den Laden betrat und auf den Wagen zuing. Er klemmte sich das Schwert unter den Arm, zog die Beifahrertür mit seiner freien Hand auf und richtete den Revolver auf die Person, die dort saß. Der Sergeant biss unwillkürlich die Zähne zusammen, während er auf den Knall wartete.

Fleance riss an seinem Gurt, aber das verdammte Ding steckte fest. Er versuchte, sich hinauszuwinden. Er hob seine Knie bis zum Kinn, schwang sich im Sitz herum und stemmte seine Füße gegen die Beifahrertür, um sich zu seinem Vater auf den Fahrersitz hinüberzudrücken. In diesem Augenblick sah er den Mann, der mit Schwert und Revolver in den Händen den Laden betrat. Es war jetzt zu spät, um zu fliehen, und Fleance hatte nicht einmal genug Zeit, um darüber nachzudenken, wie viel Angst er hatte.

Die Beifahrertür wurde aufgerissen. Fleance sah das Glänzen einer Zahnsperre, sah, wie ein Revolver gehoben wurde. Ihm wurde klar, dass er den Mann mit einem Tritt nicht erreichen konnte. Stattdessen zielte er mit seinem Fuß in reiner Verzweiflung auf die Wagentür. Ein normaler Schuh hätte nicht unter den inneren Türgriff gepasst, aber die lange dünne Spitze von Macbeths alten Latschen glitt problemlos darunter. Er sah die Schwärze der Ewigkeit im Lauf des Revolvers, dann zog er die Tür so fest zu, wie er konnte. Als sie das Handgelenk des Mannes traf und in der Öffnung einklemmte, knackte es laut – und der Revolver fiel mit einem dumpfen Aufprall ins Wageninnere.

Fleance hörte einen Fluch, knallte die Tür mit einer Hand zu und suchte mit der anderen nach dem Revolver.

Wieder wurde die Tür aufgerissen. Diesmal stand der Zahnsperrenmann mit einem über den Kopf gehobenen Schwert davor. Fleance tastete wie wild den Boden ab, unter dem Sitz – wo zur Hölle steckte diese Waffe? Die Zahnsperre schien derweil zu bemerken, dass die Türöffnung zu eng war und er mit dem Schwert waagrecht hineinstecken musste. Er holte aus, zielte auf Fleance und stieß zu. Fleance riss die Beine hoch und traf ihn mit voller Wucht auf halbem Weg, was den Typen

rückwärts durch den Raum taumeln ließ und zu Fall brachte, wobei er eine Glasvitrine zerschlug.

»Colin«, seufzte der Sergeant. »Bitte geh da rein und beende diese unwürdige Zirkusvorstellung.«

»Okay, Boss.« Bevor er von seiner Maschine stieg, prüfte Colin, ob er in der Lage sein würde, mit der Hand, die Macbeth mit einem Dolch aufgespießt hatte, den Abzug seiner Waffe zu drücken.

Fleance hatte seinen Kampf aufgegeben. Ihm war klar, dass er in der Falle saß, dass er sich nicht aus dem Sicherheitsgurt würde befreien können, bevor es zu spät war. Also legte er sich seitwärts auf den Sitz und sah zu, wie der Typ mit dem Schwert sich aus der zertrümmerten Vitrine aufrappelte und einzelne Scherben von seinen breiten Schultern rieselten. Diesmal war er vorsichtiger. Nahm eine Position ein, wo Fleance ihn nicht erreichen konnte. Überprüfte, ob er sein Schwert auch sicher im Griff hatte. Fleance wusste, dass er die Stelle anvisierte, an der er sofort den größtmöglichen Schaden anrichten und gleichzeitig außer Reichweite bleiben konnte. Fleances Leiste.

»Gottverdammte Scheiße«, knurrte der Mann, spuckte auf das Schwert, trat den notwendigen Schritt näher und fletschte die Zähne. Das weiche, warme Licht im Laden ließ seine Spange funkeln, sodass sie für einen Augenblick aussah, als gehörte sie zum Warenbestand des Juweliers. Fleance hob die Waffe und feuerte sie ab. Erhaschte einen flüchtigen Blick auf die Überraschung im Gesicht des Mannes und ein kleines schwarzes Loch inmitten der Spange, bevor er zu Boden fiel.

Die sanften, diskreten Töne des Klaviers kitzelten in Macbeths Ohren.

»Liebe Gäste, Kollegen und Freunde des Casinos«, sagte er und schaute in die versammelten Gesichter, »auch wenn noch nicht alle eingetroffen sind, möchte ich Sie im Namen der Frau, die Sie alle kennen und fürchten ...« Stummes, höfliches Gelächter und Nicken zu der lachenden Lady. »... herzlichst begrüßen und einen Toast aussprechen, bevor wir uns miteinander

an den Tisch setzen.«

Colin blieb stehen, als er sah, wie sein Cousin aus dem Süden zu Boden ging. Der Schuss hatte die Alarmanlage kurz übertönt, und jetzt bemerkte er in der offenen Wagentür eine Hand mit Revolver. Er reagierte rasch, feuerte einen Schuss ab, sah, wie die Kugel traf, wie das helle Innere der Tür sich rot färbte, wie die Fensterscheibe darüber explodierte und der Revolver auf den Boden des Ladens fiel.

Colin eilte auf den unbeweglichen Wagen zu. Das Adrenalin hatte seine Sinne derart geschärft, dass er alles gleichzeitig wahrnahm. Das leichte Vibrieren des Auspuffs, die Tatsache, dass er durch die zerschossene Rückscheibe keinerlei Köpfe sah, und ein Geräusch, das er unter dem Dröhnen des Alarms gerade so identifizieren konnte. Das Rülpsen eines durchgetretenen Gaspedals. *Scheiße!*

Die letzten Schritte zur offenen Wagentür rannte Colin. Auf dem Beifahrersitz saß ein junger Typ im Anzug in merkwürdig verrenkter Position: Angeschallt, die Hand blutüberströmt, der linke Fuß zum Fahrer hinübergestreckt, der leblos über dem Lenkrad hing. Colin hob die Schrotflinte genau in dem Augenblick, als der Motor laut aufheulte und sich der Wagen rückwärts in Bewegung setzte. Die offene Tür traf Colin an der Brust, doch er schaffte es, seine linke Hand auszustrecken und sich an der Oberkante der Tür festzuhalten. Sie rasten aus dem Laden hinaus, aber Colin ließ nicht los. Noch immer hatte er die Schrotflinte in seiner schmerzenden rechten Hand. Um in den Wagen hineinfliegen zu können, würde er sie sich allerdings unter seinen linken Arm klemmen müssen ...

Fleance hatte es geschafft, seinen Fuß auf die Kupplung zu bekommen, den Fuß seines Vaters beiseitezudrücken und den Rückwärtsgang einzulegen. Dann hatte er ganz langsam seinen Absatz von der Kupplung genommen und mit der Fußspitze aufs Gas gedrückt. Die offene Beifahrertür hatte irgendeinen Typen getroffen, der sich immer noch an ihr festklammerte, aber jetzt waren sie aus dem Laden heraus, auf dem Weg zurück. Fleance konnte nicht das Geringste sehen, aber er gab Vollgas und hoffte nur, dass sie nicht irgendwo hineinknallen würden.

Der Typ an der Tür schien mit irgendetwas herumzufuhrwerken. Plötzlich erkannte er, worum es sich handelte: Unter seinem Arm blitzte der Lauf einer Schrotflinte auf. Im nächsten Augenblick ging sie los.

Fleance blinzelte.

Der Typ mit der Waffe war weg. Ebenso die Beifahrertür. Er schaute über das Armaturenbrett und sah, dass die Tür und der Typ an dem Pfeiler hingen, an dem das PARKEN VERBOTEN-Schild angebracht war.

Und er sah eine Nebenstraße.

Er trat auf die Bremse und dann auf die Kupplung, um den Motor nicht abzuwürgen. Schaute in den Seitenspiegel. Sah vier Männer, die von ihren Motorrädern stiegen und auf ihn zukamen. Ihre Maschinen hatten sie nebeneinander geparkt, sodass sie die enge Straße versperrten. Der Volvo würde es nicht schaffen, sie im Rückwärtsgang zu überfahren. Fleance griff nach dem Schaltknüppel und stellte erst jetzt fest, dass seine Hand blutete. Er versuchte, den ersten Gang zu finden, schaffte es aber nicht, vermutlich weil es von seiner Position aus nicht möglich war, den Schaltknüppel gerade herunterzudrücken. Scheiße, Scheiße, Scheiße. Der Motor hustete und spuckte, stand kurz vor seinem letzten Atemzug. Fleance sah im Rückspiegel, dass die Männer Revolver gezogen hatten. Nein, Maschinenpistolen. Das war's. Hier endete es. Ein merkwürdiger Gedanke kam ihm in den Sinn. Wie bitter es war, dass er seine Jura-Abschlussprüfung nicht würde machen können, nun, da bei ihm endlich der Groschen gefallen war und er die ganze Sache verstanden hatte, den Unterschied zwischen falsch und illegal, zwischen Moral und Gesetzgebung. Zwischen Macht und Verbrechen.

Er spürte eine warme Hand auf seiner, über dem Schaltknüppel.

»Wer fährt hier, mein Sohn? Du oder dein Dad?«

Banquos Augen waren glasig, aber er saß aufrecht auf seinem Sitz und legte beide Hände ans Steuer. Im nächsten Augenblick erhob sich die alte Stimme des Motors zu einem heiseren Brüllen, und sie schossen über das Kopfsteinpflaster davon, während hinter ihnen die Maschinenpistolen knallten und knatterten, als wäre heute der Tag des chinesischen Neujahrsfestes.

Macbeth schaute Lady an. Sie saß zwei Plätze von ihm entfernt und war in ein lebhaftes Gespräch mit ihrem Tischherren vertieft, diesem Jano-wer-auch-immer. Dem Immobilienhai aus Capitol. Sie hatte ihm ihre Hand auf den Arm gelegt. Letztes Jahr hatte noch einer der mächtigen Fabrikbesitzer dieser Stadt auf dem Platz des Hais gesessen und ihre Aufmerksamkeit gefesselt. Aber in diesem Jahr war die Fabrik geschlossen worden, und ihr Besitzer hatte keine Einladung mehr erhalten.

»Wir beide sollten uns mal unterhalten«, sagte Tourtell.

»Ja.« Macbeth wandte sich dem Bürgermeister zu, der eine mit Kalbfleisch beladene Gabel in seinen weit aufgerissenen Mund schob.
»Worüber?«

»Worüber? Über die Stadt natürlich.«

Macbeth schaute fasziniert zu, wie sich die vielen Kinn des Bürgermeisters beim Essen ausdehnten und zusammenzogen, wie ein Akkordeon aus Fleisch.

»Darüber, was für die Stadt am besten ist«, sagte Tourtell mit einem Grinsen. Als wäre es ein Witz. Macbeth wusste, dass er sich auf das Gespräch konzentrieren sollte, aber er konnte seine Gedanken einfach nicht zusammenhalten. Jetzt zum Beispiel fragte er sich, ob die Mutter des Kalbs wohl noch am Leben war. Und wenn ja, ob sie womöglich spürte, dass hier gerade ihr Kind verschlungen wurde.

»Da gibt es diesen Radioreporter«, sagte Macbeth. »Kite. Der verbreitet bössartige Gerüchte und hat offenbar nichts Gutes im Sinn. Wie neutralisiert man so eine Person?«

»Reporter!« Tourtell verdrehte die Augen. »Wissen Sie, das ist schwierig. Die müssen nur ihren Chefredakteuren Rede und Antwort stehen. Und selbst wenn diese Chefredakteure wiederum den Besitzern ihrer Medienanstalten verpflichtet sind und die Geld verdienen wollen, bilden sich Reporter gerne ein, einem höheren Gut zu dienen. Sehr schwierig. Sie essen ja gar nichts, Macbeth? Machen Sie sich Sorgen?«

»Ich? Nein, gar nicht.«

»Wirklich? Jetzt, wo der eine Chief Commissioner tot ist, ein weiterer vermisst wird und die ganze Verantwortung auf Ihren Schultern lastet? *Ich* würde mir Sorgen machen, wenn Sie sich keine machen würden, Macbeth!«

»So habe ich es nicht gemeint.« Macbeth sah Hilfe suchend zu Lady

hinüber, die auf der anderen Seite des Bürgermeisters saß. Aber sie plauderte inzwischen angeregt mit einer Frau, die die Finanzberaterin des Stadtrats war oder etwas in der Art.

»Entschuldigen Sie mich«, sagte Macbeth und erhob sich. Fing einen fragenden, leicht besorgten Blick von Lady auf und marschierte rasch hinaus zur Rezeption.

»Geben Sie mir das Telefon, Jack.«

Der Rezeptionist reichte ihm das Telefon, und Macbeth wählte die Nummer der Zentrale im Hauptquartier. Nach dem fünften Klingeln nahm jemand ab. War das eine lange oder kurze Zeit, wenn man die Polizei erreichen wollte? Er wusste es nicht, hatte nie zuvor darüber nachgedacht. Aber jetzt ging es nicht mehr anders. Jetzt musste er über solche Dinge nachdenken. Auch das noch. »Verbinden Sie mich mit dem Streifendienst.«

»Okay.«

Er hörte, dass man ihn durchgestellt hatte, und am anderen Ende klingelte das Telefon. Macbeth schaute auf seine Uhr. Sie ließen sich Zeit.

»Ich sehe Sie gar nicht mehr im Spielsaal, Jack.«

»Ich arbeite nicht mehr als Croupier, Sir. Nicht nach ... na ja, nach dieser einen Nacht, Sie wissen schon.«

»Verstehe. Man braucht eine Weile, bis man darüber weg ist.«

Jack zuckte mit den Schultern. »Es ist nicht bloß das. Ich glaube, die Tätigkeit als Rezeptionist passt einfach besser zu mir als die des Croupiers. Es ist also keine Tragödie.«

»Aber verdient man als Croupier nicht deutlich mehr?«

»Wenn man ein Fisch außerhalb des Wassers ist, spielt es keine Rolle, wie viel man verdient. Der Fisch kann nicht atmen und stirbt neben einem dicken Sack Geld. *Das* ist eine Tragödie, Sir.«

Macbeth wollte gerade etwas erwidern, als eine Stimme meldete, dass er den Streifendienst am Apparat hatte.

»Macbeth hier. Ich habe mich gefragt, ob in der letzten Stunde irgendwelche Berichte über eine Schießerei in Gallows Hill bei euch eingegangen sind.«

»Nein. Hätte es denn welche geben sollen?«

»Wir haben hier einen Gast, der mir gerade erzählt hat, er sei da vorbeigefahren und habe einen lauten Knall gehört. Muss wohl ein Reifen

geplatzt sein.«

»Ja, wahrscheinlich.«

»In Distrikt 2 West ist also nichts vorgefallen?«

»Nur ein Einbruch bei einem Juwelier, Sir. Der nächste Streifenwagen war ein gutes Stück entfernt, aber wir sind jetzt auf dem Weg.«

»Verstehe. Na dann, noch einen schönen Abend.«

»Ihnen auch, Inspector.«

Macbeth legte auf. Starrte hinab auf den Teppich, auf das seltsame Muster aus gestickten Blumen. Er hatte sie nie weiter beachtet, aber jetzt schien es, als wollten sie ihm etwas sagen.

»Sir?«

Macbeth schaute auf. Jack hatte einen besorgten Ausdruck im Gesicht.

»Sir, Sie haben Nasenbluten.«

Macbeth legte eine Hand an seine Oberlippe, begriff, dass der Rezeptionist recht hatte, und eilte zur Toilette.

Banquo beschleunigte und raste die Hauptstraße hinunter. Der Wind heulte durch die türlose Beifahrerseite in den Wagen. Sie kamen am Obelisken vorbei. Es würde nicht mehr lange dauern, bis sie den Hauptbahnhof erreichten.

»Kannst du sie sehen?«

Fleance sagte etwas.

»Lauter!«

»Nein.«

Banquo konnte mit dem Ohr auf Fleances Seite nichts hören, entweder weil der Gehörgang mit Blut verstopft war oder weil die Kugel ihm das Gehör geraubt hatte. Trotzdem war es nicht dieser Schuss, der ihn beunruhigte. Er schaute auf die Tankanzeige – der Zeiger war in den vier oder fünf Minuten, seit sie das Einkaufsviertel verlassen hatten, erheblich gesunken. Die Maschinenpistolen mochten harmlos geklungen haben, aber vermutlich hatten sie den Benzintank getroffen. Doch auch diese Schüsse beunruhigten ihn nicht. Sie hatten immer noch genug Treibstoff, um es sicher bis zum Inverness zu schaffen.

»Wer sind die, Dad? Warum sind die hinter uns her?«

Direkt vor ihnen tauchte der Bahnhof auf.

»Ich weiß nicht, Fleance.« Banquo konzentrierte sich auf die Straße. Und aufs Atmen. Er musste atmen, Luft in seine Lunge bekommen. Durchhalten. Durchhalten, bis Fleance in Sicherheit war. Das, und nur das spielte eine Rolle. Nicht, dass die Fahrbahn vor ihm zu verschwimmen begann, nicht der Schuss, der ihn getroffen hatte.

»Irgendwer muss gewusst haben, dass wir diese Strecke fahren würden, Dad. Die Sache mit den Ampeln, das war nicht normal. Die wussten ganz genau, wann wir am Gallows Hill vorbeikommen würden.«

Banquo hatte sich das bereits selbst zusammengereimt. Aber es bedeutete jetzt nichts mehr. Bedeutung hatte allein die Tatsache, dass sie den Bahnhof hinter sich gelassen und die Lichter des Inverness vor sich hatten. Vor der Tür parken, Fleance ins Casino hineinschaffen.

»Ich sehe sie jetzt, Dad. Sie sind höchstens noch zweihundert Meter hinter uns.«

Mehr als dicht genug, wenn sie nicht aufgehalten wurden. Er hätte das Blaulicht und die Sirene im Wagen haben müssen. Banquo starrte zum Inverness hinüber. Licht. Er konnte den Weg abkürzen und quer über den Worker's Square fahren. Die Sirenen. Etwas lag ihm auf der Zunge. Steckte in seinem Kopf fest.

»Hast du Sirenen gehört, Fleance?«

»Was?«

»Sirenen. Streifenwagen. Hast du sie beim Juwelier gehört?«

»Nein.«

»Ganz sicher? Im Distrikt 2 West sind immer jede Menge Streifenwagen unterwegs.«

»Absolut sicher.«

Banquo spürte den Schmerz und die Dunkelheit näher kommen. »Nein«, flüsterte er. »Nein, Macbeth, mein Junge ...« Er hielt das Lenkrad umklammert und bog unversehens nach links.

»Dad! Das ist nicht der Weg zum Inverness.«

Banquo drückte auf die Hupe, überholte den Wagen vor ihnen und beschleunigte weiter. Er spürte, wie sich der lähmende Schmerz vom Rücken in die Brust ausbreitete. Bald würde er seine rechte Hand nicht mehr am Lenkrad halten können. Die Kugel hatte vermutlich kein großes Loch in

den Sitz geschlagen, aber sie hatte ihn getroffen. Und *dies* war der Schuss, der ihn wirklich beunruhigte.

Vor ihnen war nichts. Nur der Containerhafen, das Meer und die Dunkelheit.

Aber es gab eine allerletzte Möglichkeit.

Macbeth betrachtete sich im Spiegel über dem Waschbecken. Das Nasenbluten hatte aufgehört, aber er wusste, was es bedeutete. Dass seine Schleimhäute mehr Brew nicht verkraften konnten und er es für eine Weile lassen sollte. Das war in seiner Jugend anders gewesen. Damals hatte sein Körper noch jede Form von Missbrauch ausgehalten. Aber wenn er jetzt so weitermachte, würde seine Nase schmerzen und bluten, und sein Gehirn würde durchdrehen, bis ihm der Kopf abfiel. Er brauchte eine Pause. Warum rollte er also, während er genau das dachte, einen Schein zusammen und setzte ihn am rechten Ende der Linie aus weißem Puder an, die er auf dem Waschbecken ausgestreut hatte? Weil dies die Ausnahme war. Dies war der entscheidende Moment, in dem er es noch einmal brauchte. Der Moment, in dem er es mit dem fetten perversen Bürgermeister und den Norse Riders aufnehmen musste, die es offenbar nicht geschafft hatten, sich an die Abmachung zu halten. Und dann auch noch mit Lady. Nein, sie war kein Problem, sie war das Alpha und das Omega, seine Geburt, sein Leben und sein Tod. Sein Grund zu leben. Aber im gleichen Maße, wie ihn ihre Liebe vor Freude zittern ließ, schmerzte ihn der Gedanke, was ihm genommen werden könnte. Ihre Macht bestand nun ebenso sehr darin, ihn zu lieben, wie darin, ihm ihre Liebe zu entziehen. Er inhalierte tief, sog das Brew kräftig in sein Gehirn, bis es die Innenseite seiner Kopfhaut erreichte, zumindest fühlte es sich so an. Blickte sich noch einmal im Spiegel an. Sein Gesicht verzerrt und verändert. Er hatte weißes Haar. Die roten Lippen einer Frau. Eine Narbe breitete sich quer über sein Gesicht aus. Unter seinem Kinn wuchsen weitere Kinne. Tränen füllten seine Augen und rannen ihm die Wangen hinab. Er musste jetzt aufhören. Er hatte Leute gekannt, die so viel durchgezogen hatten, dass sie am Ende Nasenprothesen brauchten. Er musste aufhören, solange noch Zeit war, solange es noch etwas zu retten gab. Er musste zur Spritze wechseln.

Der Sergeant sah die Rücklichter des Volvo langsam, aber sicher näher kommen. Er gab Vollgas und wusste genau, dass die anderen Schwierigkeiten haben würden, hinterherzukommen, obwohl seine Maschine bloß 450 Kubikzentimeter aufzubieten hatte. Auf nasser, öligter Fahrbahn aber waren Erfahrung und Feingefühl wichtiger als die Größe des Motors, wenn man nicht den Halt verlieren wollte. Daher war er überrascht, als er im Rückspiegel sah, dass einer der Biker rasch hinter ihm aufschloss. Völlig verblüfft erkannte er ihn. Seinen Helm. Die *Red Indian Chief* schoss so dicht am Sergeant vorbei, dass ihn beinahe die Spitze eines Horns streifte. Sein Scheinwerfer ließ den Säbel aufleuchten, als die Maschine ihn überholte. Wo war er hergekommen? Woher hatte er es gewusst? Woher wusste er immer, wann sie ihn brauchten? Der Sergeant drosselte seine Geschwindigkeit. Sweno sollte voranfahren, sollte sie leiten.

Banquo schlug denselben Weg ein, den sie genommen hatten, als sie dem russischen Laster gefolgt waren, wagte mehrere gefährliche Überholmanöver und erhöhte so kurzzeitig den Abstand zu den Motorrädern. Bald würden sie wieder aufholen, aber vielleicht blieb genug Zeit. Vor dem Tunnel war eine Absperrung aufgebaut, und ein Schild wies darauf hin, dass die Brücke wegen Reparaturarbeiten unbefahrbar sei. Splitter flogen durch die Luft, als der Volvo in die Absperrung hineinkrachte und sich seine Scheinwerfer in die Dunkelheit des Tunnels bohrten. Banquo fuhr mit einer Hand am Steuer; die andere lag in seinem Schoß wie eine Leiche. Sie konnten bereits den Ausgang sehen, als das wütende Belfern der Motorräder hinter ihnen im Tunnel ertönte.

Sie näherten sich der scharfen Kurve, die zur Brücke führte. Banquo bremste ab und gab sofort wieder Gas.

Jetzt waren sie auf der Brücke, umgeben von einer plötzlichen Stille unter klarem Himmel und beschienen von einem Mond, der den Fluss tief unter ihnen glitzern ließ wie Messing. Sie hörten nur noch den Motor des Volvos, der so hart arbeitete, wie er konnte. Und dann das Heulen von Gummi auf Asphalt, als Banquo plötzlich mitten auf der Brücke bremste, dort, wo die Statue von Kenneth gestanden hatte. Er steuerte jetzt genau den Punkt an, wo das rote Absperrband der Highway Agency im Wind flatterte

und die Stelle markierte, an der der ZIS-5 in den Fluss hinabgestürzt war. Überrascht drehte sich Fleance zu seinem Vater um, der in den Leerlauf geschaltet hatte. Banquo beugte sich über seinen Sohn und schnitt mit einem Taschenmesser seinen Gurt los.

»Was ...?«

»Der Tank hat ein Leck, mein Sohn. Bald haben wir kein Benzin mehr, also hör mir gut zu. Ich habe dir nie viele Predigten gehalten, das weißt du, aber eins muss ich dir sagen ...« Banquo lehnte sich gegen die Tür auf seiner Seite, zog die Knie an und schwang sich in seinem Sitz herum, genau wie Fleance es zuvor getan hatte.

»Du kannst alles sein, was du willst, Fleance. Sei also nicht, was ich war. Sei kein Lakai für Lakaïen.«

»Dad ...«

»Und lande auf deinen Füßen.«

Er stemmte seine Schuhe gegen Hüfte und Schulter seines Sohnes, sah, wie Fleance versuchte, sich festzuhalten, und stieß dann mit voller Wucht zu. Sein Sohn schrie auf, empört und voller Angst, genau wie damals, als er zur Welt gekommen war. Aber dann war er draußen, die letzte Nabelschnur durchtrennt, allein in der großen weiten Welt, und taumelte im freien Fall seinem Schicksal entgegen.

Banquo stöhnte auf vor Schmerz, als er sich zurückschwang, neuerlich den Gang einlegte und den Wagen beschleunigte. Seinem eigenen Schicksal entgegen.

Als ihm etwa drei Kilometer, nachdem er die Brücke verlassen hatte, das Benzin ausging, hatten sie ihn beinahe eingeholt. Die letzten Meter rollte der Wagen aus, und Banquo spürte, wie er schläfrig wurde. Er lehnte den Kopf zurück. Kälte hatte sich über seinen gesamten Rücken ausgebreitet, bis in seinen Bauch hinein, und bewegte sich nun auf sein Herz zu. Er dachte an Vera. Und als es schließlich auf dieser Seite des Tunnels zu regnen begann, regnete es Blei. Blei, das den Wagen durchdrang, die Sitze und Banquos Körper. Er starrte aus dem Seitenfenster hinaus, den Berg hinauf. Dort oben, beinahe am Gipfel, erblickte er etwas, das von der Stadt aus wie ein Zeichen des Bösen aussah. Aber hier war es ein christliches Kreuz, das im Licht des Mondes leuchtete. Es war so nah. Es wies den Weg. Das Tor war offen.

»Ein wohlüberlegter, langsamer Aufstieg«, murmelte Banquo. »Ein wohl...«

Duff hörte, wie Caithness' Atem langsam leiser wurde. Dann befreite er sich aus ihrer Umarmung und wandte sich dem Nachttisch zu.

»Na, Cinderella?«, flüsterte sie. »Ist bald Mitternacht?«

»Wir haben reichlich Zeit, aber ich darf nicht zu spät kommen.«

»Seit du hier bist, schaust du alle halbe Stunde auf die Uhr. Man könnte glauben, du kannst es nicht abwarten, hier wegzukommen.«

Er drehte sich wieder zu ihr. Legte ihr die Hand in den Nacken. »Das ist nicht der Grund, meine Schöne, es liegt nur daran, dass ich jegliches Zeitgefühl verliere, wenn ich bei dir bin.« Er küsste sie sanft auf die Lippen.

Sie kicherte. »Süßholz raspeln kannst du wirklich, Romeo. Aber ich habe nachgedacht.«

»Klingt beängstigend.«

»Hör auf. Ich habe nachgedacht und festgestellt, dass ich dich liebe. Und ...«

»Beängstigend.«

»Hör auf, hab ich gesagt. Ich will dich nicht bloß hier und jetzt. Ich will nicht, dass du jedes Mal verschwindest wie ein nicht zu Ende geträumter Traum.«

»Das will ich auch nicht, Liebste, aber ...«

»Kein Aber mehr, Duff. Jedes Mal sagst du, dass du ihr von uns erzählen wirst, aber dann kommt wieder dein ewiges Aber. Was bedeutet, dass du es noch mal aufschieben musst, wie du sagst, aus Rücksicht auf sie, auf die Kinder, auf ...«

»Aber ich habe Rücksichten zu nehmen, Caithness. Das musst du verstehen. Ich habe eine Familie, und das bedeutet ...«

»... eine Verantwortung, vor der ich mich nicht drücken darf«, öffte sie ihn nach. »Wie wäre es mal mit etwas Rücksicht auf mich? Du scheinst nie ein Problem damit zu haben, mich sitzen zu lassen.«

»Du weißt sehr gut, dass das so nicht stimmt. Aber du bist jung, du hast

Alternativen.«

»Alternativen? Was soll das denn heißen? Ich liebe dich!«

»Ich meine doch nur, dass Meredith und die Kinder im Augenblick sehr verletztlich sind. Wenn wir warten, bis die Kinder ein Jahr älter sind, wird es leichter sein, dann kann ich ...«

»Nein!« Caithness schlug mit ihrer Hand auf die Bettdecke. »Ich will, dass du es ihr jetzt sagst, Duff. Und weißt du was? Das ist das erste Mal, dass du ihren Vornamen erwähnt hast.«

»Caithness ...«

»Meredith. Ein hübscher Name. Um ihren Namen beneide ich sie schon lange.«

»Warum plötzlich diese Eile?«

»Mir ist in den letzten Tagen etwas klar geworden. Wenn du etwas willst, darfst du nicht darauf warten, dass es dir jemand gibt. Du musst hart sein, vielleicht auch rücksichtslos, aber ein glatter Schnitt ist das Beste. Glaub mir, es fällt mir nicht leicht, von dir zu verlangen, dass du deine Familie opferst – es betrifft unschuldige Menschen, und das ist eigentlich nicht meine Art.«

»Nein, Caithness, das ist nicht deine Art. Woher hast du das dann, diese Idee von einem glatten Schnitt?«

»Duff.« Sie setzte sich im Schneidersitz mitten aufs Bett. »Liebst du mich?«

»Ja. Herrgott, ja.«

»Tust du es also? Tust du das für mich?«

»Hör mal zu, Caithness ...«

»Meredith gefällt mir besser.«

»Schatz, ich liebe dich mehr als alles andere. Ich würde mein Leben geben für dich. Mein eigenes Leben, jawohl, und zwar ohne mit der Wimper zu zucken. Aber wenn es um das Leben von anderen geht?« Duff schüttelte den Kopf. Holte Luft, um etwas hinzuzufügen, atmete dann aber bloß aus. Ein glatter Schnitt. Musste es jetzt sein? Die Vorstellung überraschte ihn. War er unbewusst immer auf dem Weg gewesen, fort von Caithness, auf dem Weg nach Hause, nach Fife? Er atmete noch einmal tief ein.

»Meine Mutter, die ich ja nie gekannt habe, hat ihr Leben für mich geopfert. Damit ich leben konnte. Wenn es also in meiner Natur liegt – wie

es in der Natur meiner Mutter lag –, ein Leben aus Liebe zu opfern, dann ist Liebe zu einem Kind die größte Liebe. Der Gedanke, meine Kinder für etwas anderes zu opfern – ihnen ihre Familie zu nehmen für meine egoistische Liebe zu einer anderen Frau –, das ist, als würde ich auf die Erinnerung an meine Mutter spucken.«

Caithness legte sich die Hand vor den Mund, und während sich ihre Augen mit Tränen füllten, entfuhr ihr ein unwillkürliches Schluchzen. Dann stand sie auf und verließ das Schlafzimmer.

Duff schloss die Augen. Ließ seinen Kopf in das Kissen neben sich fallen. Dann folgte er ihr. Er fand sie im Wohnzimmer, wo sie vor einem der Dachfenster stand und nach draußen starrte. Nackt und schimmernd weiß im Neonlicht, das von draußen hereindrang und die Spuren der Regentropfen auf der Scheibe aussehen ließ wie die Tränen, die ihre Wangen herabrannen.

Er stellte sich hinter sie und legte einen Arm um ihren nackten Körper. Flüsterte in ihr Haar. »Wenn du es möchtest, gehe ich jetzt.«

»Ich weine nicht, weil ich dich nicht ganz haben kann, Duff. Ich weine, weil mein eigenes Herz so hart ist. Du bist ein Mann mit einem guten Herz. Dem ein Kind vertrauen kann. Ich kann nicht aufhören, dich zu lieben. Verzeih mir. Und wenn ich nicht alles haben kann, dann gib mir eben, was du mir von deinem Herzen geben kannst.«

Duff antwortete nicht, hielt sie bloß fest. Küsste ihren Hals und hielt sie. Ihre Hüften setzten sich in Bewegung. Er dachte an die Uhrzeit. An Banquo. An ihr Treffen bei der Lokomotive. Aber es war immer noch viel Zeit bis Mitternacht.

»Inverness-Casino, Jack am Apparat.«

»Guten Abend, Jack. Ich würde gern mit Macbeth sprechen.«

»Er ist beim Essen. Kann ich ihm etwas ...«

»Holen Sie ihn, Jack. Na los.«

Pause.

Der Sergeant warf einen Blick auf die Motorräder, die um die Telefonzelle herumstanden. Die dicken Regenschlieren, die an den Scheiben herunterrannen, verzerrten ihre Gestalt, aber immer noch gab es keinen schöneren Anblick für ihn – Motoren auf zwei Rädern. Und die Brüder, die

auf ihnen führen.

»Ich kann nachfragen, Sir. Wen soll ich melden?«

»Sagen Sie ihm einfach, dies ist der Anruf, auf den er gewartet hat.«

»Ich verstehe, Sir.«

Der Sergeant wartete. Trat von einem Fuß auf den anderen. Schob das blutbefleckte Paket unter seinen anderen Arm.

»Macbeth.«

»Guten Abend. Ich rufe nur an, um Ihnen zu sagen, dass der Fisch gefangen und ausgenommen wurde, die Sprotte ist allerdings davongeschwommen.«

»Wohin?«

»Die Chancen, dass eine einzelne Sprotte überlebt, stehen tausend zu eins, und ich denke, in diesem Fall können wir davon ausgehen, dass sie tot auf dem Meeresgrund liegt.«

»Okay. Also?«

»Der Fischkopf ist auf dem Weg. Und ich muss sagen, Sie haben meinen Respekt gewonnen, Macbeth. Es gibt nur wenige, denen solch eine Delikatesse mundet – und die sie auch vertragen.«

Macbeth legte den Hörer auf, hielt sich an der Rezeption fest, atmete rasch ein und aus.

»Sind Sie sicher, dass es Ihnen heute Abend gut geht, Sir?«

»Ja, vielen Dank, Jack. Mir ist nur ein bisschen schwindlig.«

Macbeth drängte die Bilder aus seinem Kopf. Dann rückte er Sakko und Krawatte zurecht und ging in den Speisesaal zurück.

Die Gäste an der langen Tafel redeten miteinander und prosteten sich zu, aber besonders gut war die Atmosphäre nicht. Vielleicht lag es daran, dass diese Leute grundsätzlich nicht so laut und ausgelassen feierten wie das SWAT-Team, aber er fragte sich, ob der Schatten von Duncans Tod nicht doch schwerer auf dem Casino lastete, als Lady zugegeben hätte. Der Bürgermeister hatte Macbeth entdeckt und winkte ihn zu sich. Er sah, dass jemand auf seinem Stuhl saß, und vermutete, dass es sich um Tourtells Begleiter handelte. Dann merkte er jedoch, dass er sich geirrt hatte, und blieb wie angewurzelt stehen. Es war, als hätte sein Herz aufgehört zu

schlagen.

Banquo.

Er saß dort drüben. Jetzt, in diesem Augenblick.

»Was ist, mein Liebster?« Das war Lady. Sie hatte sich umgedreht und schaute ihn verblüfft an. »Setz dich doch.«

»Mein Platz ist besetzt«, sagte er.

Auch Tourtell drehte sich um. »Kommen Sie schon, Macbeth. Setzen Sie sich.«

»Wohin?«

»Auf deinen Stuhl«, sagte Lady. »Was ist denn los?«

Macbeth schrie auf, als Banquo seinen Kopf herumdrehte wie eine Eule. Über seinem Kragen war eine lange Wunde zu sehen, die einmal um den gesamten Hals zu verlaufen schien. Blut sickerte aus dieser Wunde wie aus einem vollen Glas, in das jemand immer mehr Wein füllte.

»Wer ... wer hat dir das angetan?«, stöhnte Macbeth und legte beide Hände um Banquos Hals. Drückte, um das Blut zu stoppen, aber es rann zwischen seinen Fingern hindurch wie verdünnter Wein.

»Was tust du denn, Liebster?« Lady stieß ein angespanntes Lachen aus.

Banquos Mund öffnete sich. »Das ... warst ... du ... mein Sohn.« Die Worte klangen monoton, und sein Gesicht war so ausdruckslos wie das einer Bauchrednerpuppe.

»Nein!«

»Ich ... sah ... dich ... Herr ich ... warte ... auf ... dich ... Herr.«

»Sei still!« Macbeth drückte fester zu.

»Du ... erwürgst ... mich ... Mörder, Macbeth.«

Entsetzt ließ Macbeth los. Er spürte, wie jemand heftig an seinem Arm zog.

»Komm mit.« Es war Lady. Er wollte seinen Arm losreißen, doch sie zischte ihm ins Ohr: »Jetzt sofort! Solange du noch Chief Commissioner bist.«

Sie hakte sich bei ihm ein, als würde sie ihm folgen, und so glitten sie aus dem Speisesaal hinaus, wie davongeweht von den verblüfften Gesichtern ihrer Gäste.

»Was ist denn los mit dir?«, fauchte sie, nachdem sie die Tür ihrer Suite von innen abgeschlossen hatte.

»Hast du ihn nicht gesehen? Banquo! Er saß auf meinem Platz.«

»Mein Gott, du bist high. Du hast Wahnvorstellungen! Willst du, dass der Bürgermeister denkt, sein neuer Chief Commissioner sei ein Irrer?«

»Sein?«

»Wo ist dein gottverdammtes Brew? Wo?« Sie schob ihre Hand in seine Hosentasche. »Das Zeug kommt sofort weg!«

Macbeth packte sie am Handgelenk. »Sein Chief Commissioner?«

»Tourtell wird dich ernennen, Macbeth. Ich habe euch zwei zusammengesetzt, weil ich nicht davon ausgegangen bin, dass du den Eindruck zunichtemachst, der richtige Mann für den Job zu sein. Au, lass mich los!«

»Bürgermeister Tourtell kann meinerwegen tun, was er will. Ich habe genug gegen ihn in der Hand, um ihn morgen hinter Gitter zu bringen. Und wenn nicht, kann ich es bekommen. Ich bin der Chief Commissioner, Frau! Kapiert du nicht, was das bedeutet? Ich habe sechstausend Leute unter mir, und zweitausend davon sind bewaffnet. Ein Heer, Liebling!«

Macbeth sah, wie ihr Blick weicher wurde.

»Ja, okay«, flüsterte sie. »Jetzt redest du wieder vernünftig, Liebster.«

Er hielt immer noch ihr feines, schlankes Handgelenk gepackt, aber ihre Hand hatte begonnen, sich in seiner Tasche zu bewegen.

»Jetzt spüre ich dich wieder«, sagte sie.

»Na los, lass uns ...«

»Nein, nicht jetzt!« Sie zog ihre Hand zurück. »Wir haben Gäste. Aber ich habe etwas anderes für dich. Ein Geschenk, um unsere Ernennung zu feiern.«

»Ja?«

»Schau in die Kommode neben dem Bett.«

Macbeth holte eine Schachtel hervor. Darin befand sich ein heller, leuchtender Dolch. Er hielt ihn gegen das Licht. »Silber?«

»Ich wollte ihn dir eigentlich erst nach dem Essen geben, aber ich glaube, du brauchst ihn jetzt. Silber ist ja bekanntlich das einzige Material, mit dem man Geister töten kann.«

»Danke, mein Schatz.«

»Gern geschehen. Jetzt sag mir, dass Banquo tot ist.«

»Banquo ist tot. Er ist tot.«

»Ja, und trauern werden wir später. Jetzt gehen wir wieder zu den anderen. Du sagst ihnen, es war ein Scherz zwischen uns beiden. Na los.«

Es war zehn Minuten nach elf.

Caithness lag noch im Bett, während Duff sich bereits angezogen hatte und neben der Arbeitsfläche in der Küche stand. Er hatte sich eine Tasse Tee gekocht und im Kühlschrank eine Zitrone gefunden. Das einzig saubere Messer war jedoch eher dazu geeignet, jemanden zu erstechen, als eine Zitrone aufzuschneiden. Er steckte die Spitze in die Schale, und ein feiner Spritzer schoss hervor. So spät am Abend würde man es normalerweise in der Hälfte der Zeit schaffen, zum Bahnhof zu fahren, einen Parkplatz zu finden und bei der alten Bertha einzutreffen. Er hatte nicht die Absicht, zu spät zu kommen. Banquo schien keinen weiteren Vorwand zu brauchen, um ihm *nicht* zu erzählen, was er wusste. Andererseits hatte Duff gesehen, dass Banquo reden wollte. Sich befreien von der Bürde der ... ja wovon eigentlich? Der Schuld? Oder bloß von dem, was er wusste? Banquo war kein Leithammel, er war ein Schaf in der Herde, nicht mehr als ein verbindendes Glied. Duff hoffte bald zu wissen, wer die Hintermänner waren. Mit diesem Wissen konnte er ... Das Klingeln des Telefons neben der Pinnwand durchbrach die Stille.

»Telefon!«, rief er.

»Hab's gehört. Ich gehe hier ran.« Sie hatte einen Apparat in jedem Zimmer, eines der Dinge, die ihm das Gefühl gaben, alt zu sein, wenn er mit ihr zusammen war. Sie waren vielleicht ein wenig altmodisch, Meredith und er, aber sie fanden, dass ein Telefon pro Haushalt genügte – es schadete einem nicht, wenn man mal rennen musste. Er fand ein Geschirrtuch und wischte sich die Hand ab. Lauschte auf ihre Stimme, um herauszufinden, was für eine Art von Gespräch das war. Wer rief denn so spät noch an? Meredith? Der Gedanke überfiel ihn unvermittelt, und er schob ihn sofort von sich. Ein zweiter Gedanke blieb länger. Ein Liebhaber. Ein weiterer Liebhaber, ein jüngerer. Nein, ein Verehrer, ein potenzieller Liebhaber. Jemand, der am Rand bereitstand, um zu übernehmen, wenn Duff ihr nicht die Antwort gab, die sie heute Abend von ihm erwartet hatte. Ja, das war der Grund für ihr plötzliches Drängen. Duff hatte ihren Forderungen nicht

entsprochen, und das Ultimatum, das sie ihm gestellt hatte, musste sie nun selbst erfüllen. Und sie hatte ihn gewählt. Als ihm dies klar wurde, wünschte er fast, dass es ein Verehrer war. *Wie merkwürdig sind wir Menschen?*

»Können Sie das wiederholen?«, hörte er Caithness im Schlafzimmer sagen. Ihre professionelle Stimme. Nur aufgeregter als sonst. »Ich bin auf dem Weg. Informieren Sie die anderen.«

Eindeutig Arbeit. Spurensicherung.

Er hörte, wie sie in ihrem Zimmer herumkramte. Er hoffte, der Tatort wäre nicht in Fife. Womöglich würde sie ihn bitten, sie hinzufahren. Seine Hand war schwitzig. Er leckte sie ab, während er auf die Zitrone hinabschaute. Der Saft war in eine der Schürfwunden eingedrungen, die er sich zugezogen hatte, als er am Kai auf den Asphalt gestürzt war. Einen Augenblick lang rührte er sich nicht. Dann zog er das Messer heraus und stach noch einmal auf die Zitrone ein. Diesmal fest und schnell. Ließ das Messer rasch los, zog seine Hand weg, aber es brannte auch diesmal. Es war unmöglich. Unmöglich, zuzustechen und die Hand zurückzuziehen, bevor der Saft herausspritzte.

Caithness kam mit einer schwarzen Arzttasche in die Küche geeilt.

»Was ist los?«, fragte Duff, als er ihren Gesichtsausdruck sah.

»Das war das Hauptquartier. Macbeths Stellvertreter beim SWAT-Team...«

»Banquo?« Duff spürte, wie sich seine Kehle zusammenzog.

»Ja«, sagte sie und zog eine Schublade auf. »Man hat ihn auf der Kenneth-Brücke gefunden.«

»Gefunden? Du meinst ...?«

»Ja«, sagte sie und kramte wütend in der Schublade herum.

»Wie?« Zu viele Fragen stauten sich in ihm auf, und Duff fasste sich überfordert an die Stirn.

»Ich weiß es noch nicht, aber die Kollegen am Tatort sagen, sein Wagen sei von Kugeln durchlöchert. Und man habe ihm den Kopf entfernt.«

»Entfernt? Abgeschnitten ... oder was?«

»Wir werden es bald wissen«, sagte sie, nahm ein Paar Latexhandschuhe aus der Schublade und steckte sie in die Tasche. »Kannst du mich fahren?«

»Caithness, ich habe doch dieses Meeting, daher ...«

»Du hast mir nicht gesagt, wo, aber wenn es ein großer Umweg ist ...«

Er schaute noch einmal auf das Messer.

»Ich komme mit«, sagte er. »Natürlich komme ich mit. Ich bin Leiter der Mordkommission, und dieser Fall hat höchste Priorität.«

Dann drehte er sich um und schleuderte das Messer mit Schwung gegen die Pinnwand. Es drehte sich anderthalbmahl um die eigene Achse, bevor sein Griff gegen die Pinnwand knallte und es scheppernd zu Boden fiel

»Was soll das denn werden?«, fragte sie.

Duff startete das Messer an. »Etwas, wofür man viel Übung braucht, bevor es klappt. Los, komm.«

»Also, Seyton«, sagte Macbeth. »Was kann ich für Sie tun?«

Die Sonnenstrahlen hatten eine Lücke in den Wolken gefunden und fielen nun durch die dreckigen Fenster in das Büro des Chief Commissioners, auf den Schreibtisch, auf sein Foto von Lady, auf den Kalender, der anzeigte, dass heute Dienstag war, auf die Zeichnung des Gatling-Gewehrs und auf den glatt polierten, glänzenden Kopf des schlanken, sehnigen Polizeibeamten, der vor Macbeths Schreibtisch saß.

»Sie brauchen einen Leibwächter«, sagte Seyton.

»Ach ja? Und was für eine Art von Leibwächter brauche ich?«

»Einen, der den Feind mit seinen eigenen Waffen schlagen kann. Duncan hatte zwei, und nach dieser Sache mit Banquo, Gott hab ihn selig, gibt es allen Grund, davon auszugehen, dass die auch hinter Ihnen her sind, Chief Commissioner.«

»Und wer sind die?«

Seyton schaute Macbeth mit sichtlicher Verwirrung an, bevor er antwortete. »Die Norse Riders. Soviel ich weiß, stecken sie hinter dieser Exekution.«

Macbeth nickte. »Zeugen im Distrikt 2 haben angegeben, sie hätten Motorradfahrer gesehen, von denen einige Norse-Riders-Jacken getragen haben. Sie hätten vor dem Juwelier auf einen Volvo geschossen, der vorher in den Laden hineingefahren war. Wir gehen davon aus, dass es sich dabei um Banquos Wagen gehandelt hat.«

»Wenn Malcolm involviert war, könnte die Drohung gegen den Chief Commissioner aus unseren eigenen Reihen kommen. Ich traue unseren sogenannten Führungspersönlichkeiten nicht. Meiner Meinung nach fehlt Duff Rückgrat und Moral. Und was die Bedrohung außerhalb der Polizei anbelangt, bleibt da natürlich noch Hecate.«

»Hecate ist ein Geschäftsmann. Unter Mordverdacht zu stehen, ist schwerlich gut fürs Geschäft. Sweno wiederum hat ein Motiv, das über seine

Geschäftsinteressen weit hinausgeht.«

»Rache.«

»Die gute altmodische Rache, ja. Einige unserer Ökonomen scheinen die menschliche Neigung, unseren niederen Instinkten und nicht dem Sparbuch zu folgen, erheblich zu unterschätzen. Wenn der Liebhaber der Schwarzen Witwe auf dem Rücken liegt, befriedigt und erschöpft vom Liebesakt, weiß er, dass er in Kürze verschlungen wird. Trotzdem wäre er niemals in der Lage, eine andere Wahl zu treffen. Bei Sweno ist es im Grunde genauso.«

»Vor Hecate haben Sie also weniger Angst?«

»Ich habe Ihnen heute doch schon gesagt, dass unsere Einsatzkräfte vernünftiger verteilt werden müssen. Die Hexenjagd auf Hecate muss heruntergefahren werden, damit wir uns um einige der dringenderen Probleme der Stadt kümmern können.«

»Zum Beispiel?«

»Zum Beispiel um die Tatsache, dass ehrliche, hart arbeitende Leute von einem unserer dubioseren Spielcasinos in aller Öffentlichkeit ausgeraubt und um ihre Ersparnisse gebracht werden. Aber zurück zum Punkt. Frühere Chief Commissioners haben schlechte Erfahrungen mit Leibwächtern gemacht. Aber ich habe nicht vergessen, wie effektiv und mutig Sie gehandelt haben, als ich in Cawdors Haus von diesem Hund angegriffen wurde. Lassen Sie mich darüber schlafen, Seyton. Ich habe, ehrlich gesagt, sowieso schon darüber nachgedacht, Ihnen einen anderen Posten zu geben, der nicht so weit weg ist von dem, den Sie sich gewünscht haben.«

»Aha?«

»Jetzt, da ich Chief Commissioner bin und wir Banquo verloren haben, hat das SWAT-Team keinen Leiter mehr. Sie, Seyton, sind der älteste infrage kommende Kollege mit der größten Erfahrung.«

»Vielen Dank, Chief Commissioner. Das ist wirklich eine unerwartete Ehre und ein Zeichen Ihres Vertrauens. Das Problem ist nur, dass ich nicht weiß, ob ich Ihres Vertrauens würdig bin. Ich bin kein Politiker, und ich habe auch noch nie Mitarbeiter geführt.«

»Nein, ich kenne den Typ. Sie sind ein Wachhund, der einen Herrn braucht und eine Herrin, Seyton. Aber das SWAT-Team ist selbst eine Art Wachhund. Sie wären überrascht, wie detailliert die Instruktionen sind, die

Sie dort bekommen. Ich musste kaum darüber nachdenken, wie ich meine Übeltäter einzukassieren hatte. Und wenn man an die Morde denkt, die in den letzten zwei Tagen begangen wurden, ist ziemlich klar: Wer auf meinem Stuhl sitzt, ist in großer Gefahr, deshalb muss das SWAT-Team dafür eingesetzt werden, den Chef des Polizeihauptquartiers zu schützen.«

»Wollen Sie damit sagen, dass das SWAT-Team zur persönlichen Leibwächtertruppe des Chief Commissioners werden soll?«

»Ich kann mir nicht vorstellen, dass ein solches Arrangement auf irgendwelche unüberwindbaren Widerstände stoßen würde. Was bedeutet, dass wir zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen könnten. Ihre Wünsche würden sich damit ebenso erfüllen wie meine. Was sagen Sie, Seyton?«

Die Sonne war untergegangen, und vielleicht lag es an der Dunkelheit, die den Raum plötzlich erfüllte, dass Seyton seine Stimme zu einem verschwörerischen Flüstern senkte: »Solange meine Anweisungen direkt und detailliert von Ihnen persönlich kommen, Chief Commissioner.«

Macbeth musterte den Mann vor sich. *Gott hab ihn selig*, hatte Seyton über Banquo gesagt. Macbeth fragte sich, was für eine Art Segen das gewesen war.

»Meine Anweisungen, treuer Seyton, werden eindeutig sein. Und was das Niederschmettern von möglichem Protest anbelangt, habe ich gerade zwei dieser Gatling-Maschinengewehre bestellt.« Er reichte Seyton die Zeichnung. »Expresslieferung. Etwas teurer, aber dafür bekommen wir sie in zwei Tagen. Was halten Sie davon?«

Seyton ließ seinen Blick über die Zeichnung wandern und nickte langsam. »Geschmackvoll«, sagte er. »Man möchte fast sagen: wunderschön.«

Duff gähnte, als er den klaren Himmel hinter sich ließ und auf die dunklen Wolken zufuhr.

Ewan hatte ihn mit einem Sprung ins Gästebett geweckt, und auch seine Schwester war ihm dicht auf den Fersen gewesen.

»Daddy, du bist zu Hause!«

Sie hatten in der Küche gefrühstückt, während die Sonne noch tief über dem See gestanden hatte. Meredith hatte den Kindern gesagt, dass sie essen

sollten und nicht darüber streiten, wer auf Daddys Schoß sitzen dürfe. Sie mussten zur Schule. Sie hatte es nicht geschafft, ihre Stimme wirklich streng klingen zu lassen, und Duff hatte das Lächeln in ihren Augen gesehen.

Jetzt fuhr er am Tatort vorbei, wo der von Kugeln durchlöcherter Wagen abgeschleppt und die Fahrbahn vom Blut gereinigt worden war. Caithness und ihre Leute hatten effektiv gearbeitet und alle auffindbaren Beweise sichergestellt. Er hatte nur noch das Offenkundige feststellen können: dass Banquo erschossen und geköpft worden war. Von Fleance fehlte jede Spur, aber Duff war aufgefallen, dass man den Sicherheitsgurt auf dem Beifahrersitz durchgeschnitten hatte. Das konnte alles Mögliche bedeuten. Vorläufig konnten sie nur eine allgemeine Vermisstenfahndung nach Banquos jungem Sohn einleiten. Es war ein verlassener Streckenabschnitt, da die Brücke gesperrt war, und so war es unwahrscheinlich, dass es in der näheren Umgebung Zeugen gegeben hatte. Nach einer Stunde hatte Duff also beschlossen, dass er ebenso gut in Fife schlafen konnte, schließlich war er schon auf halbem Weg zu Hause.

Dort aber hatte er bloß wach gelegen und sich zur Begleitung des Grillengesangs vor dem Fenster seine Gedanken gemacht. Er hatte es gewusst, aber nicht verstanden. Es war nicht so, dass ihm plötzlich das große Ganze aufgegangen wäre oder alle Einzelteile des Puzzles mit einem Mal zusammengepasst hätten. Zunächst war da bloß ein einziges simples Detail gewesen. Das Messer in Caithness' Küche. Aber während er darüber nachgegrübelt hatte, waren auch all die anderen Teile aufgetaucht und hatten sich langsam eingefügt. Dann war er schließlich eingeschlafen und bei Sonnenaufgang vom Überraschungsangriff seiner Kinder geweckt worden.

Duff fuhr über die alte Brücke. Sie war eng und recht bescheiden im Vergleich zur Kenneth-Brücke, aber solide gebaut, und viele glaubten, sie würde weitaus länger stehen.

Das Problem war: Mit wem sollte er reden?

Es musste jemand sein, der nicht nur über genügend Macht, Einfluss und Entschlusskraft verfügte, sondern auch jemand, dem er vertrauen konnte, der nicht selbst involviert war.

Er lenkte seinen Wagen in die Tiefgarage unter dem Hauptquartier. Da schloss sich die Lücke zwischen den Wolken, und der kurze Besuch der

Sonne war beendet.

Lennox schaute von seiner Schreibmaschine auf, als Duff eintrat. »Bald ist Mittagspause, und Sie gähnen, als wären Sie gerade erst aufgestanden.«

»Etwas möchte ich jetzt ein für alle Mal wissen: Ist das Ding da echt?«, fragte Duff und nickte dem fleckigen Holzstab mit dem verrosteten Metallklumpen an einem Ende zu, den Lennox als Briefbeschwerer nutzte. Duff ließ sich auf einen Stuhl neben der Tür fallen.

»Ebenfalls ein für alle Mal ...«, seufzte Lennox. »Ich habe sie von meinem Großvater geerbt, und der hat sie in den Schützengräben der Somme an den Kopf geworfen bekommen. Zum Glück hatte der Deutsche, wie Sie sehen, vergessen, die Zündschnur zu ziehen. Seine Kameraden haben über die Geschichte damals sehr gelacht.«

»Meinen Sie, dass sie viel gelacht haben damals an der Somme?«

»Laut meinem Großvater haben sie umso mehr gelacht, je schlimmer es wurde. Das Gelächter des Krieges, so hat er es genannt.«

»Ich glaube immer noch, Sie lügen mir was vor, Lennox. Sie sind nicht der Typ, der sich eine echte Granate auf den Schreibtisch legt.«

Lennox lächelte und tippte weiter. »Großvater hat sie sein ganzes Leben bei sich zu Hause aufbewahrt. Er sagte, sie würde ihn an die wichtigen Dinge des Lebens erinnern – an die Vergänglichkeit, die Rolle des Schicksals, seine eigene Sterblichkeit und an die Inkompetenz der anderen.«

Duff deutete auf die Schreibmaschine. »Haben Sie keine Sekretärin, die sich darum kümmert?«

»Ich bin dazu übergegangen, meine Briefe selbst zu schreiben und das Gebäude zu verlassen, um sie einzuwerfen. Gestern wurde mir vom Büro der Staatsanwaltschaft mitgeteilt, dass anscheinend eines meiner Schreiben geöffnet und wieder verschlossen worden war, bevor es bei ihnen eintraf.«

»Überrascht mich nicht. Danke, dass Sie mich so kurzfristig empfangen.«

»*Empfangen*? Das klingt ja sehr formell. Sie haben mir am Telefon nicht gesagt, worum es geht.«

»Nein. Wie gesagt, es überrascht mich nicht, dass hier jemand Briefe öffnet.«

»Die Telefonzentrale. Glauben Sie ...«

»Ich glaube gar nichts, Lennox. Ich stimme Ihnen lediglich zu, dass es

in der aktuellen Situation nicht sinnvoll ist, unnötige Risiken einzugehen.«

Lennox nickte langsam und neigte den Kopf. »Und doch, mein werter Duff, ist genau das der Grund dafür, dass Sie zu mir gekommen sind?«

»Vielleicht. Ich habe einige Indizien, wer Duncan getötet hat.«

Lennox' Stuhl knarrte, als er sich aufrichtete. Er schob sich von der Schreibmaschine zurück und stützte die Ellbogen auf den Schreibtisch. »Schließen Sie die Tür.«

Duff streckte den Arm aus und machte die Tür zu.

»Was denn für Indizien? Stichhaltige?«

»Lustig, dass Sie ausgerechnet dieses Wort benutzen ...« Duff nahm den Brieföffner von Lennox' Schreibtisch und wog ihn in der Hand. »Wie Sie wissen, war an beiden Tatorten, sowohl in Duncans Zimmer als auch in dem der Leibwächter, scheinbar alles kosher.«

»Das Wort *scheinbar* wird für gewöhnlich nur benutzt, wenn unter der Oberfläche Zweifel auftauchen.«

»Ganz genau.« Inspector Duff balancierte das Messer auf seinem Zeigefinger, sodass Finger und Messer eine Art Kreuz bildeten. »Wenn man einem Mann einen Dolch in die Kehle rammt, um ihn zu töten, würde man den Dolch dann nicht festhalten, nur für den Fall, dass man die Schlagader verfehlt und noch mal zustoßen müsste?«

»Ich denke schon«, sagte Lennox und starrte den Brieföffner an.

»Und wenn man die Arterie gleich träfe, was, wie wir wissen, ja bei einem der Dolche der Fall war, würden in kurzer Zeit enorme Mengen Blut hervorschießen. Der Blutdruck des Opfers würde fallen, das Herz aufhören zu schlagen und der Rest des Blutes nur noch langsam aussickern.«

»Ich denke, ich kann Ihnen folgen.«

»Und doch war der Griff des Dolches, den wir bei Hennessy sichergestellt haben, vollständig mit Blut bedeckt; seine Fingerabdrücke waren in dem Blut, und auch an seiner Handfläche haben wir Duncans Blut gefunden.« Duff deutete auf den Griff des Brieföffners. »Das bedeutet, dass der Täter den Griff nicht in der Hand gehalten hat, als das Blut aus Duncans Hals herausgesprudelt ist, sondern den Griff später erst wieder berührt hat. Oder dass jemand später einfach seine Hand um den Griff gelegt hat. Weil jemand – jemand anderer – den Dolch *geworfen* und Duncans Hals getroffen hat.«

»Ich verstehe.« Lennox kratzte sich am Kopf. »Aber ob er nun zugestochen oder den Dolch geworfen hat, was macht das für einen Unterschied? Das Resultat bleibt dasselbe.«

Duff reichte Lennox den Brieföffner. »Versuchen Sie mal, dieses Ding an die Pinnwand zu werfen, sodass es stecken bleibt.«

»Ich ...«

»Na los.«

Lennox stand auf. Der Abstand zur Pinnwand betrug vielleicht zwei Meter.

»Sie müssen mit viel Schwung werfen«, sagte Duff. »Es erfordert Kraft, den Hals eines Mannes mit einer Klinge zu durchdringen.«

Lennox warf das Messer. Es traf die Pinnwand, prallte ab und fiel scheppernd zu Boden.

»Versuchen Sie es zehnmal«, sagte Duff, hob das Messer auf und ließ es wieder auf seinem Finger balancieren. »Ich wette mit Ihnen um eine Flasche guten Whiskey, dass Sie es nicht schaffen, dass die Spitze stecken bleibt.«

»Sie haben wohl nicht viel Vertrauen in meine Fähigkeiten oder mein Glück, was?«

»Wenn ich Ihnen ein Messer gegeben hätte, das nicht ausbalanciert wäre, das entweder einen schweren Griff oder eine schwere Klinge gehabt hätte, wären Ihre Chancen besser gewesen. Aber genau wie der Dolch in Duncans Hals ist das hier ein balanciertes Messer. Man muss Experte sein, um es werfen zu können. Und niemand, mit dem ich hier im Haus gesprochen habe, hatte je etwas davon gehört, dass Duncans Leibwächter professionelle Messerwerfer gewesen wären. Um Ihnen die Wahrheit zu sagen, kenne ich nur einen hier, auf den das zutrifft. Jemand, der mit so einer Nummer tatsächlich beinahe zum Zirkus gegangen wäre. Und der in der betreffenden Nacht auch im Inverness gewesen ist.«

»Und der wäre?«

»Der Mann, dem Sie das Dezernat für Organisierte Kriminalität gegeben haben. Macbeth.«

Lennox stand wie erstarrt da und starrte einen Punkt auf Duffs Stirn an. »Wollen Sie mir sagen ...«

»Ja, das will ich. Chief Commissioner Duncan wurde von Macbeth getötet. Und der Tod der beiden unschuldigen Leibwächter war ebenfalls

kaltblütiger Mord, begangen von derselben Person.«

»Gott steh uns bei«, sagte Lennox und ließ sich auf seinen Stuhl sinken.
»Haben Sie mit Caithness und der Kriminaltechnik darüber gesprochen?«

Duff schüttelte den Kopf. »Sie haben bemerkt, dass Blut auf dem Griff war, aber sie erklären sich das damit, dass der Täter derartig schnelle Reflexe hatte, dass er den Dolch sofort loslassen konnte. Eine nachvollziehbare Theorie. Schließlich verfügen nur sehr wenige Menschen über derartige Wurf Fähigkeiten. Und nur Macbeths engste Mitarbeiter wissen, dass er einer dieser Menschen ist.«

»Gut. Wir dürfen das niemandem gegenüber erwähnen. Wirklich *niemandem*.« Lennox ballte die Hände zu Fäusten und kaute auf seinen Knöcheln herum. »Ist Ihnen klar, in was für eine Lage mich das bringt, Duff?«

»Jetzt wissen Sie, was ich weiß, und das lässt sich nicht mehr rückgängig machen. Ihr Kopf liegt jetzt genauso auf dem Block wie meiner. Es tut mir leid, dass ich Ihnen keine Wahl gelassen habe, aber was hätte ich sonst machen sollen? Für uns ist jetzt der Moment der Wahrheit gekommen, Lennox.«

»Allerdings. Wenn das, was Sie sagen, stimmt, und Macbeth das Monster ist, für das Sie ihn halten, wird ein Warnschuss nicht genügen, das würde ihn nur doppelt gefährlich machen. Er muss mit einem einzigen, entschlossenen Schuss niedergestreckt werden.«

»Ja, aber wie?«

»Mit kluger Vorsicht, Duff. Ich muss darüber nachdenken, und ich bin kein Genie, es wird also eine Weile dauern. Ich würde sagen, wir treffen uns wieder. Aber nicht, wo die Wände Ohren haben.«

»Um sechs«, sagte Duff und stand auf. »Am Hauptbahnhof. Bei der alten Bertha.«

»Bei der Lok? Warum dort?«

»Dort sollte ich Banquo treffen. Er wollte mir all das erzählen, was ich sowieso schon herausgefunden hatte.«

»Dann ist das ein passender Treffpunkt. Bis dann.«

Macbeth starrte das Telefon auf seinem Schreibtisch an.

Er hatte gerade den Hörer aufgelegt, sein Gespräch mit Sweno beendet.

Unter seiner Haut zerrten und zuckten die Nerven. Er brauchte irgendetwas. Nein, nicht irgendetwas, er wusste, was. Er schnappte sich den großen Hut, den Lady ihm gekauft hatte. Priscilla lächelte, als er durch das Vorzimmer marschierte. »Wie lange wird der Chief Commissioner außer Haus sein?«

Auf Macbeths Geheiß hin war sie aus Lennox' Büro nach oben beordert worden. Der gesamte Prozess hatte weniger als zwei Stunden gedauert. Duncans alter Assistentin hatte er den Laufpass geben wollen. Nachdem ihm aber der Leiter der Verwaltung klargemacht hatte, dass im öffentlichen Dienst nicht einmal ein Chief Commissioner seine Angestellten einfach nach Lust und Laune feuern konnte, hatte er sie lediglich ein Stockwerk nach unten versetzt.

»Eine Stunde«, sagte Macbeth. »Oder zwei.«

»Den Anrufern sage ich einfach zwei Stunden.«

»Tun Sie das, Priscilla.«

Er betrat den Fahrstuhl und drückte auf das U für Untergeschoss. *Den Anrufern*. Nicht, *falls jemand anruft*. Denn die Leute riefen an, und das pausenlos. Einsatzleiter, Richter, Stadträte. Bei der Hälfte von denen hatte er nicht die leiseste Ahnung, was sie überhaupt machten, außer ihn mit Fragen zu belästigen, die er nicht begriff. Und dann noch die endlose Reihe von Journalisten. Duncans Tod, Malcolms Verschwinden. Und nun ein weiterer Polizeibeamter sowie dessen Sohn. Läuft bei Ihnen gerade alles aus dem Ruder?, fragten sie. Konnte der Chief Commissioner ihnen wenigstens versichern, dass ...? Kein Kommentar. Darf ich Sie bitte auf die nächste Pressekonferenz verweisen, die ...

Und dann war da Sweno.

Die Fahrstuhltüren öffneten sich; zwei uniformierte Beamte, die gerade hinzusteigen wollten, blieben stehen und zogen sich wieder zurück. Das war eine Regel, die Kenneth eingeführt und Duncan wieder abgeschafft hatte: Der Chief Commissioner sollte den Fahrstuhl immer für sich alleine haben. Doch bevor Macbeth ihnen sagen konnte, dass sie selbstverständlich willkommen waren, hatten sich die Türen geschlossen, und er fuhr alleine weiter nach unten.

Auf dem Bürgersteig vor dem Hauptquartier lief er einem Mann in

grauem Mantel in die Arme, der in einer Zeitung las und ihm ein »Tschuldigung, Macbeth« zumurmelte. Nicht wirklich verwunderlich, denn als Macbeth aufschaute, sah er sein eigenes Gesicht auf der Titelseite. DRITTER STEUERMANN ÜBERNIMMT DAS RUDER BEI DER POLIZEI. Keine schlechte Schlagzeile. Hätte von Lady stammen können. Der Chefredakteur war Wachs in ihren Händen.

Macbeth zog sich die Krempe des großen Hutes tief ins Gesicht und machte lange Schritte. Jetzt, mitten am Tag, waren die Straßen derart verstopft, dass man zu Fuß schneller vorwärtskam als mit dem Wagen. Außerdem war es besser, wenn niemand die Limousine des Chief Commissioners am Hauptbahnhof zu Gesicht bekam.

Gott allein wusste, was Sweno zu Priscilla gesagt hatte, um durchgestellt zu werden. Auf keinen Fall hatte er seinen Namen genannt. Aber das war auch nicht nötig gewesen, als Macbeth an den Apparat gegangen war. Hatte man seine Stimme einmal gehört, vergaß man sie nie wieder. Sein Bass ließ das Plastik des Hörers vibrieren. Macbeth habe die *unverzügliche* Freilassung der Norse Riders versprochen, hatte er gesagt, und es seien bereits zwölf Stunden verstrichen. Macbeth hatte ihm geantwortet, dass es nicht so einfach sei: Richter und Staatsanwälte müssten Papiere unterzeichnen, da ja bereits Anklage erhoben worden sei. Aber Sweno könne ruhig schon mal eine Begrüßungsrede für die Willkommensparty in zwei Tagen vorbereiten.

»Das sind zwei Tage zu viel«, hatte Sweno gesagt. »Und die zwei letzten, die Sie von mir bekommen werden. Übermorgen um elf Uhr auf die Minute wird einer unserer Leute bei einem der Richter der Stadt anrufen, ich sage nicht, bei welchem, seine Beteiligung an Banquos Mord gestehen und aussagen, woher wir so genau gewusst haben, wo sich Banquo und Fleance aufhalten würden.«

»Einer Ihrer Kamikazeflieger?«

»Außerdem haben wir sieben Zeugen dafür, dass Sie unser Clubhaus betreten haben.«

»Entspannen Sie sich und denken Sie über Ihre Rede nach, Sweno. Wir liefern Ihre Jungs morgen Nachmittag um halb vier vor Ihrem Clubhaus ab.« Und damit hatte Macbeth aufgelegt.

Am Fuß der Treppe zum Hauptbahnhof nahm Macbeth die Umgebung

in Augenschein. Sah einen weiteren grauen Mantel, diesmal nicht derselbe. Der Hut verbarg sein Gesicht, und schließlich war er nur einer von vielen gut gekleideten Männern, die diese Stufen jeden Tag hinaufeilten, um sich zu kaufen, was sie brauchten, um dann in ihrem Alltag überraschend gut zu funktionieren.

Er stand, wo er auch das letzte Mal gestanden hatte, im Durchgang bei der Treppe, die zu den Toiletten hinunterführte. Der Junge war nirgendwo zu sehen. Macbeth trat ungeduldig von einem Fuß auf den anderen. Er hatte das Bedürfnis schon einige Stunden nicht mehr gespürt, aber jetzt, wo er kurz davor war, es zu befriedigen, war es richtig schlimm.

Es kam ihm vor, als würde es eine volle Stunde dauern, bis sie auftauchte, seine Uhr verriet ihm jedoch, dass gerade einmal zehn Minuten vergangen waren. Sie hatte einen weißen Stock in der Hand, was auch immer das bedeuten sollte.

»Ich brauche zwei Beutel«, sagte er.

»Du musst jemanden treffen«, entgegnete Strega. »Steck dir die hier in die Ohren und setz das hier auf.« Sie reichte ihm Ohrstöpsel und eine Brille, die aussah wie eine Mischung aus Schwimm- und Schweißbrille.

»Warum sollte ich?«

»Weil du sonst kein Brew bekommst.«

Er zögerte. Nein, er zögerte nicht, er nahm sich bloß Zeit. Er wäre auf allen vieren gegangen, wenn sie es von ihm verlangt hätten. Die Brillengläser waren geschwärzt, sodass er nicht das Geringste sehen konnte. Strega hielt ihn fest und drehte ihn einige Male um sich selbst, damit er seinen Orientierungssinn verlor. Dann reichte sie ihm den weißen Stock und ließ ihn los. Zehn Minuten später wusste er nur, dass sie durch den Regen gegangen waren. Und um sie herum waren Menschen und Verkehr gewesen, die Ohrstöpsel hatten nicht alle Geräusche abhalten können. Strega hatte ihm einen anderthalb Meter hohen Betonsockel hinaufgeholfen, und anschließend waren sie auf Kies oder grobem Sand weitergelaufen. Dann eine weitere Stufe hinauf und hinein in ein Gebäude, das vermutete er zumindest – denn nun war es wärmer und die Luft trockener. Dann war er auf einen Stuhl gesetzt worden, und jemand hatte ihm die Ohrstöpsel herausgenommen, ihm aber gesagt, er solle die Brille aufbehalten.

Er hörte, wie sich jemand näherte, ein Tapp-Tapp-Geräusch, das

unmittelbar vor ihm verstummte.

»Es tut mir leid, dass ich Sie auf diesem Weg hierherbringen lassen musste.« Die Stimme war ungewöhnlich weich und sanft und klang, als gehöre sie einem älteren Mann. »Aber ich dachte, es wäre angesichts der Gesamtlage das Beste, wenn man sich von Angesicht zu Angesicht kennenlernt. Nun, Sie können meines natürlich nicht sehen. Ich an Ihrer Stelle, Macbeth, wäre allerdings sehr froh darüber.«

»Ich verstehe. Sie haben also vor, mich am Leben zu lassen.«

»Sie sind nicht besonders klug, aber immerhin eher klug als dumm, Macbeth. Deshalb haben wir Sie ausgewählt.«

»Warum bin ich hier?«

»Weil wir uns Sorgen machen. Wir wussten natürlich von Ihrer Vorliebe für Stimulanzen, bevor wir unsere Wahl getroffen haben, aber uns war nicht klar, dass sie so vollständig und rasch die Kontrolle über Sie übernehmen würden. Kurz gesagt, wir müssen herausfinden, ob Sie vertrauenswürdig sind oder ob wir Sie austauschen müssen.«

»Austauschen? Gegen wen?«

»Halten Sie sich etwa für unersetzlich? Ich hoffe, der Titel des Chief Commissioners ist Ihnen nicht zu Kopf gestiegen und Sie sind sich immer noch im Klaren, dass er bloß eine Fassade ist. Ohne mich sind Sie nichts. Duncan hat geglaubt, ohne mich zurechtzukommen, ja sogar mich bekämpfen zu können. Glauben Sie das auch, Macbeth?«

Macbeth biss die Zähne zusammen und schluckte seine Wut hinunter. Er wollte bloß die Beutel haben und von hier verschwinden. Er atmete tief ein. »So wie ich das sehe, profitieren wir beide von unserer Zusammenarbeit, Hecate. Sie haben vielleicht einige Dinge in Gang gesetzt, die mit dazu geführt haben, dass ich zum Chief Commissioner geworden bin. Im Gegenzug werde ich Sweno ausschalten und dafür sorgen, dass die Polizei Ihnen und Ihrem Monopol nicht allzu viele Scherereien bereitet.«

»Hm. Das heißt, Sie haben keinerlei moralische Skrupel?«

»Natürlich habe ich die, aber ich bin Pragmatiker. In jeder Stadt dieser Größe wird es immer einen Markt für Traumverkäufer wie Sie geben. Wenn Sie oder Sweno es nicht sind, dann eben ein anderer. Unsere Zusammenarbeit wird zumindest weitere, womöglich schlimmere Dealer fernhalten. Ich akzeptiere Sie als das Mittel zum Zweck, um eine gute

Zukunft für diese Stadt aufzubauen.«

Der alte Mann lachte vor sich hin. »Klingt, als hätten Sie Lady die Worte aus dem Mund genommen. Sie schmecken leicht und gut, sind aber ohne jede Substanz. Ich stehe an einem Kreuzweg, Macbeth. Und um mich für eine Richtung entscheiden zu können, werde ich Ihre Eignung einer Prüfung unterziehen müssen. Ich sehe, dass die Zeitungen vom dritten Steuermann sprechen, der das Ruder vom Kapitän übernimmt. Nun, Ihr Schiff ist in einen Wirbelsturm geraten. Duncan, Banquo und ein Polizeikadett sind liquidiert worden. Cawdor, Malcolm und zwei Leibwächter sind tot und stehen im Verdacht, korrupt gewesen zu sein. Ihr Schiff ist ein Wrack, Macbeth, physisch wie moralisch. Wenn ich Ihnen helfen soll, muss ich genau wissen, wie Sie es in ruhigere Gewässer steuern wollen.«

»Der oder die Schuldigen werden selbstverständlich festgenommen und ihrer Strafe zugeführt.«

»Das freut mich zu hören. Und wer sind der oder die Schuldigen?«

»Das ist doch offensichtlich. Die Norse Riders. Sie haben Malcolm und seine Leibwächter gezwungen, mit ihnen gemeinsame Sache zu machen.«

»Gut. Das würde bedeuten, dass wir entlastet wären, Sie und ich. Doch was, wenn Sweno seine Unschuld an Duncans Ermordung beweisen kann?«

»Ich habe so das Gefühl, dass er dazu nicht kommen wird.«

»Hm. Ich hoffe, dass Sie die Energie haben, durchzuziehen, was Sie gerade angedeutet haben, Macbeth.«

»Die habe ich, Hecate. Und ich hoffe, ich kann von Ihnen dasselbe einfordern.«

»Was meinen Sie? Ich habe Ihnen den Weg zum Posten des Chief Commissioners geebnet, ist das etwa nicht genug?«

»Nicht, wenn ich ohne Schutz dastehe. Im Augenblick habe ich jedenfalls den Eindruck, dass alle hinter mir her sind: Richter, Journalisten, Kriminelle und wahrscheinlich auch meine Kollegen. Sie kämpfen mit Waffen gegen mich oder mit Worten. Das Telefon steht nicht mehr still. Und schauen Sie hier. Ich kann entführt werden wie ein Blinder am helllichten Tag.«

»Haben Sie nicht das SWAT-Team, das auf Sie aufpasst?«

»Wer weiß, ob ich allen Männern dort vertrauen kann. Ich brauche mehr

Schutz.«

»Ich verstehe. Dazu kann ich Ihnen Folgendes sagen: Sie stehen bereits unter meinem Schutz. Und das schon seit einiger Zeit. Sie haben es bloß noch nicht bemerkt.«

»Wo soll der sein?«

»Denken Sie einfach gar nicht darüber nach. Sie sollten wissen, dass Hecate stets ein Auge auf seine Investitionen hat. Ich stehe mit meiner ganzen Person dafür ein, dass niemand, überhaupt niemand in dieser Stadt Ihnen etwas anhaben kann, solange Sie mir gehören, Macbeth.«

»Niemand?«

»Ich verspreche Ihnen, den Menschen, der Ihnen auf Ihrem wunderschönen Kopf auch nur ein Härchen krümmen könnte, hat bisher keine Frau geboren. Und bevor nicht die alte Bertha wieder fährt, wird niemand Sie aus dem Amt drängen können. Genügt Ihnen das nicht als Zusicherung, Macbeth?«

»Doch, mit beiden Versprechen bin ich sehr zufrieden.«

»Gut. Denn es gibt noch eines, was ich Ihnen sagen muss. Und zwar: Hüten Sie sich vor Inspector Duff.«

»Ach ja?«

»Er weiß, dass Sie es waren, der Duncan umgebracht hat.«

Macbeth war bewusst, dass er Beunruhigung empfinden sollte. Angst. Panik. Doch in ihm gab es nur Platz für das vertraute, verhasste Verlangen.

»Zum Glück für Sie gibt es zurzeit nur einen weiteren Mann, der weiß, was Duff weiß.«

»Wer ist das?«, fragte Macbeth.

»Derselbe, der Ihre Kandidatur für die Leitung des Dezernats für Organisierte Kriminalität vorgeschlagen und unterstützt hat – auf meinen Rat hin. Und das so diskret, dass Duncan anschließend glaubte, es sei seine eigene Idee gewesen.«

»Und wer soll das gewesen sein?«

»Sehen Sie selbst.«

Ein Stuhlbein schabte quietschend über den Boden, als Macbeth umgedreht wurde. Dann nahm man ihm die Brille ab. Im ersten Augenblick glaubte Macbeth, in einen schallgeschützten Verhörraum hineinzuschauen. Er hatte die typische Fensterverglasung, durch die der Befragte nicht sehen

oder hören kann, dass er dahinter von anderen beobachtet wird. Der Unterschied war nur, dass dieser Raum eher einem großen Labor ähnelte. Glaskolben, Röhren und Schläuche führten zu einem riesigen Kessel. Der Kessel bildete einen beinahe komisch anmutenden Kontrast zu all den modernen Apparaturen und erinnerte Macbeth an die Cartoons, in denen Kannibalen Menschen bei lebendigem Leib kochen. An der Wand dahinter hing ein Schild, auf dem RAUCHEN VERBOTEN stand. Vor dem Kessel, ganz nah an der Glasscheibe, saß in dem grell beleuchteten Raum ein blasser, rothaariger Mann aufrecht in einem Sessel. Ein Hemdsärmel war hochgekrempelt, sein Gesicht der Decke zugewandt, der Mund halb geöffnet, die Augen halb geschlossen. Er saß so dicht bei ihnen, dass Macbeth die blaue Iris des Mannes unter seinen zitternden Lidern sehen konnte. Er erkannte eine der chinesischen Schwestern, die eine Spritze in Inspector Lennox' Unterarm steckte.

Die sanfte Stimme hinter Macbeth sagte: »Lennox hat Duncan die Idee in den Kopf gesetzt, dass er jemanden ernennen sollte, der nicht zur Elite gehört, den die Bewohner der Stadt aber für einen der ihren hielten.«

»Lennox hat Duncan gesagt, dass er mich zum Leiter des neuen Dezernats machen soll?«

»Natürlich nicht, im Gegenteil. Lennox hat ihm gesagt, dass Duncan Sie nicht wählen könne, weil Sie nicht über die formellen Qualifikationen verfügen und zu beliebt seien. So beeinflusst man störrische alte Esel mit zu großem Ego.«

»Sie haben gesagt: *Spring*, und Lennox ist gesprungen?«

»Und Lennox hat gesagt: *Spring nicht*, und Duncan ist gesprungen.« Ein gurgelndes Gelächter erklang in Macbeths Rücken, wie Whiskey, der in ein Glas geschüttet wird. »Die Labyrinth des menschlichen Geistes. Am Ende bestehen sie doch aus ziemlich breiten Pfaden, auf denen man sich leicht zurechtfindet. Lennox gehört mir schon seit mehr als zehn Jahren. Ein loyaler Mitarbeiter, unser Inspector Lennox.«

Macbeth versuchte, in der Scheibe den Mann hinter sich zu erkennen, aber er sah nur Strega, als hätte Hecate kein Spiegelbild. Aber er stand dort, denn Macbeth hörte die Stimme dicht an seinem Ohr: »Aber wenn ich sage: *Spring*, dann haben Sie zu springen.«

»Ach ja?«

»Töten Sie Duff.«

Macbeth schluckte. »Duff ist mein Freund. Aber das haben Sie vermutlich gewusst.«

»Banquo war ein Vater für Sie, und das hat Sie nicht abgehalten. Duff zu töten, ist eine Notwendigkeit, Macbeth. Außerdem habe ich eine bessere Freundin für sie. Ihr Name ist Power.«

»Ich brauche keine neuen Freunde.«

»Oh doch. Brew macht Sie instabil und exzentrisch. Sie hatten Halluzinationen, nicht wahr?«

»Vielleicht. Vielleicht ist das hier eine Halluzination. Was soll das überhaupt sein, Power?«

»Eine neue, doch zugleich uralte Droge. Brew ist das Power des kleinen Mannes. Power ist siebenmal stärker und nur halb so schädlich. Sie schärft und stärkt Ihren Geist. Und das ist es, was diese Zeiten fordern.«

»Ich bevorzuge Brew.«

»Sie bevorzugen, auch in Zukunft Chief Commissioner zu bleiben.«

»Und diese neue Droge, wird sie mich abhängig machen?«

»Ich habe Ihnen doch gesagt, sie ist uralte. Und Power wird all das ersetzen, wovon Sie momentan abhängig sind. Was halten Sie davon? Duff gegen Power?«

Macbeth sah, wie Lennox' Kopf nach vorn sackte. Er hörte Strega hinter ihm etwas flüstern. Die Schwester lehnte Lennox in seinem Sessel zurück und ging zum Kessel.

»Geben Sie es mir.«

»Pardon?«

Macbeth räusperte sich. »Geben Sie es mir, habe ich gesagt.«

»Gebt ihm die Beutel«, sagte Hecate.

Macbeth hörte das Tapp-Tapp leiser werden, als ihm die Brille wieder aufgesetzt wurde und die Welt um ihn herum verschwand.

»Sie ist wunderschön, finden Sie nicht?«, fragte Lennox und fuhr zärtlich mit der Hand über die Kurven aus Metall.

»Nein«, sagte Duff. »Bertha mag ja vieles sein, aber schön ist sie nicht.«

Lennox lachte und betrachtete seine Hand, die nun voller Ruß war. »Alle nennen sie Bertha, dabei heißt sie eigentlich Bertha Birnam. Der Name wurde ihr zu Ehren einer schwarzhaarigen Baustellenköchin gegeben. Die einzige Angestellte, die all die Jahre bei der Railway Company geblieben ist, bis die Strecke nach Capitol fertig war.«

»Woher wissen Sie das?«

»Weil mein Großvater auch am Bau der Strecke beteiligt war. Von hier nach Capitol.«

»Ihr Großvater hat einen Vorschlaghammer geschwungen und Eisenschienen durch die Gegend geschleppt?«

»Nein, natürlich nicht, er hat dabei geholfen, den Streckenbau zu *finanzieren*.«

»Das klingt schon wahrscheinlicher.« Duff schaute zu den Lichtern des Inverness hinüber, die in der nachmittäglichen Dunkelheit besonders einladend aussahen.

»Ja, wir Lennoxes sind im Grunde alle Banker. Ich bin so was wie das schwarze Schaf. Wie steht's mit Ihrer Familie, Duff?«

»Das Übliche.«

»Allesamt Polizisten.«

»So weit das Auge reicht.«

»Ich kenne viele Duffs hier in der Stadt, aber keiner davon ist bei der Polizei.«

»Ich habe den Namen von meinem Großvater mütterlicherseits angenommen, als ich hierhergezogen bin.«

»Und der ist ...«

»Tot. Danach Waisenhaus. Anschließend Polizeischule.«

»Wenn Sie nicht von hier sind, warum sind Sie nicht in Capitol zur Polizeischule gegangen? Sie ist viel besser, genau wie das Wetter und die Luft.«

»Hier kann man die großen Fische fangen. Die Norse Riders. Hecate ...«

»Verstehe. Sie wollten das Dezernat für Organisierte Kriminalität unbedingt haben, nicht wahr?«

»Ja, wahrscheinlich schon.«

»Tja, der Posten ist immer noch frei. Und wenn wir Macbeth für den Mord an Duncan drangekriegt haben, brauchen Sie bloß noch mit dem Finger auf die Abteilung zu zeigen, die Sie leiten wollen. Man wird uns als Retter dieser Stadt hochleben lassen, Duff.«

»Ach ja? Glauben Sie wirklich, es interessiert irgendwen?« Duff nickte dem Platz zu, auf dem die Leute möglichst schnell davonhuschten, um nicht gesehen zu werden und sich in die dunkleren Ecken zu verziehen.

»Ich weiß, was Sie meinen, aber es ist ein Fehler, die Bürger dieser Stadt derart zu unterschätzen.«

»Es gibt zwei Möglichkeiten, ein Problem anzugehen, Lennox. Entweder man löst es, oder man ignoriert es. Kenneth hat der Stadt letzteren Weg eingeimpft. Apathie gegenüber der Korruption und das Abschieben jeglicher Verantwortung für das Gemeinwohl auf andere. Schauen Sie nur, die Leute rennen davon wie Küchenschaben, wenn das Licht angeht.«

»Eine verachtenswerte Stadt mit verachtenswerten Bürgern, und doch wollen Sie alles für sie riskieren?«

Lennox schaute Duff an, aber dieser schüttelte den Kopf.

»Mein Gott, Lennox, wie kommen Sie darauf, ich würde das für *die Stadt* tun? Die Stadt. Das ist doch nur eine Redewendung, die die Leute benutzen, wenn sie ins Rathaus gewählt oder Chief Commissioner werden wollen. Sagen Sie mir, was Sie rausgefunden haben, seit wir uns vorhin gesehen haben.«

»Okay. Ich habe mit einem Richter in Capitol gesprochen ...«

»Wir haben doch verabredet, mit *niemandem* zu reden!«

»Bleiben Sie ruhig, Duff. Ich habe ihm nicht gesagt, um wen und um was genau es geht, lediglich, dass es sich um einen Fall von Korruption auf höchster Ebene handelt. Entscheidend ist, dass dieser Richter verlässlich ist.

Er lebt nicht hier, steht also außerhalb von Macbeths, Swenos oder Hecates Kontrolle. Als Richter an einem Bundesgericht kann er sich mit der Bundespolizei zusammentun. Damit können wir das Hauptquartier überspringen und in Capitol Anklage erheben, wo Macbeth keine Fäden ziehen kann. In drei Tagen kommt der Richter hierher, und er ist einverstanden, uns unter vollständiger Geheimhaltung zu treffen.«

»Wie heißt er?«

»Jones.«

Lennox bemerkte, wie Duff ihn anstarrte.

»Lars Jones«, sagte Lennox. »Irgendwas nicht in Ordnung?«

»Sie haben Pupillen wie ein Junkie.«

Lennox befeuchtete seine Zunge und lachte. »So ist das, wenn man von Geburt an Halb-Albino ist. Die Augen sind extrem lichtempfindlich. Einer der Gründe, weshalb meine Familie Schreibtischjobs bevorzugt.«

Duff fröstelte in seinem Mantel. Schaute wieder zum Inverness hinüber. »Drei Tage also. Was sollen wir in der Zwischenzeit tun?«

Lennox zuckte mit den Schultern. »Uns bedeckt halten. Keine hohen Wellen schlagen. Und ... mir fällt keine dritte Redewendung ein.«

»Ich darf gar nicht an mein nächstes Treffen mit Macbeth denken.«

»Warum das?«

»Ich bin einfach kein Schauspieler.«

»Haben Sie nie jemandem etwas vorgemacht?«

»Doch, aber mich durchschauen immer alle.«

Lennox warf Duff einen Seitenblick zu. »Ach ja? Zu Hause auch?«

Duff zuckte mit den Schultern. »Selbst mein Sohn, der in ein paar Tagen neun wird, merkt es, wenn sein Dad ihm Märchen erzählt. Und Macbeth kennt mich besser als jeder andere.«

»Seltsam«, sagte Lennox, »dass zwei so unterschiedliche Menschen so enge Freunde waren.«

»Wir müssen später weiterreden«, sagte Duff und schaute nach Westen. »Wenn ich jetzt losfahre, bin ich bei Sonnenuntergang in Fife.«

Lennox schaute in dieselbe Richtung wie Duff. Und dachte daran, wie gut die Natur es eingerichtet hatte, dass man nie wusste, ob hinter dem aktuellen Regenschauer schon der nächste wartete. So konnte man immer optimistisch bleiben und auf besseres Wetter hoffen.

»Ich habe das Gefühl, als hätten wir das Schlimmste überstanden«, sagte Macbeth, streckte die Hand nach dem Feuerzeug auf dem Nachttisch aus und zündete sich eine Zigarette an. »Alles wird jetzt besser werden, mein Schatz. Wir sind wieder da, wo wir sein sollten. Die Stadt gehört uns.«

Lady legte sich eine Hand auf die Brust, spürte unter dem Seidenlaken ihren noch immer rasenden Herzschlag. Sie sprach zwischen einzelnen schweren Atemzügen: »Wenn deine Kraft im gleichen Maße zugenommen hat wie dein Enthusiasmus, Liebster ...«

»Hm?«

»... dann sind wir unbesiegbar. Ist dir eigentlich klar, wie sehr sie dich da draußen lieben? Die Leute im Casino reden über dich, nennen dich den Retter der Stadt. Und hast du mal die Zeitungen gelesen? Die *Times* hat heute in ihrem Leitartikel vorgeschlagen, du solltest dich fürs Bürgermeisteramt zur Verfügung stellen.«

»War das dein Freund, der Chefredakteur?« Macbeth grinste. »Weil du ihn darum gebeten hast?«

»Nein, nein. In dem Leitartikel ging es nicht um dich. Eher darum, dass Tourtell keinen wirklichen Gegenkandidaten hat und deshalb wiedergewählt werden wird, obwohl er so unbeliebt ist.«

»Man wird nicht beliebt, indem man den Lakai für Kenneth spielt.«

»Dein Name wurde nur erwähnt als jemand, der Tourtell theoretisch herausfordern könnte. Was sagst du dazu?«

»Ob ich Bürgermeister werden will? Ich?« Macbeth lachte und kratzte sich am Unterarm. »Vielen Dank, aber nein. Mein Büro ist groß genug, und jetzt haben wir mehr als genug Macht, um das umzusetzen, was wir vorhaben.« Sein Fingernagel fuhr über das kleine Loch in seiner Haut. Power. Er hatte sich selbst die Spritze gesetzt, und die Vorschusslorbeeren für die neue Droge waren keineswegs übertrieben gewesen.

»Du hast recht«, sagte sie. »Aber denk ruhig noch mal darüber nach. Wenn die Idee in dir gereift ist, fühlt sie sich vielleicht anders an – wer weiß? Übrigens hat Jack heute Morgen ein Paket für dich in Empfang genommen. Ein Motorradfahrer hat es gebracht. Schwer und ziemlich dick verschnürt.«

Macbeth wartete darauf, dass ihm das Blut in den Adern gefrieren würde, aber das Gefühl stellte sich nicht ein. Musste die Wirkung des neuen

Stoffs sein. »Wo hast du es hingelegt?«

»Auf die Hutablage in deinem Kleiderschrank«, sagte sie und streckte den Finger aus.

»Danke.«

Er rauchte langsam seine Zigarette und hörte zu, wie sie neben ihm einschlief. Starrte die massive braune Eichentür des Schrankes an. Dann legte er seinen Kopf auf das Kissen und blies Rauchringe in die Strahlen des Mondlichts, die durch das Fenster fielen, beobachtete, wie sie tanzten und sich wanden wie eine arabische Bauchtänzerin. Er hatte keine Angst. Das SWAT-Team schützte ihn, Hecate schützte ihn, und auch die Götter lächelten wohlwollend auf ihn herab. Er hob den Kopf und starrte noch einmal zum Kleiderschrank hinüber. Kein Laut kam von dort. Die Geister hatten sich rargemacht. Auch draußen war es vollkommen still, kein Prasseln am Fenster. Denn auf Regen folgte tatsächlich Sonnenschein. Die Liebe wusch das Blut der Schlacht ab, und auf die Sünde folgte die Vergebung.

»Guten Morgen, alle miteinander«, sagte Macbeth und ließ seinen Blick über seine Leute schweifen, die um den Tisch versammelt waren. »Auch wenn man zugeben muss, dass dies kein guter Morgen ist, sondern der zweite, seitdem Banquo tot ist und die sechsunddreißigste Stunde, seitdem sein Mörder frei und unbehelligt in der Gegend herumläuft. Beginnen wir mit einer Schweigeminute für Banquo.«

Duff schloss die Augen.

Es war ungewöhnlich, Macbeth mit derart ernster Miene einen Raum betreten zu sehen; für gewöhnlich begrüßte er mit einem Lächeln jeden Tag, ob trüb oder sonnig, und jeden Menschen, ob er ihn kannte oder nicht. Wie damals, als sie sich im Waisenhaus zum ersten Mal begegnet waren. Er hatte Duff gemustert, seine Kleidung, seine Frisur, musste bemerkt haben, wie unterschiedlich sie beide waren, aber er hatte ihn angelächelt, als würde sie etwas Tieferes verbinden als solche Äußerlichkeiten, etwas, das sie zu geheimen Brüdern machte. Vielleicht hatte er mit seinem bedingungslosen, strahlenden Lächeln aber auch allen dieses Gefühl gegeben. Die naive Überzeugung, dass alle Menschen um ihn herum einander nur das Beste wünschten, schien in diesem Lächeln zu liegen, und es hatte Duff selbst damals schon dazu gebracht, sich wie ein alter Zyniker zu fühlen. Doch was hätte Duff nicht gegeben für ein Lächeln, das auf seine Umgebung derart ansteckend wirkte.

»Duff?« Jemand hatte seinen Namen geflüstert. Er drehte sich um und schaute in Caithness' klare, grüne Augen. Sie nickte stumm dem Kopfende des Besprechungstisches zu, wo Macbeth ihn erwartungsvoll anschaute.

»Ich habe gefragt, ob wir auf den neuesten Stand der Ermittlungen gebracht werden könnten, Duff.«

Duff setzte sich in seinem Stuhl auf, hustete, lief rot an und wusste es auch. Dann fing er an. Er sprach von den Zeugen, die einen Norse Rider sowie – den Logos auf ihren Lederjacken nach – die Mitglieder eines

anderen Motorradclubs dabei beobachtet hatten, wie sie vor dem Juwelier *Jacobs & Sons* auf den Volvo geschossen hatten. Von der Jacke und Fleances Brieftasche, die bei einer Bank unter der Kenneth-Brücke gefunden worden waren, während von seinem Leichnam bisher jede Spur fehlte. Caithness hatte einen umfangreichen Bericht über die kriminaltechnische Untersuchung vorgelegt, der allerdings nur bestätigte, was sie bereits wussten – dass Swenos Gang Banquo ermordet haben musste und vermutlich auch Fleance.

»Es gibt einen Hinweis darauf, dass Sweno persönlich bei der Exekution anwesend war«, sagte Duff. »Der Stummel einer langen, dünnen Zigarre auf der Fahrbahn neben dem Wagen.«

»Viele Leute rauchen solche Zigarren«, bemerkte Lennox.

»Nicht Davidoffs Long Panatellas«, erwiderte Duff.

»Sie *wissen*, welche Marke Sweno raucht?«, fragte Lennox mit hochgezogener Augenbraue.

Duff antwortete nicht darauf.

»Wir können das nicht zulassen«, sagte Macbeth. »*Die Stadt* kann nicht zulassen, dass wir es zulassen. Der Mord an einem Polizeibeamten ist ein Angriff auf die Stadt selbst. Damit die Dienststellenleiter, die hier im Raum sitzen, morgen wieder das Vertrauen der Bürger genießen, muss heute etwas passieren. Aus diesem Grund können wir uns kein Zögern erlauben, wir müssen mit all unserer Kraft zuschlagen, selbst wenn wir dabei das Leben von Polizeibeamten aufs Spiel setzen. Dies ist ein Krieg, deshalb müssen wir auch die Sprache des Krieges sprechen. Und wie Sie alle wissen, wird in diesem Krieg nicht mit Worten, sondern mit Kugeln gekämpft. Deshalb habe ich einen neuen Leiter des SWAT-Teams eingesetzt und seine Befugnisse erweitert, was den Einsatz von Waffen anbelangt und den Spielraum im Kampf gegen das organisierte Verbrechen.«

»Entschuldigung«, sagte Lennox. »Wie genau sieht dieser Spielraum aus?«

»Das werden Sie bald erfahren. Daran wird gearbeitet, während wir hier sprechen.«

»Und wer arbeitet diese neuen Regeln aus?«, fragte Caithness.

»Police Officer Seyton«, sagte Macbeth. »Der neue Leiter des SWAT-Teams.«

»Er schreibt seine eigenen Regeln?«, fragte Caithness. »Ohne uns dabei ...«

»Es ist Zeit zu handeln«, unterbrach Macbeth. »Nicht die Zeit, um über irgendwelche Formulierungen zu debattieren. Sie werden das Resultat bald zu Gesicht bekommen, und ich bin mir sicher, Sie werden damit ebenso glücklich sein wie ich. Und der Rest der Stadt.«

»Aber ...«

»Selbstverständlich werden Sie Gelegenheit bekommen, die neuen Bestimmungen zu kommentieren, sobald sie uns vorliegen. Dieses Meeting ist hiermit beendet. Lasst uns an die Arbeit gehen, Leute!« Und da war es: das Lächeln. »Duff, kann ich noch kurz mit dir reden?«

Stühle schabten zögerlich über den Boden.

»Sie können auch gehen, Priscilla«, sagte Macbeth. »Und bitte schließen Sie die Tür hinter sich. Vielen Dank.«

Der Raum leerte sich. Duff machte sich bereit.

»Komm her, setz dich zu mir«, sagte Macbeth.

Duff stand auf und setzte sich auf den Platz neben ihn. Versuchte, entspannt zu wirken, atmete ruhig und achtete darauf, seine Gesichtsmuskeln unter Kontrolle zu behalten. Er war sich allzu sehr der Tatsache bewusst, dass er nur eine Armlänge von dem Mann entfernt saß, der Duncan umgebracht hatte.

»Ich wollte dich gern was fragen«, sagte Macbeth. »Und ich möchte, dass du vollkommen ehrlich zu mir bist.«

Duff spürte, wie sich ihm die Kehle zusammenzog und das Herz zu rasen begann.

»Ich möchte die Leitung des Dezernats für Organisierte Kriminalität jemand anderem übergeben. Ich weiß, deine erste Reaktion wird Enttäuschung sein ...«

Duff nickte bloß. Sein Mund war so trocken, dass er sich nicht sicher war, ob ihm seine Stimme gehorchen würde.

»... aber nur deshalb, weil ich dich gerne als meinen Stellvertreter haben würde. Was hältst du davon?«

Duff räusperte sich. »Danke«, sagte er heiser.

»Geht's dir nicht gut, Duff?« Macbeth machte ein besorgtes Gesicht und legte Duff eine Hand auf die Schulter. »Oder bist du doch ein bisschen

enttäuscht? Ich weiß, wie sehr du das neue Dezernat haben wolltest, und ich verstehe, dass du lieber draußen im Einsatz wärst, als einem ungeschickten Deppen wie mir dabei zu helfen, die richtigen Worte und die nächsten Schritte auszutüfteln.« Er lächelte sein strahlend weißes Lächeln, während Duff um eine Antwort rang.

»Du bist mein Freund, Duff, und ich möchte dich in meiner Nähe haben. Wie heißt diese Redensart?«

Duff hustete. »Welche Redensart?«

»Redensarten sind doch deine Spezialität, Duff! Aber ist ja auch egal. Wenn du auf dem neuen Dezernat bestehst, werde ich noch mal in Ruhe darüber nachdenken. Bis jetzt habe ich Lennox noch nichts gesagt. Du siehst wirklich furchtbar aus. Soll ich dir ein Glas Wasser holen?«

»Nein, danke, mir geht's gut. Ich bin nur ein bisschen kaputt. Schon vor dem Einsatz am Hafen hab ich schlecht geschlafen, und seit dem Mord an Duncan hab ich kaum noch ein Auge zugemacht.«

»Nur ein *bisschen* kaputt?«

Duff überlegte. Schüttelte den Kopf. »Nein, ehrlich gesagt hab ich mich gefragt, ob ich die nächsten zwei Tage freinehmen könnte. Ich weiß, wir stecken mitten in einer wichtigen Ermittlung, aber Caithness könnte ja ...«

»Natürlich, natürlich, Duff. Ist doch sinnlos, ein Pferd zu Tode zu reiten, bloß weil es der Reiter eilig hat. Fahr nach Hause, nach Fife. Grüß Meredith von mir und sag ihr, dass du mindestens zwei Tage lang im Bett bleiben musst. Und ob du's glaubst oder nicht, das ist ein Befehl vom Chief Commissioner.«

»Danke dir.«

»Ich warne dich: Ich komme nach Fife und schaue nach, ob du dich auch wirklich ausruhst.«

»Schön.«

»Und dann kommst du in drei Tagen wieder mit einer Entscheidung, was den Posten als mein Stellvertreter anbelangt.«

»Abgemacht.«

Duff ging auf direktem Weg zur Toilette und erbrach sich in die Schüssel.

Sein Hemd war schweißnass, und erst eine Stunde später, als er bereits über die alte Brücke fuhr, hatte sich sein Puls wieder beruhigt.

Lady ging durch das Restaurant und den Spielsaal. Sie zählte neun Gäste. Versuchte sich einzureden, dass die Zeit nach dem Mittagessen immer die ruhigste war. Sie sprach Jack hinter der Rezeption an.

»Irgendwelche neuen Gäste heute?«

»Noch nicht, Ma'am.«

»Noch nicht? Haben wir noch Reservierungen für heute?«

Er lächelte entschuldigend. »Nicht, dass ich wüsste.«

»Haben Sie im Obelisken reingeschaut, wie ich Sie gebeten hatte?«

»Natürlich, Ma'am.«

»Und da war es ...?«

»Ruhig, würde ich sagen.«

»Sie lügen mich an, Jack.«

»Ja, Ma'am.«

Lady musste lachen. »Jack, Sie sind immer ein Trost für mich. Glauben Sie, dass es an den Morden liegt, die hier verübt wurden?«

»Vielleicht. Aber es hat auch jemand angerufen und eigens nach dem Zimmer gefragt, in dem Duncan gestorben ist. Zur Not hätte er auch das der Leibwächter genommen.«

»Die Leute sind doch krank. Apropos krank, ich möchte, dass Sie sich mal ein bisschen umhören, was den Jungen anbelangt, den Tourtell bei sich hatte. Finden Sie raus, wie alt er ist.«

»Glauben Sie etwa ...«

»Hoffen wir einfach für den Jungen, dass er über sechzehn ist. Und für uns, dass er es nicht ist.«

»Gibt es einen besonderen Grund für diese Erkundigung, Ma'am?«

»Ich möchte nur für alle Fälle etwas in der Hinterhand haben, Jack. Der Bürgermeister ernennt den Chief Commissioner. In der Regel hält er sich an die Entscheidungen der Polizei, aber in einem Fall wie diesem können wir gar nicht sicher genug gehen, oder?«

»Das ist der einzige Grund?«

»Na ja, es wäre natürlich auch ganz gut, wenn Tourtell auf die Spielbankenaufsicht etwas mehr Druck ausüben würde, damit die mal einen genaueren Blick auf das Geschäftsgebaren des Obelisken wirft. Ich bin immer geduldig gewesen und habe es mit gutem Zureden versucht, aber wenn wir nicht bald Resultate sehen, werden wir drastischere Schritte

einleiten müssen.«

»Ich schaue mal, was ich herausfinden kann.«

»Jack?«

»Ja, Ma'am?«

»Bin ich in letzter Zeit schlafgewandelt?«

»Nicht in meinen Schichten, Ma'am.«

»Lügen Sie mich schon wieder an?«

»Könnte schon sein, dass Sie vergangene Nacht mal zur Rezeption runtergekommen sind, aber ich war mir nicht sicher, ob Sie geschlafen haben oder nicht.«

Sie lachte. »Jack, Jack, wenn nur jeder so gut wäre wie Sie. Ich hatte so einen Verdacht. Der Schlüssel steckte von außen in der Tür, als ich aufgewacht bin.«

»Liegt Ihnen irgendetwas auf der Seele? Sie schlafwandeln nur, wenn Sie Sorgen haben.«

»Gibt es im Moment irgendwas anderes als Sorgen?« Lady seufzte.

»Und Träume? Haben Sie wieder den alten Traum?«

»Ich habe es Ihnen doch gesagt, Jack. Es ist kein Traum, es ist eine Erinnerung.«

»Entschuldigen Sie, aber das können Sie nicht wissen, Ma'am. Sie wissen nicht, ob es wirklich genau so passiert ist, wenn Sie es jede Nacht träumen. Der Traum wird dann zur Erinnerung. Nach allem, was Sie wissen, ist das Kind doch eines natürlichen Todes gestorben.«

»Der ewige Tröster. Aber ich brauche keinen Trost. Ich muss nicht vergessen. Ganz im Gegenteil, erinnern muss ich mich. Daran, was ich aufgegeben habe, um so weit zu kommen. Dass ich den Preis eines kinderlosen Lebens gezahlt habe, um morgens unter Seidenlaken zu erwachen, neben einem Mann, mit dem ich die Nacht verbringen wollte, und danach hinuntergehen zu können in meinen Laden, in das Leben, das ich für mich selbst erschaffen habe. Wo ich für das respektiert werde, was ich bin, Jack.«

»Keiner von uns wird für das respektiert, was er ist, Ma'am. Wir werden für das respektiert, was wir tun können. Besonders wenn wir derjenigen Person etwas tun können, um deren Respekt wir uns bemühen ...«

»Sie sind zu weise, um Rezeptionist zu sein, Jack.«

»... und unglücklicherweise ist das der Grund, warum der Weisheit eines Rezeptionisten selten Respekt gezollt wird. Er ist bloß ein harmloser Beobachter, ein Eunuch, und hin und wieder ein Trost für diejenigen, die er selbst respektiert.«

»Ich bin froh, dass Sie nie Kinder bekommen haben, Jack. Sie sind der einzige Mensch, mit dem ich über das Vernachlässigen des eigenen Babys reden kann, ohne auf die schockierte Abscheu zu stoßen, die mir Eltern entgegenbringen würden. Sie sind ein kluger, toleranter Mann, der lieber versteht als verurteilt.«

»Was gibt es da zu verurteilen? Ein junges Mädchen, das in ärmlichen Verhältnissen aufwächst, das mit dreizehn vergewaltigt und geschwängert wird, bringt – verlassen und ohne Dach überm Kopf – ein Kind zur Welt, das es nicht am Leben erhalten kann?«

»Und wenn ich mich einfach nicht genug angestrengt habe?«

»Sie meinen, Sie hätten lieber auch selbst sterben sollen? Sie waren dreizehn, keine Erwachsene, hatten bloß Ihren scharfen Verstand. Sollten Sie Ihre Zukunft für ein neugeborenes Kind opfern, das noch keinerlei Bewusstsein dafür hatte, am Leben zu sein, noch kein Verlangen empfindet, keine Schuld, keine Scham, keine wahre Liebe? Das war noch kein wirklicher Mensch, bloß ein Mühlstein um den Hals eines jungen Mädchens, das vom Leben schon genug gestraft war. Dass diese Dreizehnjährige nicht dazu in der Lage war, beide am Leben zu erhalten, sich aber immerhin selbst gerettet hat, ist doch ein Glück im Unglück. Denn denken Sie daran, was sie anschließend erreicht hat. Sie hat ein kleines Freudenhaus aufgebaut. Dann ein größeres, luxuriöseres, das die Bedürfnisse von so vielen Menschen befriedigt hat, angefangen beim Police Commissioner bis zu den wichtigsten Politikern der Stadt. Dann hat sie es verkauft und das beste Casino der Stadt eröffnet. Und nun – mir nichts, dir nichts – ist sie die Königin der Stadt.«

Lady schüttelte den Kopf. »Das ist wirklich übertrieben, Jack. Sie idealisieren meine Motive und sprechen mich von all meinen Vergehen frei. Was ist ein Spielcasino, was sind so alberne Träume gegen das Leben eines Kindes? Hätte ich weniger vom Leben verlangt, wäre ich vielleicht dazu in der Lage gewesen, meine Tochter zu retten.«

»Haben Sie denn wirklich so viel vom Leben verlangt?«

»Anerkennung von anderen habe ich verlangt. Nein, mehr – Respekt. Ja,

und Liebe. Das sind Geschenke, die nicht jedem gewährt werden, aber ich wollte unbedingt zu den wenigen gehören. Der Preis dafür ist, dass ich mein Kind wieder und wieder verlieren muss, Nacht für Nacht.«

Jack nickte. »Und wenn Sie noch einmal wählen könnten, Ma'am?«

Lady schaute ihn an. »Vielleicht sind wir alle, ob wir gut sind oder schlecht, bloß Sklaven unserer Begierden, Jack. Glauben Sie das?«

»Ich weiß nicht, Ma'am, aber da wir schon von Sklaven der Begierden sprechen, werde ich morgen erst mal Tourtells Jungen unter die Lupe nehmen.«

Macbeth stieg im Untergeschoss aus dem Fahrstuhl und inhalierte einige Sekunden lang den Geruch von Leder, Waffenöl und Männerschweiß. Richtete den Blick auf das SWAT-Motto unter einem Feuer spuckenden roten Drachen: *Treue, Brüderlichkeit. Getauft in Feuer, vereint in Blut.* Mein Gott, es schien eine halbe Ewigkeit vergangen zu sein.

Er trat durch die Tür in den Aufenthaltsraum des SWAT-Teams.

»Olafson! Angus! Hey, was soll das? Setzt euch wieder hin, springt nicht auf wie ein paar Rekruten. Wo ist Seyton?«

»Er ist da drin«, sagte Angus in seinem salbungsvollen Priesterton. »Das mit Banquo ist sehr traurig. Die Jungs sammeln Geld für einen Kranz, aber Sie gehören ja wahrscheinlich ...«

»Nicht mehr zu den Jungs? Natürlich gehöre ich dazu.« Macbeth zog seine Brieftasche hervor. »Ich dachte, Sie wären krankgeschrieben, Olafson? Wo ist die Schlinge?«

»Hab sie weggeworfen.« Olafsons Lispeln klang fast wie ein spanischer Akzent. »Der Arzt dachte, alle Sehnen in meinem Arm wären hinüber und ich würde nie wieder schießen können. Aber dann hat sich Seyton den Arm angeschaut, und plötzlich war alles wieder in Ordnung.«

»Na also. Vertrauen Sie bloß keinen Ärzten.« Macbeth reichte Olafson ein Bündel Geldscheine.

»Das ist zu viel, Sir.«

»Nehmen Sie es.«

»Das genügt für einen Sarg.«

»Nehmen Sie es!« Macbeth ging in sein altes Büro. Eigentlich war es

gar kein Büro, eher eine Werkstatt voller Waffenteile und Munition auf Regalen und Werkbänken. Die Schreibmaschine war ungenutzt auf einen Stuhl verbannt worden.

»Nun?«, sagte Macbeth.

»Die Jungs sind informiert«, sagte Seyton, der mit einer dicken Bedienungsanleitung vor ihm saß. »Und bereit.«

»Und unsere zwei Gatling-Schönheiten?« Macbeth nickte der Bedienungsanleitung zu.

»Die Gewehre kommen gegen acht Uhr morgen früh. Ich nehme an, Sie haben mit dem Hafenmeister gesprochen, damit sich das Schiff nicht hinten einreihen muss?«

»Wir können doch nicht zulassen, dass die beiden Mädels zu spät zu unserer Party kommen. Für euch Jungs wird's im weiteren Tagesverlauf morgen übrigens noch einen weiteren Job geben.«

»Schön. Wo?«

»In Fife.«

Dienstagmorgen. Fife aalte sich im Sonnenschein.

Duff schwamm.

Mit kräftigen Brustzügen durchmaß er das kalte schwere Wasser des Sees.

Lange Zeit hatte er das Salzwasser des Flusses bevorzugt, es kam ihm leichter vor, darin zu schwimmen. Was seltsam war, da er erfahren hatte, dass einem Salzwasser mehr Auftrieb gab, was wiederum bedeutete, dass es eine höhere Dichte haben musste, also schwerer war als Süßwasser. Trotzdem hatte er bis vor Kurzem den Fluss bevorzugt, der nicht nur klirrend kalt war, sondern auch derartig verschmutzt, dass er sich jedes Mal ganz verdreckt fühlte, wenn er daraus auftauchte. Doch jetzt war er sauber. Er war früh aufgestanden, hatte auf dem kalten Holzfußboden neben dem Gästebett seine Übungen gemacht, Frühstück für die Familie zubereitet, Ewan ein kleines Geburtstagsständchen gebracht, die Kinder zur Schule gefahren und war anschließend mit Meredith die halbe Meile bis zum See spaziert. Sie hatte davon gesprochen, wie viele Äpfel die Bäume in diesem Herbst trugen, dass ihre Tochter ihren ersten Liebesbrief bekommen hatte – auch wenn es Meredith insgeheim schwer enttäuschte, dass er von einem Jungen stammte, der drei Jahre jünger war als sie – und dass sich Emily eine Gitarre zu ihrem zwölften Geburtstag wünschte. Ewan hatte sich auf dem Schulhof geprügelt und war mit einer Benachrichtigung an die Eltern nach Hause gekommen. Er hatte mit ihr verabredet, dass er es Dad selbst erzählen würde, dass es aber bis nach seiner heutigen Geburtstagsparty warten könne – anschließend würde reichlich Zeit dafür sein. Duff fragte sie, ob das Hinauszögern des schlimmen Augenblicks nicht bedeuten würde, dass Ewan sich unnötig lange davor fürchtete.

»Ich weiß bei ihm nie.« Meredith lächelte. »Freut er sich auf etwas oder fürchtet er sich davor? Der Junge, mit dem er sich gestern geprügelt hat, geht in die Klasse über ihm, und Ewan meinte, er hätte den kleinen Peter

zuerst getreten.«

»Wen?«

»Ewans besten Freund.«

»Ach, der«, log Duff.

»Ewan meinte, es tue ihm leid, aber er hätte seinen Kumpel verteidigen müssen – Dad hätte dasselbe getan. Er ist also ziemlich gespannt, was du sagen wirst.«

»Dann muss ich ausgewogen sein. Sein Verhalten verurteilen, aber seinen Mut loben. Ihm sagen, dass es besser ist, auf den anderen zuzugehen, als gegen ihn in den Krieg zu ziehen. Versöhnung lautet die Devise, oder?«

»Das käme mir sehr entgegen.«

Und während Meredith und er durch das Wasser glitten, entschied Duff ein für alle Mal, dass er nirgendwo sonst mehr schwimmen gehen würde, nur noch in ihrem kleinen See in Fife.

»Hier ist es«, keuchte Meredith hinter ihm.

Duff drehte sich auf den Rücken, sodass er sie anschauen konnte, während er sich treiben ließ und dabei sachte Hände und Füße bewegte. Sein Körper war blass mit einem Stich ins Grünliche unter der Wasseroberfläche, wogegen ihrer, selbst bei diesem Licht, goldbraun schimmerte. Er verbrachte zu viel Zeit in der Stadt, musste öfter an die Sonne.

Sie schwamm an ihm vorbei und krabbelte auf einen großen, vom Wasser glatt gespülten Felsen.

Nicht irgendein Felsen. *Ihr* Felsen. Der Felsen, auf dem an einem Sommertag vor elf Jahren ihre Tochter gezeugt worden war. Damals waren sie nach Fife gefahren, um der Stadt für einen Tag zu entkommen. Auf den See waren sie ganz zufällig gestoßen. Sie hatten hier gehalten, weil ihnen eine verlassene kleine Farm ins Auge gefallen war, die Meredith süß fand. Von dem Bauernhaus aus sahen sie das Wasser glitzern, gingen ihm zehn oder fünfzehn Minuten entgegen und stießen schließlich auf den See. Obwohl sich lediglich zwei Kühe in der Nähe aufhielten, waren sie bis zu dem versteckten Felsen hinausgeschwommen, wo es unwahrscheinlich war, dass jemand sie sehen konnte. Einen Monat später hatte Meredith ihm gesagt, dass sie schwanger war. In völliger Euphorie waren sie an den Ort zurückgefahren, hatten das Bauernhaus zwischen See und Straße gekauft, und später, nachdem Ewan, ihr zweites Kind, zur Welt gekommen war, auch

noch das Grundstück am See, auf dem jetzt ihre Sommerhütte stand.

Duff zog sich neben ihr auf den Felsen hinauf. Von hier aus konnten sie zu dem roten Häuschen hinübersehen.

Er legte sich auf dem sonnengewärmten Felsen auf den Rücken, schloss die Augen und fühlte wohlige Wellen durch seinen Körper gehen. Manchmal ist es gut zu frieren, um die Wärme anschließend umso mehr genießen zu können, dachte er.

»Bist du jetzt wieder zu Hause, Duff?«

Wenn man etwas verlor und es dann wiederfand, war die Freude daran größer als zuvor.

»Ja«, sagte er.

Ihr Schatten fiel über ihn.

Als sie sich küssten, fragte er sich, warum ihm erst jetzt auffiel, dass mit Süßwasser benetzte Frauenlippen besser schmeckten, als wenn sie feucht vom Salzwasser waren. Aber schließlich kam er zu dem Schluss, dass der Körper schlicht darauf reagierte, dass man Süßwasser trinken konnte und Salzwasser nicht.

Als sie später eng umschlungen und schweißgebadet von Sonne und Sex beieinanderlagen, sagte er ihr, dass er noch mal in die Stadt fahren müsse.

»Gut. Die Suppe gibt es zur üblichen Zeit.«

»Ich werde deutlich früher wieder hier sein. Ich muss bloß noch Ewans Geschenk abholen. Es liegt in meinem Schreibtisch im Büro.«

»Er hat sich das Undercover-Polizisten-Outfit gewünscht, oder?«

»Ja, aber ich muss auch noch was anderes so rasch wie möglich klären.«

Sie fuhr mit einem Finger über seine Stirn und die Nase. »Ist was vorgefallen?«

»Ja und nein. Ich hätte das schon vor Ewigkeiten klären sollen.«

»Dann würde ich sagen ...« Ihr Finger, der ihn so gut kannte, liebteste seine Lippen. »... tust du, was du glaubst, tun zu müssen. Ich werde hier auf dich warten.«

Duff stützte sich auf seine Ellenbogen und schaute zu ihr hinunter.
»Meredith.«

»Ja?«

»Ich liebe dich.«

»Ich weiß, Duff. Du hattest es bloß eine Weile vergessen.«

Duff lächelte. Küsste noch einmal ihre Süßwasserlippen und stand auf. Wollte wieder ins Wasser springen, hielt aber inne. »Meredith?«

»Ja?«

»Hat Ewan gesagt, wer bei der Prügelei gewonnen hat?«

»Hat der Chief Commissioner gesagt, warum die zu ihrem Clubhaus gefahren werden sollen?«, fragte der Fahrer.

Der Gefängniswärter schaute auf sein Schlüsselbund hinunter, um den richtigen für die nächste Zelle zu finden. »Es gibt nicht genug Beweise, um sie in Gewahrsam zu halten.«

»Nicht genug Beweise? Verdammte Scheiße, die ganze Stadt weiß, dass es die Norse Riders waren, die den Stoff am Hafen abgeholt haben. Und alle wissen, dass es die Norse Riders waren, die den Polizisten und seinen Sohn umgebracht haben. Aber ich habe nicht gefragt, warum sie freigelassen werden – an den Quatsch bin ich ja gewöhnt –, ich habe mich gefragt, warum wir sie nicht einfach gehen lassen. Wenn ich Gefangene fahren muss, dann meistens von einem Gefängnis ins andere, nicht als beschissener Taxiservice, damit sie nicht zu Fuß nach Hause laufen müssen.«

»Frag mich nicht«, sagte der Wärter und schloss die Zelle auf. »Hey, Sean! Komm runter vom Bett, jetzt geht's nach Hause zu deiner Frau und deiner Tochter!«

»Heil dir, Macbeth!«, tönte es ihm aus der Zelle entgegen.

Der Wärter schüttelte den Kopf und wandte sich dem Fahrer zu. »Du fährst den Bus am besten direkt zum Ausgang, und wir bringen sie alle da hin. Wir geben dir zwei bewaffnete Kollegen mit.«

»Warum? Sind die Jungs nicht auf freiem Fuß?«

»Der Chief Commissioner möchte sichergehen, dass sie auch wirklich am gewünschten Ort abgesetzt werden.«

»Darf ich ihnen Fußfesseln anlegen?«

»Offiziell nicht, aber das kannst du halten, wie du willst. Hey! Bind dir deine Schuhe zu, wir haben nicht den ganzen Tag Zeit.«

»Meinst du das ernst? Sind die guten Zeiten wieder da, wie unter Kenneth?«

»Haha. Es ist noch ein bisschen früh, um das zu sagen, aber wie man

hört, entwickelt sich Macbeth ziemlich gut.«

»Sein Problem sind die ungelösten Polizistenmorde. Wenn er das nicht auf 'ne clevere Weise löst, ist er bald ziemlich am Arsch.«

»Vielleicht. Kite hat heute im Radio gesagt, Macbeth wäre die reinste Katastrophe.« Er wiederholte das Wort »Katastrophe«, wobei er das gerollte R besonders übertrieb. Der Fahrer musste lachen, erschauerte aber angesichts der Tätowierung auf der Stirn des Gefangenen, der jetzt aus der Zelle trat.

»Auf zum Viehtransport«, murmelte er, als der Wärter den Gefangenen in die richtige Richtung stieß.

Duff huschte rasch in sein Büro, stopfte sich das Paket für Ewan in die Jacke und eilte wieder hinaus. In der Kriminaltechnik im zweiten Stock sagte man ihm, dass sich Caithness in der Dunkelkammer in der Tiefgarage aufhielt. Er nahm den Fahrstuhl nach unten und ließ sich selbst hinein. Irgendwann, als Caithness sich noch eine Wohnung mit einer Freundin geteilt hatte, war es Duff gelungen, den Hausmeister davon zu überzeugen, dass der Leiter des Rauschgiftdezernats einen Schlüssel zur Garage haben sollte, wo die Kriminaltechnik über einen Schießstand für ballistische Analysen verfügte, ein Labor, eine Dunkelkammer, um Tatortfotos zu entwickeln, sowie über einen offenen Bereich, in dem sie größere Objekte abstellen konnten, etwa Autos, die nach Beweisen abgesucht werden mussten. Nach Dienstschluss machte kaum jemand Überstunden im kalten, feuchten Untergeschoss; wenn es nötig war, ging man in die Büros im zweiten Stock. Ein Jahr lang hatten sich Duff und Caithness hier unten nach der Arbeit zu heimlichen Rendezvous getroffen, zuzüglich zu ihren wöchentlichen Mittagspausentreffen im Zimmer 323 im Grand Hotel unter dem Namen Mittbaum. Seit Caithness in ihrer Dachwohnung lebte, hatte Duff diese heimlichen Stelldicheins merkwürdigerweise oft vermisst.

Als er nun die Tür öffnete und ihm die unangenehm kühle Luft entgegenschlug, kam ihm der Gedanke, dass sie sehr verliebt ineinander gewesen sein mussten. Mitten in der Garage stand Banquos von Kugeln durchsiebter Volvo. Er war mit einer Plane abgedeckt worden, vermutlich weil die Beifahrertür abgerissen worden war und man mögliche Beweise im

Wageninneren vor den Ratten schützen wollte, die nachts im Untergeschoss ihr Unwesen trieben. Duff blieb vor der Dunkelkammer stehen und holte tief Luft. Die Entscheidung war gefallen. Nun musste sie nur noch in die Tat umgesetzt werden. Die Tat. Er drückte den Türgriff herunter und trat in die Dunkelheit. Schloss die Tür hinter sich. Atmete den Ammoniakgeruch der Entwicklerflüssigkeit ein und wartete darauf, dass seine Pupillen größer würden.

»Duff?«, hörte er aus der Dunkelheit. Dieselbe freundliche, leicht zaghafte Stimme, die ihn gestern im Konferenzraum aus seinen Gedanken gerissen hatte. Dieselbe freundliche, leicht zögerliche Stimme, die ihn an so vielen Morgen in ihrer Dachwohnung geweckt hatte. Die freundliche, zögerliche Stimme. Die er nicht mehr hören würde, nicht mehr auf diese Weise, nicht dort.

»Caithness, wir können nicht ...«

»Roy«, sagte sie, »würden Sie uns einen Moment allein lassen?«

Duffs Augen gewöhnten sich gerade noch rechtzeitig an die Dunkelheit, um zu sehen, wie sich der Fotograf der Spurensicherung verabschiedete.

»Hast du die hier schon gesehen?«, fragte Caithness und strahlte mit einer Rotlichtlampe auf drei noch tropfnasse Fotos, die an einer Schnur hingen. Auf einem war Banquos Wagen zu sehen. Auf dem zweiten Banquos geköpfter Körper auf der Fahrbahn. Und auf dem dritten eine Großaufnahme von Banquos Halswunde. Sie deutete darauf. »Wir denken, dass eine große Klinge benutzt wurde, es könnte zum Beispiel Swenos Säbel gewesen sein, den du erwähnt hast.«

»Verstehe«, sagte Duff und starrte das Foto an.

»Wir haben noch Spuren von anderem Blut an seinem Rückgrat gefunden. Ist das nicht interessant?«

»Was meinst du?«

»Sweno, oder wer es auch gewesen sein mag, war offenbar nicht besonders sorgfältig bei der Reinigung seines Säbels. Hier, wo die Waffe das Rückgrat durchtrennt hat, ist altes, getrocknetes Blut von der Klinge abgeblättert. Wenn wir rausfinden können, um welche Blutgruppe es sich handelt, könnte uns das womöglich bei der Aufklärung eines weiteren Mordfalls helfen.«

Duffs Magen war kurz davor, sich umzudrehen, und er klammerte sich

an die Werkbank.

»Geht's dir immer noch schlecht?«, fragte Caithness.

Duff atmete mehrmals tief ein. »Ja. Nein. Ich musste einfach nur weg. Wir müssen reden.«

»Worüber?« An ihrer Stimme erkannte er, dass sie es bereits wusste. Vermutlich hatte sie es schon gewusst, als er hier hereingeplatzt war. Über die Fotos zu reden, war wohl eine Art Übersprungshandlung gewesen.

»Über unsere Treffen«, sagte er. »Das geht so nicht mehr.«

Er versuchte, ihr Gesicht zu sehen, aber es war zu dunkel.

»Mehr haben wir nicht getan?«, fragte sie. Tränen lagen in ihrer Stimme. »Haben wir uns nur *getroffen*?«

»Nein«, sagte er. »Nein, du hast natürlich recht – es war mehr als das. Umso richtiger ist es, damit aufzuhören.«

»Du willst Schluss machen, mich abservieren, hier bei der Arbeit?«

»Caithness ...«

Ihr bitteres Lachen schnitt ihm das Wort ab. »Tja, das ist doch wirklich passend. Eine Beziehung, die an einem dunklen Ort geführt wurde, wird auch in einer Dunkelkammer beendet.«

»Es tut mir leid. Ich denke dabei einfach an ...«

»Dich. Du denkst an dich, Duff. Nicht an die Kinder, nicht an die Familie, an dich. Du bist der egoistischste Mensch, den ich je kennengelernt habe, erzähl mir also bitte nicht, dass du dabei auf irgendjemand anderen Rücksicht nimmst als auf dich selbst.«

»Wie du meinst. Ich nehme Rücksicht auf mich.«

»Und für wen lässt du mich in Wirklichkeit sitzen, Duff? Gibt es eine noch jüngere, eine noch naivere Frau da draußen, die dich nicht nerven wird mit der Forderung, für sie etwas aufzugeben? Jedenfalls noch nicht.«

»Hilft es dir irgendwie, wenn ich sage, dass es mir nur um meine persönliche, egoistische Zufriedenheit geht, die ich hoffentlich empfinden werde, wenn ich mir vorstelle, das Richtige für diejenigen zu tun, denen ich mich verpflichtet fühle? Dass ich mich von dir trenne, weil ich eine höllische Angst davor habe, am Tag des Jüngsten Gerichts nicht in den Himmel zu kommen?«

»Glaubst du, das wirst du?«

»Nein. Aber die Entscheidung ist gefällt, Caithness, sag mir also, wie

ich den Zahn ziehen soll – langsam oder in einem Ruck?»

»Warum sollte die Folter jetzt aufhören? Komm um vier in meine Wohnung.«

»Was willst du damit bezwecken?«

»Dass du mich weinen, fluchen und flehen hörst. Das kann ich hier nicht tun.«

»Ich habe versprochen, um fünf mit der Familie zu essen.«

»Wenn du nicht kommst, werde ich all deine Sachen auf die Straße werfen, dann rufe ich bei euch an und erzähle deiner Frau von deinen Eskapaden ...«

»Sie weiß es schon, Caithness.«

»... und deinen Schwiegereltern. Erzähle ihnen, wie du ihre Tochter und ihre Enkel verarscht hast.«

Duff schluckte. »Caithness ...«

»Vier Uhr. Wenn du brav zuhörst, schaffst du es auch zu deinem gottverdammten Essen.«

»Okay. Okay, ich komme. Aber glaub nicht, dass das irgendwas ändern wird.«

Als Duff hinaustrat, lehnte der Fotograf an der Garagentür und rauchte.

»Fiese Nummer, oder?«, fragte er.

»Wie bitte?«

»Jemandem so den Kopf abzuheulen.«

»Mord ist immer eine fiese Nummer«, sagte Duff und wandte sich dem Ausgang zu.

Lady stand im Schlafzimmer vor der Tür von Macbeths Kleiderschrank. Lauschte auf das Tapsen der nassen Ratten auf dem Holzfußboden. Sie sagte sich, dass es diese Geräusche nur in ihrer Einbildung gab, der gesamte Boden war dick mit Teppich ausgelegt. Eingebildete Geräusche. Bald würden es Stimmen sein. Die Stimmen, mit denen ihre Mutter geredet hatte, die sie nicht in Frieden gelassen hatten, dieselben Stimmen, die auch die Mutter ihrer Mutter gehört hatte. Es waren ihre Vorfahren, die ihnen befahlen, nachts zu schlafwandeln, dem eigenen Tod entgegen. Es hatte ihr solche Angst gemacht, beim Abendessen an der Tafel zu sehen, wie

Macbeth halluziniert hatte. Hatte sie ihre einzige Liebe mit dieser Krankheit angesteckt?

Die Rattenfüße huschten nun schon seit geraumer Zeit durch ihre Fantasie, und sie wollten einfach nicht verschwinden.

Sie konnte nur eins dagegen tun, selbst hin und her huschen, fort von den Geräuschen, fort von ihrer Wahnvorstellung.

Sie öffnete die Kleiderschranktür.

Zog die Schublade auf. Ein kleiner Beutel mit einem Pulver lag darin. Macbeths Flucht. Funktionierte sie? Würde sie entkommen, wenn sie an denselben Ort flüchtete wie er? Sie glaubte es nicht. Schloss die Schublade wieder.

Schaute hinauf zur Hutablage, wo das Paket lag, das Jack ihr ausgehändigt hatte. Es war dick mit Packpapier und Schnüren umwickelt und steckte zudem noch in einer durchsichtigen Plastikhülle. Es war bloß ein Päckchen. Und doch kam es ihr vor, als starrte es auf sie herab.

Wieder öffnete sie die Schublade und nahm den Beutel heraus. Streute ein klein wenig von dem Pulver auf den Tisch vorm Spiegel und rollte einen Geldschein zusammen. Sie war sich nicht ganz sicher, wie das funktionierte, setzte aber das eine Ende des Röllchens an ihr Nasenloch, hielt das andere über das Pulver und atmete ein, halb mit der Nase, halb mit dem Mund. Als das auch nach einigen weiteren Versuchen nicht klappte, schob sie das Pulver zu einer Linie zusammen, steckte sich den Schein ins Nasenloch, fuhr über die Linie, atmete scharf ein und saugte dabei alles auf. Eine Weile saß sie nur da und betrachtete sich. Das Geräusch der krabbelnden Ratten verschwand. Dann ging sie zum Bett und legte sich hin.

»Da kommen sie ja!«, brüllte der Sergeant. Er blieb in der Toreinfahrt der Norse Riders stehen und sah zu, wie der gelbe Gefängnisbus die Straße heraufgefahren kam. Es war halb vier, pünktlich auf die Minute. Er warf den anderen, die sich im Nieselregen vor dem Clubhaus versammelt hatten, einen Seitenblick zu. Alle Clubmitglieder waren verpflichtet, die Verletzten bei ihrer Rückkehr willkommen zu heißen, schließlich hatten sie sie in jener Nacht der Polizei ausliefern müssen. Auch die Frauen waren erschienen – diejenigen, deren Männer zu den entlassenen Häftlingen gehörten, und die,

die für alle da waren. Der Sergeant lächelte dem glucksenden Baby in Bettys Armen zu; Betty wartete auf ihren Sean. Selbst die Cousins aus dem Süden hatten sich entschieden, bei der Party dabei zu sein, die schon jetzt versprach, legendär zu werden. Sweno hatte angeordnet, dass es genug Alkohol und Stoff geben würde, um ein ganzes Dorf bei Laune zu halten, schließlich feierten sie mehr als bloß die Freilassung ihrer Kameraden. Durch Banquos Liquidierung hatten die Norse Riders die erlittenen Verluste gerächt und – noch wichtiger – eine neue goldene Allianz geschlossen. Sweno hatte es folgendermaßen ausgedrückt: Indem Macbeth persönlich bei ihnen im Clubhaus aufgekreuzt war, um einen Mord in Auftrag zu geben, hatte er seine Seele dem Teufel verkauft, und von diesem Handel gab es kein Rückzugsrecht. Jetzt hatten sie ihn ebenso in der Hand wie er sie.

Der Sergeant trat auf die Straße hinaus und bedeutete dem Busfahrer, vor dem Tor rechts ranzufahren. Nur zweifelsfrei ausgewiesene Mitglieder durften das eigentliche Gelände betreten, so lautete das neue Clubgesetz.

Und dann stiegen sie aus dem Bus, während die Stereoanlage im Clubhaus voll aufgedreht wurde. *Let's Spend the Night Together*. Manche gingen, andere tanzten zum Tor, wo sie von den Kameraden mit Applaus und erhobenen Fäusten und von den Frauen mit Umarmungen und feuchten Küssen empfangen wurden.

»Das geht ja schon gut ab«, brüllte der Sergeant. »Aber den Schnaps gibt's drinnen.«

Rufe und Gelächter. Sie gingen hinein, doch der Sergeant blieb in der Tür stehen, drehte sich um und ließ seinen Blick noch einmal über die Umgebung schweifen. Der Bus, der die Straße hinunterfuhr. Chang, der zusammen mit zwei anderen Männern das Tor bewachte. Die leeren Fabrikgebäude in der Nähe, die sie gründlich unter die Lupe genommen hatten, um sicherzugehen, dass niemand das Clubhaus beobachtete. Der Himmel, der im Westen tatsächlich so aussah, als könnte man bald mit ein wenig Blau rechnen. Vielleicht konnte er sich jetzt ein wenig entspannen. Womöglich hatte Sweno recht, und ihnen standen bessere Zeiten bevor.

Der Sergeant ging hinein, lehnte den Schnaps ab, den man ihm reichen wollte, und setzte stattdessen einen Bierkrug an die Lippen. Party hin, Party her, dies waren heikle Zeiten. Er schaute sich um. Sean und Betty knutschten in einer Ecke, das Baby zwischen ihnen derart eingequetscht,

dass der Sergeant kurz darüber nachdachte, was für ein bizarres Ende dies für ein junges Leben wäre. Aber andererseits gab es eine Menge weitaus schlimmerer Dinge, als von stürmischer Liebe erstickt zu werden.

»Norse Riders!«, brüllte er. Die Musik wurde leiser gestellt, und die Gespräche versiegten.

»Dies ist ein wahrhaft glücklicher Tag! Und ein trauriger Tag. Wir haben die Gefallenen nicht vergessen. Aber es gibt eine Zeit, um zu weinen, und eine Zeit, um zu lachen, und heute lassen wir eine Party steigen. Prost!«

Jubel und gehobene Gläser. Der Sergeant nahm einen großen Schluck und wischte sich den Schaum vom Bart.

»Und dies ist erst der Anfang«, fuhr er fort.

»Von deiner Rede?«, brüllte Sean, und alle lachten.

»Wir haben ein paar Männer verloren«, sagte der Sergeant. »Der Stoff aus Russland ist unter der Brücke abgesoffen.« Kein Gelächter. »Aber wie ein Mann, dessen Namen ihr alle kennt, heute zu mir gesagt hat: Mit diesem neuen Irren als Chief Commissioner brechen bessere Zeiten für uns an.«

Noch mehr Jubel. Der Sergeant hatte das Gefühl, noch ziemlich lange weiterreden zu können, über den Club, über Kameradschaft und zu bringende Opfer. Aber er hatte schon genug Zeit und Platz für sich selbst in Anspruch genommen. Niemand außer ihm wusste, dass Sweno in diesem Augenblick im Hintergrund bereitstand. Es war Zeit für den großen Auftritt des Abends.

»Und mit diesen Worten«, sagte er, »übergebe ich das Wort an ...«

In seiner dramatischen Pause hörte er etwas. Das tiefe Heulen eines Lasters mit kraftvollem Motor in zu niedrigem Gang. Nun, es gab eben jede Menge schlechte Fahrer da draußen.

»... an ...«

Er hörte ein Dröhnen. Wusste, dass das Tor aus den Angeln geflogen war. Und dass der große Auftritt des Abends Konkurrenz bekommen hatte.

Duff stand vor dem großen fünfstöckigen Wohnblock. Er schaute auf seine Uhr. Fünf Minuten vor vier. Er konnte es immer noch bequem zur Geburtstagsparty schaffen. Er klingelte.

»Komm rauf«, sagte Caithness über die Gegensprechanlage.

Nach ihrem Gespräch in der Dunkelkammer war er ins Bricklayers Arms gefahren, hatte in einer der Nischen gegessen und ein Bier getrunken. Natürlich hätte er die Zwischenzeit auch nutzen können, um in seinem Büro zu arbeiten, aber Macbeth hatte ihm schließlich befohlen, zu Hause in Fife zu bleiben. Dann bestellte er sich ein zweites. Nahm sich die Zeit, um nachzudenken.

Jetzt ging er die Treppe hinauf, nicht mit den schweren Schritten von jemandem, der aufs Schafott steigt, sondern mit den schnellen, leichtfüßigen Schritten von jemandem, der eine Szene hinter sich bringen und überleben möchte. Und der ein anderes Leben hat, zu dem er zurückkehren will.

Die Wohnungstür stand offen.

»Komm rein«, hörte er Caithness rufen. Er stieß ein erleichtertes Seufzen aus, als er sah, dass sie all seine Sachen auf den Tisch im Flur gestellt hatte. Einen Kulturbeutel. Einen Rasierapparat. Ein paar Hemden und Unterwäsche. Den Tennisschläger, den sie ihm geschenkt hatte, als sie beide noch regelmäßig spielten, auch wenn er ihn nie benutzt hatte. Eine Kette und Perlenohrringe. Duffs Finger strichen über den Schmuck, den er ihr gekauft hatte. Er war oft getragen worden.

»Hier drin«, rief sie. Aus dem Schlafzimmer.

Die Stereoanlage lief. Elvis. *Love Me Tender*.

Duff ging auf die offene Schlafzimmertür zu, zögerte, war nicht mehr ganz so leichtfüßig. Er konnte ihr Parfum riechen.

»Duff«, sagte sie und zog die Nase hoch, als er im Türrahmen auftauchte. »Ich gebe dir zurück, was du mir gegeben hast, aber ich erwarte ein Abschiedsgeschenk.«

Sie lag in schwarzem Korsett und Nylonstrümpfen auf dem Bett. Auch dieses Outfit hatte er ihr geschenkt. Neben dem Bett stand ein Weinkühler mit einer offenen Champagnerflasche, von der sie offenbar schon einiges getrunken hatte. Er ließ ihren Anblick auf sich wirken. Sie war die atemberaubendste Frau, mit der er je zusammen gewesen war. Immer wenn er sie sah, verblüffte ihn ihre Schönheit wie beim ersten Mal. Und er spürte jede Zärtlichkeit, die sie ausgetauscht hatten, jeden ihrer wilden Ritte. Doch nun gab er dies auf. Ein für alle Mal.

»Caithness.« Er fühlte, wie sich ihm die Kehle zusammenzog. »Meine liebe, liebe, wunderschöne Caithness.«

»Komm her.«

»Ich kann nicht ...«

»Natürlich kannst du. Du hast es so lange Zeit gekonnt, so oft. Es ist doch bloß das letzte Mal. Das bist du mir schuldig.«

»Du würdest keine Freude daran haben. Wir beide nicht.«

»Ich will keine Freude daran haben, Duff, ich will abschließen können. Ich möchte, dass *du* ausnahmsweise mal kriechst. Ich will, dass du deinen Stolz schluckst und tust, was *ich* will. Und das ist es, was ich will. Nur das. Anschließend kannst du zur Hölle fahren oder nach Hause zum Abendessen mit deiner Frau, die du nicht mehr liebst. Ich kann von hier aus sehen, dass du bereit bist für ...«

»Nein, Caithness. Ich kann nicht. Du hast mir gesagt, du wärst mit dem zufrieden, was du von meinem Herzen haben kannst. Aber ich kann dir nicht bloß ein Stück davon geben. Dann würde ich gleich zweimal betrügen, dich und die Mutter meiner Kinder. Und dass ich sie nicht mehr liebe, stimmt nicht.« Er atmete ein. »Ich hatte es vergessen, aber dann fiel es mir wieder ein. Dass ich sie liebe und immer geliebt habe. Und dich habe ich mit meiner eigenen Frau betrogen.«

Er sah, wie die Worte sie trafen. Sah, wie die dünne, aufgesetzte Fassade der Verführung einem tiefen Schock wich. Dann schossen ihr die Tränen in die Augen. Sie krümmte sich zusammen und zog sich die Decke über den Körper.

»Auf Wiedersehen, Caithness. Du solltest mich hassen, das wäre nur richtig. Ich gehe jetzt.«

An der Wohnungstür nahm Duff seine Kleidungsstücke an sich und klemmte sich die Toilettensachen unter den Arm. Der alte Schläger konnte ruhig hierbleiben. In einem kleinen Bauernhaus auf dem Land spielte man kein Tennis. Dann blieb er stehen und betrachtete die Ohrringe und die Kette. Hörte Caithness' schmerzzerfülltes Schluchzen aus dem Schlafzimmer. Es war teurer Schmuck. Wenn er ehrlich war, hatte er mehr dafür bezahlt, als er sich leisten konnte. Aber jetzt, in seiner Hand, war er nichts wert. Es gab sowieso niemanden, dem er ihn geben konnte, höchstens dem Pfandleiher. Aber war er imstande, den Gedanken zu ertragen, dass dieser Schmuck von einer Fremden getragen wurde?

Er zögerte. Schaute auf seine Uhr. Dann legte er die anderen Sachen

wieder ab, nahm den Schmuck und ging zurück ins Schlafzimmer.

Sie hörte auf zu weinen, als sie ihn sah. Ihr Gesicht war feucht von Tränen und schwarz von verlaufener Wimperntusche. Ihr Körper erzitterte von einem letzten Schluchzen. Einer ihrer Nylonstrümpfe war heruntergerutscht, ebenso wie einer der Träger.

»Duff ...«, flüsterte sie.

»Caithness«, sagte er und musste schlucken. Zucker in seinem Bauch. Blut stieg ihm in den Kopf. Der Schmuck fiel zu Boden.

Der Sergeant griff nach dem Gewehr hinter der Bar und rannte zum Fenster, während die anderen Clubmitglieder bereits auf dem Weg zum Waffenschrank waren. Draußen stand ein Laster seitlich vor dem Clubhaus. Der Motor lief, und das Tor klebte immer noch an seiner Stoßstange. Ebenso wie Chang. Der Sergeant legte sich das Gewehr auf die Schulter, als die Plane auf der Ladefläche des Lasters abgeworfen wurde. SWATs kamen darunter zum Vorschein, in ihren hässlichen schwarzen Uniformen und mit erhobenen Waffen. Aber es war etwas noch Hässlicheres mit an Bord, etwas, das dem Sergeant das Blut in den Adern gefrieren ließ. Drei Monster. Zwei davon aus Stahl, auf einem Gestell aufgebockt, mit Munitionsgurt, rotierenden Trommeln und Kühlkammern. Das dritte Monster stand zwischen ihnen, ein kahlköpfiger, schlanker, sehniger Mann, den der Sergeant nie zuvor gesehen hatte. Doch er wusste, dass er ihn schon immer gekannt, ihm immer nahe gewesen war. Und nun hob dieser Mann die Hand und brüllte. »Treue, Brüderlichkeit!«

Die anderen antworteten: »Getauft in Feuer, vereint in Blut!«

Dann ein einzelnes Kommando: »Feuer!« Natürlich. Feuer.

Der Sergeant nahm ihn ins Visier und drückte ab. Ein Schuss. Der letzte.

Der Regentropfen fiel vom Himmel, durch den Nebel, auf den schmutzigen Hafen hinab. Auf ein Dachfenster zu, unter dem sich ein Mann und eine Frau liebten. Der Mann blieb stumm, während sich seine Hüften auf und ab bewegten, langsam, aber machtvoll. Die Frau krallte sich in die Laken, während sie ihn ungeduldig schluchzend in sich aufnahm. Die süße Melodie

von der Schallplatte war schon vor einiger Zeit verklungen, und die Nadel stieß, im gleichen monotonen Rhythmus wie der Mann, immer wieder gegen das Plattenetikett mit seinem *Love Me Tender*-Befehl. Aber das schienen die Liebenden nicht zu bemerken, schienen nichts zu bemerken, bloß die repetitive Bewegung, in der sie gefangen waren. Nicht einmal einander bemerkten sie, während sie vögelten, die Dämonen fortvögelten, die Realität, die Welt um sie herum, die Stadt, den Tag, für diese wenigen Minuten, diese kurze Stunde. Der Regentropfen aber erreichte nie die Fensterscheibe über ihnen. Kalte Nordwestböen trugen den Tropfen in östlicher Richtung über den Fluss, der die Stadt der Länge nach teilte, dann in südlicher Richtung über die stillgelegte Bahnstrecke, die die Stadt diagonal durchschnitt. Er fiel auf den Fabrikbezirk, vorbei an den nicht mehr rauchenden Estex-Schornsteinen und weiter nach Osten auf das eingezäunte, niedrige Holzgebäude, das zwischen den geschlossenen Fabriken stand. Dort beendete der Tropfen seine Reise durch die Luft auf dem glänzenden Schädel eines schlanken Mannes, rann über seine Stirn, verharrte einen Augenblick an seinen kurzen Wimpern und lief dann eine Wange hinunter, die niemals echte Tränen gespürt hatte.

Seyton bemerkte nicht, dass er getroffen worden war. Weder von einem zufälligen Regentropfen noch von der Kugel des Sergeants. Er stand da, breitbeinig, die Hand erhoben, und spürte nur die Vibrationen, die durch den Laster gingen, während die Gatling-Gewehre ihre Ladung abfeuerten, spürte, wie sie sich von seinen Fußsohlen bis zu den Hüften ausbreiteten, wie der Klang gleichmäßig auf sein Trommelfell einschlug, ein Klang, der von einem schwatzhaften Gemurmel zu einem Brüllen anschwoll und schließlich zu einem entschlossenen Heulen, während die Magazine schneller und schneller Kugeln ausspuckten. Und die ganze Zeit, während das Clubhaus vor ihnen allmählich in Schutt und Asche geschossen wurde, spürte er die Hitze der beiden Gewehre. Zwei höllische Maschinen mit nur einer Funktion: das Metall zu verschlingen, mit dem sie gefüttert wurden, und es wieder auszuspucken wie bulimische Roboter, dies jedoch schneller als irgendetwas anderes auf dieser Welt. Bis jetzt hatten die Schützen an den Maschinengewehren noch keinen großen Schaden sehen können, doch nach

und nach wurde er offensichtlich, da Fenster und Türen aus den Angeln fielen und sich Teile der Wände auflösten. Auf dem Boden hinter der Tür tauchte eine Frau auf. Teile ihres Kopfes fehlten, und ihr Körper zuckte, als würde man ihr Elektroschocks versetzen. Seyton bemerkte, dass er eine Erektion hatte. Musste an der Vibration auf dem Laster liegen.

Eines der Maschinengewehre stoppte den Beschuss.

Seyton wandte sich dem Schützen zu.

»Stimmt was nicht, Angus?«

»Die Sache ist erledigt«, schrie Angus zurück und strich sich den blonden Pony zur Seite.

»Niemand hört auf, bevor ich es sage.«

»Aber ...«

»Ist das klar?«, brüllte Seyton.

Angus schluckte. »Für Banquo?«

»Das hab ich doch gesagt! Für Banquo! Na los!«

Angus' Maschinengewehr eröffnete wieder das Feuer. Aber Seyton sah, dass Angus recht hatte. Die Sache war erledigt. Es gab keinen Quadratdezimeter vor ihnen, der nicht durchlöchert war. Es gab nichts, was nicht zerstört gewesen wäre. Nichts, was nicht tot war.

Er wartete trotzdem noch. Schloss die Augen und lauschte. Aber es war an der Zeit, den beiden Schönheiten eine Ruhepause zu gönnen.

»Stopp!«, schrie er.

Die Maschinengewehre verstummten.

Eine Staubwolke erhob sich von dem ausradierten Clubhaus. Seyton schloss noch einmal die Augen und atmete die Luft ein. Eine Wolke toter Seelen.

»Was ist los?«, lispelte Olafson vom hinteren Ende des Wagens.

»Wir sparen Munition«, sagte Seyton. »Wir haben heute Nachmittag noch einen Job.«

»Sie bluten, Sir! Ihr Arm.«

Seyton schaute an seiner Jacke hinab. Sie klebte an seinem Ellbogen, und aus einem Loch rann Blut. Er legte eine Hand auf die Wunde. »Das ist nicht schlimm«, sagte er. »Handfeuerwaffen bereithalten, alle Mann. Wir gehen rein und machen Inventur. Wer Sweno findet, sagt mir Bescheid.«

»Und wenn wir auf Überlebende stoßen?«, fragte Angus.

Jemand lachte.

Seyton wischte sich einen Regentropfen von der Wange. »Ich wiederhole. Macbeths Order lautete, keiner von Banquos Mördern darf überleben. Genügt Ihnen diese Antwort, Angus?«

Meredith hängte Laken an die Wäscheleine, die auf der Veranda vor der Eingangstür gespannt war. Sie liebte dieses unprätentiöse, traditionelle Haus, seine nüchterne, aber praktische Essenz. Wenn die Leute hörten, dass sie und Duff in einem Bauernhaus in Fife lebten, gingen sie automatisch davon aus, dass es sich um ein luxuriöses Anwesen handelte, und hielten sie bloß für bescheiden, wenn sie beschrieb, wie einfach ihr Leben dort aussah. Was sollte eine Frau mit ihrem Nachnamen in einer ehemaligen Bauernkate zu suchen haben, dachten sie vermutlich.

Sie hatte die gesamte Bettwäsche im Haus gewaschen, damit Duff nicht glaubte, sie hätte bloß die Laken ihres Ehebetts ausgetauscht. In dem sie heute Nacht schlafen würden. Um all das Schlimme zu vergessen, die Vergangenheit zurückzudrängen. Um wiederzuerwecken, was sie einst gehabt hatten. Es hatte nur eine Weile geschlummert, das war alles. Sie spürte, wie ihr warm ums Herz wurde bei diesem Gedanken. Die Intimität, die sie heute Morgen auf dem Felsen miteinander geteilt hatten, war so wundervoll gewesen. So wundervoll wie in ihren ersten Jahren. Nein, noch wundervoller. Sie sumnte eine Melodie, die sie im Radio gehört hatte – sie wusste nicht, was es für ein Lied gewesen war. Nachdem sie das letzte Laken aufgehängt hatte, fuhr sie mit der Hand über die feuchte Baumwolle, atmete den Geruch des Waschmittels ein. Der Wind blies das Laken hoch in die Luft, und das Sonnenlicht fiel über ihr Gesicht und ihr Kleid. Warm, angenehm, hell. So sollte das Leben sein. Sex haben, arbeiten, leben. Dazu war sie erzogen worden, und es war immer noch ihr Credo.

Sie hörte eine Möwe schreien und beschirmte die Augen. Was hatte die hier zu suchen, so weit weg vom Meer?

»Mum!«

Sie hatte die Wäsche an mehreren Leinen aufgehängt und musste sich zwischen ihnen hindurch bis zur Haustür ducken.

»Ja, Ewan?«

Ihr Sohn saß auf einer Bank, das Kinn auf eine Hand gestützt, und schaute mit zusammengekniffenen Augen der tief stehenden Nachmittagssonne entgegen. »Wird Dad nicht bald kommen?«

»Ja, wird er. Was macht die Suppe, Emily?«

»Die war schon vor Ewigkeiten fertig«, sagte ihre Tochter und rührte pflichtschuldig in dem großen Topf herum.

Brühe. Einfache, nahrhafte Bauernkost.

Ewan schob seine Unterlippe vor. »Er hat doch gesagt, er würde *vor* dem Essen wieder da sein.«

»Wenn er sein Versprechen bricht, werden wir ihn wohl am nächsten Baum aufhängen müssen, was?«, sagte Meredith und strich ihm über die Haare in seiner Stirn.

»Sollte man Leute, die lügen, aufhängen?«

»Ohne Ausnahme.« Meredith schaute auf die Uhr. Es war möglich, dass er im Feierabendverkehr stecken geblieben war, schließlich war im Augenblick nur die alte Brücke befahrbar.

»Wer?«, fragte der Junge.

»Was meinst du mit *wer*?«

»Wer sollte Leute aufhängen, die lügen?« Ewans Augen hatten einen abwesenden Ausdruck angenommen, als spräche er mit sich selbst.

»Na die, die selber ehrlich sind, natürlich.«

Ewan schaute seine Mutter an. »Dann sind Lügner aber dumm, denn von denen gibt's doch viel mehr als von den Ehrlichen. Dann könnten die Lügner sie doch eigentlich besiegen und die Ehrlichen aufhängen.«

»Hört mal!«, sagte Emily.

Meredith spitzte die Ohren. Jetzt hörte sie es auch. Das entfernte Rumpeln eines näher kommenden Motors.

Der Junge sprang von der Bank. »Da kommt er! Los, Emily, wir verstecken uns und erschrecken ihn.«

»Ja.«

Die Kinder verschwanden im Schlafzimmer, während Meredith ans Fenster trat. Sie versuchte, ihre Augen gegen die Sonne abzuschirmen. Sie spürte eine Beklemmung, die sie sich nicht erklären konnte. Vielleicht fürchtete sie, dass der Duff, der nun nach Hause kam, nicht mehr derselbe war, der heute Morgen von hier aufgebrochen war.

Duff nahm den Gang heraus und ließ den Wagen das letzte Stück auf dem Weg vor dem Haus ausrollen. Der Kies murmelte und meckerte wie unterirdische Trolle unter den Rädern. Er war gefahren wie ein Besessener, hatte ein Prinzip gebrochen, das er immer hochgehalten hatte: nie das Blaulicht zu missbrauchen, das er im Handschuhfach aufbewahrte. Mit dem Blaulicht auf dem Dach hatte er es geschafft, aus dem Stau auf der Straße zur alten Brücke auszuscheren, aber dort angekommen, war die Fahrbahn so eng geworden, dass er trotzdem die Zähne zusammenbeißen und im Schnecken tempo vorwärtskriechen musste. Jetzt trat er auf die Bremse, und die unterirdischen Stimmen verstummten. Er stellte den Motor ab und stieg aus. Die Sonne schien auf die weißen Laken, die sich auf der Veranda bauschten, als wollten sie ihn zu Hause willkommen heißen. Sie hatte die Wäsche gewaschen. Das gesamte Bettzeug, damit er nicht auf die Idee käme, sie hätte nur die Bettwäsche ihres Ehebetts ausgetauscht. Obwohl er genug Sex gehabt hatte an diesem Tag, wärmte die Vorstellung sein Herz. Weil er Caithness verlassen hatte. Und Caithness ihn. Sie hatte in der Tür gestanden, sich eine letzte Träne abgewischt, ihm einen letzten Abschiedskuss gegeben und ihm gesagt, dass ihm ihre Tür nicht mehr offen stand. Sie war dazu in der Lage, weil sie sich entschieden hatte. Eines Tages würde vielleicht ein anderer durch die Tür kommen, durch die er nun ging. Und er erwiderte, dass er es hoffe und dass dieser andere ein sehr glücklicher Mann sein würde. Auf der Straße war er regelrecht in die Luft gesprungen – vor Erleichterung und in dem Gefühl, sein Glück und seine Freiheit wiedergewonnen zu haben. Ja, allein die Vorstellung: frei zu sein. Um bei seiner Frau und seinen Kindern zu sein! Das Leben war schon merkwürdig. Und wundervoll.

Er ging auf die Veranda zu. »Ewan! Emily!« Normalerweise stürmten sie ihm immer schon entgegen, wenn er nach Hause kam. Aber manchmal versteckten sie sich auch, um ihn plötzlich und unvermutet anzuspringen.

Er duckte sich unter den Laken an der Wäscheleine hindurch.

»Ewan! Emily!«

Er blieb stehen, verborgen zwischen den Laken, deren lange Schatten sich über den Boden der Veranda schoben. Er atmete den Geruch des Waschmittels und des Wassers ein, in dem sie gewaschen worden waren. Da war auch noch ein anderer Geruch. Er lächelte. Brühe. Sein Lächeln wurde

sogar noch breiter, als er sich daran erinnerte, wie vehement Ewan darauf bestanden hatte, dass man ihm den Bart ankleben sollte, bevor er seine Suppe aß. Es war vollkommen still. Der Überraschungsangriff konnte jeden Augenblick kommen.

Kleine Punkte aus Sonnenlicht durchbrachen die Schatten, die von den Laken geworfen wurden.

Er stand da und starrte sie an.

Dann schaute er an sich selbst hinab. Betrachtete seinen Pullover und die Hose, die ebenfalls von kleinen Punkten aus Licht übersät waren. Er spürte, wie ihm das Herz aussetzte. Fuhr mit dem Finger über ein Laken. Sofort fand er ein Loch. Und noch eins. Er konnte nicht mehr atmen.

Riss das letzte Laken zur Seite.

Das Küchenfenster war verschwunden. Die Wand war so stark zersiebt, dass sie weniger wie eine Wand, sondern mehr wie ein Loch aussah. Er schaute durch die Öffnung hinein, wo einmal das Fenster gewesen war. Der Topf auf dem Herd sah aus wie ein Sieb. Der Ofen und der Boden darum herum waren von dampfender gelblich-grüner Brühe bedeckt.

Er wollte hineingehen. Er *musste* hineingehen. Aber er konnte nicht; es war, als wären seine Füße auf dem Verandaboden festgewachsen und seine gesamte Willenskraft abgeschaltet worden.

Aber es ist niemand in der Küche, sagte er sich. Leer. Vielleicht war auch der Rest des Hauses leer. Zerstört, aber leer. Vielleicht waren sie zur Hütte entkommen. Vielleicht. Vielleicht hatte er nicht alles verloren.

Er zwang sich, durch die Öffnung zu treten, wo zuvor die Tür gewesen war. Er ging in die Kinderzimmer. Zuerst in das von Emily, dann in das von Ewan. Überprüfte die Schränke, die das Maschinengewehrfeuer durchpflügt hatte, und sah unter den Betten nach. Niemand. Auch nicht im Gästezimmer. Er ging auf das letzte Zimmer zu, auf ihr gemeinsames Schlafzimmer mit dem breiten Doppelbett, in dem sie sonntags Platz für alle vier machten, unter lautem Gekreis der Kinder nackte Zehen kitzelten, sich zärtlich den Rücken streichelten, über alle möglichen verrückten und wunderbaren Dinge redeten und darüber stritten, wer als Erstes aufstehen sollte.

Die Schlafzimmertür hing noch in den Angeln, aber die Abstände zwischen den Einschusslöchern waren ebenso gering wie überall sonst im Haus. Duff atmete tief ein.

Vielleicht war noch nicht alles verloren.

Er griff nach der Klinke. Öffnete die Tür.

Natürlich wusste er, dass er sich etwas vorgemacht hatte. Darin war er gut geworden: Je länger er die Selbsttäuschung geübt hatte, desto leichter war es geworden, nur das zu sehen, was er sehen wollte. Doch in den letzten Tagen war ihm der Schleier von den Augen abgefallen, und nun war er hier und konnte nicht ertragen, was vor ihm lag. Die Federn aus der Bettdecke waren überall, als wäre Schnee gefallen. Vielleicht machte deshalb alles einen so friedlichen Eindruck. Meredith sah aus, als habe sie versucht, Ewan und Emily warm zu halten, wie sie so in der äußersten Ecke des Zimmers kauerte und ihre Arme um sie geschlungen hatte. Um sie herum klebten rote Federn an der Wand.

Duffs Atem kam in einzelnen Stößen. Und dann ein Schluchzen. Ein einzelnes bitteres, rasendes Schluchzen.

Alles war verloren.

Absolut alles.

Duff blieb in der Türöffnung stehen. Sah die Decke auf dem Bett. Er wusste, dass es nicht gut war, wenn er durch die Federn watete; er würde lediglich den Tatort kontaminieren und vermutlich Beweise vernichten. Aber er musste sie bedecken. Sie ein letztes Mal zudecken, so konnten sie nicht bleiben. Er trat ein, dann blieb er stehen.

Er hatte etwas gehört. Eine Stimme.

Er trat rückwärts aus dem Raum und ging ins Wohnzimmer, hinüber zu dem zerschossenen Fenster, das nach Osten zeigte, in Richtung See. Da war wieder dieses Rufen. So weit weg, dass er nicht ausmachen konnte, wer da rief, aber in der Nachmittagsstille übertrug sich der Klang ziemlich gut. Die Stimme klang wütend. Sie hatte dasselbe Wort wiederholt, aber Duff konnte es nicht verstehen. Er zog die Überreste einer Kommode auf, nahm das Fernglas heraus, das sie darin aufbewahrten, und richtete es auf die Hütte. Eine der beiden Linsen war zersplittert, aber die andere noch gut genug, um einen Mann mit hellen Haaren zu sehen, der auf der schmalen Straße auf das Sommerhäuschen zueilte. Hinter ihm, vor der Hütte, stand ein Laster, auf dessen Ladefläche sich ein Mann befand, den er erkannte. Seyton. Er stand zwischen Gerätschaften, die aussahen wie zwei gigantische Fleischwölfe. Duff fielen Macbeths Worte wieder ein: *Bleib für mindestens zwei Tage im Bett ... ein Befehl*. Macbeth hatte es gewusst. Hatte von Duffs Plan gewusst, aufzudecken, dass er Duncan umgebracht hatte. Duncan. Lennox. Lennox, der Verräter. Morgen würde kein Richter aus Capitol in die Stadt kommen.

Duff sah, wie sich Seytons Mund bewegte, bevor der Klang ihn erreichte. Dasselbe wutschnaubende Wort: »Angus!«

Duff zog sich vom Fenster zurück, damit das Sonnenlicht sich nicht in seinem Fernglas spiegelte und ihn verriet. Er musste fliehen.

Als sich die Dunkelheit über die Stadt senkte, machte die Nachricht vom

Massaker am Clubhaus der Norse Riders bereits die Runde. Um neun Uhr hatten sich die meisten Journalisten, Fernseh- und Radioteams der Stadt in Scone Hall versammelt. Macbeth stand hinter den Kulissen bereit und hörte zu, wie Lennox alle zur Pressekonferenz begrüßte.

»Wir möchten Sie bitten, kein Blitzlicht zu verwenden, bis der Chief Commissioner fertig ist, und bitte geben Sie ein Handzeichen und stellen Sie Ihre Fragen nach Aufforderung. Und hier ist der Chief Commissioner dieser stolzen Stadt, Macbeth.«

Diese Einführung – verstärkt vermutlich von den Gerüchten um den Sieg über die Norse Riders bei der Clubhaus-Schlacht – war Grund genug, um einige weniger erfahrene Journalisten spontan zum Klatschen zu bringen, als Macbeth auf dem Podium auftauchte. Der dünne Applaus erstarb allerdings rasch unter den vielsagenden Blicken der reiferen Kollegen.

Macbeth trat ans Rednerpult. Nein, *er nahm das Rednerpult mit Gewalt in Besitz*, so fühlte es sich an. Es war seltsam, dass er ausgerechnet dies – vor Publikum zu sprechen – früher am meisten gefürchtet hatte. Nun gefiel es ihm nicht bloß, er sehnte es herbei, er *brauchte* es. Er räusperte sich und schaute auf seine Papiere hinab. Dann fing er an.

»Heute hat die Polizei zwei bewaffnete Einsätze gegen diejenigen durchgeführt, die hinter den Morden an unseren Polizeibeamten stecken, auch hinter dem an Chief Commissioner Duncan. Ich freue mich, Ihnen mitteilen zu können, dass die erste Operation ein hundertprozentiger Erfolg gewesen ist, wenn man die erschwerenden Umstände mit einberechnet. Die kriminelle Vereinigung, die unter dem Namen Norse Riders bekannt ist, existiert faktisch nicht mehr.« Ein einzelnes Hurra aus dem Publikum durchbrach die Stille. »Es handelte sich um eine geplante Aktion. Sie basierte auf neuen Informationen, die uns nach der Freilassung einiger Norse-Riders-Mitglieder zur Kenntnis gelangt waren. Wie gesagt gab es erschwerende Umstände: Die Norse Riders haben Schüsse auf unser SWAT-Team abgefeuert und uns so keine andere Wahl gelassen, als uns entschieden zur Wehr zu setzen.«

Ein Ruf aus dem hinteren Teil des Saals: »War Sweno unter den Toten?«

»Ja«, sagte Macbeth. »Er gehört zu den Toten, die sich aufgrund der

spezifischen Natur ihrer Verletzungen nicht mehr identifizieren lassen, aber ich denke, dies hier werden Sie alle erkennen ...« Macbeth hielt einen blitzenden Säbel hoch. Weitere Hurras. Nun stimmten auch einige der erfahreneren Journalisten in den spontanen Applaus ein. »Damit ist eine Ära zu Ende. Zum Glück.«

»Es gibt Gerüchte, es würden sich Frauen und Kinder unter den Toten befinden.«

»Ja und nein«, sagte Macbeth. »Erwachsene Frauen, die sich dazu entschlossen hatten, sich mit dem Club zu verbinden, ja. Viele von ihnen haben, wie wir sagen würden, selbst eine ziemlich dicke Akte, und keine von ihnen hat Anstalten gemacht, die Norse Riders davon abzuhalten, das Feuer gegen uns zu eröffnen. Was die angeblichen Kinder anbelangt, ist das völliger Unsinn. Es gab keinerlei unschuldige Opfer.«

»Sie erwähnten einen zweiten Einsatz. Worum handelt es sich dabei?«

»Er fand außerhalb der Stadt statt, in Fife, unmittelbar nach der ersten Operation, daher haben Sie womöglich noch nichts davon gehört. Hierbei ging es um den Versuch, eine Person zu verhaften, von der wir nun wissen, dass sie mit den Norse Riders seit einiger Zeit zusammengearbeitet hat. Es ist selbstverständlich bedauerlich, dass wir einen solchen Polizeibeamten in unseren Reihen hatten, aber es zeigt, dass auch der Chief Commissioner nicht unfehlbar war, als er das Rauschgiftdezernat und später die Mordkommission dem betreffenden Mann übergeben hat. Ich spreche von Inspector Duff. Und wir sind ebenfalls nicht unfehlbar. Wir haben an seine Familie gedacht und sind davon ausgegangen, dass er dasselbe tun und sich stellen würde. Als wir eintrafen, ging Police Officer Seyton, der Leiter des Sondereinsatzkommandos, auf das Haus zu und forderte Duff auf, allein herauszukommen und sich zu stellen. Duff reagierte darauf, indem er Schüsse auf Seyton abgab.«

Er nickte Seyton zu, der bei der Eingangstür des Saals direkt unter der Lampe stand, sodass jeder sehen konnte, dass er seinen Arm in einer Schlinge trug.

»Zu unserem großen Glück war dieser Schuss nicht tödlich. Police Officer Seyton hat zügig medizinische Versorgung erhalten, und es bestehen gute Chancen, dass er keine Folgeschäden davontragen wird. Trotz der Schwere seiner Verletzung hat Police Officer Seyton den Einsatz weiterhin

geleitet. Unglücklicherweise hat sich Duff, in seiner Verzweiflung und Feigheit, dazu entschlossen, die Mitglieder seiner Familie als Schutzschild zu missbrauchen. Mit dem tragischen Ergebnis, dass diese mit ihrem Leben bezahlt haben, während es Duff gelungen ist, aus dem Haus zu entkommen und mit seinem Wagen zu fliehen. Wir haben eine offizielle Fahndung nach ihm eingeleitet. Ich verspreche Ihnen hier und jetzt, dass wir Duff finden und seiner Strafe zuführen werden. Lassen Sie mich bei dieser Gelegenheit hinzufügen, dass wir Police Officer Seyton bald als Inspector Seyton ansprechen können.«

Diesmal stimmten noch mehr der Anwesenden in den Applaus ein. Als er sich gelegt hatte, ertönte ein Räuspern, und eine Stimme sagte mit rollenden Rs: »Das hört sich ja alles sehr erfreulich an, Macbeth, aber wo sind die Beweise ...« Der Fragesteller sprach das Wort *Beweise* ganz langsam und so überdeutlich aus, als handelte es sich um ein schwieriges Wort aus einer fremden Sprache. »... gegen diejenigen, die Sie heute niedergemäht haben?«

»Soweit es die Norse Riders betrifft, haben wir Zeugen, die gesehen haben, wie sie auf Banquos Wagen feuerten, und wir haben Fingerabdrücke sowohl auf als auch im Fahrzeug identifiziert. Darüber hinaus Blut auf Banquos Sitz, das identisch ist mit dem Blut der heute Abend im Clubhaus gefundenen Toten. Die Spurensicherung konnte des Weiteren bestätigen, dass einige der Fingerabdrücke auf der Innenseite der Windschutzscheibe übereinstimmen mit denjenigen von ...« Macbeth hielt inne. »... Inspector Duff.«

Ein Raunen ging durch den Saal.

»An dieser Stelle möchte ich ausdrücklich die Arbeit der Kollegen von der Spurensicherung loben. Duff hat sich unmittelbar nach den Morden an den Tatort begeben. Dies war insofern ungewöhnlich, da es niemandem bei der Mordkommission gelungen war, Duff über die Tat selbst zu informieren. Offenkundig hatte er die Intention, die Fingerabdrücke verschwinden zu lassen, sowie weitere Spuren, die er hinterlassen hatte. Die Spurensicherung hat jedoch niemanden, absolut niemanden, in die Nähe des Toten gelassen. Persönlich kann ich noch hinzufügen, dass mein Verdacht, Duff könnte mit den Norse Riders gemeinsame Sache machen, bereits während unseres Einsatzes am Containerhafen gewachsen war. Sowohl das

Rauschgiftdezernat als auch wir vom SWAT-Team hatten einen derart eindeutigen Tipp zugespielt bekommen, dass Duff ihn niemals hätte ignorieren können, ohne den Verdacht auf sich zu ziehen, dass er sie schützen wolle. Duff setzte auf clevere Weise einen Zugriff an, der zum Scheitern verurteilt war, mit unerfahrenen Beamten aus seiner eigenen Einheit, zumal in unzureichender Zahl, ohne um Hilfe des Sondereinsatzkommandos zu bitten, was in solchen Fällen der normale Ablauf gewesen wäre. Zum Glück wurden wir auf den Einsatz aufmerksam, und das SWAT-Team hat unabhängig reagiert. Ohne uns selbst beweihräuchern zu wollen, kann ich wohl sagen, dass damit nicht nur der Untergang der Norse Riders eingeläutet wurde, sondern auch der von Inspector Duff. Sie haben sich ihr eigenes Grab geschaufelt, indem sie den Verlust ihrer Drogenlieferung und fünf ihrer Mitglieder dadurch rächten, dass sie zuerst Duncan und später Banquo und seinen Sohn ermordeten. Dies war nun auch das letzte Mal, dass ich Duffs Dienstrang erwähnt habe, was bei uns immer als Ehre verstanden wird, ganz gleich, ob es den höchsten oder den niedrigsten Rang betrifft.« Zu seinem eigenen Missfallen bemerkte Macbeth, dass die leicht zittrige Empörung in seiner Stimme echt war, vollkommen echt.

»Wollen Sie damit wirklich sagen, Macbeth«

»Bitte geben Sie ein Zeichen, bevor«, setzte Lennox an, aber Macbeth hob beide Handflächen und gab Kite mit einem Nicken zu verstehen, dass er weitersprechen solle. Er war jetzt bereit, es mit diesem verdamnten Querulanten aufzunehmen.

»Wollen Sie damit wirklich sagen, Macbeth, dass sich die Polizei für den Verlauf der beiden Operationen keinerlei Kritik gefallen lassen muss? An einem Nachmittag haben Sie sieben Menschen getötet, die Sie eine Stunde vorher aus dem Gefängnis entlassen hatten, sowie neun weitere Gangmitglieder, von denen die meisten keine Strafakte hatten, und sechs Frauen, die, soweit wir wissen, mit irgendwelchen von den Norse Riders verübten Verbrechen nichts zu tun hatten. Dann erzählen Sie uns, dass es auch noch eine getötete Familie in Fife gibt, per definitionem also unschuldige Opfer. Und Sie wollen uns sagen, dass Sie keinen einzigen Fehler begangen haben?«

Macbeth musterte Kite. Der kahle Kopf des Radioreporters wurde von

einem Kranz aus dunklem Haar eingefasst, und sein Schnurrbart formte einen zweiten traurigen Mund unter der Nase. Er machte nur Ärger. Macbeth fragte sich, was für ein Schicksal einen solchen Mann erwartete. Er blätterte seine Papiere durch. Fand die Seite, die er für diesen Fall entworfen hatte und zu der Lady und später auch noch Lennox Details ergänzt hatten. Atmete ein. Wusste, dass er sich in völligem Gleichgewicht befand, dass er die perfekte Dosis seiner Medizin eingenommen hatte.

»Mr Kite hat recht«, sagte Macbeth und ließ seinen Blick über die versammelten Journalisten wandern. »Wir haben Fehler gemacht.« Wartete, wartete, bis die Stille im Raum geradezu nach seiner Stimme flehte. Er schaute auf seine Rede hinab. Er musste sie zum Leben erwecken, musste es klingen lassen, als würde er nicht bloß den Text ablesen.

»In einer Demokratie«, begann er, »gibt es Regeln, die festlegen, wann Verdächtige aus der Haft entlassen werden müssen. An diese Regeln haben wir uns gehalten.« Er nickte, als würde er ein Amen hinter seinen Satz setzen. »In einer Demokratie gibt es auch Regeln, die festlegen, dass die Polizei Verdächtige festnehmen kann und muss, wenn es in einem Fall *neue* Beweismittel gibt. Auch an diese Regeln haben wir uns gehalten.« Weiteres Nicken. »In einer Demokratie gibt es Regeln, die festlegen, wie die Polizei reagieren muss, wenn sich Verdächtige der Verhaftung widersetzen und, wie in diesem Fall, das Feuer auf die Einsatzkräfte eröffnen. Wir haben uns an diese Regeln gehalten.« Natürlich hätte er so fortfahren können, aber drei Varianten von »Wir haben uns an sie gehalten« waren genug. Er hob den Zeigefinger. »Und mehr haben wir nicht getan. Manche haben unser Vorgehen bereits als heldenhaft bezeichnet. Manche als den wirkungsvollsten und schnellsten herbeigewünschten Polizeieinsatz in der langen Leidensgeschichte dieser Stadt. Manche haben ihn als Wendepunkt im Kampf gegen das Verbrechen auf unseren Straßen beschrieben.« Er sah, wie sein Nicken auf die Zuhörer abgefärbt hatte, er hörte sogar, wie hier und da leise »Ja« gemurmelt wurde. »Ich als Chief Commissioner bin aber der Ansicht, dass wir lediglich unsere Arbeit getan haben. Nicht mehr, als Sie von uns Polizeibeamten mit Fug und Recht erwarten dürfen.«

Oben, in der leeren Galerie, sah er Lennox neben dem Projektor stehen und die Rede in seiner Kopie des Manuskripts mitlesen.

»Aber ich muss zugeben, dass es mir heute Abend ein gutes Gefühl

gibt«, sagte Macbeth, »das Wort *Polizeibeamte* voller Stolz aussprechen zu können. Und jetzt, Herrgott, Leute, lasst uns die Formalitäten für einen Moment beiseiteschieben. Fakt ist, wir haben heute mal so richtig aufgeräumt. Wir haben es Sweno und seinen Mördern mit gleicher Münze heimgezahlt. Wir haben ihnen gezeigt, was sie zu erwarten haben, wenn sie uns unsere besten Männer nehmen ...«

Das Licht leuchtete heller um ihn, und er wusste, dass das Dia von Duncan auf der Leinwand hinter ihm aufgetaucht war; bald würde das Foto von Banquo und Fleance in Uniform unter dem Apfelbaum hinter ihrem Haus folgen.

»Aber, es stimmt, wir haben Fehler gemacht. Vor allem den Fehler, dass wir mit dem Aufräumen nicht viel früher angefangen haben! Bevor es zu spät war für Chief Commissioner Duncan. Bevor es zu spät war für Inspector Banquo, der dieser Stadt sein ganzes Leben lang gedient hat. Und bevor es zu spät war für seinen Sohn, Polizeikadett Fleance, der sich darauf freute, es ihm gleichzutun.« Macbeth musste tief einatmen, um das Zittern in seiner Stimme unter Kontrolle zu halten. »Aber heute Nachmittag haben wir gezeigt, dass eine neue Zeit angebrochen ist. Eine neue Zeit, in der Kriminelle nicht länger das Sagen haben. Eine neue Zeit, an deren erstem Tag die Bürger dieser Stadt aufgestanden sind und Nein gesagt haben. Nein, wir werden das nicht mehr zulassen. Nun ist der erste Abend dieser neuen Zeit gekommen. Und in den nächsten Tagen werden wir nicht aufhören, die Straßen dieser Stadt zu säubern, weil unser großes Aufräumen lange noch nicht beendet ist.«

Nachdem Macbeth geendet und sein »Ich danke Ihnen« hinzugefügt hatte, blieb er stehen. Im Sturm des aufbrandenden Applauses stand er da, während Stühle zurückgeschoben wurden, Menschen aufsprangen und sich die Ovationen mit ungebremsster Kraft fortsetzten. Er spürte, wie seine Augen feucht wurden, als er die ehrliche Reaktion des zynischen Journalisten auf seine Unwahrheiten sah. Und als Kite ebenfalls aufstand und klatschte, wenn auch in deutlich müderem Tempo, fragte er sich, ob das daran lag, dass der Mann einfach wusste, was gut für ihn war. Weil er sah, dass Macbeth soeben ihre Liebe gewonnen hatte. Macht. Und weil er sehen und hören konnte, dass der neue Chief Commissioner ein Mann war, der keine Angst hatte, diese Macht zu nutzen.

Macbeth marschierte über den Flur hinter der Scone Hall.

Power. Er konnte den Stoff in seinen Adern spüren; die Harmonie war immer noch da. Nicht mehr ganz so vollkommen wie vor einer Weile – die Unsicherheit und Unruhe würden sehr bald zurückkehren –, aber für den Augenblick hatte er noch genug von seiner Medizin. Er würde den Abend einfach genießen. Das Essen und Trinken, Lady, den Blick auf die Stadt, würde alles genießen, was ihm gehörte.

»Gute Rede, Sir«, sagte Seyton, der keine Probleme zu haben schien, mit Macbeths Schritten mitzuhalten.

Lennox stürmte neben ihm her.

»Fantastisch, Macbeth!«, rief er atemlos aus. »Es sind ein paar Journalisten aus Capitol hier, die mit Ihnen ein Interview führen wollen und ...«

»Danke, aber nein«, sagte Macbeth, ohne langsamer zu werden. »Keine voreiligen Sieg-Interviews, keine Lorbeeren, bis wir unser Ziel erreicht haben. Gibt es Neuigkeiten über Duff?«

»Sein Wagen wurde in der Stadt gefunden, er parkte neben dem Obelisk. Die Straßen, die aus der Stadt führen, der Flughafen, Passagierschiffe – alles steht unter Beobachtung, seit wir ihn aus Fife in Richtung Stadt haben fahren sehen. Wir wissen also, dass er immer noch irgendwo hier sein muss. Wir haben Banquos Haus überprüft, waren bei seinen Schwiegereltern, aber da ist er auch nicht. Bei diesem Wetter muss man nachts ein Dach überm Kopf haben, deswegen kämmen wir alle Hotels, alle Pensionen, Pubs und Bordelle durch. Jeder, wirklich jeder Beamte jagt Duff heute Nacht.«

»Jagen ist gut, fangen ist besser.«

»Okay, wir fangen ihn. Es ist bloß eine Frage der Zeit.«

»Schön. Könnten Sie uns eine Minute allein lassen?«

»Okay.« Lennox blieb stehen und fiel sofort ein gutes Stück zurück.

»Bedrückt Sie etwas, Seyton? Ihre Verletzung?«

»Nein, Sir.« Seyton nahm seinen Arm aus der Schlinge.

»Nein? Der Sergeant hat Ihnen doch in den Arm geschossen, oder?«

»Ich habe ungewöhnlich gute Wundheilung«, sagte Seyton. »Liegt bei uns in der Familie.«

»Tatsächlich? Das heißt, etwas anderes macht Ihnen Kopfzerbrechen?«

»Zwei Dinge.«

»Raus damit.«

»Das Baby, das wir nach der Schießerei im Clubhaus gefunden und vom Einsatzort entfernt haben.«

»Ja?«

»Ich weiß nicht, was ich damit machen soll. Ich habe es in meinem Büro eingeschlossen.«

»Ich kümmere mich darum«, sagte Macbeth. »Und die zweite Sache?«

»Angus, Sir.«

»Was ist mit ihm?«

»Er hat sich in Fife den Befehlen widersetzt. Er hat sich geweigert, zu schießen, und sich vom Einsatzort zurückgezogen, bevor der Einsatz beendet war. Er nannte ihn ein Abschlachten. Er habe sich nicht zum SWAT-Team gemeldet, um bei *so etwas* mitzumachen. Ich glaube, es besteht das Risiko, dass er nicht dichthält. Wir müssen etwas unternehmen.«

Sie blieben vor dem Fahrstuhl stehen.

Macbeth rieb sich das Kinn. »Sie glauben also, Angus hat seinen Glauben verloren? Wäre nicht das erste Mal. Hat er Ihnen erzählt, dass er früher Theologie studiert hat?«

»Nein, aber ich rieche so was. Außerdem rennt er immer mit dem scheißhässlichen Kreuz um den Hals in der Gegend rum.«

»Sie sind jetzt der Leiter des SWAT-Teams, Seyton. Was meinen Sie, sollte getan werden?«

»Wir müssen ihn loswerden, Chef.«

»Endgültig?«

»Sie haben selbst gesagt, wir wären im Krieg, Sir. Im Krieg werden Verräter und Feiglinge mit dem Tode bestraft. Wir machen es genauso wie bei Duff: Wir lassen durchsickern, dass er korrupt ist, und tun so, als hätte er sich der Verhaftung widersetzt.«

»Lassen Sie mich darüber nachdenken. Im Augenblick stehen wir zu sehr im Rampenlicht und müssen Zusammenhalt und Einigkeit demonstrieren. Cawdor, Malcolm, Duff und nun auch noch Angus. Das sind zu viele. Der Stadt gefallen tote Verbrecher besser als scheinheilige Polizisten. Wo steckt er?«

»Er sitzt allein im Untergeschoss und schmolzt. Will mit niemandem

reden.«

»Okay. Ich werde mich mal mit ihm unterhalten, bevor wir etwas unternehmen.«

Macbeth fand Angus im SWAT-Aufenthaltsraum. Er hatte den Kopf auf die Hände gestützt und reagierte kaum, als Macbeth einen großen Schuhkarton auf den Tisch stellte und sich ihm gegenüber auf einen Stuhl setzte.

»Ich habe gehört, was passiert ist. Wie geht's Ihnen?«

Keine Antwort.

»Sie sind ein Bursche mit Prinzipien, Angus. Das gehört zu dem, was ich an Ihnen so mag. Prinzipien sind Ihnen wichtig, nicht wahr?«

Angus hob den Kopf und schaute Macbeth mit blutunterlaufenen Augen an.

»Ich kann sehen, wie es Ihnen gerade in den Augen brennt«, sagte Macbeth. »Die rechtschaffene Empörung wärmt Ihnen das Herz, nicht wahr? Jetzt kommen Sie sich vor wie der Mensch, der Sie gerne wären. Aber wenn die Bruderschaft ein echtes Opfer fordert, wollen wir manchmal genau dies von Ihnen, Angus. Ihre Prinzipien. Dass Sie die gemütliche Wärme eines reinen Gewissens aufgeben. Dass Sie von denselben Albträumen geweckt werden wie wir. Dass Sie das aufgeben, was Ihnen am Kostbarsten ist. So wie Ihr früherer Gott von Abraham verlangt hat, seinen Sohn aufzugeben.«

Angus räusperte sich, aber seine Stimme klang immer noch heiser. »Ich kann etwas aufgeben. Aber wofür?«

»Für das langfristige Ziel. Für das Gemeinwohl. Für die Stadt, Angus.«

Angus schnaufte verächtlich. »Können Sie mir erklären, wie das Töten von unschuldigen Menschen dem Gemeinwohl dienen soll?«

»Vor fünfundzwanzig Jahren hat ein amerikanischer Präsident über zwei japanischen Städten Atombomben abwerfen lassen, die bevölkert waren mit Kindern, Zivilisten und Unschuldigen. Das hat einen Krieg beendet. Mit dieser Art von Paradox quält uns Gott.«

»Das ist leicht gesagt. Sie waren ja nicht dort.«

»Ich weiß, was es kostet, Angus. Vor Kurzem habe ich einem Unschuldigen zum Wohl der Gemeinschaft die Kehle durchgeschnitten. Ich

schlafe nachts nicht gut. Der Zweifel, die Scham, das Schuldgefühl, sie gehören zu dem Preis, den wir zahlen müssen, wenn wir wirklich etwas Gutes bewirken und uns nicht bloß in unserer allzu bequemen Selbstgerechtigkeit sonnen wollen.«

»Gott existiert nicht, und ich bin kein Präsident.«

»Das stimmt«, sagte Macbeth und hob den Deckel vom Schuhkarton. »Aber da ich hier im Haus beides bin, gebe ich Ihnen die Chance, den Fehler, den Sie in Fife begangen haben, wiedergutzumachen.«

Angus spähte in den Karton. Und zuckte entsetzt in seinem Stuhl zurück.

»Nehmen Sie das hier und verbrennen Sie es heute Nacht in einem der Estex-Hochöfen.«

Angus schluckte, bleich wie der Tod. »Das ist das B-b-baby aus dem Clubhaus ...«

»Soldaten, die an vorderster Front kämpfen, wie Sie und ich, wissen, dass im Krieg Unschuldige ihr Leben lassen müssen, aber die Leute zu Hause, für die wir kämpfen, wissen das nicht. Deshalb halten wir solche Dinge vor ihnen verborgen, damit sie nicht hysterisch werden. Werden Sie jetzt hysterisch, Angus?«

»Ich ... ich ...«

»Hören Sie zu, mit diesem Auftrag beweise ich mein Vertrauen in Sie. Sie können damit zur Estex-Fabrik fahren oder es dazu nutzen, ihre SWAT-Brüder anzuzeigen. Ich lasse Ihnen die Wahl. Weil ich wissen muss, dass ich Ihnen vertrauen kann.«

Angus schüttelte den Kopf, ein Schluchzen brach aus ihm hervor. »Sie müssen mich zu Ihrem *Komplizen* machen, damit Sie mir vertrauen können!«

»Sie sind bereits ein Komplize«, entgegnete Macbeth. »Ich muss nur wissen, ob Sie wirklich stark genug sind, die Schuld zu tragen, ohne dass unsere Mitbürger herausfinden, welchen Preis wir zahlen, um sie zu verteidigen. Nur dann kann ich sicher sein, dass Sie ein richtiger Mann sind, Angus.«

»Das klingt so, als wären *wir* die Opfer und nicht dieses Kind. Ich kann das nicht tun! Dann lasse ich mich lieber erschießen.«

Macbeth schaute Angus an. Er verspürte keine Wut. Vielleicht weil er

Angus mochte. Vielleicht weil er wusste, dass Angus ihnen nichts anhaben konnte. Vor allem aber, weil er ihm leidtat. Macbeth legte den Deckel wieder auf den Schuhkarton und stand auf.

»Warten Sie«, sagte Angus. »W-wie werden Sie mich bestrafen?«

»Oh, Sie werden sich schon selbst bestrafen«, entgegnete Macbeth. »Lesen Sie, was auf unserem Banner steht. Es wird nicht das Schreien des Kindes sein, das Sie hören werden, wenn Sie schwitzend aus Ihren Albträumen erwachen, sondern diese Worte: *Treue, Brüderlichkeit, getauft in Feuer, vereint in Blut.*«

Er nahm den Schuhkarton und verließ den Raum.

Es war immer noch mehr als eine Stunde Zeit bis Mitternacht, als Macbeth die Tür der Suite aufschloss.

Lady stand mit dem Rücken zu ihm am Fenster. Der Raum war schwach beleuchtet von einer einzelnen Kerze, und sie trug ein Abendkleid. Er legte den Schuhkarton auf den Tisch unter dem Spiegel, ging zu ihr hinüber und küsste sie in den Nacken.

»Der Strom fiel gerade aus, als ich hier angekommen bin«, sagte er. »Jack überprüft den Sicherungskasten. Ich hoffe, keiner der Gäste nutzt die Gelegenheit, um mit der Kaffeekasse durchzubrennen.«

»Über die Hälfte der Stadt hat keinen Strom mehr«, sagte sie und lehnte ihren Kopf an seine Schulter. »Ich kann es von hier aus sehen. Was hast du da in dem Schuhkarton?«

»Was hat man denn normalerweise in einem Schuhkarton?«

»Du hast ihn hier reingetragen, als wäre eine Bombe drin.«

In diesem Augenblick zuckte ein riesiger Blitz wie eine leuchtend weiße Ader über den Himmel, und kurz erhaschten sie einen Blick auf die Stadt. Dann war es wieder finster, und der Donner rollte herbei.

»Ist es nicht schön?«, fragte er und atmete den Duft ihrer Haare ein.

»Ich weiß ja nicht, was es ist.«

»Ich meinte die Stadt. Und sie wird noch schöner werden. Wenn Duff nicht mehr in ihr lebt.«

»Sie wird immer noch einen Bürgermeister haben, der sie hässlich macht. Willst du mir nicht sagen, was in dem Karton ist?« Ihre Stimme

klang belegt, als wäre sie gerade erst aufgewacht.

»Bloß etwas, das ich verbrennen muss. Ich werde Jack bitten, es morgen zum Hochofen von Estex zu fahren.«

»Ich will auch verbrannt werden, Liebster.«

Macbeth versteifte sich. Was hatte sie gesagt? Schlafwandelte sie? Aber Schlafwandler konnten doch keine Gespräche führen, oder?

»Ihr habt Duff also noch nicht gefunden?«, fragte sie.

»Noch nicht, aber wir suchen überall.«

»Der arme Mann. Hat seine Kinder verloren und ist jetzt ganz allein.«

»Irgendwer hilft ihm. Sonst hätten wir ihn längst gefunden. Ich traue Lennox nicht.«

»Weil du weißt, dass er Hecate dient – und seiner Droge?«

»Weil Lennox im Grunde schwach ist. Womöglich wird er weich und lässt sich in eine Verschwörung gegen uns hineinziehen, so wie Banquo. Vielleicht versteckt er Duff. Ich sollte ihn verhaften lassen. Seyton hat mir erzählt, dass sie den Häftlingen unter Kenneth Elektroschocks im Schritt verpasst haben, wenn sie nicht reden wollten. Und dann noch einen letzten, um sie vom Reden abzuhalten.«

»Nein.«

»Nein?«

»Nein. Einen deiner eigenen Abteilungsleiter zu verhaften, würde im Augenblick nicht gut aussehen. Vorläufig ist der allgemeine Eindruck, dass du mit Duff und Malcolm zwei verrottete Äpfel vom Baum gerissen hast. Bei dreien würde es aussehen wie eine Säuberungsaktion. Und so was wirft kein gutes Licht auf die, die nicht davon betroffen sind, und auch nicht auf den Mann an der Spitze. Wir wollen doch nicht, dass Tourtell Bedenken gegen deine Ernennung kommen. Und was die Elektroschocks anbelangt – im Augenblick gibt es keine Elektrizität in diesem Teil der Stadt.«

»Was soll ich dann tun?«

»Klinge den Elektriker aus dem Bett, damit er den Schaden repariert.«

»Du bist schwierig heute Abend, Liebste. Heute Abend solltest du dich mit mir verbünden, mich als Held feiern.«

»Und du mich als Heldin, Macbeth. Hast du Caithness überprüft?«

»Caithness? Was bringt dich auf die Idee, dass sie etwas damit zu tun hat?«

»Während des Abendessens damals hat Duff behauptet, er würde bei einem Cousin übernachten.«

»Ja, das hat er erwähnt.«

»Und du warst nicht überrascht, dass ein Waisenjunge einen Onkel in der Stadt hat?«

»Nicht alle Onkel können ein Kind auf....« Macbeth runzelte die Stirn.

»Du meinst, Duff und Caithness ...«

»Lieber Macbeth, mein Held, du warst immer ein schlichtes Gemüt und wirst es auch bleiben. Du brauchst den Blick einer Frau, um zu erkennen, wie sich zwei verliebte Menschen anschauen.«

Macbeth blinzelte in der Dunkelheit. Dann legte er seine Arme um sie, schloss die Augen und zog sie an sich. Wie hätte er ohne sie überleben sollen? »Nur wenn wir beide vor dem Spiegel stehen, kann ich es sehen«, flüsterte er ihr ins Ohr. »Danke dir, mein Schatz. Geh jetzt ins Bett. Ich sage Lennox Bescheid, dass er sofort zu Caithness fahren soll.«

»Er ist wieder da«, sagte sie.

»Wer?«

»Der Strom. Unsere Stadt hat wieder Licht.«

Macbeth öffnete die Augen und sah in ihr Gesicht. Schaute an ihrer beider Körper herab. Sie leuchteten rot von der Bacardi-Neonreklame auf der anderen Seite der Thrift Street.

»Lennox?« Caithness war bereits derartig durchgefroren, dass ihr die Zähne klapperten, während sie mit verschränkten Armen in der Tür zu ihrer Wohnung stand. »Police Officer Seyton?«

»Inspector Seyton«, sagte der dünne Beamte, schob sie beiseite und trat ein.

»Was soll das denn bedeuten?«, fragte sie.

»Tut mir leid, Caithness«, sagte Lennox. »Wir haben unsere Order. Ist Duff hier?«

»Duff? Warum in aller Welt sollte der hier sein?«

»Und warum in aller Welt sollten Sie es zugeben?«, entgegnete Seyton und wies die vier mit Maschinenpistolen bewaffneten Männer in SWAT-Uniformen an, sich auf die vier Räume der Wohnung zu verteilen. »Wenn er

hier ist, dann weil Sie ihn versteckt halten. Sie wissen sehr wohl, dass nach ihm gefahndet wird.«

»Fühlen Sie sich wie zu Hause.«

»Herzlichen Dank für Ihre Erlaubnis«, entgegnete Seyton bissig. Musterte sie so, dass sie sich wünschte, mehr am Leib zu tragen als ihr dünnes Nachthemd. Dann lächelte er. Caithness erschauerte. Seine Mundwinkel hoben sich, fast bis zu seinen leicht schrägen Augen, sodass er aussah wie eine Schlange.

»Versuchen Sie hier gerade, Zeit zu schinden?«, fragte er.

»Zeit schinden?«, wiederholte sie und hoffte, er würde die Angst in ihrer Stimme nicht bemerken.

»Sir?« Es war einer der Männer. »Es gibt hier eine Tür zur Feuertreppe.«

»Ach ja?«, erwiderte Seyton, ohne seine Augen von Caithness zu nehmen. »Wie interessant. Als wir unten geklingelt haben, haben Sie die Katze also rasch durch die Klappe huschen lassen, was?«

»Keineswegs.«

»Ihnen ist das Strafmaß für eine Falschaussage gegenüber Polizeibeamten natürlich bekannt – zuzüglich zu dem für das Verstecken eines Kriminellen?«

»Ich lüge nicht, Police Officer Seyton.«

»Inspec...« Er hielt inne, setzte erneut sein Lächeln auf. »Hier haben Sie es mit den SWATs zu tun, Miss Caithness. Wir verstehen etwas von unserem Job. Wir studieren beispielsweise den Grundriss eines Gebäudes, bevor wir es betreten.« Er hob sein Funkgerät zum Mund. »Alpha ruft Charlie. Irgendwelche Anzeichen von Duff bei der Feuertreppentür? Over.«

Das kurze rauschende Knacken, als er den Knopf des Funkgerätes drückte, erinnerte sie an Wellen, die in weiter, weiter Ferne auf einen Strand rollen.

»Noch nicht, Alpha«, ertönte als Antwort. »Bedingungen für eine kontrollierte Festnahme sind sehr gut hier. Können Sie bestätigen, dass auf die Zielperson bei Sichtkontakt sofort geschossen werden soll? Over.«

Caithness bemerkte, wie sich Seytons Blick verhärtete und seine Stimme schärfer wurde. »Duff ist gefährlich. Der Befehl kommt direkt vom Chief Commissioner und muss buchstabengetreu ausgeführt werden.«

»Roger. Over.«

Die vier Männer kamen zurück ins Wohnzimmer. »Er ist nicht hier, Sir.«

»Nichts?«

»Ich hab das hier auf dem Schlafzimmerboden gefunden, neben der Tür zur Feuertreppe.« Einer von ihnen hatte einen Tennisschläger und Damenschmuck in der Hand.

Seyton nahm ihm den Schläger ab und beugte sich über die Hand, die den Schmuck hielt. Caithness kam es fast vor, als schnupperte er daran. Dann drehte er sich wieder zu ihr um und streckte auf obszöne Art den Griff des Schlägers aus.

»Ein ziemlich großer Schläger für Ihre kleine Hand, Miss Caithness. Und schmeißen Sie Ihre Ohrringe immer auf den Boden?«

Caithness streckte sich. Atmete ein. »Ich würde sagen, es ist keine ungewöhnliche Angewohnheit, Police Officer. Man nennt es Perlen vor die Säue werfen. Aber man lernt ja nie aus. Wenn Sie hier mit dem Durchsuchen fertig sind und die Katze auf der Treppe liquidiert wurde, würde ich jetzt gerne wieder schlafen gehen. Gute Nacht, meine Herren.«

Sie sah, wie Seytons Augen schwarz wurden und sich sein Mund öffnete, aber er biss sich auf die Zunge, als Lennox ihm eine Hand auf die Schulter legte.

»Bitte entschuldigen Sie die Störung, Caithness. Aber als Kollegin müssen Sie verstehen, dass wir in diesem Fall keinen Stein auf dem anderen lassen dürfen.«

Lennox und die Übrigen bewegten sich auf die Wohnungstür zu, aber Seyton rührte sich nicht vom Fleck. »Auch wenn uns der Dreck, den wir darunter finden, nicht immer gefällt«, sagte er. »Dann hat er Ihnen wohl keinen Ehering gekauft, nehme ich an?«

»Was wollen Sie, Seyton?«

Sein abstoßendes Lächeln kehrte zurück. »Ja, was wollen wir?«

Dann drehte er sich um und ging.

Sie schloss hinter ihm die Tür. Drückte ihren Rücken dagegen. Wo war Duff? Wo war er letzte Nacht gewesen? Und was wünschte sie ihm? Die Hölle, in der er sich befinden musste, oder die Erlösung, die er nicht verdient hatte?

Lennox starrte durch den Regen, der die Windschutzscheibe hinunterrann und das rote Licht der Ampel verschwimmen ließ. Gott, wie er sich danach sehnte, diese Stunden, diese Schicht, diese ganze Nacht endgültig hinter sich zu haben. In seinem Wohnzimmer zu entspannen, sich ein Glas Whiskey einzuschenken und etwas Brew unterzumischen. Er war nicht süchtig. Zumindest nicht so sehr, dass es ein Problem gewesen wäre. Er war Konsument, aber er hielt Maß, *er* hatte immer noch die Kontrolle, nicht der Stoff. Einer der wenigen Glücklichen, die Drogen nehmen konnten und trotzdem in einem fordernden Beruf und als Ehemann und Vater funktionierten. Ja, der Stoff half ihm sogar zu funktionieren. Er war sich nicht sicher, ob er ohne die Pausen bei der Arbeit klargekommen wäre, ob er es geschafft hätte, alles im Gleichgewicht zu halten, einen Schritt nach dem anderen zu tun. Kompromisse zu machen, wo es nötig war, lächelnd Scheiße zu fressen, das Boot nicht zum Kentern zu bringen, zu verstehen, dass andere das Kommando gaben, sich nach dem Wind zu drehen. Aber eines Tages würde er wohl an der Reihe sein und selbst das Kommando übernehmen. Und wenn nicht, waren andere Dinge ohnehin wichtiger. Seine Familie – für sie arbeitete er. Damit er und Sheila sich ein geräumiges Haus in einem sicheren Viertel im Westen der Stadt leisten und ihre drei reizenden Kinder auf eine gute Schule schicken konnten, wo ihnen anständige Werte beigebracht wurden. Damit sie sich einmal pro Jahr einen wohlverdienten Urlaub am Mittelmeer erlauben und ihre Krankenversicherung zahlen konnten, den Zahnarzt und all diese Dinge. Gott, wie sehr er seine Familie liebte. Manchmal senkte er die Zeitung und schaute sie bloß an, wie sie geschäftig im Haus hin und her huschten. Dann dachte er: Das ist ein Geschenk, ein Glück, das ich nie erwartet habe. Die Liebe von anderen. Er, den sie früher Albert Albino genannt hatten, der in jeder Schulpause zusammengeschlagen worden war, bis er ein ärztliches Attest erhalten hatte, das besagte, dass er kein Sonnenlicht vertrug und in den Pausen alleine im Klassenraum zurückbleiben durfte. Weiß, klein und empfindlich war er gewesen, aber er hatte auch eine große Klappe gehabt. So hatte er sich auch Sheila geangelt – indem er laut und wortgewandt für sie beide redete. Umso mehr, nachdem er zum ersten Mal Kokain ausprobiert hatte. Nur der Stoff hatte ihn zu einer besseren Version seiner selbst gemacht, energisch, hartnäckig und furchtlos. Zumindest für eine

Weile. Später war der Stoff eine Notwendigkeit geworden, damit er nicht zu einer schlechteren Version seiner selbst verkam. Dann hatte er die Droge gewechselt in der Hoffnung, dass es für ihn noch einen anderen Weg geben würde außer der Sackgasse Kokain. Maximal ein Schuss pro Tag. Nicht mehr. Manche brauchten fünf. Die, die nicht mehr funktionierten. Davon war er weit entfernt. Sein Vater hatte sich geirrt, er hatte durchaus Rückgrat. Er hatte die Kontrolle und alles im Griff.

»Alles im Griff?«

Lennox zuckte zusammen. »Was?«

»Ihre Liste«, sagte Seyton vom Rücksitz. »Was ist noch übrig?«

Lennox gähnte. »Hauptquartier. Das ist die letzte Möglichkeit.«

»Das Hauptquartier ist riesig.«

»Ja, aber laut dem Hausmeister hat Duff nur drei Schlüssel. Einen fürs Rauschgiftdezernat und einen für die Mordkommission.«

»Und der dritte?«

»Die Garage der Spurensicherung. Aber ich kann mir kaum vorstellen, dass er sich da unten im Keller eine Lungenentzündung einhandeln will, wenn er sich ebenso gut unter einem Schreibtisch in einem warmen, trockenen Büro verstecken kann.«

Im Funkgerät knackte es, und eine nasale Stimme informierte sie darüber, dass sämtliche Räume im Obelisk, einschließlich der Penthouse-Suite, erfolglos durchsucht worden waren.

Der Hausmeister wartete bereits mit einem großen Schlüsselbund vor dem Personaleingang des Hauptquartiers. Lennox, Seyton und acht Beamte benötigten weniger als zwanzig Minuten, um die Räume des Rauschgiftdezernats zu durchsuchen. Noch weniger für die Mordkommission. Sogar unter den Deckenplatten und in den Rohren des Lüftungssystems sahen sie nach.

»Das war's dann wohl.« Lennox gähnte. »Schluss für heute. Gönnst euch ein paar Stunden Schlaf. Wir machen morgen weiter.«

»Die Garage«, wandte Seyton ein.

»Wie schon gesagt ...«

»Die Garage.«

Lennox zuckte mit den Schultern. »Sie haben ja recht. Wird nicht lange dauern. Jungs, ihr fahrt nach Hause, Seyton, Olafson und ich überprüfen die

Garage.«

Sie stiegen in den Fahrstuhl und fuhren ins Untergeschoss, begleitet vom Hausmeister, der ihnen aufschloss und das Licht anschaltete.

Während der Strom seine Zeit brauchte, um die Phosphate in den Neonröhren zum Fluoreszieren zu bringen, horchte Lennox auf.

»Haben Sie das gehört?«, flüsterte er.

»Nein«, sagte der Hausmeister. »Aber wenn überhaupt, waren es garantiert die Ratten.«

Lennox hatte seine Zweifel. Es war kein Rascheln oder Trippeln gewesen, sondern ein Quietschen. Wie von Schuhen.

»Die reinste Plage«, seufzte der Hausmeister. »Ich werde die Viecher einfach nicht los, nicht hier unten.«

Der große Kellerraum war leer, abgesehen von einem Laborwagen, auf dem verschiedene Werkzeuge lagen, und Banquos Volvo, der neben der Garagentür von einer Plane bedeckt war. Entlang der Wand sahen sie fünf verschlossene Türen.

»Wenn Sie Ratten loswerden wollen«, sagte Seyton und entsicherte seine Maschinenpistole, »wenden Sie sich einfach an mich. Olafson, fangen wir links an.«

Lennox sah zu, wie der kahlköpfige Mann sich rasch und lautlos durch den Raum bewegte. Olafson blieb ihm dicht auf den Fersen. Sie nahmen sich eine Tür nach der anderen vor, als würden sie einen perfekt choreografierten Tanz aufführen. Seyton öffnete sie, Olafson ging mit seiner an die Schulter gepressten Waffe hinein und auf die Knie, dann folgte ihm Seyton und trat an ihm vorbei. Lennox zählte die Minuten. So langsam war er spät dran für seinen Schuss, das spürte er. Da, endlich der letzte Raum. Seyton griff nach der Klinke.

»Abgeschlossen!«, brüllte er.

»Ach ja, die Dunkelkammer ist immer abgeschlossen«, sagte der Hausmeister. »Fotos sind schließlich Beweismittel. Für den Raum hat Duff keinen Schlüssel. Zumindest hat er von mir keinen bekommen.«

»Dann können wir ja jetzt gehen«, sagte Lennox.

Seyton und Olafson senkten die kurzen Läufe ihrer Maschinenpistolen und kamen auf sie zu. Der Hausmeister hielt ihnen die Tür auf.

Endlich.

Seyton streckte seine Hand aus. »Den Schlüssel.«

»Was?«

»Zur Dunkelkammer.«

Der Hausmeister zögerte und warf einen Seitenblick auf Lennox. Als dieser seufzend nickte, zog er einen der Schlüssel von seinem Bund und reichte ihn Seyton.

»Was macht er da?«, fragte der Hausmeister, während sie zusahen, wie Seyton und Olafson an dem Volvo vorbei zur Dunkelkammertür gingen.

»Seinen Job«, knurrte Lennox.

»Ich meine mit seiner Nase. Sieht aus, als würde er irgendwas wittern, wie ein Tier.«

Lennox nickte. Er war also nicht der Einzige, der bemerkte, dass Seyton dazu in der Lage war, seine Gestalt zu verändern in ein ... er wusste nicht, was. Jedenfalls in etwas, das nicht menschlich war.

Seyton konnte ihn jetzt riechen. Dieser Geruch. Derselbe wie in dem Haus in Fife und in Caithness' Wohnung. Entweder war er hier oder erst kürzlich hier gewesen. Seyton drehte den Schlüssel im Schloss und stieß die Tür auf. Olafson ging in die Knie. Als der Hausmeister den Lichtschalter an der Eingangstür gedrückt hatte, waren sämtliche Lampen in der Garage und in den angrenzenden Räumen angegangen, aber hier drin war es noch immer dunkel. Natürlich. Eine Dunkelkammer.

Seyton ging hinein. Die Chemikalien überdeckten den Geruch seiner Beute, Duffs Geruch. Er fand den Lichtschalter neben der Tür, legte ihn um, aber noch immer wurde es nicht hell. Vielleicht war während des Stromausfalls die Sicherung durchgebrannt. Oder jemand hatte die Glühbirne herausgedreht. Seyton schaltete seine Taschenlampe ein. Über dem Arbeitstisch hingen mehrere große Fotos an einer Schnur. Seyton ließ das Licht darübergleiten. Sie zeigten einen Dolch, dessen Griff und Klinge mit Blut bedeckt waren. Duff war hier gewesen. Seyton war sich vollkommen sicher.

»Hey! Was ist denn los da drin?« Das war Lennox. Das kleine Albino-Weichei wollte nach Hause. Er schwitzte und gähnte schon die ganze Zeit. Das verdammte alte Weib.

»Komme«, rief Seyton und schaltete die Taschenlampe aus. »Na los, Olafson.«

Seyton ließ Olafson vorgehen. Schloss hinter ihm die Tür, blieb aber im Raum zurück. Lauschte in die Dunkelheit. Bis Duff glauben würde, die Luft sei rein, und sich entspannte. Seyton hob seine Waffe vor den Fotos. Drückte ab. Die Waffe erzitterte in seinen Händen, während er sie kreuzförmig führte, und das Knallen schlug mit voller Wucht gegen sein Trommelfell. Dann schaltete er wieder die Taschenlampe ein, ging zu den perforierten Fotos hinüber und zog sie beiseite.

Starrte die Einschusslöcher in der Wand dahinter an.

Kein Duff.

Die Explosionen klirrten immer noch in seinen Ohren. Ihm fiel auf, dass eins der beiden Löcher besonders tief war – zwei Kugeln mussten dieselbe Stelle getroffen haben. Zufall.

Natürlich.

Seyton marschierte zu den anderen hinaus.

»Was war das denn?«, fragte Lennox.

»Mir haben die Fotos nicht gefallen«, sagte Seyton. »Es gibt noch einen Ort, den wir vergessen haben.«

»Ja«, stöhnte Lennox. »Unsere Betten.«

»Duff denkt wie die Leute damals bei den Bombenangriffen im Krieg. Er versteckt sich in einem Krater, weil er glaubt, dass niemals zwei Bomben auf dieselbe Stelle fallen.«

»Was zur Hölle ...?«

»Er ist wieder in seinem Haus in Fife. Na los, kommt!«

Die Ratte schoss aus ihrem Versteck, sobald das Licht in der Garage wieder ausgegangen war. Als sie hörte, wie die Tür zugeschlagen wurde und sich die Schritte entfernten, trippelte sie über den feuchten Backsteinboden auf den Wagen in der Mitte des Raumes zu. Auf dem Fahrersitz war Blut, das sie anzog. Süß, nahrhaft und Tage alt. Sie musste lediglich durch die Plane, die über das Auto gebreitet worden war. Vorhin, bevor sie gestört worden war, hatte sie es fast geschafft. Jetzt knabberte sie sich durch das letzte Stück und zwängte sich hinein. Sie huschte über den Boden auf der Beifahrerseite,

am Schaltknüppel vorbei und bis zur Gummimatte auf der Fahrerseite. Über ein Paar Lederschuhe. Zuckte zurück, als einer der beiden Schuhe quietschte und sich bewegte. Sie bäumte sich auf und stieß ein Zischen aus. Der schöne, blutbefleckte Fahrersitz war besetzt.

Duff hörte das Rascheln der flüchtenden Ratte. Dann löste er seinen angespannten Griff vom Lenkrad. Er spürte, dass sein Herz nicht mehr hämmerte, es schlug nur noch. Während Seyton und seine Männer in der Garage gewesen waren, hatte es so laut geklopft, dass er sicher gewesen war, sie müssten es hören. Er schaute auf seine Uhr. Immer noch fünf Stunden bis Tagesanbruch. Er versuchte, seine Position zu ändern, aber seine Hose klebte an dem Blut auf dem Sitz fest. Banquos Blut. Er kam nicht vom Fleck. Aber er musste. Weg. Weiterziehen.

Aber wohin? Und wie?

Auf seiner Flucht hatte er sich überlegt, dass es leichter sein würde, in die Stadt zu fahren und in der Menge unterzutauchen, als über eine Landstraße zu entkommen. Er hatte seinen Wagen nicht weit entfernt vom Obelisk abgestellt und war ins Casino gegangen, schließlich war dies, neben dem Inverness, der einzige Laden der Stadt, der die ganze Nacht offen hatte. Natürlich konnte er sich kein Zimmer nehmen; Übernachtungsgäste wären die Ersten, die Macbeth überprüfen ließ. Aber er konnte in einer der langen Reihen einarmiger Banditen sitzen, so einsam und ungestört wie der Nebenmann am nächsten Apparat, Münzen einwerfen und sich langsam ausrauben lassen. Das hatte er auch getan und darüber nachgedacht – versucht, darüber nachzudenken –, wie er fliehen konnte, während er die sich drehenden Symbole in den drei kleinen Fenstern angestarrt hatte. Ein Herz. Ein Dolch. Eine Krone. Nach ein paar Stunden ging er zur Bar, um ein Bier zu trinken und zu sehen, ob das seine Laune bessern könnte. Im stumm geschalteten Fernseher über dem Barkeeper sah er die Pressekonferenz im Polizeihauptquartier. Plötzlich tauchte ein vertrautes Gesicht auf dem Bildschirm auf, über das diagonal eine weiße Narbe verlief wie bei einem Verkehrsschild. Eine Großaufnahme von ihm selbst. Darüber das Wort GESUCHT. Tief gebeugt und mit hochgestelltem Kragen huschte Duff zum Ausgang. Die frische Abendluft kühlte seinen Kopf immerhin so weit, dass

ihm ihr altes Liebesnest wieder einfiel: Die Garage war die beste Option für eine Übernachtung.

Aber bald würde der Freitag anbrechen, ein Arbeitstag, und er musste hier raus, bevor die Kollegen auftauchten. Draußen wiederum würde sein Gesicht an sämtlichen Zeitungsständen prangen.

Duff schob die Hand in seine Jackentasche. Spürte das glatte Papier unter seinen Fingern. Holte das Paket heraus. Er konnte nichts dagegen tun: Er musste sich Ewans Gesicht vorstellen, wenn er sah, dass er genau das bekam, was er sich gewünscht hatte. Duff hörte sein eigenes wildes Schluchzen. Halt! Er musste aufhören damit! Er hatte sich versprochen, jetzt nicht an sie zu denken. Trauer war ein Luxus, den er sich später erlauben konnte, falls er überlebte. Er schaltete das Innenlicht des Volvos ein, wischte sich die Tränen ab und entfernte das Geschenkpapier. Dann holte er den falschen Bart heraus und öffnete die kleine Tube. Er drückte den glänzenden Klebstoff heraus, verteilte ihn auf seinem Kinn, um seine Lippen herum und auf der Innenseite des Bartes. Benutzte den Rückspiegel, um ihn an den richtigen Stellen festzudrücken. Zog sich die enge Wollmütze über die Stirn, sodass der obere Teil seiner Narbe verborgen war. Dann setzte er die Brille auf. Das geradezu lächerlich breite Gestell bedeckte die Narbe auf seiner Wange oberhalb des Bartes. Im Spiegel sah er, dass er Klebstoff auf der Wange hatte. Suchte vergebens in seinen Taschen nach etwas zum Abwischen. Er öffnete das Handschuhfach, fand ein Notizbuch, nahm es heraus und war gerade im Begriff, die erste Seite herauszureißen. Dann hielt er inne. Im Licht sah er Abdrücke auf dem Papier. Jemand hatte in diesem Notizbuch erst vor Kurzem etwas aufgeschrieben. Na und? Er riss die Seite heraus, wischte sich den Klebstoff ab. Knüllte den Zettel zusammen und steckte ihn in seine Jackentasche. Legte das Notizbuch zurück ins Handschuhfach.

Also.

Er lehnte sich im Sitz zurück. Schloss die Augen.

Fünf Stunden. Warum hatte er den Bart nur so früh angelegt? Das Ding juckte jetzt schon. Er fing neuerlich an zu grübeln. Kämpfte dagegen an, seine Gedanken auf Fife zu richten. Er musste einen Ort finden, an dem er sich verstecken konnte. Alle Straßen raus aus der Stadt würden abgeriegelt sein. Nirgends konnte er unterschlüpfen, alle Herbergen und Hotels waren

natürlich gewarnt, und auch außerhalb der Stadt würde niemand einen gesuchten Polizistenmörder bei sich aufnehmen. Dann wurde ihm blitzartig etwas klar. Er kannte niemanden, der ihm helfen würde. Nicht hier und nirgendwo sonst. Er war die Art Mensch, mit der die Leute einigermmaßen zurechtkamen. Es war nicht so, dass sie ihn bewusst nicht ausstehen konnten, aber sie mochten ihn auch nicht. Und warum sollten sie? Was hatte er je für einen anderen getan, das ihm nicht selbst einen Vorteil verschafft hätte? Er hatte Verbündete, keine Freunde. Und jetzt, da Duff wirklich Hilfe brauchte, einen Freund, eine Schulter, an der er sich ausweinen konnte, war es hoffnungslos, er konnte auf niemanden zählen. Er musterte sein erbärmliches, verkrampftes, bärtiges Spiegelbild. Der Fuchs. Die Jäger kesselten ihn immer weiter ein, und Seyton, Macbeths neuer Jagdhund an der Spitze des Rudels, kläffte bereits an seinen Fersen. Er musste weg. Doch wohin? Wo würde der Fuchs ein Loch finden, in dem er sich verkriechen konnte?

Fünf Stunden bis Tagesanbruch. Bis Freitag. Ewans Geburtstag ...

Nein! Nicht weinen! Überleben! Ein toter Mann kann keine Rache üben.

Er musste wach bleiben, bis es hell wurde, und dann nach einem neuen Versteck suchen. Vielleicht in einer der stillgelegten Fabriken. Nein, die Idee hatte er bereits verworfen. Macbeth wusste ebenso gut wie er, wo er versuchen würde abzutauchen. Scheiße! Jetzt drehte er sich im Kreis, stieß bloß immer wieder auf seine eigenen Spuren, wie alle, die sich verliefen.

Er war so müde, aber er musste wach bleiben, bis es hell wurde. Ewan war nicht mal zehn Jahre alt geworden. Scheiße! Er suchte nach etwas, womit er sich ablenken konnte. Er las alle Anzeigen auf dem Armaturenbrett. Holte den zerknüllten Zettel aus seiner Jackentasche und strich ihn glatt. Versuchte die Schrift zu entziffern. Kramte im Handschuhfach, bis er einen Bleistift gefunden hatte. Hielt ihn seitlich übers Papier und schraffierte über die Abdrücke hinweg. Was auf die ausgerissene Seite geschrieben worden war, hob sich jetzt leuchtend weiß ab:

Dolphin. Tannery Str. 66, Distrikt 6. Alfie. Sicherer Unterschlupf.

Eine Adresse. Es gab eine Tannery Street in der Stadt, aber keinen Distrikt

6. Und er kannte auch nur eine weitere Stadt, die in Distrikte unterteilt war. Capitol. Wann diese Notiz wohl geschrieben worden war? Er hatte keine Ahnung, wie lange der Abdruck eines Bleistifts brauchte, um wieder zu verschwinden. Und was sollte *Sicherer Unterschlupf* bedeuten?

Duff schaltete das Licht aus und schloss die Augen. Vielleicht ein kleines Nickerchen?

Capitol. Freitag. Diese Kombination hatte er doch erst kürzlich irgendwo gesehen.

Duff versank in einen Traum, in dem beide Worte vorzukommen schienen, bis er unvermittelt aufschreckte.

Jetzt schaltete er das Licht wieder an.

»Meredith und ich werden heiraten«, sagte Duff. Seine Augen leuchteten, als würde die Sonne darin scheinen.

»Wirklich. Das ... ähm ging ja schnell.«

»Ja! Willst du mein Trauzeuge sein, Macbeth?«

»Ich?«

»Natürlich. Wer sonst?«

»Ähm. Wann ...?«

»Am sechsten Juli. Im Sommerhaus von Merediths Eltern. Alles ist arrangiert. Heute sind die Einladungen rausgegangen.«

»Ist sehr nett, dass du mich fragst, Duff. Ich werde mal drüber nachdenken.«

»Nachdenken?«

»Ich ... ich hatte für Juli eine längere Reise geplant. Juli ist schwierig für mich, Duff.«

»Reise? Davon hast du mir gar nichts erzählt.«

»Nein, das kann schon sein.«

»Aber wir haben ja auch eine ganze Weile nicht mehr miteinander geredet. Wo hast du eigentlich gesteckt? Meredith hat nach dir gefragt.«

»Hat sie? Ach, hier und da. War ziemlich beschäftigt.«

»Und wo geht deine Reise hin?«

»Nach Capitol.«

»Capitol?«

»Ja, ich ... ähm ... war noch nie da. Ist doch mal an der Zeit, unsere Hauptstadt zu sehen, oder? Da soll es ja viel schöner sein als hier.«

»Jetzt hör mal zu, mein lieber Macbeth. Ich zahle dir den Hin- und Rückflug von Capitol. Das kann ja wohl nicht sein, dass mein bester Freund nicht dabei ist, wenn ich heirate. Das wird die Party des Jahres! Denk doch nur mal an die ganzen alleinstehenden Freundinnen, die Meredith hat ...«

»Und von Capitol aus wollte ich ins Ausland. Es wird eine lange Reise,

Duff. Ich werde vermutlich den gesamten Juli weg sein.«

»Aber ... hat das irgendwas zu tun mit dem kleinen Flirt, den du mal mit Meredith gehabt hast?«

»Wenn wir uns also eine Weile nicht sehen, wünsche ich dir schon mal alles Gute für die Hochzeit und ... na ja, für alles.«

»Macbeth!«

»Danke, Duff, aber ich werde nicht vergessen, dass ich dir Drachenblut schulde. Grüß Meredith von mir und bestell ihr herzlichen Dank für unseren kleinen Flirt.«

»Macbeth, Sir!«

Macbeth schlug die Augen auf. Er lag im Bett. Ein Traum. Trotzdem. Waren das die Worte, die sie damals gesprochen hatten? *Drachenblut*. Lorreal. Hatte er das wirklich gesagt?

»Macbeth?!«

Die Stimme kam von der anderen Seite der Schlafzimmertür und wurde nun von erbittertem Klopfen begleitet. Er schaute auf die Uhr auf dem Nachttisch. Drei Uhr morgens.

»Sir, ich bin's, Jack!«

Macbeth drehte sich um. Er war allein. Von Lady keine Spur.

»Sir, Sie müssen ...«

Macbeth riss die Tür auf. »Was ist los, Jack?«

»Sie schlafwandelt.«

»Was? Sollten Sie sie nicht im Auge behalten?«

»Es ist schwierig diesmal, Sir ... Sie müssen mitkommen.«

Macbeth gähnte, schaltete das Licht ein, zog sich einen Morgenmantel über und wollte gerade den Raum verlassen, als sein Blick auf den Tisch unter dem Spiegel fiel. Der Schuhkarton war nicht mehr da.

»Schnell. Bringen Sie mich zu ihr, Jack.«

Sie fanden sie auf dem Dach. Jack blieb auf der Schwelle der offenen Metalltür stehen. Es hatte aufgehört zu regnen, und nichts war zu hören außer dem Wind und dem gleichmäßigen Rauschen des Verkehrs, der niemals schlief. Sie stand direkt an der Kante, im Licht der Bacardi-Werbung, und kehrte ihnen den Rücken zu. Ein Windstoß bauschte ihr dünnes Nachthemd auf.

»Lady!« Macbeth wollte auf sie zustürzen, doch Jack hielt ihn zurück.

»Der Psychiater meinte, man dürfe sie auf keinen Fall aufwecken, wenn sie schlafwandelt, Sir.«

»Aber sie könnte vom Dach fallen!«

»Sie kommt oft hier herauf und steht bloß da«, sagte Jack. »Sie sieht alles, auch wenn sie schläft. Der Psychiater sagt, Schlafwandler würden selten zu Schaden kommen, aber wenn man sie weckt, verlieren sie womöglich die Orientierung und verletzen sich.«

»Warum hat mir niemand gesagt, dass sie hier heraufkommt? Ich habe gedacht, dass sie bloß die Flure rauf und runter spaziert.«

»Sie hat mir ausdrücklich gesagt, dass ich nicht darüber sprechen soll, was sie im Schlaf tut, Sir.«

»Was tut sie denn?«

»Manchmal spaziert sie nur über die Flure, wie Sie gesagt haben. Manchmal geht sie in den Waschraum und benutzt die starke Seife. Schrubbt sich die Hände ab, manchmal bis sie ganz rot werden. Danach steigt sie hier herauf aufs Dach.«

Macbeth schaute sie an. Seine geliebte Lady. So ausgesetzt und verwundbar in der sturmgepeitschten Nacht. So allein in der Dunkelheit ihres Geistes, der Dunkelheit, von der sie ihm erzählt hatte, in die sie ihn jedoch nicht mitnehmen konnte. Er konnte nichts tun. Nur warten und hoffen, dass sie sich dazu entschloss, aus der Nacht zurückzukommen. So nah war sie und doch so unerreichbar.

»Warum glauben Sie, dass sie sich heute Nacht das Leben nehmen könnte?«

Jack warf Macbeth einen überraschten Blick zu. »Ich glaube nicht, dass sie das tun wird, Sir.«

»Was ist es dann, Jack?«

»Was ist was, Sir?«

»Was hat Sie so beunruhigt, dass Sie mich gerufen haben?«

In diesem Augenblick brach das Mondlicht durch einen Spalt in den Wolken. Und als wäre es ein abgesprochenes Signal, drehte Lady sich um und kam auf sie zu.

»Das, Sir.«

»Gott steh uns bei«, flüsterte Macbeth und trat rasch einen Schritt zurück.

Sie hielt ein Bündel in den Armen. Ihr Nachthemd hatte sie heruntergezogen, um eine Brust freizulegen, die sie dem offenen Ende des Bündels entgegenhielt. Macbeth sah den Hinterkopf eines Babys. Vier Löcher zählte er darin.

»Schläft sie?«, fragte Macbeth.

»Ich glaube schon«, flüsterte Jack.

Sie waren ihr dicht gefolgt, als sie das Dach verlassen hatte, die Treppe hinunter und zurück in die Suite gegangen war. Jetzt standen sie neben ihrem Bett, wo sie die Decke über sich und das Kind gezogen hatte.

»Sollen wir es ihr abnehmen?«

»Lassen Sie es ihr«, entgegnete Macbeth. »Was kann es schaden? Aber ich möchte, dass Sie hier sitzen bleiben und heute Nacht auf sie aufpassen. Ich habe ein wichtiges Radiointerview sehr früh am Morgen und muss schlafen. Geben Sie mir einfach den Schlüssel für ein anderes Zimmer.«

»Natürlich«, sagte Jack. »Ich sage jemandem Bescheid, der die Rezeption für mich übernimmt.«

Während Jack fort war, streichelte Macbeth die Wange des Babys. Kalt, steif, ein kaputtes Kind. Lady und er waren nicht anders gewesen. Aber sie hatten es geschafft, wieder auf die Beine zu kommen. Macbeth hatte Hilfe gehabt. Von Banquo. Und vorher vom Waisenhaus, von Duff. Wenn Duff nicht Lorreal getötet hätte, Macbeth hätte sich früher oder später gewiss das Leben genommen. Auch nach seiner Flucht von dort hatte er vier schwarze Löcher in seinem Herzen gehabt. Vier Löcher, die mit etwas gefüllt werden mussten. Brew war das schnellste und einfachste Füllmaterial gewesen. Aber zumindest hatte er es geschafft, sich am Leben zu halten. Duff, dem Bastard, hatte er dafür zu danken.

Und dann war da natürlich Lady. Die ihm gezeigt hatte, dass sich Herzen auch mit Liebe verschließen ließen, dass man Schmerz mit Sex lindern konnte. Er streichelte ihre Wange. Warm. Weich.

Gab es Wege zurück, oder hatten sie vergessen, Pläne für einen möglichen Rückzug zu schmieden? Hatten sie nur an Siege gedacht? Ja, und Siege hatten sie eingefahren. Doch was, wenn das Siegen einen bitteren Nachgeschmack hinterließ, was, wenn es einen zu hohen Preis kostete und

man eine billigere Niederlage bevorzugen würde? Was sollte man dann tun? Abtreten, die königlichen Insignien aufgeben, demütig um Verzeihung bitten und zu den Pflichten des Alltags zurückkehren? Wenn man über die Dachkante trat und die Pflastersteine des Rotlichtbezirks auf einen zurasten, bat man dann die Erdanziehungskraft, seinen schlecht überlegten Schritt rückgängig machen zu dürfen? Nein. Man nahm es, wie es kam. Machte das Beste draus. Sorgte dafür, dass man auf den Füßen landete und sich höchstens ein, zwei Beine brach. Aber man überlebte. Und wurde zu einem besseren Menschen, der gelernt hatte, seine Schritte beim nächsten Mal sorgsamer abzuwägen.

Jack kam ins Zimmer. »Ich habe jemanden für die Rezeption gefunden.« Er reichte Macbeth einen Schlüssel.

Dieser schaute ihn an. »Duncans Zimmer?«

Jack schlug sich die Hand vor den Mund. »Ich dachte, das wäre das beste Zimmer, aber wenn es Ihnen lieber ist ...«

»Schon gut, Jack. So bin ich auch in der Nähe, wenn irgendetwas sein sollte. Außerdem glaube ich nicht an Gespenster. Und wie alle wissen, hätte ich von Duncans Geist ja auch nichts zu befürchten.«

»Nein, nicht das Geringste.«

»In der Tat, nicht das Geringste. Gute Nacht.«

Sie kamen, sobald er die Augen geschlossen hatte.

Duncan und Malcolm. Sie lagen links und rechts von ihm unter der Decke.

»Hier ist nicht genug Platz für uns alle«, schrie Macbeth und trat sie auf den Boden, wo sie zischten, bis Rattenschwänze an den Wänden entlangraschelten und sie verschwunden waren.

Aber dann öffnete sich die Tür, und herein krochen Banquo, Fleance und Duff, jeder von ihnen mit einem erhobenen Dolch in der Hand und bereit zuzustechen.

»Was wollt ihr?«

»Gerechtigkeit und unseren Schlaf zurück.«

»Ha, ha, ha!« Macbeth lachte und krümmte sich in seinem Bett. »Den Menschen, der mir etwas anhaben kann, hat noch keine Frau geboren! Nur

Bertha kann mich vom Stuhl des Chief Commissioners vertreiben! Ich bin unsterblich! Macbeth ist unsterblich! Hinaus mit euch, ihr toten Sterblichen!«

Fred Ziegler gähnte.

»Fred, du brauchst 'ne Tasse Kaffee.« Der Kapitän der MS Glamis lachte. »Wir können es uns nicht erlauben, dass ein Hafenlotse bei diesem Wetter einschläft. Sag mal, warum bist du eigentlich immer so müde?«

»Stressige Tage, nicht genug Schlaf«, sagte Fred. Er konnte dem Kapitän nicht sagen, dass er ständig gähnte, weil er sich fürchtete. Fred hatte dasselbe Symptom bei seinem Hund gesehen, doch zum Glück glaubten die Leute immer, man sei vollkommen entspannt, wenn man gähnte. Gelaugweilt. Oder dass man einfach nicht genug geschlafen hatte. Der Kapitän drückte auf die Gegensprechanlage, und seine Kaffeebestellung wanderte über das Kabel Deck für Deck bis in die Kombüse hinunter. Die MS Glamis war ein großes Schiff. Ein hohes Schiff. Und genau das bereitete Fred Ziegler so viel Kopfzerbrechen.

Er unterdrückte ein weiteres Gähnen und starrte über den Fluss. Er kannte jedes Riff, jede Untiefe und jeden noch so winzigen Paragrafen im Regelwerk der Hafenmeisterei, wie man in den Hafen einfahren durfte und wie wieder hinaus – wo die Strömung stark war, wo sich die Wellen brachen, wo man sicher vor Anker gehen konnte und wo sich jeder einzelne Poller am Kai befand. Das bereitete ihm keine Sorgen. Der Fluss war grau; er hätte Schiffe mit verbundenen Augen hinein- und hinauslotsen können, und oft hatte er das gewissermaßen auch getan. Das Wetter machte ihm ebenfalls keine Sorgen. Ein Sturmwind hatte sich erhoben, und die Scheibe vor ihnen war bereits weiß vor Gischt und Salz. Aber er hatte schon größere und kleinere Schiffe ohne Leuchtturm, Spierentonne oder Aussichtsplattform durch Hurrikane und Schlimmeres geleitet. Die Fahrt in dem kleinen Lotsenboot, mit dem er an Land gehen würde, machte ihm auch keine Sorgen, auch wenn es in etwa so seefest war wie eine Kuh – ein frischer Windstoß, und schon nahm es Wasser auf, die Andeutung einer Sturmbö, und es würde kentern, wenn der Steuermann die Wellen nicht gut

genug abmaß.

Fred Ziegler gähnte, weil er den Augenblick fürchtete, wenn das Schiff die rote und die weiße Fahne senkte, um zu zeigen, dass sie einen Lotsen an Bord hatten. Oder genauer gesagt, den Augenblick, wenn er das Schiff verlassen musste. Die Strickleiter hinunter.

Zwölf Jahre lang arbeitete er nun schon als Lotse und hatte sich immer noch nicht daran gewöhnt, am Bug eines Schiffes hinauf- und hinunterzusteigen. Er fürchtete nicht mal, im Wasser zu landen, obwohl er wusste, dass ihm das Angst machen sollte, schließlich konnte er nicht schwimmen.

Nein, was ihm Angst machte, war die Höhe.

Die lähmende Furcht, wenn er rückwärts über die Reling steigen musste. Selbst bei diesem Wetter war es, rein praktisch gesehen, keineswegs schwer, auf der Leeseite die Leiter hinabzuklettern, weil das Schiff so groß war. Trotzdem, zu sehen – oder es einfach nur zu wissen –, dass fünfzehn Meter dünner Luft zwischen ihm und dem Abgrund lagen, das machte ihn fertig. Es war immer so gewesen und würde auch immer so bleiben. Jeder gottverdammte Arbeitstag hielt diese kleine Hölle für ihn bereit: Es war das Erste, was ihm morgens beim Erwachen in den Sinn kam, und das Letzte, bevor er nachts wieder einschlief. Aber so war es eben, gar nichts Besonderes – überall um ihn herum sah er Leute, die ihr Leben mit Jobs oder in Positionen verbrachten, für die sie nicht gemacht waren.

»Sie müssen doch so oft aus dem Hafen gefahren sein, dass Sie die Küstenwache einfach bitten könnten, selbstständig in See zu stechen«, sagte Fred.

»Selbstständig?«, entgegnete der Kapitän. »Aber dann müsste ich ja auf Ihre Gesellschaft verzichten, Fred. Was ist denn los? Mögen Sie mich nicht?«

Ihr Schiff mag ich nicht, dachte Fred. Ich bin ein kleiner Mann, der keine großen Schiffe mag.

»Übrigens, in Zukunft werden Sie weniger von mir zu Gesicht bekommen«, sagte der Kapitän.

»Ach ja?«

»Nicht genug Fracht. Letztes Jahr haben wir Graven verloren, als sie bankrott gemacht haben, und dann hat auch noch Estex dichtgemacht. Was

wir jetzt an Bord haben, ist der letzte Lagerbestand.«

Fred hatte bereits an der Art, wie das Schiff im Wasser lag, erkannt, dass es weniger Fracht als gewöhnlich geladen hatte.

»Eine Schande«, sagte er.

»Nein, im Grunde ist das ganz gut«, entgegnete der Kapitän düster. »Wenn man weiß, dass unsere Mitbürger für das giftige Zeug, das wir all die Jahre hier transportiert haben, mit ihrem Leben bezahlen ... Glauben Sie mir, ich habe nicht immer gut geschlafen. Manchmal habe ich mich gefragt, wie es gewesen sein muss, Kapitän eines Sklavenschiffs zu sein. Man muss ziemlich kreativ sein, um gute Entschuldigungen für sich zu finden. Vielleicht kennen wir den Unterschied zwischen Richtig und Falsch, ohne diese wunderbaren Worte in unserem Kopf benutzen zu müssen. Aber wir haben ja unseren Verstand und können uns ausgefeilte Gründe zurechtzimmern, die sich erst mal gut anhören und uns dahin bringen, wo wir hinwollen, ganz egal was für ein Irrsinn das alles eigentlich ist. Nein, Fred, ich möchte die Küstenwache nicht um Erlaubnis fragen, diese verseuchten Gewässer ohne Lotsen zu durchfahren. Mittwoch haben wir hier Schlange gestanden, um in den Hafen hineinzukönnen. Dann kam die Nachricht vom Hafenmeister persönlich, wir hätten Top-Priorität, ohne Extrakosten.«

»Muss eine schöne Überraschung gewesen sein.«

»Ja, aber dann habe ich einen genaueren Blick auf den Frachtbrief geworfen. Wie sich rausstellte, haben wir zwei Gatling-Maschinengewehre transportiert. So langsam ähnelt das hier wieder der Zeit unter Kenneth. Hey, Vorsicht! Wollen Sie unseren Lotsen verbrühen, mein Sohn?«

Der Mann in der karierten Kombüschürze hatte das Gleichgewicht verloren, als sich das Schiff in eine Welle gelegt hatte, und etwas von dem Kaffee war auf die schwarze Uniform des Lotsen gespritzt. Der Typ murmelte eine Entschuldigung in seinen Bart, stellte die Tassen ab und eilte hinaus.

»Tut mir leid, Fred. Selbst hier, wo die halbe Stadt arbeitslos ist, fällt es uns nicht leicht, eine seefeste Besatzung zu finden. Dieser Kerl ist heute Morgen bei uns aufgetaucht. Hat behauptet, er habe schon mal in einer Kombüse gearbeitet, hätte aber seine Papiere verloren.«

Fred schlürfte von seiner Tasse. »Der war noch nie an Bord eines

Schiffes, und Kaffee kann er auch nicht kochen.«

»Tja.« Der Kapitän seufzte. »Wir werden es schon hinbekommen, schließlich fahren wir bloß bis Capitol. Das da hinter uns ist die Isle of Hanstholm, das heißt, wir haben das Schlimmste überstanden. Ich rufe nach Ihrem Boot und sage Bescheid, dass man die Leiter hinunterlassen soll.«

»Okay.« Fred schluckte. »Dann haben wir das Schlimmste überstanden.«

Macbeth saß auf einem Stuhl im Korridor, knetete seine Hände und starrte zur Tür der Suite hinüber. »Was macht der eigentlich genau da drin?«

»Ich kenn mich mit Psychiatrie nicht besonders gut aus«, sagte Jack. »Soll ich Ihnen noch Kaffee holen, Sir?«

»Nein, bleiben Sie, wo Sie sind. Aber er ist gut, sagen Sie?«

»Ja, Dr. Alsaker soll der Beste in der Stadt sein.«

»Das ist gut, Jack. Das ist gut. Schrecklich, schrecklich.« Macbeth beugte sich in seinem Stuhl vor und vergrub das Gesicht in den Händen. Er hatte immer noch eine Stunde Zeit bis zu seinem Radiointerview. Doch schon vor Sonnenaufgang war er von Schreien geweckt worden, die aus Ladys Zimmer kamen. Und als er zu ihr hinübergestürzt war, hatte sie neben dem Bett gestanden und auf das tote Baby gezeigt.

»Schau!«, schrie sie. »Schau, was ich getan habe!«

»Aber das warst nicht du, Liebste.« Er versuchte, sie festzuhalten, doch sie riss sich von ihm los und fiel schluchzend auf die Knie.

»Nenn mich nicht *Liebste*! Man kann mich nicht lieben, eine Kindsmörderin *darf* man nicht lieben!« Dann schaute sie Macbeth mit ihren wahnsinnigen schwarzen Augen an. »Nicht einmal ein Kindsmörder sollte eine Kindsmörderin lieben. Verschwinde hier!«

»Komm, leg dich mit mir hin, Schatz.«

»Raus aus meinem Schlafzimmer! Und fass ja das Kind nicht an!«

»Das ist Wahnsinn. Es wird heute eingeäschert.«

»Leg auch nur einen Finger an das Kind, dann bring ich dich um, Macbeth, ich schwöre es dir.« Sie nahm den kleinen Leichnam in den Arm und wiegte ihn.

Er schluckte. Er brauchte seinen morgendlichen Schuss. »Ich hole mir

nur ein paar Sachen und lasse dich in Frieden«, sagte er und trat an den Kleiderschrank. Zog eine Schublade auf. Erstarrte.

»Tut mir leid«, sagte sie. »Du wirst Nachschub besorgen müssen. Wir brauchen es, wir beide.«

Er verließ das Zimmer, aber statt mehr Power zu besorgen, hatte er Jack gebeten, psychiatrische Hilfe zu holen.

Nun schaute Macbeth wieder auf die Uhr. Wie lange konnte es dauern, den kleinen Kurzschluss, den sie offenbar gehabt hatte, wieder in Ordnung zu bringen?

Wie zur Antwort öffnete sich die Tür, und Macbeth sprang von seinem Stuhl auf. Ein kleiner Mann mit dünnem grauem Bart und mit Augenlidern, die eine Nummer zu groß zu sein schienen, trat auf den Korridor.

»Nun?«, fragte Macbeth. »Doktor ... ähm ...«

»Dr. Alsaker«, sagte Jack.

»Ich habe ihr etwas zur Beruhigung gegeben«, sagte der Psychiater.

»Was ist denn los mit ihr?«

»Schwer zu sagen.«

»Schwer? Sie sollen doch der Beste sein in Ihrem Fach.«

»Freut mich zu hören, aber nicht mal die Allerbesten kennen alle Labyrinthe des menschlichen Geistes, Mr Macbeth.«

»Sie müssen sie heilen.«

»Wie gesagt, mit dem wenigen, was wir über den menschlichen Geist wirklich wissen, ist diese Bitte nicht leicht zu ...«

»Ich bitte nicht, Doktor, ich stelle Ihnen ein Ultimatum.«

»Ein Ultimatum, Mr Macbeth?«

»Wenn Sie sie nicht wieder normal machen, werde ich Sie als Scharlatan verhaften müssen.«

Alsaker musterte ihn unter seinen übergroßen Augenlidern. »Ich sehe, dass Sie schlecht geschlafen haben und vor Sorge außer sich sind, Chief Commissioner. Ich empfehle, dass Sie sich einen Tag freinehmen. Was Ihre Frau anbelangt ...«

»Sie irren sich«, sagte Macbeth und nahm einen Dolch aus seinem Schulterholster. »Und die Strafe dafür, dass Sie Ihre Arbeit nicht tun, wird in unserer derzeitigen Notlage drakonisch ausfallen.«

»Sir ...«, setzte Jack an.

»Eine Operation«, sagte Macbeth. »Das brauchen wir, das würde ein echter Arzt tun: wegschneiden, was bösartig ist. Er verdrängt jeden Gedanken an die Schmerzen des Patienten, denn das kann ihn nur zum Schwanken bringen. Man entfernt und zerstört das, was den Schaden verursacht, sei es ein Tumor oder ein faulender Fuß, um den gesamten Körper zu retten. Es ist ja nicht so, als wären der Tumor oder der Fuß in sich selbst böse, sie müssen einfach nur geopfert werden. Ist es nicht so, Doktor?«

Der Psychiater legte den Kopf schief. »Sind Sie sicher, dass es Ihre Frau ist, die untersucht werden muss, und nicht Sie selbst, Mr Macbeth?«

»Sie haben Ihr Ultimatum.«

»Ich werde jetzt gehen. Stechen Sie mir also mit diesem Ding in den Rücken, wenn Sie es für nötig halten.«

Macbeth sah zu, wie Alsaker sich umwandte und in Richtung Treppe ging. Er starrte den Dolch in seiner Hand an. Was zur Hölle tat er hier?

»Alsaker!« Macbeth rannte dem Arzt hinterher. Holte ihn ein und ging vor ihm auf die Knie. »Bitte, Sie müssen ihr helfen, Sie müssen. Sie ist alles, was ich habe. Ich muss sie zurückbekommen. Sie müssen sie zurückholen. Ich zahle, was immer es kostet.«

Alsaker nahm seinen Bart zwischen Daumen und Zeigefinger. »Wovon reden wir hier – Brew?«

»Power«, sagte Macbeth.

»Natürlich.«

»Sie kennen es?«

»Unter einer ganzen Reihe von Bezeichnungen, aber die chemische Zusammensetzung ist immer dieselbe. Die Leute glauben, es sei ein Antidepressivum, weil es die ersten paar Male stimmungsaufhellend wirkt, bis die psychotischen Episoden auftreten.«

»Ja, genau, das ist es, was sie nimmt.«

»Ich wollte wissen, was *Sie* nehmen, Mr Macbeth. Und jetzt sehe ich es. Wie lange konsumieren Sie das Zeug, das Sie Power nennen?«

»Ich ...«

»Offensichtlich noch nicht lange. Das Erste, was Sie verlieren, sind Ihre Zähne. Dann den Verstand. Und es ist nicht leicht, aus dem Gefängnis der Psychose zu entkommen. Wissen Sie, wie man diejenigen nennt, die von

Power nicht mehr loskommen?«

»Hören Sie ...«

»Kriegsgefangene. Hübsch, nicht wahr?«

»Ich bin nicht Ihr Patient, Alsaker. Ich flehe Sie an, gehen Sie nicht, bevor Sie alles getan haben, was Sie können.«

»Ich verspreche, dass ich zurückkomme, aber jetzt muss ich mich um andere Patienten kümmern.«

»Jack«, sagte Macbeth, ohne sich vom Fleck zu rühren oder den Blick von dem Psychiater abzuwenden.

»Ja, Sir.«

»Zeigen Sie es ihm.«

»Aber ...«

»Er ist durch den hippokratischen Eid gebunden.«

Jack wickelte das Tuch von dem Bündel und streckte es dem Arzt entgegen. Dieser trat einen Schritt zurück und bedeckte Nase und Mund mit der Hand.

»Sie glaubt, es sei ihres«, sagte Macbeth. »Wenn Sie es nicht für mich oder für sie tun, dann tun Sie es für die Stadt, Doktor.«

Macbeth spürte einen merkwürdigen Druck auf den Ohren, als sich die Tür hinter ihm schloss. Nun bin ich also doch noch im Irrenhaus gelandet, dachte er. Die Wände des kleinen quadratischen Raumes, in dem er jetzt erwartungsvoll gemustert wurde, waren gepolstert, aber immerhin gab es ein Fenster.

»Keine Angst«, sagte der Mann am Tisch vor ihm. »Ich werde Ihnen bloß ein paar Fragen stellen. Sie haben es bald hinter sich.«

»Es sind nicht die Fragen, vor denen ich Angst habe«, sagte Macbeth und nahm Platz, »sondern die Antworten.«

Der Mann lächelte. Als die Musik aus dem Lautsprecher über dem Fenster erstarb und ein rotes Licht an der Wand aufleuchtete, legte er kurz einen Finger an die Lippen.

»Sie hören die *Rolling News* mit Walt Kite«, gurrte er in das Mikrofon vor sich. »Wir haben heute den neuen Liebling der Stadt bei uns zu Gast, Chief Commissioner Macbeth. Nachdem er eine unserer berühmtesten

Drogenbanden, die Norse Riders, ausgemerzt hat, jagt er derzeit unermüdlich die korrupten Kollaborateure in den Reihen der Polizei. Er hat die Herzen der Bürger gewonnen und ihnen neue Hoffnung gegeben mit inspirierenden Reden, in denen er den Beginn einer neuen Zeit verspricht. Chief Commissioner Macbeth, ist das nicht bloß Rhetorik?«

Macbeth räusperte sich. Er war bereit. Er war ein neuer Mann. Wieder einmal hatte er seine Medizin perfekt dosiert. »Ich bin ein einfacher Mann, und von Rhetorik verstehe ich nicht viel, Walt. Ich habe immer nur gesagt, was ich denke. Und das ist Folgendes: Wenn diese Stadt wirklich will, hat sie auch die Kraft, sich selbst aus dem Schmutz zu ziehen. Weder der Chief Commissioner noch Politiker können das einer Stadt abnehmen; ihre Bürger müssen es selbst tun.«

»Aber man kann sie inspirieren und anführen?«

»Selbstverständlich.«

»Sie werden bereits als Bürgermeisterkandidat gehandelt. Ist das ein Job, der Sie in Versuchung führen könnte, Chief Commissioner Macbeth?«

»Ich bin Polizeibeamter, und ich möchte der Stadt nur in dem Job dienen, mit dem ich betraut worden bin.«

»Als bescheidener Diener des Volkes sozusagen. Ihr Vorgänger, Duncan, hat sich auch als Diener des Volkes bezeichnet, war aber nicht ganz so bescheiden. Er hat damals versprochen, innerhalb eines Jahres den mächtigsten Verbrecher dieser Stadt zu fangen, Hecate, auch bekannt als Unsichtbare Hand. Sie haben sich jetzt erst mal um die Norse Riders gekümmert. Welche Deadline haben Sie sich denn für Hecate gesetzt?«

»Lassen Sie mich zuerst einmal sagen, dass es für den Namen Unsichtbare Hand einen guten Grund gibt. Wir wissen sehr wenig über Hecate. Nur, dass er wahrscheinlich derjenige ist, der die Droge namens Brew herstellen lässt. Aber angesichts der Produktionsmenge und des weitreichenden Vertriebs ist es ebenso gut vorstellbar, dass wir hier eigentlich von einem Netzwerk oder einer breit gefächerten Organisation sprechen.«

»Wollen Sie damit sagen, dass Sie die Verhaftung von Hecate weniger stark priorisieren als Duncan?«

»Ich will damit sagen, dass Sie hier einen Chief Commissioner vor sich haben, der nicht seine gesamten Ressourcen für eine Verhaftung einsetzen

wird, nur damit wir gute Schlagzeilen bekommen, die Polizei sich geehrt fühlt und man im Rathaus die Champagnerkorken knallen lässt – obwohl am Ende das Leben der ganz normalen Leute davon kaum berührt wird. Wenn wir einen Mann namens Hecate verhaften, werden andere den Markt übernehmen – und um das zu verhindern, müssen wir das wahre Problem der Stadt angreifen.«

»Und das wäre?«

»Jobs, Walt. Wir müssen die Leute wieder in Arbeit bringen. Das ist die beste und die günstigste Maßnahme gegen das Verbrechen. Wir können die Gefängnisse füllen, aber solange die Menschen immer noch auf unseren Straßen rumlaufen und nichts zu essen haben ...«

»Jetzt klingen Sie aber wirklich so, als würden Sie sich zur Wahl stellen wollen.«

»Mir ist es egal, wie ich klinge. Ich möchte bloß, dass diese Stadt wieder auf die Füße kommt.«

»Und wie wollen Sie das schaffen?«

»Wir können es schaffen, indem wir dafür sorgen, dass in dieser Stadt nicht nur die einfachen Arbeiter zur Verantwortung gezogen werden, sondern auch die großen Arbeitgeber. Es kann nicht sein, dass sie weiterhin nicht in die öffentlichen Kassen einzahlen oder sich mittels Bestechung Privilegien erschleichen. Die Stadt muss ihnen zu verstehen geben, dass man sich bei uns an die Regeln zu halten hat. Und die Arbeiter sollten wissen, dass sie an ihrem Arbeitsplatz nicht vergiftet werden. Unser kürzlich verstorbener Held Banquo hat vor Jahren seine Frau Vera verloren. Sie hatte in der Fabrik, in der sie beschäftigt war, jahrelang giftige Dämpfe eingeatmet. Vera war eine wunderbare, hart arbeitende Ehefrau und Mutter. Ich habe sie persönlich gekannt und geliebt. Als Chief Commissioner verspreche ich der Stadt, dass in Zukunft kein Arbeitsplatz weitere Veras das Leben kosten wird. Es gibt andere Wege, die Menschen in Arbeit zu bringen. *Bessere* Wege. Und die werden ihnen ein besseres Leben ermöglichen.«

An Walt Kites Grinsen konnte Macbeth ablesen, dass er beeindruckt war. Macbeth war selbst beeindruckt. Er hatte noch nie so klar gedacht. Es musste das neue Pulver sein, das ihm diese konzisen, logischen Worte auf die Zunge legte.

»Ihre Beliebtheit ist rasch angestiegen – exponentiell, Chief Commissioner. Wagen Sie es deshalb, Aussagen zu machen, die ich an Bürgermeister Tourtells Stelle als Herausforderung verstehen würde? Formell gesehen ist er Ihr Boss und muss Ihre Ernennung zum Chief Commissioner befürworten. Sonst haben Sie am Ende gar keinen Job.«

»Ich habe noch mehr Bosse über mir als den Bürgermeister, Walt, darunter mein eigenes Gewissen und die Bürger dieser Stadt. Und mein Gewissen und diese Stadt haben Vorrang vor dem bequemen Stuhl im Büro des Chief Commissioners.«

»In vier Monaten finden die Bürgermeisterwahlen statt, und die Nominierungen müssen in drei Wochen bekannt gegeben werden.«

»Wenn Sie das sagen, Walt.«

Walt Kite lachte und hob einen Arm über den Kopf. »Und damit bedanken wir uns bei Chief Commissioner Macbeth. Ich bin mir nicht sicher, ob es wirklich die Wahrheit war, als er sagte, er verstehe nichts von Rhetorik. Hier geht's jetzt weiter mit Miles Davis« Er senkte den Arm und zeigte auf die Glasscheibe. Das Rotlicht ging aus, und der sanfte, trockene Klang einer Trompete drang aus dem Lautsprecher.

»Herzlichen Dank.« Kite lächelte. »Keiner wird weitere Veras das Leben kosten? Ihnen ist schon klar, dass dieses Zitat allein genügen könnte, um zum Bürgermeister gewählt zu werden, oder?«

»Vielen Dank für das Interview«, sagte Macbeth, ohne sich zu rühren.

Kite schaute ihn fragend an.

»Habe ich Sie richtig verstanden?«, fragte Macbeth langsam und mit leiser Stimme. »Haben Sie da gerade am Ende behauptet, ich hätte gelogen?«

Kite blinzelte irritiert. »Gelogen?«

»*Ich bin mir nicht sicher, ob es wirklich die Wahrheit war, als ...*«

»Oh, aber das ...« Der Adamsapfel des Reporters machte einen Satz. »... das war natürlich nur ein Witz, ähm ... eine Redensart, ein ...«

»Ich hab nur Spaß gemacht.« Macbeth lächelte und stand auf. »Man sieht sich.«

Als Macbeth das Radiogebäude verließ und in den Regen trat, hatte er das Gefühl, Kite würde kein Problem mehr darstellen. Und als er auf der Rückbank der Limousine saß, schienen der Obelisk, Duff und Ladys

Erkrankung ebenfalls kein Problem mehr zu sein. Weil er klarer dachte als je zuvor.

»Fahren Sie etwas langsamer«, sagte er.

Er wollte die Fahrt durch die Stadt genießen. Durch *seine* Stadt.

Es stimmte schon, noch gehörte sie ihm nicht, aber bald würde es so weit sein. Weil er unbesiegbar war. Und die perfekte Dosis genommen hatte.

Während sie vor einer Ampel warteten, fiel sein Blick auf einen Mann, der an der Kreuzung wartete, obwohl er längst Grün hatte. Sein Oberkörper und sein Gesicht wurden von einem großen schwarzen Schirm verdeckt. Macbeth konnte nur seinen hellen Mantel sehen, seine braunen Schuhe und den großen schwarzen Hund, den er an der Leine führte. Ein Gedanke schoss Macbeth durch den Kopf. Fragte sich der Hund, warum er einen Herrn hatte, warum er angeleint war? Er bekam sein Fressen, die ihm zugestandene Portion, gerade genug, damit er die Sicherheit der Unsicherheit vorzog. Nur das hielt den Hund davon ab, zu seinem Herrn hinüberzutrotten, während er schlief, ihm die Kehle herauszureißen und die Herrschaft über das Haus zu übernehmen. Denn nur das müsste er tun. Wenn man einmal begriffen hatte, wie man die Tür zur Speisekammer öffnet, war das die natürliche Reaktion.

III

ViSiT WWW.IBOOKS.TO

EBOOKS

COMICS

MAGAZINE & ZEITSCHRIFTEN

ZEITUNGEN



iBOOKS.TO

EBOOKS - GRATIS - DOWNLOADEN

»Das ist unsere allerbeste Wollqualität«, sagte der Verkäufer und strich respektvoll über den Stoff des schwarzen Anzugs auf dem Kleiderbügel.

Vor den Fenstern des Herrenausstatters nieselte es nur noch, und im Fluss hatten sich die Wellen nach den Stürmen der vergangenen Tage gelegt.

»Was meinen Sie, Bonus?«, sagte Hecate. »Würde der Macbeth passen?«

»Ich dachte, Sie hatten ein Smokingjackett im Sinn und keinen dunklen Anzug.«

»Wie Sie wissen, trägt man in der Kirche niemals ein Smokingjackett, und Macbeth wird in dieser Woche an jeder Menge Beerdigungen teilnehmen.«

»Also heute kein Smokingjackett?«, fragte der Verkäufer.

»Wir brauchen beides, Al.«

»Darf ich mir eine Bemerkung erlauben? Wenn es um das Gala-Bankett geht, ist der Frack de rigueur, Sir.«

»Vielen Dank, Al, aber wir gehen nicht in den königlichen Palast, bloß ins Rathaus. Was sagen Sie, Bonus, ist ein Frack nicht doch ein bisschen ...«, Hecate schnalzte mit der Zunge, »...prätentiös?«

»Finde ich auch«, sagte Bonus. »Wenn die Neureichen sich kleiden wie der alte Geldadel, sehen sie aus wie Clowns.«

»Gut, ein dunkler Anzug und ein Smokingjackett. Schicken Sie bitte einen Schneider ins Inverness, Al? Und setzen Sie alles auf meine Rechnung.«

»Selbstverständlich, Sir.«

»Und dann benötigen wir noch ein Smokingjackett für diesen Herrn hier.«

»Für mich?«, sagte Bonus überrascht. »Aber ich besitze bereits ein wunder...«

»Danke schön, ich habe es gesehen, und glauben Sie mir, Sie brauchen ein neues.«

»Ach ja?«

»Ihre Position macht ein tadelloses Auftreten erforderlich, Bonus, außerdem arbeiten Sie für mich, das kommt noch hinzu.«

Bonus antwortete nicht.

»Holen Sie mir rasch noch ein paar Smokingjackets, Al?«

»Unverzüglich«, sagte der Verkäufer und stürmte einige o-beinige Schritte die Treppe hinab in den Laden.

»Ich weiß, was Sie denken«, sagte Hecate. »Und ich gebe zu, dass ich meine Macht zur Schau stelle, so wie ein König, der seine Soldaten und Diener einkleidet. Aber was soll ich sagen? Es macht mir einfach Spaß.«

Bonus war sich nie ganz sicher gewesen, ob die ungewöhnlich weißen, gleichmäßigen Zähne im Lächeln des alten Mannes allesamt echt waren. Wenn es sich um ein Gebiss handelte, war es jedoch recht exzentrisch, da drei große goldene Kronen dazugehörten.

»Apropos zur Schau gestellte Macht«, sagte Hecate. »Der attraktive Junge, der bei dem Essen im Inverness anwesend war, heißt der zufällig Kasi?«

»Ja.«

»Wie alt ist er?«

»Fünfzehneinhalb«, sagte Bonus.

»Hhm. Das ist jung.«

»Alter ist ...«

»Ich hege keinerlei moralische Skrupel, teile allerdings auch nicht Ihre Schwäche für junge Knaben, Bonus. Ich möchte bloß darauf hinweisen, dass dies ein illegales Alter ist. Und dass es möglicherweise großen Schaden anrichten könnte. Aber ich merke, dass Sie das Thema verlegen macht, also wechseln wir es. Lady ist krank, habe ich gehört?«

»Das sagt zumindest der Psychiater. Ernsthafte Psychose. Das kann dauern. Er fürchtet, sie könnte selbstmordgefährdet sein.«

»Legen Ärzte nicht diesen Eid ab?«

»Dr. Alsaker könnte demnächst vielleicht auch ein neues Smokingjackett gebrauchen.«

Hecate lachte. »Schicken Sie mir einfach die Rechnung. Kann er sie

heilen?«

»Nicht, ohne sie stationär einzuweisen, sagt er. Aber das wollen wir doch nicht, oder?«

»Na, warten wir mal ab. Ich glaube, es ist doch allgemein bekannt, dass Lady zu den wichtigsten Beratern des Chief Commissioners gehört, und in diesen schweren Tagen hätte es gewiss unangenehme Folgen, wenn öffentlich bekannt würde, dass sie den Verstand verloren hat.«

»Eine Psychose bedeutet also ...?«

»Ja?«

Bonus schluckte. »Nichts.« Was hatte Hecate nur an sich, dass er sich in seiner Gegenwart stets wie ein bibbernder Teenager vorkam? Es war mehr als die Zurschaustellung wahrer Macht, da war noch etwas anderes, etwas, das Bonus schrecklich ängstigte, das er aber nicht in Worte fassen konnte. Es war nicht das, was er in Hecates Augen sah, eher das, was er *nicht* sehen konnte. Es war das Nichts in ihnen, das ihm das Blut in den Adern gefrieren ließ, diese Einöde, diese betäubend kalte Nacht.

»Wie auch immer«, sagte Hecate, »ich wollte mit Ihnen über Macbeth sprechen. Ich mache mir Sorgen um ihn. Er hat sich verändert.«

»Wirklich?«

»Ich fürchte, er kommt nicht mehr los. Wenig verwunderlich, nehme ich an, wenn man bedenkt, dass keine andere Droge der Welt so schnell abhängig macht.«

»Power, meinen Sie?«

»Ja, aber nicht die Art, die wir in Pulverform anbieten. Die reale Macht. Ich hätte nicht gedacht, dass er ihr so rasch verfallen würde. Er hat es bereits geschafft, sich von allen Gefühlsregungen loszusagen, die ihn an jede Form menschlicher Moral binden könnten. Die Macht ist jetzt seine neue und einzige Geliebte. Sie haben doch sein Radiointerview neulich gehört. Der verzogene Bengel will Bürgermeister werden.«

»In der Praxis hat der Chief Commissioner doch sowieso mehr Macht.«

»Als Chief Commissioner wird er natürlich dafür Sorge tragen, dass die wahre Macht ans Rathaus zurückgeht, bevor er das Amt des Bürgermeisters übernimmt. Wahrhaftig, Macbeth träumt davon, die Stadt vollständig zu beherrschen. Er glaubt, er wäre jetzt unbesiegbar – und könnte auch mich herausfordern.«

Bonus schaute Hecate verblüfft an. Er hatte seine Hände über dem goldenen Griff seines Stockes gefaltet und musterte sein Spiegelbild.

»Ja, Bonus, es müsste genau andersherum sein: Sie sollten derjenige sein, der mir sagt, dass Macbeth es auf mich abgesehen hat. Dafür bezahle ich Sie. Und jetzt überlegt Ihr kleines Flundergehirn, wie ich das wissen kann. Tja, fragen Sie mich einfach.«

»Ich ... ähm ... Woher wissen Sie es?«

»Weil er es in der Radiosendung gesagt hat, die Sie auch gehört haben.«

»Ich dachte, er hätte genau das Gegenteil gesagt. Dass die Jagd auf Hecate bei ihm nicht die gleiche Priorität hat wie noch unter Duncan.«

»Und wann haben Sie das letzte Mal jemanden mit politischen Ambitionen im Radio etwas darüber sagen hören, was er *nicht* für die Wählerschaft tun will? Er hätte sagen können, dass er Hecate verhaften *und* Jobs schaffen will. Nüchterne Politiker versprechen grundsätzlich das Blaue vom Himmel. Aber was er gesagt hat, war nicht an die Wähler gerichtet, sondern an mich, Bonus. Er hatte es nicht nötig, und doch hat er sich öffentlich verpflichtet und mir nach dem Mund geredet. Und wenn die Leute anfangen, einem nach dem Mund zu reden, muss man auf der Hut sein.«

»Sie glauben, er will Ihr Vertrauen gewinnen ...« Bonus schaute Hecate an, um zu sehen, ob er auf der richtigen Spur war. »Weil er hofft, dass Sie ihn in Ihre Nähe lassen werden und er Sie dann abservieren kann?«

Hecate zupfte ein schwarzes Haar aus einer Warze auf seiner Wange und musterte es. »Ich könnte Macbeth jederzeit ausradieren. Aber ich habe viel investiert, um ihn dorthin zu bekommen, wo er jetzt ist, und wenn es etwas gibt, was ich hasse, dann ist es eine schlechte Investition, Bonus. Deshalb möchte ich, dass Sie Ihre Augen und Ohren offen halten und herausfinden, was er vorhat.« Hecate breitete die Arme aus. »Ah! Schauen Sie, da kommt Al mit weiteren Jacketts. Dann wollen wir mal schauen, ob Ihre langen Tentakelarme in eins davon hineinpassen.«

Bonus schluckte. »Und wenn ich nichts herausfinde?«

»Dann habe Sie keinen Nutzen mehr für mich, lieber Bonus.«

Er hatte es ganz beiläufig gesagt, und sein Lächeln ließ den Satz noch harmloser klingen. Bonus' Augen versuchten, dahinterzuschauen. Aber er fand nichts, nur Nacht und Kälte.

»Schauen Sie die Uhr an«, befahl Dr. Alsaker und ließ seine Taschenuhr vor dem Gesicht der Patientin hin und her baumeln. »Sie entspannen sich, ihre Arme und Beine werden schwer, Sie schlafen ein. Und Sie wachen erst wieder auf, wenn ich das Wort *Kastanie* sage.«

Es war leicht, sie zu hypnotisieren. So leicht, dass Alsaker mehrere Male überprüfen musste, ob sie ihm nicht bloß etwas vorspielte. Immer, wenn er ins Inverness kam, folgte ihm der Rezeptionist, Jack, hinauf in die Suite. Dort saß sie dann in ihrem Morgenmantel – sie weigerte sich, irgendetwas anderes zu tragen. Ihre Hände waren rot, weil sie sie täglich zwanghaft schrubbte, und auch wenn sie felsenfest behauptete, nichts zu nehmen, konnte er an ihren Pupillen erkennen, dass sie unter dem Einfluss der einen oder anderen Droge stand. Eine Folge davon, dass es ihm nicht gestattet war, sie in eine psychiatrische Abteilung einzuweisen. Dort hätte er leicht ihre Medikamente, ihren Schlaf und ihre Mahlzeiten im Auge behalten und ihr Verhalten beobachten können.

»Machen wir da weiter, wo wir letztes Mal aufgehört haben«, sagte Alsaker und warf einen Blick auf seine Aufzeichnungen. Nicht, dass er sie gebraucht hätte, um sich zu erinnern; die Details waren derart grausig, dass sie sich in sein Gedächtnis geradezu eingebrannt hatten. Er brauchte seine Notizen, um zu *glauben*, was sie ihm erzählt hatte. Der Anfang war nicht ungewöhnlich, im Gegenteil. Er kannte die Gegebenheiten aus vielen ähnlich gelagerten Fällen. »Sie haben mir von Ihrem arbeitslosen, alkoholabhängigen Vater erzählt und von Ihrer depressiven und gewalttätigen Mutter. Von der Kindheit in der Hütte am Fluss, die man im wahrsten Sinn des Wortes als Rattenloch bezeichnen konnte. Sie haben mir gesagt, das Erste, woran Sie sich erinnern können, ist, wie sie die Ratten beobachtet haben, die aufs Haus zugeschwommen kamen, wenn die Sonne unterging, und wie Sie immer gedacht haben, das Haus würde den Ratten gehören. Sie hatten im Bett der Ratten geschlafen, ihr Essen gegessen, und deshalb verstanden Sie auch, warum sie nachts zu Ihnen kamen und Sie bissen.«

Ihre Stimme war leise und sanft. »Sie wollten nur, was ihnen zustand.«

»Und Ihr Vater sagte dasselbe, wenn er zu Ihnen ins Bett kam.«

»Er wollte nur, was ihm zustand.«

Alsaker überflog seine Notizen. Es war nicht der erste Missbrauchsfall,

den er behandelte, aber dieser beinhaltete Einzelheiten, die er besonders verstörend fand.

»Mit dreizehn wurden Sie schwanger und brachten ein Kind zur Welt. Ihre Mutter nannte Sie eine Hure. Sie sagte, Sie sollten das uneheliche Kind in den Fluss werfen, aber Sie haben sich geweigert.«

»Ich wollte nur, was mir zustand.«

»Sie und das Kind wurden also zu Hause rausgeworfen, und die nächste Nacht haben Sie mit dem ersten Mann verbracht, der Ihnen über den Weg gelaufen war.«

»Er sagte, er würde das Baby umbringen, wenn es nicht zu schreien aufhört, also hab ich es mit ins Bett geholt. Aber dann meinte er, er könne sich nicht konzentrieren, weil es *zuschauen* würde.«

»Und während er schlief, haben Sie ihm Geld aus den Taschen gestohlen und etwas zu essen aus seiner Küche.«

»Ich habe nur genommen, was mir zustand.«

»Und was stand Ihnen zu?«

»Was alle andern auch haben.«

»Was ist dann passiert?«

»Der Fluss ist ausgetrocknet.«

»Na, kommen Sie, Lady, was ist dann passiert?«

»Noch mehr Fabriken wurden gebaut. Mehr Arbeiter kamen in die Stadt. Ich habe etwas mehr Geld verdient. Mum kam mich besuchen und erzählte mir, dass Dad gestorben war. Seine Lungen. Es war ein schmerzvoller Tod gewesen. Ich habe ihr gesagt, dass ich gern dabei gewesen wäre, um seine Schmerzen zu sehen.«

»Weichen Sie nicht aus, Lady. Kommen Sie zum Punkt. Was ist mit dem Baby passiert?«

»Haben Sie schon mal gesehen, wie schnell sich die Gesichter von Babys verändern, beinahe von einem Tag zum anderen? Na ja, eines Tages hatte es plötzlich *sein* Gesicht.«

»Das von Ihrem Vater.«

»Ja.«

»Und was haben Sie daraufhin getan?«

»Ich habe ihm besonders viel Milch gegeben, damit es mich friedlich anschaut beim Einschlafen. Und als es eingeschlafen war, hab ich seinen

Kopf gegen die Wand geschlagen. Ein Kopf geht ganz leicht kaputt, wissen Sie? Wie zerbrechlich so ein menschliches Leben ist.«

Alsaker schluckte und räusperte sich. »Haben Sie es getan, weil das Gesicht des Kindes wie das Ihres Vaters aussah?«

»Nein. Aber das hat es endlich möglich gemacht.«

»Heißt das, Sie hatten bereits eine Weile darüber nachgedacht?«

»Ja, natürlich.«

»Können Sie mir erklären, warum Sie *natürlich* sagen?«

Sie blieb für einen Augenblick stumm. Alsaker sah, wie ihre Pupillen zuckten, und das erinnerte ihn an etwas. Froschlaich. Eine Kaulquappe, die versucht, aus einem klebrigen Ei auszubrechen.

»Wenn man seine Ziele erreichen will, muss man das aufgeben können, was man liebt. Wenn die Person, mit der man auf den Gipfel steigt, schwach wird, muss man sie entweder weiterrücken oder das Seil durchtrennen.«

»Warum?«

»Warum? Wenn sie abstürzt, zieht sie einen mit hinab. Wenn du überleben willst, muss deine Hand tun, wozu dein Herz sich weigert.«

»Den Menschen töten, den man liebt?«

»So wie Abraham seinen Sohn geopfert hat. Lass das Blut fließen. Amen.«

Alsaker erschauerte und schrieb sich etwas auf. »Was ist denn da oben auf dem Gipfel, was Sie haben wollen?«

»Der Gipfel ist die Spitze. Dann ist man oben. Höher als alles und alle.«

»*Müssen* Sie dort hinauf?«

»Nein. Man kann auch unten im Flachland rumkriechen. Auf der Müllhalde. Im schlammigen Flussbett. Aber wenn man einmal mit dem Klettern angefangen hat, gibt es kein Zurück mehr. Dann heißt es, Gipfel oder Abgrund.«

Alsaker legte seinen Stift ab. »Und für diesen Gipfel sind Sie bereit, alles zu opfern – auch das, was Sie lieben? Ist Überleben wichtiger als die Liebe?«

»Natürlich. Seit Kurzem weiß ich, dass man ohne Liebe leben kann. Das ganze Überleben wird also mein Tod sein, Doktor.«

Ihre Augen zeigten eine plötzliche Klarheit, und für einen Moment glaubte Alsaker, dass sie gar nicht psychotisch sei. Aber es konnte auch an

der Hypnose liegen, oder sie war kurzzeitig erwacht. Alsaker hatte das schon oft erlebt. Wie ein Patient in tiefer Psychose oder Depression plötzlich zu sich zu kommen schien, wie ein Ertrinkender, der es mit großer Willenskraft noch einmal an die Oberfläche schafft, was sowohl den Angehörigen als auch unerfahrenen Psychiatern Hoffnung geben konnte. Manchmal schafften es die Patienten, sich für mehrere Tage über Wasser zu halten, nur um diese letzte Willensanstrengung dann doch für das zu nutzen, was sie angedroht hatten, oder um wieder in tiefste Dunkelheit abzusinken. Aber nein, es musste mit der Hypnose zu tun gehabt haben, denn nun lag die Froschlaich-Membran wieder über ihren Augen.

»Hier steht, dass die Bürger nach Ihrem Radiointerview von Ihnen erwarten, dass Sie sich für die Bürgermeisterwahl aufstellen lassen«, sagte Seyton. Er hatte die Zeitung auf einem Kaffeetisch ausgebreitet und schnitt sich darüber die Fingernägel.

»Sollen sie doch schreiben«, sagte Macbeth mit einem Blick auf seine Uhr. »Tourtell wollte schon vor zehn Minuten hier sein.«

»Aber haben Sie das vor, Sir?« Es gab ein lautes, klares Knacken, als der lange, spitze Nagel seines Zeigefingers abgeschnitten wurde.

Macbeth zuckte mit den Schultern. »Über so was muss man in Ruhe nachdenken. Wer weiß? Mit der Zeit fühlt sich die Idee vielleicht anders an.«

Die Tür knarrte. In der schmalen Öffnung tauchte Priscillas süßes, übertrieben stark geschminktes Gesicht auf. »Er ist hier, Sir.«

»Gut. Lassen Sie ihn rein.« Macbeth stand auf. »Und bringen Sie uns Kaffee.«

Priscilla lächelte. Erst verschwanden ihre Augen hinter ihren properen Wangen, dann verschwand sie selbst.

»Soll ich gehen?«, fragte Seyton und machte Anstalten, sich vom Sofa zu erheben.

»Sie bleiben«, entgegnete Macbeth.

Seyton wandte sich wieder seinen Nägeln zu.

»Aber stehen Sie auf.«

Seyton erhob sich.

Die Tür öffnete sich weit. »Macbeth, mein Freund!«, polterte Tourtell, und einen Augenblick lang fragte sich Macbeth, ob die Tür breit genug sein würde. Oder seine eigenen Rippen kräftig genug, als ihm der Bürgermeister seine fleischige Hand auf den Rücken knallte.

»Sie haben hier ja wirklich was in Gang gebracht, Macbeth.«

»Vielen Dank. Nehmen Sie doch Platz.«

Tourtell nickte Seyton kurz zu und setzte sich. »Vielen Dank. Und ebenso herzlichen Dank, Chief Commissioner, dafür, dass Sie mich so kurzfristig empfangen.«

»Sie sind mein Arbeitgeber, ich sollte also derjenige sein, der sich geehrt fühlt, dass Sie sich die Zeit genommen haben. Vor allem da Sie hierherkommen, statt andersherum.«

»Ach, das. Ich gebe den Leuten ungern das Gefühl, vorgeladen zu werden.«

»Heißt das, Sie wollten mich vorladen?«

Der Bürgermeister lachte. »Keineswegs, Macbeth. Ich wollte nur mal sehen, wie hier alles läuft. Ob Sie bereits Fuß gefasst haben. Ich meine, es ist ja schon eine Umstellung. Und bei allem, was in den letzten Tagen passiert ist ...« Tourtell verdrehte die Augen. »Das hätte ja im völligen Chaos enden können.«

»Meinen Sie, dass es das war? Ein völliges Chaos?«

»Nein, nein, nein. Überhaupt nicht. Ich finde, Sie haben die Sache hervorragend in die Hand genommen und alle Erwartungen übertroffen. Schließlich sind Sie neu in dem Spiel.«

»Neu in dem Spiel.«

»Ja. Alles geht so furchtbar schnell. Sie müssen von jetzt auf gleich reagieren. Kommentare abgeben. Und dann sagt man schon mal Dinge, die man womöglich gar nicht sagen wollte.«

Priscilla kam herein und stellte ein Tablett auf den Tisch. Dann schenkte sie Kaffee ein, machte einen verlegenen Knicks und ging wieder hinaus.

Macbeth nippte an seinem Kaffee. »Hm. Soll das eine Anspielung auf mein Radiointerview sein?«

Tourtell griff nach der Schale mit Zuckerstückchen, nahm drei heraus und steckte sie sich in den Mund. »Einiges von dem, was Sie gesagt haben, könnte man als Kritik am Stadtrat und an mir interpretieren. Das ist

wunderbar – wir wissen einen Chief Commissioner zu schätzen, der kein Blatt vor den Mund nimmt. Bei uns bekommt niemand einen Maulkorb verpasst. Die Frage ist natürlich, ob die Kritik ein wenig harscher geklungen hat, als sie gemeint war.«

Macbeth legte sich den Zeigefinger ans Kinn und starrte nachdenklich vor sich hin. »Ich fand es nicht besonders harsch.«

»Na bitte. Genau das habe ich mir gedacht. Sie wollten nicht harsch wirken. Sie und ich haben dasselbe im Sinn, Macbeth. Das, was für die Stadt am besten ist. Wir wollen die Räder in Gang bringen, die Arbeitslosigkeit senken. Aus Erfahrung wissen wir, dass eine geringere Arbeitslosenquote die Kriminalität vermindert, was sich wiederum auf den Drogenhandel auswirkt und die Beschaffungskriminalität reduziert. Bald gibt es deutlich weniger Insassen in den Gefängnissen, und alle fragen sich, wie Chief Commissioner Macbeth das geschafft hat, was keinem seiner Vorgänger gelungen ist. Wie Sie wissen, kann ein Bürgermeister nur für zwei Legislaturperioden im Amt bleiben. Wenn ich also hoffentlich wiedergewählt werde und meine zweite Amtszeit hinter mir habe, ist jemand anderer dran. Und dann hat die Stadt vielleicht das Gefühl, dass sie jemanden braucht, der als Chief Commissioner echte Resultate erzielt hat.«

»Noch Kaffee?« Macbeth schüttete die braune Flüssigkeit in Tourtells volle Tasse, bis sie über den Rand in die Untertasse lief. »Wissen Sie, was mein Freund Banquo immer gesagt hat? Du musst das Mädchen küssen, solange es verliebt ist.«

»Und das soll heißen?« Tourtell startete seine Untertasse an.

»Gefühle ändern sich. Die Stadt liebt mich jetzt, und vier Jahre sind eine lange Zeit.«

»Vielleicht. Aber Sie müssen Ihre Schlachten wählen, Macbeth. Sich entscheiden, ob Sie den amtierenden Bürgermeister herausfordern wollen – was in der Vergangenheit selten von Erfolg gekrönt war – oder ob Sie lieber vier Jahre warten und dann vom scheidenden Bürgermeister unterstützt werden. Was in der Vergangenheit sehr oft zum Erfolg geführt hat.«

»Ein Versprechen dieser Art ist leicht gemacht und noch leichter gebrochen.«

Tourtell schüttelte den Kopf. »Meine lange politische Karriere habe ich auf strategischen Allianzen und Kooperationen aufgebaut, Macbeth.

Kenneth hat dafür gesorgt, dass der Chief Commissioner so viele zusätzliche Befugnisse bekommt, damit ich als Bürgermeister von seinem Wohlwollen vollkommen abhängig war – bin. Glauben Sie mir, ein gebrochenes Versprechen würde mich teuer zu stehen kommen. Sie sind ein intelligenter Mann und lernen schnell, Macbeth, aber Ihnen fehlt die Erfahrung in dem komplizierten taktischen Spiel namens Politik. Aktuelle Popularität und ein paar markige Sprüche im Radio sind nicht genug. Meine Unterstützung genügt ebenfalls nicht, aber mit ihr können Sie mehr erreichen, als wenn Sie allein dastehen.«

»Sie kommen extra hierher, nur um mich zu überreden, bei der anstehenden Wahl nicht zu kandidieren? Das bedeutet, dass Sie mich für einen ernst zu nehmenden Herausforderer halten.«

»Das denken Sie vielleicht«, sagte Tourtell, »weil Sie immer noch nicht genug Erfahrung in der Politik haben, um das Gesamtbild zu sehen. Wenn ich in den nächsten vier Jahren als Bürgermeister weitermache und Sie als Chief Commissioner, wäre es nicht gut für die Stadt, wenn ihre beiden mächtigsten Männer einen kräftezehrenden Wahlkampf hinter sich haben, der die Zusammenarbeit erschwert. Außerdem könnte ich unmöglich Ihre spätere Kandidatur unterstützen. Ich bin sicher, dass Sie das verstehen.«

Ich bin sicher, dass Sie das verstehen. Nur eine Spur von Herablassung. Macbeth öffnete den Mund, um zu widersprechen, aber der Gedanke, der die Worte formen sollte, stellte sich nicht ein.

»Lassen Sie mich einen Vorschlag machen«, sagte Tourtell. »Sie kandidieren nicht, dann müssen Sie auch keine vier Jahre auf meine Unterstützung warten.«

»So?«

»Ja. An dem Tag, an dem Sie Hecate verhaften – was ein großer Sieg für uns beide sein wird –, werde ich an die Öffentlichkeit gehen und meine Hoffnung aussprechen, dass Sie in vier Jahren mein Nachfolger werden. Was sagen Sie dazu, Macbeth?«

»Ich glaube, ich habe bereits im Radio deutlich gemacht, dass wir unsere Priorität nicht auf Hecate richten.«

»Ich habe es gehört. Und ich interpretiere das so, dass Sie den Druck nicht wollen, den Duncan sich selbst und der Polizei mit einem derart optimistischen Versprechen auferlegt hat. Der Tag, an dem Sie ihn

verhaften, soll nur ein Bonus sein. So haben Sie sich das gedacht, nicht wahr?»

»Natürlich«, sagte Macbeth. »Hecate kann man nicht so einfach verhaften. Aber falls die Gelegenheit sich bieten sollte ...«

»Ich fürchte, meine Erfahrung hat mich gelehrt, dass sich Gelegenheiten nicht einfach bieten«, entgegnete Tourtell. »Man muss sie selbst schaffen und dann beim Schopfe packen. Wie sieht denn nun Ihr Plan aus, um Hecate zu verhaften?«

Macbeth räusperte sich und hantierte mit seiner Kaffeetasche herum. Versuchte, seine Gedanken zu sammeln. Ihm war aufgefallen, dass ihm das in letzter Zeit ganz plötzlich Schwierigkeiten bereiten konnte: Es waren zu viele Bälle, die er gleichzeitig in der Luft halten musste. Wenn einer abstürzte, fielen auch alle anderen zu Boden, und er musste ganz von vorn anfangen. Nahm er zu viel Power? Oder zu wenig? Macbeth suchte Seytons Blick, der sich auch an den Kaffeetisch gesetzt hatte, aber von ihm war keine Hilfe zu erwarten. Natürlich nicht. Nur sie konnte ihm helfen. Lady. Er würde die Drogen aufgeben, mit ihr reden müssen. Nur sie konnte den Nebel vertreiben, seine Gedanken klären.

»Ich will ihn in eine Falle locken«, sagte Macbeth.

»Was für eine Art Falle?«

»Die Einzelheiten haben wir noch nicht ausgearbeitet.«

»Wir reden über den Hauptfeind der Stadt, ich würde es also zu schätzen wissen, wenn Sie mich über Ihre weiteren Schritte informierten.« Tourtell stand auf. »Vielleicht können Sie mir Ihren Plan morgen auf Duncans Beerdigung in groben Zügen umreißen? Und mir Ihre Entscheidung wegen der Bürgermeisterwahl mitteilen.«

Macbeth schüttelte Tourtells ausgestreckte Hand, ohne sich zu erheben. Tourtell nickte der Wand hinter ihm zu. »Dieses Bild habe ich immer gemocht, Macbeth. Ich finde schon selber raus.«

Macbeth musterte ihn. Tourtell schien jedes Mal, wenn er ihn sah, ein weiteres Stück gewachsen zu sein. Seinen Kaffee hatte er nicht angerührt. Macbeth drehte sich auf seinem Platz, um das Gemälde betrachten zu können. Es war groß und zeigte einen Mann und eine Frau, beide als Arbeiter gekleidet, die Hand in Hand auf den Betrachter zuingen. Ihnen folgte eine Prozession von Kindern, und im Hintergrund stand die Sonne tief

am Himmel. Das Gesamtbild. Er nahm an, dass Duncan es aufgehängt hatte; Kenneth hätte vermutlich ein Porträt seiner selbst gewählt. Macbeth legte den Kopf schief, konnte aber immer noch nicht begreifen, was es zu bedeuten hatte.

»Sagen Sie mir, Seyton, was meinen Sie?«

»Was ich meine? Zur Hölle mit Tourtell. Sie sind viel beliebter als er.«

Macbeth nickte. Seyton war wie er, auch kein Mann mit einem Blick fürs Gesamtbild. Nur sie hatte den.

Lady hatte sich in ihrem Zimmer eingeschlossen.

»Ich muss mit dir reden«, sagte Macbeth.

Keine Antwort.

»Liebling.«

»Es ist das Kind«, sagte Jack.

Macbeth wandte sich zu ihm um.

»Ich habe es ihr weggenommen. Es fing an zu riechen, und ich wusste nicht, was ich sonst tun sollte. Aber sie glaubt, Sie hätten mir befohlen, es zu holen.«

»Gut gemacht, Jack. Es ist nur so, dass ich in einem Fall Ladys Rat brauche und ... na ja ...«

»Sie kann Ihnen in ihrem derzeitigen Zustand schwerlich den Rat geben, den Sie brauchen, Sir. Darf ich fragen ... nein. Entschuldigen Sie, ich habe mich vergessen. Sie sind nicht Lady, Sir.«

»Was meinen Sie?«

»Nein, ich dachte nur ... Lady lässt mich oft an ihren Gedanken teilhaben, und dann helfe ich, so gut ich kann. Nicht, dass ich viel anzubieten hätte, aber manchmal klären sich Dinge schon, wenn man sie einfach mal ausspricht.«

»Hm. Machen Sie uns eine Tasse Kaffee, Jack.«

»Sofort, Sir.«

Macbeth ging auf die Empore hinauf. Schaute in den Spielsaal hinab. Es war ein ruhiger Abend. Er sah keines der üblichen Gesichter. Wo steckten die Leute nur?

»Im Obelisken«, sagte Jack und reichte Macbeth eine dampfende Tasse

Kaffee.

»Was?«

»Unsere Stammgäste. Sie sind im Obelisk. Das haben Sie sich doch gefragt, oder?«

»Vielleicht.«

»Ich war gestern dort und habe fünf von ihnen gezählt. Mit zweien habe ich auch gesprochen. Wie's aussieht, bin ich nicht der Einzige, der spioniert. Die vom Obelisk haben hier auch ihre Leute. Sie haben herausbekommen, wer unsere Stammgäste sind, und ihnen bessere Angebote gemacht.«

»Bessere Angebote?«

»Kredite.«

»Das ist illegal.«

»Inoffiziell natürlich. Das wird in keinem einzigen Kassenbuch des Obelisk auftauchen, und wenn man sie damit konfrontiert, werden sie Stein und Bein schwören, dass sie keine Kredite einräumen.«

»Dann sollten wir wohl dasselbe anbieten.«

»Ich glaube, das Problem geht tiefer, Sir. Sehen Sie, wie wenig Gäste in der Bar sitzen? Im Obelisk stehen die Leute Schlange. Bier und Cocktails kosten dreißig Prozent weniger, und das erhöht nicht nur die Zahl der Gäste und den Umsatz an der Bar, es enthemmt die Leute auch an den Spieltischen.«

»Lady meint, wir würden uns an ein anderes, qualitätsbewussteres Klientel richten.«

»Die Menschen, die in dieser Stadt die Casinos aufsuchen, lassen sich grob in drei Kategorien einteilen, Sir. Sie haben die besessenen Spieler, denen die Qualität der Teppiche und teure Cognacs egal sind. Die wollen einen effizienten Croupier, einen Pokertisch, an dem sie unwissenden Besuchern aus der Provinz das Geld abknöpfen können, und – wenn möglich – Kredit. Der Obelisk bedient diese Gruppe. Dann gibt es die Leute vom Land, die ich schon erwähnt habe, die meistens zu uns kommen, weil wir den Ruf haben, das *wahre* Casino zu sein. Aber die haben jetzt auch festgestellt, dass ihnen die einfachere, sündigere Atmosphäre im Obelisk viel besser gefällt. Das sind die Leute, die man eher beim Bingo trifft als in der Oper.«

»Und wir sind die Oper?«

»Die haben es auf billiges Bier und billige Frauen abgesehen. Wozu soll ein Ausflug in die Stadt sonst gut sein?«

»Und die letzte Kategorie?«

Jack zeigte auf den Saal hinunter. »Die Leute aus den Westvierteln. Diejenigen, die sich nicht mit dem Abschaum abgeben wollen. Unsere letzten treuen Gäste. Bis jetzt. Der Obelisk plant, einen neuen Spielsaal mit Kleiderordnung, höheren Minimaleinsätzen und teureren Cognac-Marken an der Bar zu eröffnen.«

»Hm. Und was schlagen Sie vor, was sollen wir tun?«

»Ich?« Jack lachte. »Ich bin doch bloß Rezeptionist, Sir.«

»Und Croupier.« Macbeth blickte auf den Black-Jack-Tisch hinunter, an dem er, Lady und Jack sich zum ersten Mal begegnet waren. »Ich würde Sie gerne um Rat bitten, Jack.«

»Ein Croupier beobachtet nur Leute dabei, wie sie ihre Einsätze platzieren, Sir. Sie geben niemals Rat.«

»Schön. Dann müssen Sie einfach zuhören. Tourtell hat mich aufgesucht und mir gesagt, dass er nicht will, dass ich als Bürgermeister kandidiere.«

»Hatten Sie das denn geplant, Sir?«

»Ich weiß nicht. Wahrscheinlich hab ich mal kurz darüber nachgedacht und es dann verworfen und dann wieder kurz drüber nachgedacht. Vor allem, nachdem Tourtell mir so herablassend erklären wollte, worum es in der Politik wirklich geht. Was meinen Sie?«

»Oh, ich bin sicher, Sie wären ein großartiger Bürgermeister, Sir. Denken Sie nur an all die Dinge, die Sie und Lady für die Stadt tun könnten!«

Macbeth musterte Jacks strahlendes Gesicht – seine unverfälschte Freude, seinen naiven Optimismus. Wie ein Spiegelbild des Menschen, der er selbst einmal gewesen war. Ein seltsamer Gedanke überfiel ihn: Er wünschte, er wäre Jack, der Rezeptionist.

»Aber ich habe auch viel zu verlieren«, sagte Macbeth. »Wenn ich mich jetzt nicht zur Wahl stelle, wird Tourtell mich beim nächsten Mal unterstützen. Und er hat recht, wenn er sagt, dass der amtierende Bürgermeister in der Regel wiedergewählt wird.«

»Hm.« Jack kratzte sich am Kopf. »Es sei denn, es gäbe einen Skandal

unmittelbar vor der Wahl. Ein Skandal, der Tourtell derartig stark beschädigt, dass ihn die Stadt unmöglich im Amt lassen kann.«

»Zum Beispiel?«

»Lady hatte mich gebeten, Informationen über den Jungen einzuholen, den Tourtell damals zum Essen mitgebracht hat. Meine Quellen sagen, dass Tourtells Frau in das gemeinsame Sommerhaus in Fife gezogen ist, weil er den Jungen bei sich aufgenommen hat. Und er ist noch minderjährig. Wir bräuchten nur noch Beweise für sexuell unangemessenes Verhalten. Von Angestellten im Haus des Bürgermeisters zum Beispiel.«

»Aber, Jack, das ist ja fantastisch!« Der Gedanke, Tourtell fertigmachen zu können, trieb eine freudige Hitze in Macbeths Wangen. »Wir besorgen uns die Beweise, und ich bringe Kite dazu, live eine Wahldebatte zu übertragen. Dann kann ich Tourtell die Wahrheit über seine sittenwidrige Beziehung direkt ins Gesicht knallen. Darauf wird er nicht vorbereitet sein. Wie wäre es damit?«

»Vielleicht.«

»Vielleicht? Wie meinen Sie das?«

»Ich habe nur gerade gedacht, Sir, dass Sie selbst mit fünfzehn ins Haus eines kinderlosen Mannes gezogen sind. Der Bürgermeister könnte den Spieß leicht herumdrehen.«

Macbeth spürte, wie ihm erneut das Blut ins Gesicht schoss. »Was? Banquo und ich ...?«

»Tourtell wird nicht zögern, wenn Sie den ersten Stein werfen, Sir. Im Krieg und in der Liebe ist alles erlaubt. Außerdem würde es nicht gut aussehen, wenn der Eindruck entstünde, dass Sie Ihre Position ausnutzen, um in Tourtells Privatleben herumzuspionieren.«

»Hm, Sie haben recht. Wie würden Sie es anstellen?«

»Lassen Sie mich darüber nachdenken.« Jack nahm einen Schluck Kaffee. Und noch einen. Dann stellte er die Tasse wieder auf den Tisch. »Die Informationen über den Jungen müssen ganz zufällig an die Öffentlichkeit kommen. Aber wenn Sie gegen Tourtell antreten, wird man Sie immer noch verdächtigen, dahinterzustecken. Daher müsste es öffentlich werden, bevor Sie Ihre Kandidatur bekannt geben. Um jeden Verdacht zu vermeiden, sollten Sie vielleicht sogar verlauten lassen, dass Sie *nicht* vorhaben anzutreten, zumindest nicht für die kommenden vier Jahre. Sie

haben sich erst einmal um Ihren Job als Chief Commissioner zu kümmern. Und dann, wenn der Skandal Tourtell aus dem Rennen geworfen hat, können Sie sich eher widerwillig zur Verfügung stellen, da die Stadt eben ganz kurzfristig einen Mann an der Spitze braucht. Sie weigern sich, den Tourtell-Skandal zu kommentieren, wenn Journalisten Sie danach fragen, zeigen, dass Sie über diese Art von Verhalten erhaben sind, und konzentrieren sich bloß darauf, dass diese Stadt ... ähm ... Sie haben im Radio so eine treffende Formulierung gewählt, wie lautete sie noch gleich?«

»Wieder auf die Füße kommt«, sagte Macbeth. »Jetzt verstehe ich, warum Lady Sie zu ihrem Berater gemacht hat, Jack.«

»Herzlichen Dank, Sir, aber bitte überbewerten Sie meine Bedeutung nicht.«

»Das tue ich nicht, aber Sie haben ein ungewöhnlich scharfes Auge für diese Dinge.«

»Vielleicht ist es einfacher, ein Croupier und Beobachter zu sein, als selbst mitzuspielen, wenn all die Risiken und starken Gefühle hinzukommen, Sir.«

»Und ich glaube, Sie sind ein höllisch guter Croupier, Jack.«

»Als Croupier gebe ich Ihnen den Rat, noch einmal zu überprüfen, ob Sie Ihre Karten nicht noch besser ausspielen können.«

»Ach ja?«

»Tourtell hat Ihnen seine Unterstützung bei der nächsten Wahl zugesagt, wenn Sie jetzt nicht antreten, aber das wird nicht viel wert sein, wenn alle wissen, dass er ein Pädophiler ist, nicht wahr?«

Macbeth strich sich über den Bart. »Das ist wohl wahr.«

»Deshalb sollten Sie eine andere Forderung stellen. Sagen Sie Tourtell, dass Sie nicht einmal sicher sind, ob Sie sich für die nächste Wahl aufstellen lassen wollen. Und dass Sie von ihm lieber etwas Konkreteres haben wollen.«

»Zum Beispiel?«

»Was hätten Sie denn gerne, Sir?«

»Was ich gerne hätte ...?« Macbeth sah, wie Jack auf den Spielsaal deutete. »Ähm ... mehr Gäste?«

»Ja, das Klientel vom Obelisken. Aber als Chief Commissioner haben Sie nicht die Befugnis, den Obelisken zu schließen, selbst wenn Sie Beweise

dafür hätten, dass dort illegale Kredite gewährt werden.«

»Nicht?«

»Zufällig weiß ich, dass die Polizei einzelne Individuen strafverfolgen kann, aber nur die Spielbankenaufsicht ist befugt, ein ganzes Casino schließen zu lassen, Sir. Und die steht wiederum unter der Kontrolle des ...«

»Des Rathauses. Tourtell.«

Macbeth sah es jetzt ganz klar. Er brauchte die Droge nicht mehr; er sollte den Rest des Pulvers im Klo hinunterspülen. Irgendwo klingelte eine Glocke.

»Wie's aussieht, haben wir Gäste, Sir.« Jack stand auf.

Macbeth hielt ihn am Arm fest. »Warten Sie nur, bis Lady erfährt, was wir ausgeheckt haben. Ich bin mir sicher, es wird ihr in Nullkommanichts besser gehen. Wie können wir Ihnen nur danken, Jack?«

»Nicht nötig, Sir.« Jack lächelte trocken. »Es genügt, dass Sie mir das Leben gerettet haben.«

Duff schluckte, was ihm in der Kehle aufstieg. Es war sein vierter Tag an Bord, aber es gab noch kein Zeichen einer Besserung. Das Meer war das eine, aber dann kam noch der abgestandene Geruch in der Kombüse hinzu. Hinter der Schwingtür war es eine Mischung aus ranzigem Fett und saurer Milch, und auf der anderen Seite, in der Messe, in der die Mannschaft ihr Essen einnahm, waren es Schweiß und Tabak. Der Steward hatte Duff fürs Frühstück eingeteilt, in der Annahme, dass er wenigstens das allein hinbekam. Brot, Wurst- und Käseaufschnitt sowie gekochte Eier zu servieren und Kaffee zu kochen, sollte selbst ein seekranker Anfänger schaffen.

Duff war um sechs Uhr geweckt worden und hatte sich als Erstes in den Eimer neben seinem Bett erbrochen. Er hatte noch keine zwei Nächte in derselben Kabine verbracht, da der Mangel an Kojen bedeutete, dass er sich die Schlafplätze der Männer ausborgen musste, die gerade arbeiteten. Zum Glück hatte er in den Stockbetten bisher immer unten gelegen, sodass er nicht mit dem Eimer hatte schlafen müssen. Er hatte sich gerade seinen Pullover übergestreift, als ihn die nächste Welle Übelkeit erreichte. Auf seinem Weg hinunter in die Kombüse musste er einen Zwischenstopp einlegen, um sich in die Toilette neben der Kabine des Ersten Offiziers zu übergeben und dann noch einmal ins Waschbecken vor der letzten steilen Treppe.

Das Frühstück hatte er inzwischen serviert, und wie es aussah, waren die diensthabenden Mitglieder der Crew mit dem Essen fertig. Zeit aufzuräumen, bevor das Mittagessen zubereitet wurde.

Duff atmete drei tiefe Züge fragwürdiger Küchenluft ein, bevor er aufstand und in die Messe trat.

Vier Leute saßen am nächsten Tisch. Einer von ihnen sprach mit lauter Stimme, ein leicht übergewichtiger Schiffsingenieur mit haarigen Unterarmen, einem ölverschmierten Esso-T-Shirt, Schweißflecken unter den

Armen und einer gestreiften Hull-City-Tigers-Kappe auf dem Kopf. Bevor und nachdem er etwas sagte, schniefte er laut, als würde er so seine Satzzeichen setzen. Dazwischen gab er Abschätziges über diejenigen von sich, die unter ihm standen. »Hey, Sparks«, brüllte der Ingenieur, um sicherzugehen, dass auch jeder mitbekam, dass er sich den jungen Funker mit der Brille am anderen Ende des Tisches vorknöpfte, »warum fragst du den neuen Smutje nicht, ob er dir 'ne Fischpastete aufwärmt, damit du deinen Schwanz reinstopfen kannst. Näher kommst du an 'ne Muschi sowieso nie ran.« Er schniefte, bevor er anfang zu lachen. Mehr als ein kurzes, gezwungenes Gelächter der anderen löste er jedoch nicht aus. Der junge Funker lächelte kurz und senkte den Kopf noch tiefer über seinen Teller. Der Ingenieur, von dem Duff wusste, dass die anderen ihn Hutch nannten, schniefte. »Aber wenn ich mir dieses Frühstück hier angucke, bezweifle ich, dass du weißt, wie man 'ne Fischpastete warm macht, oder?« Noch ein Schniefen.

Duff hielt den Kopf unten, wie der Funker. Mehr musste er nicht tun, bis sie den Hafen von Capitol erreichten. Sich bedeckt halten, seine Verkleidung tragen und den Mund nicht aufmachen.

»Sag mal, Smutje! Nennst du das hier Rührei?«

»Stimmt was nicht damit?«, fragte Duff.

»Ob was nicht stimmt?« Der Ingenieur verdrehte die Augen und wandte sich den anderen zu. »Der Grünschnabel fragt mich, ob was nicht stimmt. Bloß dass dieses Rührei aussieht und schmeckt wie Kotze. Wie *deine* Kotze. Aus deinen grünen, seekranken Kiemen.«

Duff schaute den Ingenieur an. Der Typ grinste, und in seinen Augen glomm ein böartiges Funkeln. Duff hatte es schon einmal gesehen. Bei Lorreal, dem Direktor des Waisenhauses.

»Es tut mir leid, dass das Rührei nicht Ihren Erwartungen entsprochen hat«, sagte Duff.

»*Nicht Ihren Erwartungen entsprochen*«, öffte der Ingenieur ihn nach und schniefte. »Glaubst wohl, du bist hier in 'nem Scheiß-Sternrestaurant, was? Auf See wollen wir was Anständiges zu essen, nicht so einen Dreck. Was meint ihr, Jungs?«

Die anderen Männer stimmten kichernd zu, aber Duff sah, dass zwei von ihnen beschämt den Kopf senkten. Vermutlich spielten sie bloß mit, um

nicht selber zur Zielscheibe zu werden.

»Der Steward hat beim Mittagessen Dienst«, sagte Duff und räumte Teller und Milchkartons auf ein Tablett. »Hoffen wir einfach, dass das in Ordnung ist.«

»Gar nicht in Ordnung«, sagte der Ingenieur, »ist, wie du hier rumläufst. Hast du Läuse? Oder warum hast du immer diese Mütze auf? Und was ist mit diesen Mösenhaaren, sollen die 'nen Bart darstellen? Was ist das, Smutje? Hast du die Muschi deiner Mutter, wo andere ihr Gesicht haben?«

Der Ingenieur schaute sich erwartungsvoll um, aber diesmal blickten alle nur angestrengt zu Boden.

»Ich hätte einen Vorschlag«, sagte Duff, obwohl er genau wusste, dass er den Mund halten sollte. »Sparks kann seinen Schwanz in deinen Ellbogen schieben. Dann weiß er, wie sich 'ne Muschi anfühlt, und du wirst auch endlich mal gefickt.«

Am Tisch wurde es so still, dass man nur noch hören konnte, wie Duff die Teller mit Käse, Wurst und Gurken auf sein Tablett räumte. Kein Schniefen diesmal.

»Ich wiederhole gern noch mal den Teil, der dich bestimmt am meisten interessiert«, sagte Duff und stellte das Tablett ab. »*Dann wirst du endlich auch mal gefickt.*« Er dehnte die Konsonanten so sehr, dass wirklich niemand daran zweifeln konnte, was er gesagt hatte. Dann wandte sich Duff dem Tisch zu. Der Ingenieur hatte sich erhoben und kam auf ihn zu.

»Nimm die Brille ab«, sagte er.

»Mach ich gern«, sagte Duff. »Dann muss ich dich fettes Stück Scheiße wenigstens nicht mehr sehen.«

Der Ingenieur holte aus, zeigte jedoch allzu deutlich, was er vorhatte. Duff trat einen Schritt zurück, holte Schwung und trat, als die ölschwarze Faust des Ingenieurs an ihm vorbeigeschossen war, zwei Schritte vor. Er schnappte sich seinen Gegner, der inzwischen die Balance verloren hatte, an dessen anderer Hand, drehte sie ihm auf den Rücken, packte seinen Ellbogen und stieß ihn energisch nach vorn. Der Ingenieur schrie auf und beugte sich unwillkürlich vor, um den schmerzhaften Druck auf sein Handgelenk zu verringern, während Duff ihn mit dem Kopf voran gegen die Wand knallen ließ. Duff zerrie den Ingenieur zurück. Rammte ihn wieder nach vorn. Gegen das Schott. Duff riss den Arm seines hilflosen Gegners

höher, im Wissen, dass bald etwas nachgeben, etwas brechen musste. Das Schreien des Ingenieurs wurde zu einem Wimmern, und seine Finger griffen verzweifelt nach Duffs Mütze. Duff rammte ihm den Kopf zum dritten Mal gegen die Wand. Machte sich für ein viertes Mal bereit, als er eine Stimme hörte.

»Das reicht, Johnson!«

Duff brauchte eine Sekunde, um sich daran zu erinnern, dass er unter diesem Namen angeheuert hatte. Und um zu begreifen, dass es die Stimme des Kapitäns war. Duff schaute auf. Der Kapitän stand direkt vor ihm. Duff ließ den Ingenieur los, der schluchzend auf die Knie sank.

»Was ist hier los?«

Duff bemerkte erst jetzt, dass er nach Luft rang. Die Provokation. Die Wut. »Nichts, Kapitän.«

»Ich weiß durchaus, wie nichts aussieht, Johnson. Also, worum geht's? Hutchinson?«

Duff war sich nicht sicher, aber es klang, als würde der Mann auf dem Boden weinen.

Duff räusperte sich. »Eine freundschaftliche Wette, Kapitän. Es ging um verschiedene Griffe beim Ringen. Ich wollte zeigen, dass der Five Grip effektiver ist als ein Hull Haymaker. Ich habe mich wohl zu sehr mitreißen lassen.« Er klopfte dem Ingenieur auf den zitternden Rücken. »Tut mir leid, Alter. Aber wir sind uns doch jetzt einig, dass dieser Griff mehr zu bieten hat, oder?«

Noch immer schluchzend, nickte der Ingenieur.

Der Kapitän nahm seine Mütze ab und musterte Duff. »Der Five Grip sagen Sie, ja?«

»Ja«, erwiderte Duff.

»Hutchinson, Sie werden im Maschinenraum gebraucht. Und ihr anderen habt auch Arbeit, oder nicht?«

Stumm verließen die Männer die Messe.

»Schenken Sie mir eine Tasse Kaffee ein und setzen Sie sich«, sagte der Kapitän.

Duff gehorchte.

Der Kapitän hob seine Tasse mehrere Male zum Mund. Schaute auf die schwarze Flüssigkeit hinunter und murmelte etwas. Gerade als Duff sich

fragte, ob der Kapitän seine Anwesenheit vergessen hatte, hob er den Kopf.

»Grundsätzlich mache ich mir nicht die Mühe, mir die Vorgeschichte einzelner Leute anzuschauen, Johnson. Die meisten Mitglieder der Besatzung sind schlichte Burschen mit beschränktem Intellekt. Ihre Vergangenheit lässt man besser ruhen, und ihre Zukunft wird nicht an Bord der MS Glamis stattfinden. Sie werden sowieso nicht lange meinem Kommando unterstehen und sind daher auch nicht mein Problem. Ich weiß, dass es nichts bringt, sich in der Hinsicht zu sehr zu engagieren. Mich interessiert nur, wie sie als Gruppe funktionieren, als meine Crew.«

Der Kapitän trank einen weiteren Schluck und verzog das Gesicht. Duff hatte keine Ahnung, ob das am Kaffee lag, an irgendwelchen Schmerzen oder am Thema des Gesprächs.

»Sie kommen mir wie ein Mann mit Bildung und Ambitionen vor, Johnson, aber ich werde nicht fragen, wie Sie hier gelandet sind. Ich bezweifle sowieso, dass ich die Wahrheit hören würde. Aber ich vermute, dass Sie jemand sind, der weiß, wie Gruppen funktionieren. Sie wissen, dass es immer eine Hackordnung gibt und dass jeder darin seinen Platz einnehmen muss. Der Kapitän an der Spitze, der neue Rekrut ganz unten. Solange jeder die eigene Position und die der anderen akzeptiert, haben wir eine gut zusammenarbeitende Mannschaft. So wie ich es möchte. Im Augenblick herrscht allerdings ein gewisses Durcheinander am unteren Ende der Hackordnung hier auf der MS Glamis. Wir haben drei Küken an Bord. Sparks, weil er der Jüngste ist. Sie, weil Sie zum ersten Mal zur See fahren. Und Hutchinson, weil er der Dümme ist und es allen sehr schwer macht, ihn zu mögen.«

Noch ein Schluck.

»Sparks wird diese Reise als Küken überleben. Er ist jung und intelligent genug, und er wird lernen. Sie, Johnson, sind offensichtlich gerade aufgestiegen, nach dem, was Sie mit Hutchinson gemacht haben. So wie ich das sehe, haben Sie die Situation genau zu diesem Zweck herbeigeführt. Aber wie ich Hutch kenne, hat er angefangen. Der dumme Idiot hat sich natürlich selbst die Grube gegraben. Deshalb sucht er auch jemanden, der unter ihm steht. Wahrscheinlich wird es irgendein armer Schlucker sein, der in Capitol bei uns anheuert. Da werden wir nämlich noch einige Männer aufnehmen müssen, weil uns ständig welche verlassen.

Verstehen Sie?«

Duff zuckte mit den Schultern.

»Da liegt mein Problem, Johnson. Hutch wird es immer weiter versuchen, aber er bleibt ganz unten in der Hackordnung. Und ich hätte auf dieser Position lieber jemanden, der stumm sein Schicksal akzeptiert. Hutch ist ein ewiger Unruhestifter. Er meint, er hätte im Leben schon genug eingesteckt und jetzt müsse mal wer anders dran sein. Deshalb wird er weiterhin für eine miese Atmosphäre an Bord sorgen. Er ist kein schlechter Ingenieur, aber durch ihn arbeitet die Mannschaft schlechter, als wenn er nicht da wäre.«

Ein lautes Schlürfen.

»Warum entlasse ich ihn dann nicht, fragen Sie. Und das fragen Sie, weil Sie kein Seemann sind und nichts von den Verträgen wissen, die die Gewerkschaft bei uns abschließt. Es läuft darauf hinaus, dass ich Hutch nicht loswerde, bis ich etwas gegen ihn in der Hand habe, das mir einen sogenannten objektiven Grund gibt, ihn an Land zu setzen. Dass er einen Kollegen körperlich angegriffen hat, könnte so ein objektiver Grund sein ...«

Duff nickte.

»Also? Ich bräuchte von Ihnen nur ein Ja und eine Unterschrift für die Gewerkschaft. Den Rest hole ich mir von den Augenzeugen.«

»Wir haben nur rumgealbert, Kapitän. Es wird nicht wieder vorkommen.«

»Nein, das wird es nicht.« Der Kapitän kratzte sich am Kinn. »Wie gesagt, ich habe nicht die Angewohnheit, mich ins Vorleben meiner Mannschaft einzumischen. Aber ich muss sagen, dass ich den Griff, den Sie bei Hutch angewandt haben, bisher nur zweimal gesehen habe: bei der Militärpolizei und bei der Hafenpolizei. Das verbindende Element wäre die Polizei. Deshalb würde ich jetzt gerne die Wahrheit erfahren.«

»Die Wahrheit?«

»Ja. Hat er Sie angegriffen?«

Duff nahm den Kapitän in Augenschein. Er vermutete, dass er von Anfang an gewusst hatte, dass Cliff Johnson nicht sein echter Name war und dass der neue Smutje nie in einem Restaurant gearbeitet hatte. Er bat lediglich um ein Ja und eine falsche Unterschrift. Wenn die wahre Identität

dieses Johnson jemals zur Diskussion stehen würde, wäre er längst über alle Berge.

»Ich verstehe. Ich sage Ihnen die Wahrheit«, entgegnete Duff und sah, wie der Kapitän sich über den Tisch beugte. »Wir haben bloß rumgealbert, Kapitän.«

Der Kapitän lehnte sich zurück. Hob die Kaffeetasse an den Mund. Sein Blick über der Tasse war fest auf Duff gerichtet. Nicht auf Duffs Augen, sondern höher, auf seine Stirn. Der Adamsapfel des Kapitäns bewegte sich auf und ab, als er schluckte. Dann stellte er die leere Tasse mit Schwung zurück auf den Tisch.

»Johnson.«

»Ja, Kapitän?«

»Sie gefallen mir.«

»Kapitän?«

»Ich habe keinerlei Grund zu glauben, dass Sie Hutch auch nur einen Deut mehr mögen als wir anderen. Aber Sie verpfeifen niemanden. Das sind keine guten Neuigkeiten für mich als Kapitän, aber es zeigt Integrität. Und das respektiere ich. Daher werde ich die Angelegenheit auf sich beruhen lassen. Sie sind seekrank und ein Lügner, aber ich könnte mehr Leute wie Sie in meiner Crew gebrauchen. Danke für den Kaffee.«

Der Kapitän stand auf und ging hinaus.

Duff blieb noch einige Sekunden sitzen. Dann nahm er die leere Tasse mit in die Kombüse und ließ sie in die Spüle gleiten. Schloss die Augen, legte die Hände auf das kalte, glänzende Metall und schluckte seine Übelkeit hinunter. Was sollte das? Warum hatte er ihm nicht die Wahrheit gesagt, dass Hutch alle tyrannisierte?

Er öffnete die Augen. Sah sein Spiegelbild in einem Topf, der von dem Regal vor ihm herabhing. Sein Herz setzte kurz aus. Die Mütze war ihm bis zum Haaransatz hochgerutscht, ohne dass er es mitbekommen hatte. Hutchinson musste bei seinem versuchten Schlag dageengekommen sein. Die Narbe hob sich von seiner Haut ab wie der weiße Kondensstreifen eines Flugzeugs am blauen Himmel. Die Narbe. Sie hatte der Kapitän angestarrt, bevor er die Tasse abgestellt hatte.

Duff schloss die Augen, schärfte sich ein, ruhig zu bleiben und nachzudenken.

Sie hatten so früh abgelegt, dass die Zeitungen am Tag ihrer Abreise noch nicht im Umlauf gewesen waren, der Kapitän konnte also unmöglich irgendwelche Fahndungsfotos von ihm gesehen haben. Es sei denn, er hatte Duffs Gesicht bei der Pressekonferenz am Abend zuvor im Fernsehen gesehen. Aber hatte er in den Augen des Kapitäns einen Schock erkannt, als ihm die Narbe aufgefallen war – wenn er sie überhaupt gesehen hatte? Nein. Weil der Kapitän ein guter Schauspieler war und nicht zeigen wollte, dass er ihn erkannt hatte, bevor sie ihn später festnahmen? Da es wenig gab, was er dagegen tun konnte, entschied er, dass der Kapitän es nicht bemerkt hatte. Aber was war mit den anderen? Nein, er hatte mit dem Rücken zu ihnen gestanden, bis der Kapitän sie hinausgeschickt hatte. Abgesehen von Hutchinson, der vor ihm auf dem Boden gelegen hatte. Aber selbst wenn er die Narbe gesehen hatte, war er wohl kaum der Typ, der sich groß mit den Nachrichten beschäftigte.

Duff schlug die Augen wieder auf.

In zwei Tagen, am Mittwoch, würden sie anlegen.

Achtundvierzig Stunden. Sich zwei Tage bedeckt halten. Das würde er ja wohl hinbekommen.

Die Orgelmusik setzte ein, und er stand zwischen zwei Bankreihen in der Kathedrale und spürte, wie sich alle Haare seines Körpers aufstellten. Es lag weder an der Musik noch an den Trauerreden des Priesters oder des Bürgermeisters, auch nicht daran, dass Duncans Sarg von sechs Männern den Mittelgang hinuntergetragen wurde. Nicht mal an der Tatsache, dass er keinerlei Power genommen hatte. Es lag an der grauenhaften neuen Uniform, die er trug. Sobald er sich bewegte, kratzte die raue Wolle an seiner Haut und ließ ihn erschauern. Seine alte hatte aus billigerem Stoff bestanden, war aber ausgetragener und bequemer gewesen. Er hätte natürlich auch den neuen schwarzen Anzug wählen können, der ihm ins Hauptquartier geschickt worden war und der nur von Hecate kommen konnte. Die Qualität der Wolle war sehr viel hochwertiger, merkwürdigerweise juckte sie jedoch noch mehr als die Uniform. Abgesehen davon wäre es ein Bruch mit der Tradition gewesen, bei der Beerdigung eines Polizisten nicht in Uniform zu erscheinen.

Der Sarg wurde an Macbeths Bank vorbeigetragen. Duncans Frau und seine beiden Kinder folgten ihm mit gesenkten Köpfen, aber als einer der Söhne zufällig aufsah und sich ihre Blicke trafen, schaute Macbeth unwillkürlich zu Boden.

Dann traten sie alle aus den Reihen in den Mittelgang und folgten dem Zug. Macbeth hielt sich so, dass er neben Tourtell gehen konnte.

»Schöne Rede«, sagte er.

»Vielen Dank. Ich bedaure es sehr, dass das Rathaus nicht bereit war, die Beerdigung von der Stadt bezahlen zu lassen. Bei geschlossenen Fabriken und zurückgehenden Steuereinnahmen stehen solche Ehrenbekundungen weit unten auf der Liste, fürchte ich. Trotzdem ziemlich unzivilisiert, wenn Sie mich fragen.«

»Ich kann das Rathaus gut verstehen.«

»Ich bezweifle, dass Duncans Familie das genauso sieht. Seine Frau hat mich angerufen. Sie meinte, wir hätten seinen Sarg durch die Stadt fahren sollen. Dann hätten die Bürger zeigen können, wie sehr er ihnen am Herzen gelegen hat. Und dass sie dasselbe wollen, was Duncan gewollt hat.«

»Glauben Sie, die Leute hätten das getan?«

Tourtell zuckte mit den Schultern. »Ehrlich gesagt, ich weiß es nicht, Macbeth. Meiner Erfahrung nach haben die Bürger dieser Stadt wenig Interesse an sogenannten Reformen, es sei denn, dass sie dadurch was zu essen auf den Tisch bekommen oder sich ein Extrabier leisten können. Ich hatte gedacht, langsam würde sich bei uns etwas ändern, dass der Mord an Duncan die Leute endlich in Rage gebracht hätte. Stattdessen sieht es so aus, als hätten sie endgültig akzeptiert, dass das Gute in dieser Stadt immer unterliegt. Der Einzige, der seinen Mund aufgemacht hat, ist Kite. Gehen Sie morgen zur Beerdigung von Banquo und seinem Sohn?«

»Natürlich. Unten in der Worker's Church. Banquo war nicht besonders religiös, aber seine Frau, Vera, liegt da auf dem Friedhof.«

»Der Trauergottesdienst für Duffs Frau und Kinder soll wiederum hier in der Kathedrale stattfinden, habe ich gehört.«

»Ja, aber daran werde ich nicht persönlich teilnehmen.«

»Persönlich?«

»Wir werden hier einige Beamte positionieren, für den Fall, dass sich Duff entscheidet aufzutauchen.«

»Ach ja. Seine eigenen Kinder sollte man doch zum Grab begleiten. Vor allem wenn man weiß, dass man für ihren Tod mitverantwortlich ist.«

»Ja, es ist schon komisch, wie einen die Schuldgefühle fürs Leben brandmarken, während der Glanz von Ruhm und Ehre schon nach einer Nacht abblättert.«

»Man könnte glauben, Macbeth, dass Sie selbst einiges über Schuldgefühle wissen.«

»Dann lassen Sie mich Ihnen hier und jetzt gestehen, dass ich den Menschen umgebracht habe, der mir am nächsten stand.«

Der Bürgermeister blieb stehen und schaute Macbeth an. »Was sagen Sie?«

»Meine Mutter. Sie starb im Kindbett. Gehen wir weiter.«

»Und Ihr Vater?«

»Er rannte davon und fuhr zur See, als er hörte, dass meine Mutter schwanger war. Danach wurde er nie wieder gesehen. Ich bin im Waisenhaus aufgewachsen. Mit Duff zusammen. Wir haben uns ein Zimmer geteilt. Aber Sie haben so ein Waisenhauszimmer vermutlich nie zu Gesicht bekommen, was, Tourtell?«

»Oh, ich habe schon ein, zwei Waisenhäuser eingeweiht.«

Sie waren auf den Portalstufen der Kathedrale angekommen, wo ihnen der feuchte Nordwestwind entgegenschlug. Macbeth sah, wie der Sarg auf dem Kiesweg gefährlich ins Schwanken geriet.

»Tja«, sagte Tourtell. »Schon manch einer hat sich auf einem Schiff aus dem Staub gemacht.«

»Wollen Sie meinen Vater kritisieren, Tourtell?«

»Wir haben ihn beide nicht gekannt. Ich will nur sagen, die Seefahrt ist voll von ihnen – von Männern, die ihre naturgegebenen Verpflichtungen nicht auf sich nehmen wollen.«

»Deswegen sollten Männer wie Sie und ich umso mehr Verantwortung übernehmen, Tourtell.«

»Sehr richtig. Wie haben Sie sich denn nun entschieden?«

Macbeth räusperte sich. »Ich bin zu dem Schluss gekommen, dass es für die Stadt am besten ist, wenn der Chief Commissioner Chief Commissioner bleibt und seine gute, enge Zusammenarbeit mit dem Bürgermeister fortsetzt.«

»Weise Worte, Macbeth.«

»Natürlich nur, solange diese Zusammenarbeit funktioniert.«

»Worauf spielen Sie an?«

»Auf die Gerüchte, dass der Obelisk unter dem Deckmantel des Casinos einen Prostituiertenring betreibt und einigen Spielern illegale Kredite einräumt.«

»Ersteres ist eine alte Beschuldigung, Letzteres ist mir neu. Aber wie Sie wissen, ist es schwierig, solchen Gerüchten auf den Grund zu gehen. Deswegen halten sie sich auch so hartnäckig.«

»Ich habe einen konkreten Verdacht, der sich mindestens auf zwei Spieler bezieht. Mit effektiven Verhörmethoden und dem Versprechen auf Straffreiheit können wir garantiert herausfinden, ob der Obelisk ihnen Kredite angeboten hat oder nicht. Anschließend wird die Spielbankenaufsicht den Laden vermutlich schließen müssen, solange die Gesamtausmaße der Unregelmäßigkeiten genauer untersucht werden.«

Der Bürgermeister strich sich über das unterste seiner Kinne. »Sie meinen, ich soll den Obelisk dichtmachen als Gegenleistung dafür, dass Sie nicht kandidieren?«

»Ich meine lediglich, dass die Verwaltung und die politische Leitung der Stadt konsequent Recht und Gesetz durchsetzen sollten. Wenn sie nicht in den Verdacht kommen wollen, von denjenigen gekauft und bestochen zu werden, die der Strafverfolgung zu entgehen versuchen.«

Der Bürgermeister schnalzte mit der Zunge. Wie ein Kind, das zum ersten Mal auf eine Olive beißt. Bei manchen Dingen dauerte es Jahre, bis sie einem schmeckten. »Wir reden von einer ganzen Reihe möglicher Unregelmäßigkeiten«, sagte Tourtell wie zu sich selbst. »Und, wie gesagt, es ist schwer, solchen Gerüchten auf den Grund zu gehen. Das kann dauern.«

»Sehr lange sogar«, sagte Macbeth.

»Ich werde der Spielbankenaufsicht mitteilen, dass wir möglicherweise Informationen erhalten werden, die es nötig machen könnten, das Casino zu schließen. Wo ist übrigens Lady? Ich hätte gedacht, da sie und Duncan ...«

»Ihr geht es nicht so gut, fürchte ich. Vorübergehend.«

»Verstehe. Grüßen Sie sie und wünschen Sie ihr gute Besserung. Wir drücken der Familie jetzt wohl besser unser Beileid aus.«

»Gehen Sie zuerst. Ich folge Ihnen.«

Macbeth sah zu, wie Tourtell die Treppe hinunterwatschelte und Mrs Duncans Hand in seine Hände nahm, beobachtete, wie sich seine Lippen bewegten und er den Kopf in tiefer Anteilnahme senkte. Er sah wirklich aus wie eine Schildkröte. Aber etwas, das Tourtell gesagt hatte, ging ihm nicht aus dem Kopf. Die Seefahrt war voll von ihnen. Von Männern, die sich aus dem Staub gemacht hatten.

»Alles okay, Sir?« Es war Seyton. Er hatte draußen gewartet. Er könne Kirchen nicht ausstehen, hatte er gesagt. Es war ganz gut so, schließlich würden sich diejenigen, die es auf den Chief Commissioner abgesehen hatten, ebenfalls kaum in der Kirche aufhalten.

»Wir haben doch alle Passagierschiffe überprüft, die die Stadt verlassen haben«, sagte Macbeth. »Aber hat sich auch jemand um die anderen Schiffe gekümmert?«

»Wegen blinder Passagiere, meinen Sie?«

»Ja. Oder geschaut, wer auf ihnen angeheuert hat?«

»Nein.«

»Schicken Sie eine genaue Beschreibung von Duff an alle Schiffe, die hier seit gestern abgelegt haben. Sofort.«

»Gut, Sir.« Seyton war die Treppe in zwei Schritten hinunter und verschwand um die Ecke.

Meredith. Meredith hatte aufgehört zu existieren. Aber die Narbe auf seinem Herzen war immer noch da. Trotzdem würde Macbeth nicht zu der Beerdigung gehen. Weil sie schon seit so langer Zeit nicht mehr existierte, dass er ganz vergessen hatte, wer sie war. So lange, dass er vergessen hatte, wer er selbst einmal gewesen war.

Er verlagerte sein Gewicht von einem Fuß auf den anderen, spürte den Stoff an seinem Oberschenkel, roch feuchte Wolle. Und schauderte.

Duff stand in der Kombüse und betrachtete die Männer in der Messe. Sie hatten ihr Mittagessen beendet. Jetzt drehten sie sich Zigaretten und sprachen leise miteinander, lachten, zündeten die Zigaretten an, tranken ihren Kaffee. Nur einer saß für sich allein. Hutchinson. Ein großes, hautfarbendes Pflaster auf seiner Stirn verriet denen, die nicht dabei gewesen waren, dass er Prügel bezogen hatte. Hutchinson versuchte so zu tun, als würde er sehr konzentriert über etwas nachdenken, während er an seiner Selbstgedrehten paffte, aber seine schauspielerischen Fähigkeiten waren nicht gut genug, und er sah lediglich verloren aus.

»Wir legen morgen an«, sagte der Steward, der sich ebenfalls eine Zigarette angezündet hatte und sich an den Herd lehnte. »Du hast schnell gelernt. Geht's denn weiter, Smut?«

»Wie?«

»Bleibst du bei der nächsten Fahrt dabei?«

»Nein«, sagte Duff. »Aber danke fürs Nachfragen.«

Der Steward zuckte mit den Schultern. Duff beobachtete, wie ein Nachzügler seinen Suppenteller auf Hutchinsons Tisch zubalancierte. Dann blickte er jedoch auf, erkannte, wer dort saß, und quetschte sich lieber an einen schon ziemlich vollen Tisch. Duff sah, dass Hutchinson das keineswegs entgangen war und er sich nun noch angestrengter auf seine Kippe konzentrierte, während er mehrmals rasch blinzelte.

»Habt ihr noch was von dem Käsekuchen von gestern?«

Duff drehte sich um.

Es war der Erste Ingenieur, der mit hoffnungsvoller Miene im Türrahmen stand.

»Tut mir leid«, sagte der Steward. »Alles weg.«

»Moment«, sagte Duff. »Ich glaube, ich hab ein kleines Stück beiseitegetan.« Er ging in den Kühlraum, fand einen in Folie eingewickelten Teller, kam damit zurück und reichte ihn dem Ersten Ingenieur. »Ist ein

bisschen kalt.«

»Schon okay«, sagte der Erste Ingenieur und leckte sich die Lippen.
»Ich mag's kalt.«

»Eins noch ...«

»Ja?«

»Hutchinson«

»Hutch?«

»Ja. Er sieht ein bisschen ... ähm ... niedergeschlagen aus. Ich habe über etwas nachgedacht, was mir der Kapitän gesagt hat. Er meinte, Hutch sei ein guter Ingenieur. Stimmt das?«

Der Erste Ingenieur bewegte den Kopf zögerlich hin und her und sah Duff fragend an. »Er ist ganz okay.«

»Vielleicht wäre es eine gute Idee, ihm das zu sagen.«

»Ihm was zu sagen?«

»Dass er ganz okay ist.«

»Warum?«

»Ich glaube, er muss das mal hören.«

»Da bin ich mir nicht so sicher. Wenn man die Leute zu sehr lobt, wollen sie bloß mehr Geld und längere Pausen.«

»Als Sie ein junger Ingenieur waren, hatten Sie da einen Vorgesetzten, der Ihnen das Gefühl gegeben hat, gute Arbeit zu leisten?«

»Ja, aber das habe ich auch.«

»Versuchen Sie sich mal daran zu erinnern, wie gut Sie damals *wirklich* waren.«

Der Erste Ingenieur stand mit offenem Mund vor ihm.

In diesem Augenblick kam das Schiff ins Schlingern. Aus der Messe drangen Schreie, und hinter Duff war ein lauter Knall zu hören.

»Verdammte Scheiße!«, brüllte der Steward, und als Duff sich umdrehte, sah er, dass die große Suppenschüssel zu Boden gefallen war. Duff starrte die dicke grüne Erbsensuppe an, die daraus hervorsickerte, und ohne Vorwarnung drehte sich ihm der Magen um. Er spürte die Übelkeit in der Kehle und schaffte es nur noch, sich am Türrahmen festzuhalten, bevor er sich erbrach.

»Tja, Smutje«, sagte der Erste Ingenieur, »sonst noch ein paar gute Ratschläge?« Er drehte sich um und ging.

»Zur Hölle, Johnson. Haben Sie das nicht mal langsam hinter sich?«, stöhnte der Steward und reichte Duff eine Rolle Küchenpapier.

»Was ist passiert?«, fragte Duff und wischte sich den Mund ab.

»Haben wohl eine Dünung erwischt«, sagte der Steward. »Das kommt vor.«

»Gönnen Sie sich doch 'ne Pause. Ich mach hier sauber.«

Nachdem Duff den Boden aufgewischt hatte, ging er in die Messe, um das schmutzige Geschirr einzusammeln. Nur noch drei Typen saßen an einem Tisch. Und Hutch, der sich nicht von der Stelle gerührt hatte. Duff lauschte auf ihr Gerede, während er Teller und Gläser auf sein Tablett stapelte.

»Dieser Brecher muss von 'nem Erdbeben ausgelöst worden sein oder einer Lawine oder irgendwas!«, sagte einer von ihnen.

»Vielleicht war es ein Atomtest«, schlug einer der anderen vor. »Die Sowjets sollen doch in der Barentssee irgendwelche Scheiße abziehen, und die Schockwellen gehen angeblich einmal rund um die Welt.«

»Gibt's darüber irgendwelche Nachrichten über Funk, Sparks?«

»Nein.« Sparks lachte. »Im Augenblick sind nur alle wie wild hinter irgend so einem Typen her, der 'ne weiße Narbe quer im Gesicht hat.«

Duff versteifte sich. Stapelte weiter Teller und lauschte.

»Ja, wird ganz gut sein, morgen mal an Land zu kommen.«

»Oder ganz schlimm. Meine Alte sagt, sie is' schon wieder schwanger.«

»Mich musst du da nicht angucken.«

Gut gelauntes Gelächter machte sich breit. Duff drehte sich mit dem Tablett in Händen um. Hutchinson hatte den Kopf gehoben und saß plötzlich kerzengerade da. Die paar Male, seit sie sich nach ihrem Zusammenstoß begegnet waren, hatte er stets zu Boden geschaut und Duffs Blick gemieden, doch nun starrte er ihn mit weit aufgerissenen Augen an. Wie ein Aasgeier, der die unerwartete Freude hat, ein hilfloses, verletztes Tier zu erspähen.

Duff stieß mit dem Fuß die Tür zur Kombüse auf und hörte sie hinter sich zuklappen. Stellte das Tablett auf die Arbeitsplatte. Verdammt, verdammt, verdammt! Nicht jetzt, nicht, wo sie in weniger als zwanzig Stunden an Land gehen würden.

»Nicht so schnell«, sagte Caithness und spähte durch die Windschutzscheibe.

Der Taxifahrer nahm seinen Fuß vom Gas, und sie fuhren langsam am Obelisken vorbei, aus dessen Haupteingang die Leute scharenweise auf die Straße strömten. Auf dem Gehsteig parkten zwei Polizeiwagen. Das Blaulicht drehte sich träge.

»Was ist denn hier los?«, fragte Lennox und beugte sich zwischen den beiden Vordersitzen nach vorn. Sein Gesicht wurde blau angestrahlt. Er trug – ebenso wie Caithness – noch immer seine Uniform, da das Taxi sie unmittelbar nach Duncans Beerdigung bei der Kirche abgeholt hatte. »Ist der Feueralarm losgegangen?«

»Die Spielbankenaufsicht hat den Laden heute geschlossen«, sagte Caithness. »Verdacht auf Verletzung der Casino-Richtlinien.«

Sie sahen, wie einer der Polizisten einen wütend gestikulierenden Mann mit beeindruckenden Koteletten in leichtem Anzug und gemustertem Hemd hinausführte. Offenbar versuchte er, etwas zu erklären, der Polizist schien dafür jedoch gänzlich taub zu sein.

»Traurig«, sagte der Fahrer.

»Was ist traurig?«, fragte Lennox. »Dass für Recht und Ordnung gesorgt wird?«

»Manchmal ja. Im Obelisken konnte man wenigstens mal ein Bier trinken und Karten spielen, ohne sich rausputzen zu müssen und anschließend bankrott nach Hause zu kommen. Übrigens, wissen Sie, dass die Fabrik, zu der ich Sie fahren soll, auch dichtgemacht hat?«

»Ja«, erwiderte Caithness.

Das war allerdings auch alles, was sie über sie wusste. Police Officer Angus hatte heute Morgen angerufen und sie dringlich gebeten, Inspector Lennox von der Antikorruptionseinheit mit zur Estex zu bringen. Alles Weitere würden sie erfahren, wenn sie dort ankämen. Es gehe um Korruption auf höchster Ebene, und vorläufig dürften sie das Treffen niemandem gegenüber erwähnen. Als sie entgegnet hatte, sie kenne keinen Police Officer Angus, hatte er ihr erklärt, dass er der Beamte aus dem SWAT-Team mit den langen Haaren sei, den sie manchmal anlächelte und im Fahrstuhl grüßte. Sie erinnerte sich an ihn. Sah eigentlich eher wie ein freundlicher, weltfremder Hippie aus und nicht wie ein SWAT-Mann.

Sie rauschten weiter durch die Straßen. Sie sah, wie sich die arbeitslosen Männer zum Schutz vor dem Regen in nassen Mänteln gegen die Häuserwände drückten, mit Kippen im Mund und hungrigen, feuchten Augen: Hyänen. Sie waren nicht so auf die Welt gekommen, es war die Stadt, die sie dazu machte. Duncan hatte mal gesagt, wenn nur Aas auf dem Speiseplan stand, verschlang man eben Aas, ganz gleich für wen man sich hielt. Und was auch immer sie vom Polizeihauptquartier aus unternähmen, der beste Weg, die Kriminalität zu senken, sei, die Bürger der Stadt wieder in Arbeit zu bringen.

»Macht ihr die Estex-Fabrik wieder auf?«, fragte der Fahrer und zwinkerte Caithness zu.

»Wie kommen Sie darauf?«

»Ich glaube, Macbeth ist cleverer als Duncan, der alte Holzkopf.«

»Ach ja?«

»Eine Fabrik dichtzumachen, bloß weil da so 'n bisschen Brühe rausläuft? Herrgott, alle, die da gearbeitet haben, waren auch Raucher. Die sterben eh. Das waren fünftausend Jobs. Fünftausend Jobs, die diese Stadt gebraucht hat! Nur so ein dämlicher Oberschichten-Depp aus Capitol konnte so eingebildet sein. Macbeth ist einer von uns – der versteht uns und tut auch was. Soll ruhig Macbeth für 'ne Weile ans Ruder, dann können es sich die Leute hier vielleicht auch mal wieder leisten, mit dem Taxi zu fahren.«

»Apropos Macbeth«, sagte Caithness und drehte sich zum Rücksitz um. »Er hat schon zwei Tage hintereinander die Morgenmeetings abgesagt, und in der Kirche sah er ziemlich blass aus. Ist er krank?«

»Er nicht«, sagte Lennox. »Aber Lady. Er war kaum im Hauptquartier.«

»Es ist natürlich gut, dass er sich um sie kümmert, aber er ist Chief Commissioner, und wir müssen hier eine ganze Stadt im Griff behalten.«

»Zum Glück hat er ja uns.« Lennox lächelte.

Das Taxi hielt vor dem Tor, an dem eine Kette mit Vorhängeschloss angebracht war. Das GESCHLOSSEN-Schild war auf die löchrige Fahrbahn herabgefallen. Caithness stieg aus, blieb vor dem offenen Fenster des Fahrers stehen und ließ, während sie auf das Wechselgeld wartete, den Blick über die verlassene Industriebrache gleiten. Keine Telefonzellen, und die Telefone in der Estex-Fabrik waren vermutlich abgeschaltet worden. »Wie sollen wir hier an ein Taxi kommen, wenn wir zurückwollen?«, fragte sie.

»Ich parke hier und warte«, sagte der Fahrer. »In der Stadt ist eh nichts los.«

Hinter dem Fabriktor ragten ein rostiger Gabelstapler und ein Turm verrottender Holzpaletten auf. Der Personaleingang neben dem großen Rolltor stand offen.

Caithness und Lennox traten in das Fabrikgebäude. Draußen war es kalt, unter der hohen gewölbten Decke jedoch noch kälter. So weit das Auge reichte, standen die Brennöfen wie riesige Kirchenbänke in der rechteckigen Halle.

»Hallo?«, rief Caithness. Die Echos ließen es ihr kalt den Rücken herunterlaufen.

»Hier!«, ertönte die Antwort von oben, wo das Büro des Vorarbeiters und eine Kontrollplattform in die Werkhalle hineinragten. Wie ein Wachturm in einem Gefängnis, dachte Caithness. Oder eine Kanzel.

Der junge Mann, der dort oben stand, deutete auf eine schmale Stahlterasse. Caithness und Lennox gingen die Stufen hinauf.

»Police Officer Angus«, sagte er und schüttelte ihnen die Hand. Sein offenes Gesicht zeigte Nervosität, aber auch Entschlossenheit.

Sie folgten ihm ins Vorarbeiterbüro, das roch, als sei es mit getrocknetem Schweiß und Tabak mariniert worden. In die großen Fensterscheiben, die auf die Werkhalle hinausgingen, schien ein merkwürdiger gelber Belag eingebrannt. Auf den Tischen lagen aufgeschlagene Akten, die offenbar aus den Regalen an der Wand genommen worden waren. Der junge Mann war unrasiert und trug enge, ausgebleichte Jeans und eine grüne Militärjacke.

»Danke, dass Sie so kurzfristig kommen konnten«, sagte Angus und deutete auf die abblätternden Holzstühle.

»Ich möchte nicht drängeln, aber ich hoffe, dies ist wichtig«, sagte Lennox und nahm Platz. »Ich musste ein wichtiges Meeting verlassen.«

»Da Sie nicht viel Zeit haben und auch sonst keiner von uns, komme ich gleich zum Punkt.«

»Vielen Dank.«

Angus verschränkte die Arme. Sein Kiefer malmte, und seine Blicke huschten hin und her, aber er strahlte doch Entschlossenheit aus – wie ein Mann, der genau weiß, dass er im Recht ist.

»Zweimal bin ich in meinem Leben gläubig gewesen.« Angus schluckte, und Caithness spürte, dass er sich etwas ins Gedächtnis rief, das er eigens auswendig gelernt haben musste. »Und zweimal habe ich meinen Glauben verloren. Der erste Glaube galt Gott. Der zweite Macbeth. Macbeth ist kein Heiland, er ist ein korrupter Mörder. Ich wollte das gleich als Erstes loswerden, damit Sie verstehen, warum ich das hier tue. Es geht mir darum, die Stadt von Macbeth zu befreien.«

In der Stille, die sich nun breitmachte, konnten sie hören, wie einzelne Wassertropfen auf den Boden der Werkhalle fielen. Sie klangen wie Seufzer.

Angus atmete ein. »Wir waren ...«

»Halt!«, sagte Caithness. »Haben Sie vielen Dank für Ihre Ehrlichkeit, Angus, aber bevor Sie noch irgendetwas sagen, müssen Inspector Lennox und ich entscheiden, ob wir das hören wollen.«

»Lassen Sie Angus weiterreden«, meinte Lennox. »Dann können wir später unter vier Augen darüber sprechen.«

»Warten Sie«, sagte Caithness. »Es gibt kein Zurück, wenn wir von Ihnen gewisse Informationen erhalten, die ...«

»Wir wurden zu dem Clubhaus geschickt, um alle dort Anwesenden zu töten«, sagte Angus.

»Ich will das nicht hören«, erwiderte Caithness und stand auf.

»Niemand sollte verhaftet werden«, sagte Angus mit lauterer Stimme. »Wir haben sofort das Feuer auf die Norse Riders eröffnet, und sie haben es geschafft, einen ...« Er erhob einen Zeigefinger, der ebenso zitterte wie seine Stimme. »... einen einzigen verdammten Schuss zur Verteidigung abzugeben. Genauso war es bei ...«

Caithness stampfte mit dem Fuß auf, um Angus' Stimme zu übertönen, öffnete die Tür und wollte hinaustreten, als sie *seinen* Namen hörte und erstarrte.

»... Duffs Haus in Fife. Kein einziger Schuss wurde da auf uns abgefeuert. Weil er überhaupt nicht zu Hause war. Als wir das Haus betraten, nachdem wir es in tausend Stücke zerschossen hatten, haben wir bloß ein kleines Mädchen, einen Jungen und ihre Mutter gefunden ...« Angus' versagte die Stimme.

Caithness wandte sich zu ihm um. Der junge Mann lehnte am Tisch und

hatte die Augen zusammengekniffen. »... die versucht hatte, sie im Schlafzimmer mit ihrem Körper zu schützen.«

»Oh, nein, nein, nein«, hörte sich Caithness flüstern.

»Macbeth hat den Befehl gegeben«, sagte Angus, »und Seyton hat dafür gesorgt, dass das gesamte SWAT-Team ihn buchstabengetreu ausführt. Und dazu ...« Er hustete. »... gehörte auch ich.«

»Warum in aller Welt sollte Macbeth solche ... Liquidationen anordnen?«, fragte Lennox ungläubig. »Er hätte sie doch einfach verhaften können, sowohl Duff als auch die Norse Riders?«

»Vielleicht nicht«, sagte Angus. »Vielleicht hatten sie etwas gegen Macbeth in der Hand, und er musste sie deshalb zum Schweigen bringen.«

»Was sollte das sein?«

»Haben Sie sich noch nie gefragt, warum die Norse Riders ausgerechnet an Banquo Rache geübt haben? Warum haben sie nicht denjenigen umgebracht, der den Befehl gegeben hatte, Macbeth selbst?«

»Ganz einfach«, schnaufte Lennox. »Macbeth ist besser geschützt. Haben Sie eigentlich irgendwelche Beweise?«

»Meine eigenen Augen«, sagte Angus und zeigte darauf.

»Es sind Ihre Augen und Ihre Beschuldigungen. Geben Sie mir einen Grund, warum wir Ihnen glauben sollten.«

»Es gibt einen Grund«, sagte Caithness und ging langsam zu ihrem Stuhl zurück. »Es wird nicht schwer sein, Angus' Beschuldigungen von den anderen SWAT-Leuten bestätigen oder aus der Welt schaffen zu lassen. Wenn sie falsch sind, wird er seinen Job verlieren, eine Klage am Hals haben, und seine Zukunftsaussichten werden, vorsichtig ausgedrückt, bescheiden sein. Und das weiß er.«

Angus lachte auf.

Caithness hob eine Braue. »Entschuldigen Sie, habe ich etwas Dummes gesagt?«

»Wir sprechen vom SWAT-Team«, sagte Lennox. »*Treue, Brüderlichkeit, getauft im Feuer, vereint im Blut.*«

»Pardon?«

»Sie werden niemals jemanden aus dem SWAT-Team dazu bringen, ein Wort zu sagen, das Macbeth schaden könnte«, sagte Angus. »Oder Seyton. Oder einem der anderen Brüder.«

Caithness ließ ihre Hände sinken. »Sie kommen also zu uns mit Behauptungen, es habe Exekutionen gegeben, obwohl Sie wissen, dass Sie sie unmöglich beweisen können?«

»Macbeth hat mich dazu aufgefordert, die Leiche eines Babys, das beim Clubhaus-Massaker getötet wurde, zu verbrennen«, sagte Angus. Er fingerte an seiner Halskette herum. »Hier, in einem der Brennöfen.«

Caithness erschauerte. Und bereute es, geblieben zu sein. Warum hatte sie nicht auf dem Absatz kehr gemacht? Warum saß sie nicht bereits im Taxi und ließ all das hinter sich?

»Ich habe mich geweigert«, fuhr Angus fort. »Aber das bedeutet, dass es jemand anderer getan haben muss. Vielleicht er selbst. Ich habe die Brennöfen überprüft, und einer von ihnen ist vor Kurzem benutzt worden. Ich dachte, wenn Sie Ihre Kriminaltechniker dazu bringen würden, den Ofen zu untersuchen, würden Sie vielleicht Spuren finden. Fingerabdrücke, Knochenreste, was weiß ich? Und wenn ja, könnte die Antikorruptionseinheit den Fall weitertragen.«

Lennox und Caithness wechselten einen Blick.

»Die Polizei kann nicht gegen ihren eigenen Chief Commissioner ermitteln«, sagte Lennox. »Haben Sie das nicht gewusst?«

Angus runzelte die Stirn. »Aber ... die Antikorruptionseinheit, ist die nicht ...?«

»Nein, wir können keine internen Ermittlungen aufnehmen«, sagte Lennox. »Wenn Sie es auf den Chief Commissioner abgesehen haben, müssen Sie den Fall dem Stadtrat und Tourtell vorlegen.«

Angus schüttelte verzweifelt den Kopf. »Nein, nein, nein, die sind doch alle bestochen, die ganze Bande! Wir müssen das selbst in die Hand nehmen. Wir müssen Macbeth intern zur Strecke bringen.«

Caithness sagte nichts. Bestätigte damit nur, dass Angus recht hatte. Niemand im Stadtrat, Tourtell eingeschlossen, würde es wagen, sich offen gegen Macbeth zu stellen. Kenneth hatte dafür gesorgt, dass der Chief Commissioner die rechtlichen Befugnisse besaß, so eine Form politischer Rebellion gnadenlos niederzuschlagen.

Lennox schaute auf seine Uhr. »Ich habe ein Meeting in zwanzig Minuten. Ich empfehle Ihnen, die Sache fallenzulassen, bis Sie etwas Konkretes vorzuweisen haben, Angus. Dann können Sie Ihr Glück ja beim

Stadtrat versuchen, nicht wahr?«

Angus blinzelte ungläubig. »*Mein Glück?*«, wiederholte er mit belegter Stimme. Er wandte sich an Caithness. Verzweiflung, Demut, Angst und Hoffnung waren überdeutlich von seinem Gesicht abzulesen. Augenblicklich begriff sie, dass Angus sie nicht nur deshalb hierhergebeten hatte, damit die Spurensicherung die Brennöfen untersuchte. Angus brauchte eine Zeugin, eine dritte Person, die dafür sorgte, dass Lennox nicht so tun konnte, als hätte er die Informationen nie erhalten, und ihm das Leben schwer machen konnte. Angus hatte Caithness nur deshalb gewählt, weil sie ihm im Aufzug zugelächelt hatte. Weil sie wie jemand aussah, dem er trauen konnte.

»Inspector Caithness?«, flehte er mit leiser Stimme.

Sie atmete tief ein. »Lennox hat recht, Angus. Sie bitten uns, einen Bär anzugreifen, und dabei haben wir nur ein Pappschwert in der Hand.«

Angus' Augen waren feucht. »Sie haben Angst«, stammelte er. »Sie glauben mir. Sonst wären Sie nicht immer noch hier. Aber Sie haben Angst. Sie haben Angst, *weil* Sie mir glauben. Weil ich Ihnen gezeigt habe, wozu Macbeth imstande ist.«

»Einigen wir uns doch darauf, dass dieses Treffen niemals stattgefunden hat«, sagte Lennox und wandte sich der Tür zu. Caithness wollte ihm folgen, als Angus sie am Arm packte.

»Ein Baby«, flüsterte er den Tränen nahe. »Es lag in einem Schuhkarton.«

»Es war ein unschuldiges Opfer im Kampf gegen ein Verbrechersyndikat«, sagte sie. »So etwas passiert. Dass Macbeth es vor der Presse verstecken wollte, um einen Polizeiskandal zu verhindern, macht ihn noch nicht zum Mörder.«

Caithness sah, wie Angus ihren Arm losließ, als hätte er sich verbrannt. Er trat einen Schritt zurück und starrte sie an. Caithness drehte sich um und ging hinaus.

Auf der Stahltreppe zur Werkhalle traf die Kälte ihre erhitzten Wangen wie ein Schlag.

Sie hatte sich dem Ausgang zugewandt, blieb aber vor einem der Öfen stehen. Sie sah Streifen und Flecken aus grauem Staub.

Lennox stand in der Fabriktür und winkte den Taxifahrer heran, damit

sie nicht durch den strömenden Regen laufen mussten. »Was glauben Sie, worauf hat es Angus abgesehen?«

»Abgesehen?« Caithness drehte sich um und schaute zu dem schuppenähnlichen Vorarbeiterbüro hinauf.

»Er muss doch wissen, dass er für eine leitende Position zu jung ist«, sagte Lennox. »Hey! Hier drüben! Geht es ihm um Ruhm und Ehre?«

»Vielleicht ist es einfach so, wie er gesagt hat. Jemand muss Macbeth aufhalten.«

»Pflichtgefühl?« Lennox kicherte, und Caithness hörte das Knirschen von Reifen auf dem Kies. »Jeder will irgendwas haben, Caithness. Kommen Sie?«

»Ja.« Caithness konnte gerade so Angus' Umriss hinter dem Fenster erkennen – er hatte sich nicht von der Stelle gerührt, seit sie ihn zurückgelassen hatten. Er stand einfach nur da. Als warte er auf etwas.

Wie lange würde es dauern, bis Lennox Macbeth über diese versuchte Meuterei informierte?

Was sollte sie mit dem anfangen, was Angus ihnen erzählt hatte?

Sie hielt sich die Hand an die Wange. Sie wusste, warum sie so warm war. Sie war errötet. Errötet vor Scham.

Lennox nahm die Abkürzung durch die Bahnhofshalle. Er mochte Abkürzungen. Schon immer. Schon als Kind hatte er sich seine Freunde mit Süßigkeiten gekauft und gelogen, hatte geleugnet, vom Kran am Hafen gesprungen zu sein und dafür gezahlt zu haben, dass das Mädchen vom Indigo-Kiosk ihm einen runtergeholt hatte. Er hatte Schuhe mit höheren Absätzen als alle anderen getragen, bei Prüfungen abgeschrieben und danach immer noch schwindeln müssen, was die Note anbetraf. Sein Vater hatte immer gesagt – gern ganz unverblümt bei Familienfeiern –, dass nur jemand ohne Rückgrat solche Abkürzungen nahm und es sich zu leicht machte. Nachdem sein Vater der privaten Universität der Stadt ein kleineres Geldgeschenk gemacht und damit sich und Lennox die Schande erspart hatte, dass sein Sohn an einer staatlichen Uni studieren musste, hatte Lennox auch sein Abschlussdiplom gefälscht. Nicht, um es möglichen Arbeitgebern zu zeigen, sondern nur seinem Vater, der es sehen wollte. Natürlich war es

ein Fiasko gewesen. Den misstrauischen Blicken und Nachfragen hatte Lennox nicht standhalten können. Er hatte noch die Worte im Ohr: Sein Vater wisse nicht, wie eine Molluske wie er überhaupt aufrecht stehen könne, er habe ja keinen einzigen Knochen im Körper!

Durchaus angemessen, aber immerhin hatte er Rückgrat genug, um die Drogendealer zu ignorieren, die hier auf ihn zukamen und ihre Angebote murmelten. Sie erkannten einen Konsumenten auf Anhieb. Aber sein Brew bekam er nicht auf diese Art, er ließ es sich in anonymen braunen Briefumschlägen schicken. Und wenn er dann und wann eine spezielle Behandlung wünschte, verbanden sie ihm die Augen und führten ihn – wie einen Kriegsgefangenen vors Erschießungskommando – in die geheime Küche, wo er seinen Schuss frisch aus dem Kessel erhielt.

Er kam an Bertha Birnham vorbei, wo Duff auf seinen Bluff wegen des Richters aus Capitol hereingefallen war. Aber Hecate hatte nichts darüber gesagt, dass Macbeth Duffs Frau und Kinder hatte umbringen lassen. Lennox beschleunigte sein Tempo, während er den Worker's Square überquerte, als müsse er sich beeilen, bevor etwas Schlimmes passierte. Etwas in seinem Inneren.

»Macbeth ist beschäftigt«, sagte der kleine Rezeptionist im Inverness.

»Sagen Sie ihm, dass Inspector Lennox hier ist. Es ist wichtig und wird nur eine Minute dauern.«

»Ich rufe ihn an, Sir.«

Während Lennox wartete, schaute er sich um. Er war sich nicht sicher, was es war, aber irgendetwas fehlte. Eine Art letzter Schliff. Vielleicht hatte sich nur die Atmosphäre verändert; vielleicht lag es daran, dass einige weniger gut gekleidete Typen zu laut lachten, als sie in den Spielsaal traten. Diese Art von Kundschaft war neu.

Macbeth kam die Treppe herunter.

»Hallo, Lennox.«

»Hallo, Chief Commissioner. Im Casino ist heute ja einiges los.«

»Tagesspieler direkt aus dem Obelisk. Die Spielbankenaufsicht hat den Laden vor ein paar Stunden dichtgemacht. Ich habe nicht viel Zeit. Wollen wir uns hier hinsetzen?«

»Vielen Dank, Sir. Ich wollte Sie nur über ein Treffen informieren, das heute stattgefunden hat.«

Macbeth gähnte. »Ach ja?«

Lennox atmete ein. Zögerte. Weil es Millionen Wege gab, wie man anfangen konnte. Tausende Wege, dieselbe Nachricht zu überbringen. Hunderte erster Worte. Und doch nur zwei Möglichkeiten.

Macbeth runzelte die Stirn.

»Sir«, sagte der Rezeptionist. »Nachricht vom Black-Jack-Tisch. Sie fragen, ob wir ihnen noch einen weiteren Croupier zur Verfügung stellen können. Da bildet sich schon eine Schlange.«

»Ich komme gleich, Jack. Entschuldigen Sie die Unterbrechung, Lennox. Normalerweise kümmert sich Lady um diese Dinge. Nun?«

»Ja. Das Treffen ...« Lennox dachte an seine Familie. Ihr Haus. Den Garten. Die sichere Nachbarschaft, in der die Kinder mit keinerlei Gräueln konfrontiert wurden. An die Universität, auf die sie gehen würden. An den Gehaltsscheck, der all das ermöglichte. Und die Nebeneinkünfte, die inzwischen zur Notwendigkeit geworden waren, um überhaupt zurechtzukommen. Nicht für ihn; für die Familie, die Familie, die Familie. *Seine* Familie, kein Haus in Fife, kein ...

»Ja?«

Die Eingangstür öffnete sich.

»Sir!«

Sie drehten sich um. Es war Seyton. Völlig außer Atem. »Wir haben ihn, Chef.«

»Wen?«

»Duff. Und Sie hatten recht. Er ist an Bord eines Schiffes, das von hier aus in See gestochen ist. Die MS Glamis.«

»Fantastisch!« Macbeth wandte sich Lennox zu. »Das hier wird warten müssen, Inspector. Ich muss sofort los.«

Lennox blieb sitzen, während die anderen beiden durch die Tür hinausstürmten.

»Ein beschäftigter Mann.« Der Rezeptionist lächelte. »Möchten Sie einen Kaffee, Sir?«

»Nein, danke«, sagte Lennox und starrte vor sich hin. Die Dunkelheit hatte bereits begonnen sich herabzusenken, aber es lagen noch viele Stunden vor seinem nächsten Schuss. Eine Ewigkeit. »Ich glaube, ich nehme Ihr Angebot doch an. Ja gern, einen Kaffee bitte.« Eine Ewigkeit für einen

Mann ohne Rückgrat.

»Wo willst du hin?«, flüsterte Meredith.

»Ich weiß nicht«, sagte Duff und versuchte, ihren Hals zu streicheln, kam jedoch nicht nah genug heran. »Ich habe eine Adresse, aber ich weiß nicht, wem sie gehört.«

»Warum willst du denn dann da hin?«

»Jemand hat sie aufgeschrieben, kurz bevor Fleance und Banquo umgekommen sind. Sicherer Unterschlupf steht darüber, und wenn sie auf der Flucht waren, dann ist es dort für mich vielleicht auch sicher. Ich weiß es nicht. Mehr habe ich nicht, Liebste.«

»Wenn das so ist ...«

»Wo bist du?«

»Hier.«

»Wo ist das? Und was machst du?«

Meredith lächelte. »Wir warten auf dich. Es ist immer noch der Geburtstag.«

»Hat es wehgetan?«

»Ein bisschen. Es war rasch vorüber.«

Duff spürte, wie sich ihm die Kehle zusammenschnürte. »Ewan und Emily, haben sie Angst gehabt?«

»Sch, mein Schatz, darüber sprechen wir jetzt nicht ...«

»Aber ...«

Sie legte ihm ihre Hand über den Mund. »Sch, sie schlafen. Du darfst sie nicht wecken.«

Ihre Hand. Er konnte nicht atmen. Er versuchte, sie abzuschütteln, aber sie war zu stark. Duff schlug die Augen auf.

In der Dunkelheit sah er vor sich eine Gestalt, und diese Gestalt drückte ihre Hand auf seinen Mund. Duff versuchte zu schreien und das haarige Handgelenk zu packen, aber der andere war zu stark. Duff wusste, wer es war, als er ihn schniefen hörte. Es war Hutchinson. Der sich über ihn beugte

und ihm ins Ohr flüsterte.

»Keinen Mucks, Johnson. Oder besser gesagt, *Duff*.«

Seine Tarnung war aufgefliegen. War ein Preis auf seinen Kopf ausgesetzt, tot oder lebendig? Hutchinsons Moment der Rache war gekommen. Messer? Ahle? Hammer?

»Hör zu, Johnson. Wenn wir den Kameraden im Bett über dir wecken, bist du dran. Okay?«

Warum hatte der Ingenieur ihn geweckt? Warum hatte er ihn nicht einfach umgebracht?

»Die Polizei wird auf dich warten, wenn wir in Capitol anlegen.« Er zog seine Hand von Duffs Mund zurück. »Jetzt weißt du's, und wir sind quitt.«

In der Kajüte wurde es einen Augenblick hell, als sich die Tür öffnete. Dann schloss sie sich wieder, und er war verschwunden.

Duff blinzelte in der Dunkelheit und fragte sich einen Augenblick lang, ob auch Hutchinson Teil seines Traumes gewesen war. Jemand hustete in einem der oberen Stockbetten. Duff wusste nicht, wer es war. Der Steward hatte den Mangel an Betten damit erklärt, dass sie auf der letzten Fahrt »einige sehr wichtige Kisten mit Munition« hatten transportieren müssen. Dafür mussten sie einige Stockbetten ausbauen und zwei der Kajüten zweckentfremden, da die Vorschriften vorsahen, dass sie nur eine gewisse Menge Sprengstoff an einem Ort des Schiffes lagern durften. Nur Crewmitglieder mit Streifen auf der Uniform verfügten über eigene Kabinen. Duff schwang seine Beine auf den Boden und eilte in den Gang hinaus. Sah noch den Rücken eines dreckigen Ezzo-T-Shirts auf der Leiter hinab zum Maschinenraum.

»Warte!«

Hutchinson drehte sich um.

Duff huschte ihm entgegen.

Auch jetzt funkelten die Augen des Ingenieurs. Aber die Börsartigkeit war aus ihnen verschwunden.

»Wovon redest du?«, fragte Duff. »Polizei? Quitt?«

Hutchinson verschränkte die Arme. Schniefte. »Ich war vorhin bei Sparks, um ...«, noch ein Schniefen, »... mich zu entschuldigen. Der Kapitän hat gerade eine Funkmeldung herausgegeben. Sie standen mit dem Rücken zu mir und haben mich nicht gehört.«

Duff spürte, wie sein Herz aussetzte, und verschränkte ebenfalls die Arme. »Weiter.«

»Der Kapitän sagte, er habe einen Johnson an Bord, auf den die Beschreibung passt. Du hättest eine Narbe im Gesicht und auch am fraglichen Tag angeheuert. Die Stimme am anderen Ende sagte, der Kapitän solle nichts unternehmen, weil dieser Duff gefährlich sei. Die Polizei würde bereitstehen, wenn wir an Land kämen. Der Kapitän meinte daraufhin, er sei froh, das zu hören, weil er dich bereits in der Messe in Aktion erlebt hätte.« Hutchinson fuhr sich mit zwei Fingern über die Stirn.

»Warum gibst du mir den Tipp?«

Der Ingenieur zuckte mit den Schultern. »Der Kapitän hat mir gesagt, ich müsse mich bei Sparks entschuldigen. Er meinte, ich hätte meinen Job nur noch, weil du dich geweigert hättest, mich ans Messer zu liefern. Und ich würde diesen Job gern behalten ...«

»Und wirst du das?«

Der Ingenieur schiefte. »Wahrscheinlich. Darin bin ich wenigstens ganz gut, sagt der Erste Ingenieur.«

»Ach ja? Hat er das gesagt?«

Hutchinson grinste. »Er kam heute Abend zu mir und meinte, ich solle mir ja nichts einbilden. Ich wär bloß ein Pickel am Arsch dieses Schiffes, aber ein guter Ingenieur. Dann ist er abgezogen. Ziemlich verrückte Typen hier an Bord, was?« Er lachte. Sah beinahe glücklich aus. »Ich geh jetzt mal besser dahin, wo ich gebraucht werde.«

»Warte«, sagte Duff. »Was soll es bringen, wenn du einem verurteilten Mann sagst, dass ihm schon die Schlinge um den Hals hängt? Ich kann ja nicht entkommen, bis wir angelegt haben.«

»Das ist nicht mein Problem, Johnson. Wir sind quitt.«

»Sind wir das? Dieses Schiff hat die Maschinengewehre transportiert, mit der meine Frau und meine Kinder umgebracht wurden, Hutchinson. Nein, das ist nicht dein Problem, aber es war auch nicht mein Problem, als ich dem Kapitän einen Grund geben sollte, dich zu feuern.«

Ein Schniefen. »Dann spring ins Meer und schwimm weg. Es ist nicht weit. Geschätzte Ankunftszeit in neun Stunden, Johnson.« Schniefen.

Duff sah zu, wie der Ingenieur im Bauch des Schiffes verschwand.

Dann ging er zu einem Bullauge und schaute aufs Meer hinaus. Der Tag

brach an. Acht Stunden, bis sie im Hafen anlegen würden. Die Wellen waren hoch. Wie lange würde er bei solch einem Wetter überleben, in derart kaltem Wasser? Zwanzig Minuten? Dreißig? Und wenn sie sich dem Land näherten, würde der Kapitän garantiert jemanden dazu abkommandieren, ihn im Auge zu behalten. Duff lehnte seine Stirn gegen die Scheibe.

Es gab keinen Ausweg.

Er ging zurück in die Kajüte. Schaute auf seine Uhr. Viertel vor fünf. Es waren immer noch fünfzehn Minuten, bis er sich zum Dienst melden musste.

Er legte sich auf sein Bett und schloss die Augen. Er sah Meredith vor sich: Sie winkte ihm von ihrem Felsen aus zu, übers Wasser hinweg. Winkte, damit er zu ihr kam.

»Wir warten auf dich.«

Wie in einem Traum, dachte Macbeth. Oder als würde er in einer Grotte unter Wasser schwimmen. So in etwa musste es sein, wenn man schlafwandelte. Er hielt die Taschenlampe in einer Hand und Lady mit der anderen. Ließ das Licht über den Roulettetisch und über die leeren Stühle gleiten. Schatten bewegten sich wie Gespenster über die Wände. Das falsche Kristall über ihnen glitzerte.

»Warum ist niemand hier?«, fragte Lady.

»Alle sind nach Hause gegangen«, sagte Macbeth. Als er mit der Taschenlampe ein halb volles Glas Whiskey auf einem der Pokertische anstrahlte, schoss ihm instinktiv der Gedanke an die Droge durch den Kopf. Die Abwesenheit des Stoffs hatte sich inzwischen bemerkbar gemacht, aber er blieb eisern. Er *war* stark, stärker als je zuvor. »Wir sind hier ganz allein, nur du und ich, Liebste.«

»Aber wir schließen doch nie, oder?« Sie ließ seine Hand los. »Habt ihr das Inverness dichtgemacht? Und du hast alles verändert. Ich erkenne gar nichts wieder! Was ist das?«

Sie waren in einen anderen Raum getreten, wo der Lichtkegel eine Reihe einarmiger Banditen offenbarte. Dort standen sie, einer neben dem anderen, bis zum Ende des Raumes. Wie ein Heer kleiner schlafender Roboter, dachte Macbeth. Mechanische Kästen, die niemals wieder

aufwachen würden.

»Sieh doch nur, Kindersärge«, sagte Lady. »Und so viele, so schrecklich viele ...« Ihre Stimme versagte, und nur tonloses Schluchzen blieb übrig.

Macbeth zog sie an sich, fort von den Apparaten. »Wir sind nicht im Inverness, Liebste, das hier ist der Obelisk. Ich wollte dir zeigen, was ich für dich getan habe. Schau, er hat geschlossen. Sie haben sogar den Strom abgestellt. Siehst du? Das ist unser Sieg. Das ist das schöne Schlachtfeld, auf dem unser Feind gefallen ist, mein Schatz.«

»Es ist hässlich, schauerhaft! Und es stinkt. Kannst du es riechen? Es stinkt nach Leichen. Der Gestank kommt aus dem Kleiderschrank!«

»Liebling, Liebling, das ist die Küche. Die Polizei hat alle auf einmal hinausgeworfen, damit niemand Beweise vernichten konnte. Sieh nur, es liegen immer noch Steaks auf den Tellern.«

Macbeth ließ den Strahl der Taschenlampe über die Tische gleiten: weiße Decken, heruntergebrannte Kerzen und halb aufgeessene Gerichte. Er versteifte sich, als das Licht von strahlenden gelben Augen reflektiert wurde, die sie anstarrten. Lady schrie auf. Er griff in seine Jacke, konnte aber nur einen dünnen, drahtigen Körper erkennen, der sofort wieder in der Dunkelheit verschwand. Dann bemerkte er, dass er einen silbernen Dolch in der Hand hielt.

»Ganz ruhig, Liebste«, sagte er. »Das war nur ein Hund. Er muss das Essen gerochen haben und irgendwie hier hereingekommen sein. Jetzt hat er sich schon wieder davongemacht.«

»Ich will hier weg! Bring mich raus! Ich will weg!«

»Okay, wir haben genug gesehen. Wir fahren zurück ins Inverness.«

»Weg, hab ich gesagt!«

»Was meinst du? Weg – wohin?«

»Weg!«

»Aber ...« Er beendete den Satz nicht, nur den Gedanken. Sie konnten nirgendwohin. Es war nie anders gewesen, aber erst jetzt war es ihm schlagartig klar geworden. Alle anderen hatten eine Familie, ein Haus ihrer Kindheit, Verwandte, eine Sommerhütte, Freunde. Sie dagegen hatten nur einander und das Inverness. Aber nie war ihm der Gedanke gekommen, dies könnte nicht genügen. Erst jetzt, nachdem sie die Welt herausgefordert hatten und er kurz davor war, sie zu verlieren. Sie musste zurückkommen;

musste aufwachen, er musste sie aus der Finsternis befreien, in der sie gefangen war. Deshalb hatte er sie hierhergebracht. Aber selbst ihr Triumph genügte nicht, um sie wachzurütteln. Und er brauchte sie jetzt, brauchte ihren klaren Verstand, ihre starke Hand, nicht diese Frau, die stumme Tränen weinte und keinerlei Sinn für das hatte, was um sie herum vorging.

»Wir haben Duff gefunden«, sagte er und führte sie rasch durch die Dunkelheit auf den Ausgang zu. »Seyton ist nach Capitol geflogen, und um zwei Uhr wird die MS Glamis anlegen.« Draußen war es hell, aber im Obelisken hatten alle Fenster Jalousien, hier, wo eine ewige Party gefeiert wurde, herrschte ewige Nacht. Spieltische, von denen er sich nicht erinnern konnte, eben schon einmal an ihnen vorübergekommen zu sein, tauchten plötzlich im Schein der Taschenlampe auf und versperrten ihnen den Weg. Ihre Schritte wurden vom Teppich gedämpft, und hinter sich glaubte er das Knurren und Geifern einer Hundeschnauze zu hören. *Scheiße! Wo war er?* Wo war der verdammte Ausgang?

Lennox stand auf grünem Gras. Er hatte den Wagen an der Hauptstraße geparkt und seine Sonnenbrille aufgesetzt.

Dies war einer der Gründe, warum er sich niemals in Fife niederlassen würde. Das Licht war einfach zu grell. Er spürte bereits, wie die Sonne seine rosafarbene Haut verbrannte, als sollte er wie ein gottverdammter Vampir in Flammen aufgehen.

Aber er war kein Vampir, keineswegs. Manche Dinge sah man erst aus der Nähe. Wie zum Beispiel das weiße Bauernhaus vor ihm. Erst aus der Nähe sah man, dass die Fassade mit kleinen schwarzen Löchern übersät war.

»Willkommen an Bord«, sagte der Kapitän der MS Glamis, als der Lotse die Brücke betrat. »Ich würde heute gern pünktlich ankommen. Jemand wartet auf uns.«

»Kein Problem.« Der Lotse schüttelte dem Kapitän die Hand und nahm hinter ihm seine Position ein. »Wenn die Maschinen funktionieren.«

»Warum sollten sie nicht?«

»Einer Ihrer Ingenieure hat darum gebeten, auf meinem Boot in den Hafen mitgenommen zu werden. Er musste ein Ersatzteil besorgen, das der Erste Ingenieur braucht.«

»Ach?«, sagte der Kapitän. »Davon hat man mir gar nichts gesagt.«

»Wahrscheinlich nur eine Kleinigkeit.«

»Wer war der Ingenieur?«

»Hutch-irgendwas. Da sind sie ja.« Der Lotse deutete auf das Boot, das in hohem Tempo Richtung Hafen fuhr.

Der Kapitän griff nach seinem Fernglas. An Bord sah er achtern eine gestreifte Kappe über dem Rücken eines Esso-T-Shirts.

»Stimmt etwas nicht?«, fragte der Lotse.

»Niemand verlässt dieses Schiff ohne meine Erlaubnis«, sagte der Kapitän. »Zumindest nicht heute.« Er drückte den Knopf auf der Sprechanlage, der ihn mit der Kombüse verband. »Steward!«

»Kapitän«, ertönte die Antwort am anderen Ende.

»Schicken Sie Johnson mit zwei Tassen Kaffee zu uns herauf.«

»Ich komme sofort, Kapitän.«

»Johnson, hab ich gesagt.«

»Der hat Bauchkrämpfe, Kapitän. Deshalb hab ich ihm erlaubt, sich auszuruhen, bis wir anlegen.«

»Überprüfen Sie, ob er in seiner Kajüte ist.«

»Wird gemacht.«

Der Kapitän nahm seinen Finger vom Knopf.

»Drei Grad Backbord«, sagte der Lotse.

»Aye, aye«, erwiderte der Erste Offizier.

Inspector Seyton hatte gesagt, am sichersten sei es, wenn der Kapitän und der Funker die einzigen Eingeweihten blieben, damit Duff nicht herausfinden konnte, dass seine Tarnung aufgefliegen war. Seyton und zwei seiner besten Männer würden am Kai bereitstehen, wenn sie anlegten, dann an Bord kommen und Duff überwältigen. Außerdem hatte Seyton betont, dass er die Crew außer Reichweite haben wollte, für den Fall, dass Schüsse abgefeuert werden würden. Für den Kapitän hatte es sich allerdings angehört wie: *wenn* die Schüsse abgefeuert werden.

»Kapitän!« Es war der Steward. »Johnson schläft wie ein Baby in seiner Koje. Soll ich ihn wecken ...«

»Nein! Lassen Sie ihn schlafen. Ist er allein in der Kabine?«

»Ja, Kapitän.«

»Gut, gut.« Der Kapitän schaute auf seine Uhr. In einer Stunde würde alles vorüber sein, und er konnte nach Hause fahren zu seiner Frau. Ein paar Tage freihaben. Nur noch der eine Termin bei der Reederei morgen wegen des Versicherungsberichts über eine verdächtig hohe Zahl ähnlicher Krankheitsfälle bei Crewmitgliedern, die im Laufe der letzten zehn Jahre im Laderaum gearbeitet hatten. Hatte irgendwas mit Blut zu tun.

»Kurs stimmt«, sagte der Lotse.

»Wollen wir's hoffen«, murmelte der Kapitän. »Wollen wir's hoffen.«

Zehn nach eins. Vor zehn Minuten war ein riesiger Elchkopf aus einer Art Kuckucksuhr gekommen und hatte gemauert. Angus schaute sich um. Er bereute, diesen Ort gewählt zu haben. Um diese Tageszeit waren zwar nur arbeitslose Tagediebe und Trinker im Bricklayers Arms zu finden, aber es handelte sich um die SWAT-Stammkneipe, und wenn ihn jemand aus dem Polizeihauptquartier mit dem Reporter sprechen sah, würde es Macbeth bald zu Ohren kommen. Andererseits war es weniger verdächtig, als in einer versteckten Bar in einer Seitenstraße zu sitzen.

Aber Angus gefiel es nicht. Der Elch gefiel ihm nicht. Die Tatsache, dass der Journalist immer noch nicht aufgetaucht war, gefiel ihm nicht. Angus wäre schon lange aufgebrochen, wäre dies nicht seine letzte Chance

gewesen.

»Tut mir leid, dass ich so spät dran bin.«

Die gerollten Rs. Angus schaute auf. Es war nur die Stimme, die ihm verriet, dass der Mann in der gelben Öljacke wirklich Walter Kite war. Angus hatte gehört, dass er konsequent dem Fernsehen eine Absage erteilte und sich weigerte, sein Foto in Zeitungen und Promi-Magazinen abbilden zu lassen, da er den Auftritt des Reporters für eine Ablenkung von seiner Story hielt. Das Wort war alles.

»Der Regen und der Verkehr«, sagte Walt Kite und knöpfte sich die Jacke auf. Wasser rann aus seinen dünnen Haaren.

»Der Regen und der Verkehr sind immer schuld«, sagte Angus.

»Zumindest benutzen wir das gern als Ausrede«, sagte der Radioreporter und setzte sich ihm gegenüber in die Nische. »In Wahrheit ist mir die Fahrradkette abgesprungen.«

»Ich dachte, Walter Kite lügt nie«, sagte Angus.

»Kite, der Radioreporter, lügt niemals«, erwiderte Kite mit sarkastischem Grinsen. »Walter, der Privatmann, kann da leider nicht ganz mithalten.«

»Sind Sie allein?«

»Immer. Erzählen Sie mir, was Sie nicht am Telefon sagen wollten.«

Angus atmete tief ein und begann zu sprechen. Diesmal überfiel ihn nicht dieselbe Nervosität wie beim Gespräch mit Lennox und Caithness. Vielleicht weil die Würfel bereits gefallen waren, es gab keinen Weg zurück. Er benutzte mehr oder weniger dieselben Worte wie am Tag zuvor in der Estex-Fabrik, berichtete Kite aber auch von seinem Treffen mit Lennox und Caithness. Er gab Kite alles. Die Namen. Die Details über das Clubhaus und den Einsatz in Fife. Über den Befehl, die Leiche des Babys zu verbrennen. Während er sprach, zog Kite eine Serviette aus dem Spender auf dem Tisch, um sich das schwarze Schmieröl von den Fingern zu wischen.

»Warum ich?«, fragte Kite und nahm sich noch eine zweite Serviette.

»Weil man von Ihnen sagt, dass Sie ein mutiger Journalist sind. Und integer«, sagte Angus.

»Schön zu hören, dass die Leute das denken«, sagte Kite und musterte Angus. »Ihr Ausdrucksvermögen ist weitaus besser als das der meisten

jungen Polizeibeamten.«

»Ich habe Theologie studiert.«

»Das erklärt beides, Ihre Ausdrucksweise und warum Sie sich dieser Sache aussetzen wollen. Sie glauben, dass gute Taten Erlösung bringen.«

»Sie irren sich, Kite. Ich glaube weder an Erlösung noch an irgendetwas Göttliches.«

»Haben Sie schon mit irgendwelchen anderen ...«, er grinste gehässig, »... integren oder weniger integren Journalisten gesprochen?«

Angus schüttelte den Kopf.

»Gut. Denn wenn ich an diesem Fall arbeite, brauche ich die Exklusivrechte. Also kein Wort zu anderen Journalisten, zu niemandem. Ist das abgemacht?«

Angus nickte.

»Wo kann ich Sie erreichen, Angus?«

»Meine Telefonnummer ...«

»Kein Telefon. Adresse.«

Angus schrieb sie auf Kites ölfleckige Serviette. »Wie geht's jetzt weiter?«

Kite stieß ein Seufzen aus. Wie ein Mann, der weiß, dass ein gewaltiger Haufen Arbeit vor ihm liegt.

»Ich werde erst einmal ein paar Dinge überprüfen müssen. Das ist ein großer Fall. Ich möchte ungern, dass man mir später Fehlinformationen nachweist, oder dass ich verdächtigt werde, mich vor jemandes Karren spannen zu lassen.«

»Mein einziges Ziel ist, dass die Wahrheit rauskommt und Macbeth aufgehalten wird.«

Angus wusste, dass er die Stimme erhoben hatte, als sich Kite umschaute, um sicherzugehen, dass keiner der wenigen Gäste etwas mitbekam. »Wenn das wahr ist, stimmt es nicht, dass Sie nicht ans Göttliche glauben.«

»Gott existiert nicht.«

»Ich dachte eher ans Göttliche *im Menschen*, Angus.«

»Sie meinen das Menschliche im Menschen, Kite. Das Gute zu wollen ist ebenso menschlich wie zu sündigen.«

Kite nickte langsam. »*Sie* sind der Theologe. Auch wenn ich gestehen

muss, dass ich Ihnen glaube, muss ich die Geschichte nachprüfen – und auch Sie als Person. Ich glaube, das meint man mit ...«, er stand auf und knöpfte sich seine Öljacke zu, »... Integrität.«

»Wann, glauben Sie, kann das veröffentlicht werden?« Angus atmete tief ein und wieder aus. »Ich traue Lennox nicht. Er wird zu Macbeth gehen.«

»Ich mache die Story zur obersten Priorität«, sagte Kite. »Sie müsste eigentlich in zwei Tagen stehen.« Er holte seine Brieftasche hervor.

»Vielen Dank. Aber ich zahle selbst für meinen Kaffee.«

»Schön.« Kite steckte die Brieftasche zurück in seine Jacke. »Sie sind ein seltener Vogel in dieser Stadt, wissen Sie.«

»Eindeutig vom Aussterben bedroht.« Angus lächelte schwach.

Er blickte dem Reporter nach, bis dieser zur Tür hinaus war. Schaute sich im Pub um. Niemand Verdächtiges. Alle schienen mit ihren eigenen Angelegenheiten beschäftigt zu sein. Zwei Tage. Er musste irgendwie versuchen, zwei Tage lang am Leben zu bleiben.

Seyton mochte Capitol nicht. Mochte die breiten Straßen nicht, die prunkvollen Parlamentsgebäude und den ganzen anderen Scheiß – die grünen Parkanlagen, die Bibliotheken und das Opernhaus, die Straßenkünstler, die kleinen gotischen Kirchen und die geradezu lächerlich extravagante Kathedrale, die zufriedenen Menschen auf den Terrassen der Restaurants und das teure Nationaltheater mit seinen präntiösen Stücken, unverständlichen Dialogen und monomanischen Königen, die im letzten Akt das Zeitliche segneten.

Deshalb bevorzugte er die Haltung, die er jetzt eingenommen hatte, mit dem Rücken zur Stadt und dem Blick hinauf aufs Meer.

Sie standen in der Hafenmeisterei und konnten nun auch die MS Glamis sehen.

»Sind Sie sicher, dass Sie keine Hilfe wollen?«, fragte der Beamte mit dem Aufnäher der Polizei von Capitol auf seiner Uniform. Vor ihrer Ankunft hatte es eine Diskussion über den Zuständigkeitsbereich gegeben, aber Capitols Chief Commissioner hatte sich kooperativ gezeigt, zum Teil, wie er sagte, weil der Mord an einem Polizisten in einer anderen Stadt auch

sie betraf, zum anderen, weil man an Bord eines Schiffes eine Ausnahme machen konnte.

»Noch mal vielen Dank, aber ich bin mir ganz sicher«, sagte Seyton.

»Schön, aber wenn Sie ihn festgenommen und an Land gebracht haben, übernehmen wir.«

»Selbstverständlich. Hauptsache, Sie behalten die Gangway und das Schiff im Auge.«

»Er wird nicht davonkommen, Inspector.« Der Polizist deutete auf die Kollegen in Zivil, die sich fünfzig Meter von der Anlegestelle entfernt in zwei Ruderbooten befanden. Sie taten so, als würden sie angeln, waren aber bereit, Duff augenblicklich einzufangen, falls er über Bord springen würde.

Seyton nickte. Es war noch nicht lange her, seit er in einem anderen Hafenbüro gestanden und gewartet hatte. Damals war es Duff gewesen, der keine Hilfe hatte annehmen wollen, der dämliche Idiot. Aber nun hatten sie die Rollen getauscht. Und er würde dafür sorgen, dass Duff dies auch erfuhr. Er würde es ihn *spüren* lassen. Einige endlose Sekunden lang. Die Polizei in Capitol wusste natürlich nichts von Macbeths Befehl: Duff sollte nicht an Land geführt, sondern getragen werden. In einem Leichensack.

Die Glamis drehte bei, und die See schäumte weiß unter der Oberfläche. Dann stieg das weiße Wasser auf und schlug Blasen wie Champagner. Seyton lud seine MP-5. »Olafson. Ricardo. Bereit?«

Die zwei SWAT-Männer nickten. Sie verfügten über Grundrisse des Schiffes, auf denen eingezeichnet war, wo sich Duffs Kabine befand.

Kabeltaue wurden von der Glamis aus an die Anlegestelle geworfen, eines vom Bug und eines vom Heck, um die Poller gewickelt und festgezurt. Der Bug des Schiffes stieß sanft gegen kreischende Reifen. Eine Gangway wurde herabgelassen.

»Jetzt«, sagte Seyton.

Sie rannten hinaus, über den Kai und die Gangway hinauf. Die Mannschaft starrte sie mit offenen Mündern an; offenbar hatte der Kapitän es geschafft, das Geheimnis zu wahren. Sie stürmten eine eiserne Leiter hinab, vorbei an einer Kabine, die als die des Ersten Offiziers gekennzeichnet war. Weiter hinab. Und noch weiter. Vor der Tür der Kabine 12 blieben sie stehen.

Seyton lauschte, hörte aber bloß seinen eigenen Atem und das Rumoren

der Maschinen. Ricardo hatte seine Position ein Stück weiter den Gang herunter eingenommen, von wo er die Türen in der Nähe im Auge behalten konnte, für den Fall, dass sich Duff doch in einer anderen Kabine aufhielt, sie hörte und versuchte, die Flucht zu ergreifen.

Seyton schaltete seine Taschenlampe ein und nickte Olafson zu. Dann ging er hinein. Die Taschenlampe war überflüssig; im Inneren war es hell genug. Duff lag auf der unteren Koje, der Wand zugedreht, mit einer Decke zugedeckt. Er trug die grüne Mütze, die der Kapitän erwähnt hatte. Angeblich nahm »Johnson« sie niemals ab und zog sie immer bis zu seiner großen Brille hinunter. Nur einmal war sie hochgerutscht, und der Kapitän hatte die Narbe gesehen. Seyton holte die Waffe hervor, die er in Duffs Hand legen würde, und feuerte zwei Schüsse in die Wand hinter sich. Nach den ohrenbetäubenden Explosionen hörte Seyton einige Sekunden lang nur noch ein hohes Schrillen. Duff zuckte in seiner Koje zusammen und erstarrte. Seyton flüsterte ihm direkt ins Ohr.

»Sie haben geschrien«, sagte er. »Sie haben geschrien, und es war wundervoll, das zu hören. Du darfst auch ein bisschen schreien, Duff. Denn ich habe mich entschlossen, dir zuerst in den Bauch zu schießen. Weil wir so gute alte Bekannte sind, du arrogantes Arschloch.«

Ein starker Geruch ging von Duff aus. Seyton atmte ihn ein. Aber es war nicht der köstliche Gestank der Angst. Es war ... Schweiß. Abgestandener, alter Männerschweiß. Älter als die paar Tage, die Duff vermisst wurde.

Der Mann in der Koje wandte ihm sein Gesicht zu.

Es war nicht Duffs Gesicht.

»Was?«, sagte der Mann. Die Decke rutschte herunter und entblößte eine nackte Brust und einen haarigen Unterarm.

Seyton drückte den Lauf seiner Maschinenpistole gegen die Stirn des Mannes. »Polizei. Was tun Sie hier, und wo ist Duff?«

Der Mann schniefte. »Ich *schlafe* hier, das sehen Sie doch. Und ich hab keine Ahnung, wer dieser Duff sein soll.«

»Johnson«, sagte Seyton und drückte die Mündung der Waffe so fest gegen den Kopf des Mannes, dass dieser aufs Kissen zurücksank.

Noch ein Schniefen. »Der Smutje? Haben Sie mal in der Kombüse nachgesehen? Oder in den anderen Kabinen? Wir schlafen auf dieser Fahrt

immer da, wo gerade was frei ist. Was hat denn Johnson gemacht, hä? Scheint ja was Ernstes gewesen zu sein. Wenn Sie mir ein Loch in den Kopf pusten wollen, dann schießen Sie jetzt endlich, Arschloch.«

Seyton zog seine Waffe zurück.

»Olafson, nehmen Sie Ricardo und durchsuchen Sie das Schiff.« Seyton musterte das aufgedunsene Gesicht vor ihm. Roch den Mann. War er wirklich so furchtlos, oder war es der zusammengesetzte Gestank anderer Körperteile, der den Geruch der Angst überdeckte?

Olafson stand noch immer hinter ihm.

»Durchsuch das Schiff!«, brüllte Seyton. Und hörte, wie die Stiefel von Olafson und Ricardo den Gang hinunterdröhnten. Dann, wie Kabinentüren aufgerissen wurden.

Seyton streckte sich. »Wie heißen Sie, und warum tragen Sie Johnsons Mütze?«

»Hutchinson. Und die Mütze können Sie gerne haben. Sie sehen aus, als bräuchten Sie dringend was zum Reinwischen.«

Seyton schlug zu. Die Waffe riss die Haut an der Wange des Mannes auf, und sofort kam Blut zum Vorschein. Aber der Typ zuckte nicht mit der Wimper, auch wenn seine Augen sich mit Tränen füllten.

»Antworten Sie mir«, zischte Seyton.

»Ich bin wach geworden, und mir war kalt. Ich wollte mir mein T-Shirt anziehen. Das hatte ich da drüben auf der Truhe abgelegt. Aber mein T-Shirt und meine Mütze waren beide weg, stattdessen lag da diese Mütze. Mir war kalt, da hab ich sie aufgesetzt, okay?« Hutchinsons Stimme schwankte, aber der Hass brach durch die Tränen hindurch. Angst und Hass, Hass und Angst, es ist immer dasselbe, dachte Seyton und wischte das Blut von der Mündung seiner MP-5.

Wütende Stimmen ertönten im Gang. Seyton wusste es bereits. Sie würden das gesamte Schiff durchsuchen, jede Nische, jeden Winkel – vergebens. Duff war bereits auf und davon.

Duff eilte breite Straßen hinab, vorbei an prächtigen alten Gebäuden, durch Parkanlagen, passierte Straßenmusiker und Porträtmaler. Ein lächelndes Paar auf der Terrasse eines Restaurants zeigte ihm die Richtung, als er ihnen die Adresse auf seinem Zettel zeigte. Starre seinen Bart an, der sich an einer Seite gelöst hatte. Auf seinem Weg ließ Duff die Kathedrale von Capitol hinter sich und versuchte, nicht zu rennen.

Hutchinson hatte sich noch einmal umgedreht.

Hatte sich auf der Leiter umgedreht und war zurück nach oben gekommen. Hatte sich Duffs Geschichte angehört. Und selbst als Duff ihm Einzelheiten erzählt hatte, die er an seiner Stelle selbst wohl nicht geglaubt hätte, nickte Hutchinson bloß, als würde er etwas wiedererkennen. Als wäre ihm nichts fremd, wenn es darum ging, was Menschen sich gegenseitig antun konnten. Und als Duff fertig war, schlug der Ingenieur ihm einen Fluchtplan vor. Ohne zu zögern, so simpel und naheliegend, dass Duff annahm, der Ingenieur müsse ihn sich irgendwann für sich selbst ausgedacht haben. Duff sollte Hutchinsons Kleidung anziehen und sich an der Reling bereithalten.

»Achte nur drauf, dass du der Brücke den Rücken zukehrst, damit der Kapitän dein Gesicht nicht sieht und denkt, du wärst ich. Der Bootsmann wird dir die Leiter überlassen, wenn du bereitstehst. Klettere rechtzeitig runter und bleib ganz unten stehen, wenn das Schiff des Lotsen vorbeikommt. Sag ihm, du müsstest an Land, bevor die Glamis anlegt, weil du in der Hafenmeisterei ein Ersatzteil holen musst, das wir für die Winde brauchen, die die Taue am Kai festziehen.«

»Warum?«

»Hä?«

»Warum tust du das für mich?«

Hutchinson zuckte mit den Schultern. »Ich war letztes Mal eingeteilt, die Munitionskisten abzuladen. Da war so ein dünner, glatzköpfiger Bulle,

der mit verschränkten Armen rumgestanden und geguckt hat, als wolle er uns ansucken, als wir das Zeug auf seinen Laster geladen haben.«

Duff wartete. Auf den Rest der Erklärung.

»Menschen tun Dinge füreinander«, sagte Hutchinson und schniefte. »Wie's aussieht.« Schniefer. »Wenn ich dich richtig verstanden habe, stehst du allein da gegen ...«, er deutete zu den Decks über ihnen, »... die. Und ich weiß ein bisschen was darüber, wie sich das anfühlt.«

Allein. Die.

»Ich danke dir.«

»Alles klar, Johnson.« Der Ingenieur schüttelte Duffs Hand. Nur kurz, beinahe schüchtern. Und dann fuhr er sich mit den Fingern über das Pflaster auf seiner Stirn. »Nächstes Mal bin ich vorbereitet, und dann kriegst *du* 'ne ordentliche Abreibung.«

»Klar.«

Duff war jetzt östlich des Stadtzentrums.

»Entschuldigen Sie. Distrikt 6?«

»Da drüben.«

Er kam an einem Zeitungskiosk vorbei. Die Häuser wurden kleiner, die Straßen enger.

»Tannery Street?«

»Die Straße runter bis zur Ampel und dann die zweite oder dritte rechts.«

Eine Polizeisirene heulte auf und verebbte wieder. Sie hatten hier in Capitol einen anderen Klang, nicht so harsch und scharf. Und eine andere Melodie. Nicht so düster, nicht so durchdringend unharmonisch.

»Dolphin?«

»Der Nachtclub? Hat der nicht geschlossen? Ist ja egal, sehen Sie das Café da? Direkt daneben.« Aber die Augen blieben zu lange an der Narbe hängen, versuchten, sich an etwas zu erinnern.

»Vielen Dank.«

»Kein Problem.«

Tannery Street 66.

Duff studierte die Klingelschilder neben der wurmstichigen Haustür. Keiner der Namen sagte ihm auch nur das Geringste. Er drückte gegen die Tür. Offen. Genauer gesagt: Das Schloss war aufgebrochen. Im Inneren war

es dunkel. Er stand still, bis sich seine Pupillen zu weiten begannen. Eine Treppe. Nasse Zeitungen, Uringeruch. Schwindsüchtiges Husten hinter einer Tür. Etwas, das sich anhörte wie ein harter, feuchter Schlag. Duff stieg die Treppe hinauf. In jedem Stock gab es zwei Wohnungstüren sowie eine niedrige Tür auf jedem Treppenabsatz dazwischen. Er drückte eine der Klingeln. Aus der Wohnung ertönten das wütende Bellen eines Hundes und schlurfende Schritte. Eine kleine, beinahe komisch aussehende runzlige Dame öffnete die Tür. Keine Sicherheitskette.

»Ja, Süßer?«

»Hallo, mein Name ist Inspector Johnson.«

Sie beäugte ihn misstrauisch. Duff vermutete, dass sein Esso-T-Shirt immer noch stark nach Hutchinson roch. Der Geruch schien zumindest das bellende Fellknäuel eingeschüchtert zu haben.

»Ich suche nach ...« Ja, wonach suchte er eigentlich? »... jemandem. Ein Freund hat mir die Adresse gegeben – Banquo.«

»Tut mir leid, junger Mann. Ich kenne keinen Banquo.«

»Alfie?«

»Ach, Alfie. Der wohnt im zweiten Stock, auf der rechten Seite. Entschuldigen Sie, aber Sie ... ähm ... Sie verlieren Ihren Bart.«

»Vielen Dank.«

Duff riss sich den Bart und die Brille vom Kopf, während er in den zweiten Stock hinaufstieg. An der Tür auf der rechten Seite gab es kein Namensschild, und der Klingelknopf hing an einer metallenen Feder.

Duff klopfte. Wartete. Klopfte noch einmal, lauter. Ein weiterer feuchter Schlag aus dem Erdgeschoss. Er rüttelte an der Tür. Abgeschlossen. Sollte er einfach warten, bis jemand auftauchte? Das war zumindest besser, als sich unten auf der Straße zu zeigen.

Lautes Husten. Es drang hinter der niedrigen Tür am Treppenabsatz hervor. Duff ging die fünf Stufen hinunter und drehte den Türknauf. Er bewegte sich ein Stück, als würde ihn jemand von innen festhalten. Duff klopfte.

Keine Antwort.

»Hallo? Hallo, ist da jemand drin?«

Er hielt den Atem an und legte das Ohr an die Tür. Er hörte etwas, das wie das Rascheln von Papier klang. Jemand versteckte sich da drin.

Duff ging mit lauten, schweren Schritten die Treppe hinunter, zog sich im ersten Stock die Schuhe aus und schlich auf Zehenspitzen wieder hinauf.

Er griff nach dem Türknauf und zog mit Wucht daran. Bemerkte, wie etwas durch die Luft flog, als die Tür aufschwang. Ein Stück Faden.

Er stand sich selbst gegenüber.

Das Bild war nicht besonders groß und unten rechts auf der Seite abgedruckt, unter einer Schlagzeile.

Die Zeitung senkte sich, und Duff starrte in das Gesicht eines alten Mannes mit langem, ungepflegtem Bart. Er saß nach vorn gebeugt da, und die Hose hing ihm an den Knöcheln.

Ein Etagenкло. Duff hatte so etwas schon in den alten Arbeiterkasernen entlang des Flusses gesehen. Man nannte sie Spritzkästen. Wohl wegen des Geräusches, das die Scheiße machte, wenn sie von den oberen Stockwerken auf den Auffangbehälter im Erdgeschoss traf. Wie ein nasser Schlag.

»Tut mir leid«, sagte Duff. »Sind Sie Alfie?«

Der Mann antwortete nicht, starrte Duff bloß an. Dann drehte er langsam die Zeitung um, schaute sich das Foto an und wieder auf zu Duff. Befeuchtete seine Lippen. »Lauter«, sagte er und deutete mit einer Hand auf sein Ohr.

Duff hob die Stimme. »Sind Sie Alfie?«

»Lauter.«

»Alfie!«

»Schhh. Ja. Das ist Alfie.«

Vielleicht lag es an der Schreierei, aber Duff hatte nicht gehört, dass sich ihm von hinten jemand genähert hatte. Er spürte nur, dass ein harter Gegenstand gegen seinen Hinterkopf gedrückt wurde. Außerdem kam ihm etwas vage bekannt vor an der Stimme, die ihm jetzt ins Ohr flüsterte: »Ja, dies ist eine Waffe, Inspector. Also rühren Sie sich nicht; sagen Sie mir einfach nur, wie Sie uns gefunden haben und wer Sie geschickt hat.«

Duff wollte sich umdrehen, aber eine Hand drückte sein Gesicht wieder nach vorn, sodass er Alfie ansehen musste. Dieser hielt das Problem offenkundig für gelöst und fuhr fort, seine Zeitung zu lesen.

»Ich weiß nicht, wer Sie sind«, sagte Duff. »Ich habe den Abdruck einer Adresse auf dem Notizblock in Banquos Wagen gefunden. Und mich hat niemand geschickt. Ich bin allein.«

»Warum sind Sie hergekommen?«

»Weil Macbeth mich umbringen will. Ich bin mir ziemlich sicher, dass er auch Banquo und Fleance hat töten lassen. Deshalb dachte ich, wenn Banquo eine sichere Adresse hat, wäre sie auch für mich ein guter Unterschlupf.«

Eine Pause. Scheinbar um nachzudenken.

»Kommen Sie mit.«

Duff wurde herumgedreht, aber so, dass sich die Person mit der Waffe immer noch hinter ihm hielt. Dann wurde er die Stufen hinaufgedrängt zu der Tür, an der er eben noch geklopft hatte. Sie stand jetzt offen. Er wurde in einen großen Raum geschubst, in dem es abgestanden roch, obwohl die Fenster weit offen standen. Der Raum enthielt einen großen Tisch mit drei Stühlen, eine Küchenecke mit Spüle, einen Kühlschrank sowie ein schmales Bett, ein Sofa und eine Matratze auf dem Boden. Und eine weitere Person. Der Mann saß auf einem der Stühle, hatte die Unterarme und Hände auf den Tisch gelegt und starrte Duff mit großen Augen an. Die Brille war die alte, ebenso wie die langen Beine, die unter dem Tisch hervorragten. Aber etwas war anders an ihm. Vielleicht der Bart. Oder sein Gesicht war schmaler geworden.

»Malcolm«, sagte Duff. »Sie sind am Leben.«

»Duff. Setzen Sie sich.«

Duff nahm gegenüber vom Deputy Chief Commissioner Platz.

Malcolm begann, seine Brille zu putzen. »Sie haben also geglaubt, ich hätte mich ertränkt, nachdem ich Duncan umgebracht hatte, ja?«

»Anfangs schon. Bis mir klar wurde, dass Macbeth hinter dem Mord an Duncan steckt. Danach bin ich davon ausgegangen, dass er Sie ertränkt hat, um den Weg zum Büro des Chief Commissioners freizuräumen. Und dass der Selbstmordbrief eine Fälschung war.«

»Macbeth hat gedroht, meine Tochter zu töten, wenn ich nicht unterschreibe. Was wollen Sie, Duff?«

»Er sagt ...«, begann die Stimme hinter Duff.

»Ich habe Sie gehört«, unterbrach Malcolm. »Und ich habe die Zeitungsberichte gesehen, wonach Macbeth hinter Ihnen her ist, Duff. Aber es könnte natürlich auch sein, dass Sie mit ihm zusammenarbeiten und diese Artikel lanciert wurden, damit Sie sich bei uns einschleichen können.«

»Und meine Familie wurde ermordet, um mich zu decken?«

»Davon habe ich auch gelesen, aber inzwischen traue ich nichts und niemandem mehr, Duff. Wenn Macbeth und die Polizei tatsächlich so wild darauf wären, Sie zu fangen, hätten sie es gewiss längst geschafft.«

»Ich hatte Glück.«

»Und dann sind Sie hierhergekommen.« Malcolm trommelte mit seinen Fingern auf der Tischplatte. »Warum?«

»Sicherer Unterschlupf.«

»Sicher?« Malcolm schüttelte den Kopf. »Sie sind Polizeibeamter, Duff, und Sie wissen doch genau: Wenn Sie uns hier so leicht finden können, kann Macbeth es auch. Ein einigermaßen intelligenter Mann, nach dem gefahndet wird, rührt sich nicht vom Fleck. Er geht nicht andere Leute besuchen, die ebenfalls auf der Fahndungsliste stehen. Also geben Sie mir eine bessere Antwort. Warum sind Sie hier?«

»Was glauben Sie?«

»Ich möchte es aus Ihrem Mund hören. Die Waffe ist auf die Stelle gerichtet, wo Ihr Herz sitzt, wenn Sie denn eins haben.«

Duff schluckte. Warum war er hierhergekommen? Er hatte schon sehr hoch pokern müssen. Aber es war eben seine einzige Hoffnung gewesen. Die Chancen standen schlecht, trotzdem war die Rechnung einfach. Duff atmete tief ein.

»Banquo wollte mich treffen, um mir etwas zu sagen – in der Nacht, in der er gestorben ist. Und er war der Letzte, der Sie an dem Tag gesehen hat, an dem Sie verschwunden sind. Ich dachte, dass ich Sie möglicherweise hier finden könnte. Und dass wir einander helfen könnten. Ich habe Beweise dafür, dass Macbeth Duncan getötet hat. Macbeth weiß das, und deshalb will er jetzt mich beseitigen.«

Malcolm hob eine Augenbraue. »Und wie sollen wir einander helfen? Sie glauben ja wohl nicht, dass uns die Polizei hier in Capitol beistehen wird, oder?«

Duff schüttelte den Kopf. »Sie haben Anweisung bekommen, uns festzunehmen und augenblicklich an Macbeth auszuliefern. Aber wir können Macbeth gemeinsam stürzen.«

»Um Ihre Familie zu rächen?«

»Ja, das war mein erster Gedanke.«

»Aber?«

»Es gibt etwas Größeres als Rache.«

»Den Posten des Chief Commissioners?«

»Nein.«

»Was dann?«

Duff nickte dem offenen Fenster zu. »Capitol ist eine wunderbare Stadt, nicht wahr? Es ist schwer, sie nicht zu mögen. Sich sogar in sie zu verlieben – so eine lächelnde blonde Schönheit mit Sonnenschein in den Augen. Aber Sie und ich können sie niemals lieben, nicht wahr? Weil wir unser Herz an die verkommene, kaputte Stadt an der Westküste verschenkt haben. Ich habe mich von ihr losgesagt, habe geglaubt, sie würde mir nichts mehr bedeuten. Dass ich und meine Karriere wichtiger wären als die Stadt, die nichts anderes getan hat, als uns die Laune zu verderben, unsere Herzen zu korrumpieren und unser Leben zu verkürzen. Eine absurde, verschwendete Liebe, habe ich gedacht. Aber so ist es eben. Zu spät stellen wir fest, wen wir wirklich lieben.«

»Und Sie sind bereit, sich für eine derartige Stadt selbst zu opfern?«

»Das ist leicht.« Duff lächelte. »Ich habe alles verloren. Es gibt nicht mehr viel zu opfern, außer meinem Leben. Was ist mit Ihnen, Malcolm?«

»Ich habe meine Tochter zu verlieren.«

»Und retten können Sie sie nur, indem wir Macbeth zu Fall bringen. Hören Sie. Sie sind der Mann, der Duncans Werk fortsetzen kann. Deshalb bin ich hergekommen. Um Ihnen zu folgen, wenn Sie bereit sind, den Posten als Chief Commissioner zu übernehmen und für Gerechtigkeit zu sorgen.«

Malcolm musterte ihn misstrauisch. »Ich?«

»Ja.«

Malcolm lachte. »Vielen Dank für die moralische Unterstützung, Duff, aber lassen Sie mich erst einmal ein paar Dinge klarstellen.«

»Ja?«

»Erstens habe ich Sie nie gemocht.«

»Verständlich«, sagte Duff. »Ich habe nie einen Gedanken an irgendjemanden verschwendet außer an mich selbst. Ich will nicht behaupten, ich sei ein neuer Mensch, aber was passiert ist, hat mich einiges begreifen lassen. Ich bin immer noch nicht besonders clever, aber vielleicht etwas weniger dämlich als früher.«

»Schon möglich, aber vielleicht sagen Sie auch nur, was ich hören will. Ich will aber keinen Unsinn über Ihre Bekehrung hören. Sie haben sich vielleicht ein wenig geändert, die Welt ist aber immer noch dieselbe.«

»Was meinen Sie damit?«

»Ich freue mich, dass Sie mich für relativ anständig halten. Aber wenn Sie zu meinem Team gehören wollen, muss ich wissen, ob Ihre Engelsflügel Sie nicht davon abhalten, mit beiden Füßen auf dem Boden zu stehen. Ihnen ist doch wohl klar, dass man bei gewissen Dingen ein Auge zudrücken muss, oder? Dass man gewisse ... etablierte Praktiken akzeptieren muss, dass bestimmte Leute mit bestimmten Dingen durchkommen und dass einige dicke braune Umschläge den Besitzer wechseln. Wie wollen Sie die Loyalität eines schlecht bezahlten Polizisten erreichen, wenn Sie ihm über Nacht alles nehmen? Und ist es nicht besser, hin und wieder ein paar kleinere Schlachten zu gewinnen, als darauf zu bestehen, immer die großen zu verlieren?«

Duff schaute den Mann mit dem Bart an, als müsse er sichergehen, dass es sich wirklich um Malcolm handelte. »Sie meinen, man sollte nicht gegen Hecate vorgehen, sondern gegen seine kleineren Mitbewerber?«

»Ich meine, Sie sollten realistisch sein, mein lieber Duff. Niemandem ist mit einem Chief Commissioner gedient, der keine Ahnung davon hat, wie die Dinge in dieser Welt laufen. Wir müssen eine bessere und sauberere Stadt aufbauen, als es unsere Vorgänger geschafft haben, Duff, aber für diesen Job muss man uns verdammt noch mal auch bezahlen.«

»Wir sollen Bestechungsgelder annehmen, meinen Sie?«

»Wir können nicht gegen Hecate gewinnen, Duff. Noch nicht. In der Zwischenzeit können wir ihn ruhig einen Teil unserer Gehälter zahlen lassen. Damit wir gut genug ausgestattet sind, um gegen all die anderen Verbrechen in unserer Stadt zu kämpfen. Gott weiß, es gibt genug davon.«

Zuerst spürte Duff eine tiefe Erschöpfung. Und eine merkwürdige Erleichterung. Der Kampf war vorüber; er konnte aufgeben, konnte sich endlich ausruhen. Mit Meredith. Er schüttelte den Kopf. »Ich kann das nicht akzeptieren. Ich hatte gehofft, dass Sie ein anderer Mensch wären, Malcolm. Das heißt, jetzt ist meine letzte Hoffnung dahin.«

»Glauben Sie, es gibt bessere Menschen? Sind Sie ein besserer Mensch?«

»Ich nicht. Aber im Bauch eines Schiffes habe ich Männer getroffen, die besser sind als Sie und ich, Malcolm. Dann gehe ich jetzt. Sie werden sich schnell entscheiden müssen, ob Sie mich ziehen lassen oder mich erschießen.«

»Ich kann Sie nicht gehen lassen, da Sie jetzt wissen, wo ich bin. Es sei denn, Sie schwören, meinen Aufenthaltsort nicht preiszugeben.«

»Ein Versprechen unter Verrätern wäre nicht viel wert, Malcolm. Ich werde auch nicht schwören. Bitte schießen Sie mir in den Kopf – auf mich wartet meine Familie.«

Duff stand auf, aber Malcolm tat es ihm gleich, legte ihm beide Hände auf die Schulter und drückte ihn zurück auf seinen Stuhl.

»Sie haben mir ziemlich viele Fragen gestellt, Duff. Und in einem Verhör sind die Fragen oft wahrer und verraten mehr als die Antworten. Ich habe Sie angelogen, und Ihre Antworten waren die richtigen. Aber ich war mir nicht sicher, ob Ihre rechtschaffene Empörung echt war. Bis jetzt, als Sie bereit waren, sich für eine saubere Polizei und eine saubere Stadt eine Kugel in den Kopf schießen zu lassen.«

Duff blinzelte. Sein Körper fühlte sich plötzlich so schwer an, dass er glaubte, gleich ohnmächtig zu werden.

»In diesem Raum befinden sich drei Männer«, sagte Malcolm. »Drei Männer, die bereit sind, alles zu opfern, um fortzusetzen, wofür Duncan gestanden hat.« Er setzte sich die Brille auf. »Drei Männer, die vielleicht nicht besser sind als andere. Vielleicht haben wir einfach schon so viel verloren, dass es uns nicht viel kostet, den Rest zu opfern. Aber dies ist die Saat und die Logik der Revolution, also wollen wir uns nicht mitreißen lassen von unserer eigenen moralischen Überlegenheit. Sagen wir einfach, wir haben den Willen, das Richtige zu tun, ganz gleich, ob wir dabei angetrieben werden von einem Sinn für Gerechtigkeit ...«, er zuckte mit den Schultern, »... dem Wunsch eines Familienvaters, Rache zu üben, der Scham eines Verräters, dem Übereifer eines privilegierten Mannes oder einer gottesfürchtigen Angst davor, in der Hölle zu schmoren. Denn dies ist der richtige Weg, und was wir nun brauchen, ist nur noch der Wille. Es gibt keine einfachen Wege zu Gerechtigkeit und Reinheit, nur den schwierigen.«

»Drei Männer«, sagte Duff.

»Sie, ich und ...«

»Und Fleance«, sagte Duff. »Wie hast du das geschafft, Junge?«

»Mein Vater hat mich aus dem Wagen getreten, und ich bin die Brücke hinuntergestürzt«, sagte die Stimme hinter ihm. »Mir hat er nämlich etwas beigebracht, was er bei Macbeth nie geschafft hat: Schwimmen.«

Duff schaute Malcolm an, der aufseufzte und dann lächelte. Und zu seiner Überraschung bemerkte Duff, dass er ebenfalls lächelte. Und dass etwas in seiner Kehle aufstieg. Ein Schluchzen. Aber dann brach es als ein Gelächter aus ihm heraus, nicht als Tränen, da er sah, dass erst Malcolm und dann auch Fleance laut zu lachen begannen. Das Gelächter des Kriegs.

»Was'n hier los?«

Sie drehten sich um und sahen den alten Alfie im Türrahmen stehen, mit verdutzter Miene und der Zeitung in der Hand, und nun lachten sie noch lauter.

Lennox stand am Fenster und starrte hinaus. Wog die Granate in seiner Hand. Angus, Angus. Er hatte immer noch niemandem von dem Treffen in der Estex-Fabrik erzählt. Warum, wusste er nicht. Er wusste nur, dass er den ganzen Tag nichts zustande gebracht hatte. Gestern auch nicht. Und vorgestern ebenfalls nicht. Sobald er versuchte, einen Bericht zu lesen, verlor er die Konzentration. Es war, als würden sich die Buchstaben in Bewegung setzen und neue Wörter bilden. Aus Beirat wurde *Verrat* und aus Tagung *Täuschung*. Und wenn er zum Telefon griff, wog der Hörer eine Tonne, und er musste ihn sofort wieder auflegen. Er hatte versucht, die Zeitung zu lesen, und herausgefunden, dass sich der alte Zimmermann zum Bürgermeisterkandidaten aufstellen ließ. Zimmermann war weder kontrovers noch charismatisch, man respektierte ihn für seine Kompetenz, so weit diese eben reichte, aber ein ernst zu nehmender Herausforderer für Tourtell war er nicht. Lennox hatte außerdem angefangen, einen Artikel über den wachsenden Umsatz im Drogenhandel zu lesen, der, laut der UN, zum größten Wirtschaftszweig nach dem Waffengeschäft geworden war. Irgendwann wurde ihm allerdings klar, dass er die Sätze nur anschaute und nicht las.

Acht Tage waren vergangen, seit Duff seiner Verhaftung in Capitol entkommen war. Als Lennox und Seyton vor ihm im Büro des Chief Commissioners gestanden hatten, war Macbeth so fuchsteufelswild gewesen, dass ihm tatsächlich Schaum vor dem Mund gestanden hatte. Weiße Speichelblasen sammelten sich in seinen Mundwinkeln, während er sich darüber ereiferte, als was für ein Idiot er jetzt in der Hauptstadt dastand. Und dass all das nie passiert wäre, hätten Lennox und Seyton ihre Arbeit getan und Duff erwischt, solange er noch in der Stadt gewesen war. Trotzdem spürte Lennox eine paradoxe Erleichterung darüber, dass Duff immer noch am Leben und auf freiem Fuß war.

Draußen war es nicht mehr besonders hell, dennoch brannten ihm die

Augen. Vielleicht brauchte er heute einen Extraschuss. Er musste bloß durch diesen Tag kommen, morgen würde alles besser sein.

»Ist das wirklich eine Handgranate, oder soll das ein Aschenbecher sein?«

Lennox wandte sich der Stimme an der Tür zu.

Macbeth hatte eine merkwürdige Haltung eingenommen, nach vorn gebeugt und mit den Händen am Körper, als stemme er sich gegen starken Wind. Sein Kopf war gesenkt, die Augen aber standen weit offen und starteten Lennox direkt an.

»Jemand hat sie im Ersten Weltkrieg auf meinen Großvater geworfen.«

»Lügen.« Macbeth grinste, trat ein und schloss hinter sich die Tür. »Das ist eine deutsche M24 Stielhandgranate. Kann nur ein Aschenbecher sein.«

»Ich glaube nicht, dass mein Großvater ...«

Macbeth nahm Lennox die Granate aus der Hand, griff nach der Abreißschnur.

»Nicht!«

Macbeth hob eine Augenbraue und betrachtete den Chef der Antikorruptionseinheit, der ängstlich ausstieß: »Sie wird in die Luft gehen!«

»Was? Die Geschichte von Ihrem Großvater?« Macbeth ließ die Schnur los und legte die Handgranate zurück auf den Tisch. »Das können wir ja nicht zulassen, nicht wahr? Also, worüber haben Sie gerade nachgedacht, Inspector?«

»Über Korruption«, sagte Lennox und ließ die Granate rasch in einer Schublade verschwinden. »Und Antikorruption.«

Macbeth zog sich den Besucherstuhl heran. »Was genau ist eigentlich Korruption, Lennox? Ist es Korruption, wenn ein von seiner Sache überzeugter Revoluzzer Geld dafür annimmt, unseren Staatsapparat zu unterwandern? Oder ist es Korruption, wenn ein gehorsamer, aber passiver Diener sein reguläres, aber doch ungewöhnlich hohes Gehalt empfängt – in einem System, von dem er weiß, dass es auf Korruption basiert?«

»Es gibt viele Grauzonen, Chief Commissioner. Im Grunde weiß man doch nur von sich selbst immer genau, ob man korrupt ist oder nicht.«

»Sie meinen, es ist eine reine Gefühlssache?« Macbeth setzte sich, und Lennox folgte seinem Beispiel, um ihn nicht zu überragen.

»Wenn man sich also nicht korrupt fühlt, ist man auch nicht korrupt?«

Weil zum Beispiel die Familie, für die man sorgen muss, von dem Geld abhängt, das man mit nach Hause bringt? Wenn das Motiv anständig ist – wenn es um das Wohl der Familie oder der Stadt geht –, können wir das Wort Korruption also durch ein anderes ersetzen, durch Realpolitik zum Beispiel?»

»Ich glaube, es ist genau andersherum«, sagte Lennox. »Nur wenn man weiß, dass einen eigentlich die Gier antreibt, muss man sich solche Umschreibungen ausdenken. Moralisch zu rechtfertigende Verbrechen brauchen keine Umschreibungen. Wir können damit leben, sie bei ihrem wahren Namen zu nennen: Korruption, Raub, Mord.«

»Das machen Sie also? Sie sitzen hier und denken nach«, sagte Macbeth und griff sich ans Kinn. »Fragen sich, ob Sie korrupt sind oder nicht.«

»Ich?« Lennox stieß ein kurzes Lachen aus. »Ich rede selbstverständlich von den Leuten, gegen die wir ermitteln.«

»Und doch sprechen wir immer über uns selbst. Und ich würde trotzdem dabei bleiben: Verzweifelte Situationen treiben die Menschen dazu, ihrer Korruption andere Namen zu geben. Dann ist auch Geld, das man einstreicht, damit andere von einem profitieren, kein Bestechungsgeld, sondern eine Hilfeleistung. Es ermöglicht Leben. Das Leben der Familie etwa. Verstehen Sie?«

»Ich weiß nicht ...«, sagte Lennox.

»Lassen Sie mich Ihnen ein Beispiel geben«, sagte Macbeth. »Ein Radioreporter, der für seine Integrität bekannt ist, wird von einem jungen Polizeibeamten kontaktiert, der glaubt, eine Story zu haben, die einen Chief Commissioner stürzen könnte. Was dieser heimtückische Beamte, nennen wir ihn Angus, nicht weiß, ist, dass dieser Radioreporter eine gewisse ... Beziehung zum Chief Commissioner pflegt. Der Reporter fürchtet, aus gutem Grund, um seine Familie, wenn er nicht tut, was der Chief Commissioner von ihm verlangt. Also informiert der Reporter besagten Chief Commissioner über die aufrührerischen Pläne des Beamten. Der Reporter verspricht, sich wieder bei dem jungen Polizisten zu melden, und der Chief Commissioner sagt dem Reporter, dass er den Polizisten an einem Ort treffen soll, wo ihn niemand sehen oder hören kann. Wo der Chief oder seine Leute in der Lage sind ... nun, Sie wissen schon.«

Lennox antwortete nicht. Er wischte sich die Hände an seiner Hose ab.

»Der Chief ist also in Sicherheit. Aber nachvollziehbarerweise fragt er sich nun, wer hier die korrupte Person ist: der junge Beamte, der Radioreporter oder ... oder wer, Lennox?«

Lennox räusperte sich, zögerte. »Der Chief Commissioner?«

»Nein, nein, nein.« Macbeth schüttelte den Kopf. »Die dritte Person. Derjenige, der den Chief Commissioner hätte von Anfang an informieren sollen. Der Dritte, der von Angus' Plänen wusste. Noch ist er kein Mitverschwörer, aber indirekt eben doch, solange er es nicht schafft, zu seinem Chef zu gehen und ihn zu retten. Was er immer noch nicht getan hat. Weil er nachdenken muss. Und weiter nachdenken muss. Und während er nachdenkt, wird er selbst korrupt, oder sehen Sie das anders?«

Lennox versuchte, Macbeths Blick zu begegnen. Aber es war, als würde man in die Sonne starren.

»Das Treffen bei Estex, Lennox. Ich weiß nicht, wann Sie vorgehabt haben, mir davon zu berichten.«

Lennox konnte nicht aufhören zu blinzeln. »Ich ... ich habe darüber nachgedacht.«

»Ja, ist schwer, damit aufzuhören. Gedanken kommen einem einfach, nicht wahr? Und ganz gleich, für wie frei wir unseren Willen halten, er wird doch von unseren Gedanken beherrscht, von den erwünschten und den unerwünschten. Sagen Sie mir, wer zu Ihnen kam, Lennox.«

»Diese Person ...«

»Sagen Sie mir den Namen.«

»Er ist ...«

»Sagen Sie den Namen!«

Lennox atmete tief ein. »Police Officer Angus.«

»Weiter.«

»Sie kennen Angus. Er ist jung. Impulsiv. Und bei allem, was in letzter Zeit passiert ist, könnte jeder mal irrational reagieren. Ich dachte, bevor ich mit derart schwerwiegenden Anschuldigungen zu Ihnen komme, sollte ich versuchen, ihn erst mal wieder zur Vernunft zu bringen. Abwarten, bis er sich ein bisschen beruhigt hat.«

»Und mich in der Zwischenzeit im Ungewissen lassen? Weil Sie davon ausgingen, dass Sie die Situation besser einschätzen können als ich? Dass ich Angus, den ich selbst zu den SWATs geholt habe, keine zweite Chance

geben würde? Dass ich ihm sofort seinen überhitzten, aber ansonsten unschuldigen Kopf abreißen würde?»

»Ich ...« Lennox suchte nach Worten, um seinen Satz zu beenden.

»Aber Sie täuschen sich, Lennox. Ich gebe meinen Untergebenen immer eine zweite Chance. Und diese Regel gilt sowohl für Angus als auch für Sie.«

»Das freut mich zu hören.«

»Ich glaube an Großmut. Deshalb hätte ich die ganze Angelegenheit auch auf sich beruhen lassen, wenn Angus Zeichen des Bedauerns gezeigt und sich geweigert hätte, mit dem Reporter ein weiteres Mal zu sprechen, als dieser ihn anrief, um ein zweites Treffen zu vereinbaren. Ich hätte keinen weiteren Gedanken daran verschwendet. Das Leben wäre einfach weitergegangen. Unglücklicherweise hat sich Angus nicht so verhalten. Und eine dritte Wange kann ich nicht hinhalten.«

Macbeth stand auf und ging zum Fenster hinüber.

»Was mich zu *Ihrer* zweiten Chance bringt, Lennox. Mein Reporter ist darüber informiert worden, dass Sie und Seyton ebenfalls an dem Treffen teilnehmen werden. Es wird heute Abend in der Estex-Fabrik stattfinden, wo Angus zudem noch einen Fotografen erwartet, der Bilder von einem Brennofen machen soll, weil er glaubt, dort wäre die Leiche eines Kindes verbrannt worden. Und dort werden Sie persönlich den Verräter bestrafen.«

»Bestrafen?»

»Ich überlasse das Strafmaß Ihrer eigenen Diskretion. Meine einzige Forderung ist, dass der Ausgang tödlich sein soll.« Macbeth wandte sich Lennox zu, der durch den Mund atmete.

»Anschließend wird Seyton Ihnen dabei helfen, die Leiche loszuwerden.«

»Aber ...«

»Es kann ja durchaus sein, dass es dritte Chancen gibt. Im Himmel. Wie geht es übrigens Ihrer Familie?»

Ein undeutlicher Laut brach aus Lennox' Mund hervor.

»Gut«, sagte Macbeth. »Seyton wird Sie um sechs abholen. Je nachdem, welche Bestrafung Sie wählen, sollte alles innerhalb von anderthalb Stunden erledigt sein. Daher schlage ich vor, dass Sie Ihre charmante Gattin anrufen und ihr mitteilen, dass Sie heute etwas später zum Tee kommen werden.

Man hat mir gesagt, ihre Einkäufe deuten darauf hin, dass sie Ihnen heute Blutwurst servieren wird.«

Macbeth verließ den Raum und schloss leise hinter sich die Tür.

Lennox legte seinen Kopf in die Hände. Eine Molluske. Eine Kreatur ohne einen einzigen Knochen im Körper.

Ein Schuss. Er brauchte unbedingt einen Schuss.

Macbeth ließ seine Absätze auf den Boden knallen, während er den Gang entlangschritt, um die Stimme in seinem Kopf zu übertönen, die ihm zuschrie, dass er eine Dosis Power brauchte. Oder Brew. Irgendwas. Er hatte es jetzt geschafft, länger als eine Woche clean zu bleiben. Es würde schlimmer werden, bevor es besser wurde, aber es *würde* besser werden. Er hatte es schon einmal geschafft und würde es wieder schaffen. Wenn nur nicht dieser schreckliche Schweiß gewesen wäre – er stank, stank nach Unbehagen, Angst und Schmerz. Aber das würde vergehen. Alles würde vergehen. *Musste* vergehen. Er trat ins Vorzimmer zu seinem Büro.

»Chief Commissioner ...«

»Keine Nachrichten, keine Telefonate, Priscilla.«

»Aber ...«

»Nicht jetzt. Später.«

»Sie haben Besuch.«

Macbeth bremste scharf ab. »Sie haben jemanden *da* hineingelassen?« Er zeigte auf seine Bürotür.

»Sie hat darauf bestanden.«

Macbeth schaute in Priscillas verzweifelter Gesicht.

»Es ist Ihre Frau.«

»Was?«, stieß er verblüfft aus. Er schloss den obersten Knopf seiner Uniform und ging in sein Büro.

Sie stand hinter dem Schreibtisch und musterte eindringlich das Gemälde an der Wand. »Liebling! Du musst dringend was an der Kunstausswahl hier drin ändern.«

Macbeth starrte Lady ungläubig an. Sie trug ein schlichtes, elegantes Kleid unter einem Pelzmantel; offenbar war sie direkt vom Friseur hierhergekommen, sah entspannt und energisch zugleich aus. Er näherte sich

ihr mit Vorsicht. »Wie ... geht's dir, mein Schatz?«

»Hervorragend«, sagte sie. »Ich verstehe schon, dass dieses Bild Propaganda sein soll, aber was will es uns eigentlich sagen?«

Macbeth konnte den Blick nicht von ihr abwenden. Wo war die Wahnsinnige, die er gestern noch vor sich gehabt hatte? Verschwunden.

»Liebster?«

Macbeth schaute das Gemälde an. Sah die primitiven Gesichter der Arbeiter. »Das hat jemand anders hier aufgehängt. Ich lasse es austauschen. Ich freue mich so, dass es dir besser geht. Hast du ... deine Medizin genommen?«

Sie schüttelte den Kopf. »Keine Medizin. Ich habe damit aufgehört. Ganz und gar.«

»Weil keine mehr da ist?«

Sie lächelte flüchtig. »Ich habe gesehen, dass die Schublade leer war. Du hast auch aufgehört.« Sie setzte sich auf seinen Stuhl. »Es ist ein bisschen ... eng hier, oder?«

»Vielleicht.« Macbeth setzte sich auf einen der Besucherstühle. Vielleicht war ihr Wahnsinn ja nur ein Labyrinth gewesen, und sie hatte den Weg hinaus gefunden.

»Freut mich, dass du das auch so siehst. Ich habe heute Morgen mit Jack geplaudert. Über den Plan, den ihr wegen der Bürgermeisterwahlen geschmiedet habt.«

»Ja. Und – was hältst du davon?«

Sie zog einen Schmollmund und wiegte den Kopf. »Du hast dir das zurechtgelegt, so gut du konntest, aber eines hast du nicht bedacht.«

»Und das wäre?«

»Du denkst, wir sollten die Informationen über Tourtells Beziehung zu diesem Jungen kurz vor der Wahl an die Öffentlichkeit geben. Und dann würdest du, der Sweno-Vollstrecker, das Vakuum füllen, bevor die Leute an die Wahlurnen gehen.«

»Ja?«, sagte Macbeth voller Enthusiasmus.

»Das Problem ist, das Vakuum wurde bereits gefüllt, als Zimmermann seine Kandidatur bekannt gegeben hat.«

»Der Langweiler? Niemand interessiert sich für den.«

»Zimmermann wirkt nicht besonders attraktiv, das ist wahr, aber die

Leute kennen ihn und wissen, was sie erwartet. Deshalb fühlen sie sich sicher mit ihm. Und es ist wichtig für die Leute, dass sie sich in diesen dramatischen Zeiten sicher fühlen können. Deshalb wird Tourtell auch wiedergewählt werden.«

»Glaubst du wirklich, dass Zimmermann mich schlagen könnte?«

»Ja«, sagte Lady. »Es sei denn, du wirst offiziell von einem Tourtell unterstützt, der nicht von einem Skandal beschädigt wurde, und hast Hecate zur Strecke gebracht. Wenn du diese beiden Dinge erreichst, bist du unschlagbar.«

Macbeth spürte eine erschöpfte Erleichterung. Sie war aus dem Labyrinth heraus. Sie war wieder hier, zurück bei ihm.

»Schön, aber wie?«

»Indem du Tourtell ein Ultimatum stellst. Entweder er zieht seine Kandidatur freiwillig zurück, indem er sein fortgeschrittenes Alter und gesundheitliche Gründe vorschiebt, und sichert dir offiziell seine uneingeschränkte Unterstützung zu. Oder wir zwingen ihn zum Rücktritt, indem wir drohen, ihn als das perverse Schwein zu demaskieren, das er ist. Daraufhin würde er verhaftet und ins Gefängnis geworfen werden, und er weiß ja, was da mit Päderasten passiert. Die Entscheidung dürfte ihm nicht schwerfallen.«

»Hm.« Macbeth kratzte seinen Bart. »Dann haben wir uns einen Feind gemacht.«

»Tourtell? Ganz im Gegenteil. Er versteht Machtkämpfe und wird dankbar sein, dass wir ihm eine gnädige Alternative einräumen.«

»Lass mich darüber nachdenken.«

»Nicht nötig, Liebling. Es gibt nichts zu bedenken. Dann ist da noch der Puppenspieler, Hecate. Es wird Zeit, dass wir ihn loswerden.«

»Ich bin mir nicht so sicher, ob das wirklich klug ist, mein Schatz. Denk dran, er ist unser Gewährsmann und wird uns unterstützen, wenn wir uns seine Gegner vornehmen.«

»Hecate hat immer noch nichts eingefordert dafür, dass er dich zum Chief Commissioner gemacht hat«, sagte Lady. »Aber der Tag der Abrechnung wird bald kommen. Und dann wirst du das hier tun.« Sie hob einen Ellbogen, als würde er von einem Faden nach oben gezogen. »Und dies.« Ein Fuß schoss nach vorn. »Willst du Hecates Marionette sein,

Liebster? Die öffentliche Jagd auf ihn einzuschränken, wird nicht genügen, er wird mehr und immer mehr von dir verlangen und am Ende alles – so sind Menschen wie er. Die Frage lautet also, ob du willst, dass Hecate die Stadt durch dich kontrolliert? Oder ...«, sie stützte ihre Ellbogen auf den Schreibtisch, »... willst du selbst der Puppenspieler sein? Der Held, der Hecate geschnappt hat und zum Bürgermeister gewählt wurde?«

Macbeth schaute sie eindringlich an. Dann nickte er langsam.

»Ich werde Tourtell zu einer privaten Partie Black Jack einladen«, sagte Lady und stand auf. »Und du schickst Hecate eine Nachricht, dass du ihn von Angesicht zu Angesicht sprechen willst.«

»Und warum, glaubst du, sollte er sich darauf einlassen?«

»Weil du ihm einen Koffer voller Gold überreichen wirst, als Dank dafür, dass er uns den Posten des Chief Commissioners besorgt hat.«

»Und den Köder wird er schlucken, meinst du?«

»Manche Menschen lassen sich blenden von Macht, andere von Geld. Hecate gehört zur letzteren Kategorie. Die Einzelheiten nenne ich dir später.«

Macbeth begleitete sie zur Tür. »Liebste«, sagte er, legte ihr eine Hand auf den Rücken und strich über den dicken Pelzmantel. »Es ist so schön, dass du wieder da bist.«

»Ebenso«, sagte sie und ließ ihn ihre Wange küssen. »Sei stark. Wir wollen einander stark machen.«

Er schaute ihr nach, wie sie durch das Vorzimmer glitt, und fragte sich, ob er jemals wirklich verstehen würde, wer sie war. Oder ob er das wirklich wollte. War es nicht gerade das, was sie für ihn so unwiderstehlich machte?

Lennox und Seyton hatten auf der Straße gegenüber der Estex-Fabrik geparkt. Es war so dunkel, dass Lennox den leichten Regen nicht sehen konnte; er hörte ihn nur als Flüstern auf dem Wagendach und der Windschutzscheibe.

»Da ist der Reporter«, sagte Seyton.

Das Licht eines Fahrrads zuckte über die Straße. Bog durch das Tor und war verschwunden.

»Geben wir ihm zwei Minuten«, sagte Seyton und überprüfte seine

Maschinenpistole.

Lennox gähnte. Zum Glück hatte er es geschafft, sich noch einen Schuss zu setzen.

»Jetzt«, sagte Seyton.

Sie stiegen aus, liefen durch die Dunkelheit, durchs Tor und in das Fabrikgebäude hinein.

Aus dem erhöhten Vorarbeiterbüro drangen Stimmen.

Seyton schnupperte. Dann deutete er auf die Stahlterre.

Sie schlichen hinauf. Lennox spürte eine wunderbare Leere im Kopf, und der Stahl des Geländers war so kalt, dass ihm die Handflächen zu gefrieren schienen. Direkt vor der Tür blieben sie stehen. Da er high war, hatte er das Gefühl, in einem warmen, sicheren Raum zu sitzen und sich selbst zu beobachten. Das Brummen der Stimmen im Inneren erinnerte ihn daran, wie er als Kind im Bett gelegen und seine Eltern im Wohnzimmer gehört hatte.

»Wann wird das alles denn nun gedruckt?« Das war Angus' Stimme.

Die Antwort kam mit hörbarer Arroganz und besonders lang gerollten Rs: »Abgesehen davon, dass wir beim Radio nichts *drucken*, hoffe ich ...«

Als Seyton die Tür öffnete, war es, als hätte jemand die Stopptaste auf einem Kassettenrekorder gedrückt. Walt Kites Augen sahen riesig aus hinter seiner Brille. Vor Angst. Aufregung. Erleichterung? Jedenfalls nicht vor Überraschung. Lennox und Seyton waren pünktlich erschienen.

»Guten Abend«, sagte Lennox und spürte, wie sich ein warmes Lächeln auf seinem Gesicht ausbreitete.

Angus stieß beim Aufstehen seinen Stuhl um und griff nach etwas in seiner Jacke. Aber als er Seytons Maschinenpistole erblickte, erstarrte er.

In der darauffolgenden Stille knöpfte Kite seine gelbe Öljacke zu. Es war wie auf der Herrentoilette: Keine Blicke wurden getauscht, nichts gesagt. Er verließ nur rasch den Raum, ohne den Kopf zu heben. Er hatte sein Geschäft erledigt und ließ die anderen mit dem Gestank zurück.

»Worauf warten Sie, Lennox?«, fragte Angus.

Lennox wurde bewusst, dass er seinen Arm ausgestreckt hatte und an dessen Ende die Waffe in der Hand hielt. »Darauf, dass der Reporter so weit weg ist, dass er den Schuss nicht mehr hört.«

Angus' Adamsapfel hüpfte auf und ab. »Sie werden mich also

erschießen?»

»Es sei denn, Sie haben einen anderen Vorschlag. Ich habe freie Hand bekommen, wie das hier ablaufen soll.«

»Okay.«

»Okay? Heißt das: *Ich verstehe*. Oder: *Ja, ich will erschossen werden?*«

»Es heißt ...«

Lennox drückte ab. In dem engen Raum spürte er den physischen Druck der Explosion auf seinem Trommelfell. Er öffnete wieder die Augen. Angus stand noch immer vor ihm, jetzt mit offenem Mund. In dem Aktenschrank hinter ihm klaffte ein Loch.

»Entschuldigung«, sagte Lennox und trat zwei Schritte näher. »Ich dachte, ein unangekündigter Schuss in den Kopf wäre die menschlichste Lösung. Aber Köpfe sind ziemlich klein. Stehen Sie bitte still ...« Ein unwillkürliches Kichern entschlüpfte seinen Lippen.

»Inspector Lennox, ohne ...«

Der zweite Schuss traf das Ziel. Der dritte auch.

»Ohne Sie kritisieren zu wollen«, sagte Seyton und schaute auf den Toten hinab. »Es wäre doch praktischer gewesen, wenn Sie ihn zu den Brennöfen runtergeschickt und es dort erledigt hätten. Jetzt werden wir ihn tragen müssen.«

Lennox antwortete nicht. Er musterte die wachsende Blutlache, die aus dem Körper des jungen Mannes auf ihn zufloss. Die Farbe und die Form hatten eine eigentümliche Schönheit an sich, das glitzernde Rot, das sich in alle Richtungen ausbreitete, als würde ein roter Luftballon aufgeblasen. Sie trugen Angus hinunter in die Fabrikhalle, dann sammelten sie die leeren Patronenhülsen ein, wischten den Boden auf und zogen die erste Kugel aus der Wand. Unten nahmen sie ihm seine Uhr und eine Kette mit goldenem Kreuz ab. Sie verfrachteten die Leiche in einen der Öfen, schlossen und befeuerten ihn. Warteten. Lennox starrte die Rinne an, die vom Boden des Ofens zu einer Wanne auf dem Boden führte. Aus dem Ofen kam ein tiefes Zischen.

»Was passiert mit ...«

»Es verdampft«, sagte Seyton. »Alles verdampft oder wird zu Asche, wenn die Temperatur über tausend Grad erreicht. Außer Metall, das schmilzt einfach nur.«

Lennox nickte. Er konnte den Blick nicht von der Abflussrinne wenden. Ein grauer, zitternder Tropfen tauchte auf, mit einer feinen Membran darüber.

»Blei«, sagte Seyton. »Schmilzt bei dreihundertfünfzig Grad.«

Sie warteten. Das Zischen im Inneren hatte aufgehört.

Dann kam ein goldener Tropfen.

»Wir haben die tausend jetzt erreicht«, sagte Seyton.

»Was ... was ist das?«

»Gold.«

»Aber wir haben doch seine Uhr ...«

»Zähne. Warten Sie, bis es über tausendsechshundert geht, für den Fall, dass sich noch Stahl in seinem Körper befindet. Danach müssen wir bloß noch die Asche aufsaugen. Hey, geht's Ihnen gut?«

Lennox nickte. »Bisschen schwindelig. Ich habe ... ähm ... noch nie jemanden erschossen. Sie ja schon. Sie erinnern sich also bestimmt noch, wie es sich beim ersten Mal anfühlt.«

»Ja«, sagte Seyton leise.

Lennox wollte gerade fragen, wie es sich für ihn angefühlt hatte, aber als er das Funkeln in Seytons Augen sah, überlegte er es sich anders.

Macbeth stand auf dem Dach des Inverness und schaute mit einem Fernglas Richtung Osten. Es war nicht einfach, es in der Dunkelheit zu erkennen, aber kam da nicht Rauch aus einem der Backsteinschornsteine der Estex-Fabrik? Wenn ja, war die Angelegenheit erledigt. Und sie hätten zwei weitere Männer in ihrem Spinnennetz, zwei weitere Männer mit Blut an den Händen. Kite und Lennox. Es konnte nützlich sein, Kite bei den bevorstehenden Bürgermeisterwahlen auf seiner Seite zu haben. Falls es noch andere Kandidaten gab. Und Lennox musste sich bald jemand anderen suchen, der ihm seinen Stoff brachte. Denn nicht mehr lange, und auch Hecate würde bloß noch eine Legende sein.

Macbeth hatte fünfzehn Minuten bei der Treppe zu den Bahnhofstoiletten gewartet, bis Strega aufgetaucht war. Zuerst hatte er die Beutel mit dem Pulver abgelehnt und klargestellt, dass er nur eine Nachricht an Hecate weitergeben wollte. Er müsse ihn so rasch wie möglich treffen, ihn über seine zukünftigen Pläne informieren und ihm ein Geschenk überreichen, als Zeichen der Dankbarkeit für das, was Hecate für ihn und Lady getan hatte. Ein Geschenk, von dem er sich sicher war, dass Hecate es sehr zu schätzen wissen würde – wenn die Gerüchte stimmten, dass er eine Schwäche für Gold hatte.

Strega hatte geantwortet, dass er von ihr hören werde. Vielleicht.

Ja, da kam tatsächlich Rauch aus dem Schornstein.

»Liebling, Tourtell ist da.«

Macbeth drehte sich um. Lady stand im Türrahmen. Sie hatte sich ihr rotes Kleid angezogen.

»Ich komme. Du siehst sehr schön aus, hab ich das schon erwähnt?«

»Hast du. Und mehr wirst du jetzt auch für eine Weile nicht sagen, Liebster. Ich übernehme das Reden, damit wir den Plan nicht aus den Augen verlieren.«

Macbeth lachte. Ja, sie war wirklich zurück.

Der Spielsaal und das Restaurant waren so voller Gäste, dass sie sich ihren Weg regelrecht freikämpfen mussten, um zu dem Spieltisch zu gelangen, den sie in einem separaten kleinen Raum hinter dem Restaurant aufgestellt hatten. Tourtell wartete bereits auf sie.

»Ganz allein heute Abend?«, fragte Macbeth und drückte die Hand des Bürgermeisters.

»Der Nachwuchs muss für seine Prüfungen lernen.« Tourtell lächelte. »Ich habe gesehen, dass die Leute bei Ihnen vor der Tür Schlange stehen.«

»Seit sechs Uhr«, sagte Lady und setzte sich neben ihn. »Wir sind so voll, dass ich Jack dazu überreden musste, ausnahmsweise unser Croupier zu sein.«

»Wie's aussieht, gibt es also doch Platz für zwei Casinos in dieser Stadt«, sagte Tourtell und fummelte an seiner schwarzen Fliege herum. »Sie wissen, wie unleidlich die Wähler werden, wenn man ihnen nicht gestattet, auszugehen und ihr Geld zu verschwenden.«

»Stimmt«, sagte Lady und winkte einen Kellner heran. »Hat der Bürgermeister Glück heute Abend, Jack?«

»Noch etwas früh, um das zu sagen«, erwiderte Jack und lächelte breit in seinem roten Croupiersjackett. »Noch eine Karte, Bürgermeister?«

Tourtell schaute die zwei Karten an, die er bereits bekommen hatte. »Wer nicht wagt, der nicht gewinnt. Hab ich nicht recht, Lady?«

»Sie haben so recht. Deshalb habe ich mich auch entschlossen, Ihnen von einem Konsortium zu erzählen, das sehr daran interessiert ist, Kapital zu investieren und den Obelisken nicht nur zu übernehmen, sondern ihn auch zu renovieren und als das attraktivste Casino im ganzen Land neu zu eröffnen. Das ist natürlich ein finanzielles Risiko, jetzt, da der Ruf des Obelisken derart durch den Dreck gezogen wird. Aber wir sind bereit, unser Vertrauen auf einen neuen Besitzer zu setzen und auf eine völlig neue Ausrichtung.«

»Wir, Lady?«

»Ich gehöre auch zu dem Konsortium, ja. Zusammen mit Janovic, einem Immobilieninvestor aus Capitol. Es ist, genau wie Sie gesagt haben, wichtig für die Stadt, dass der Obelisk geöffnet ist und wieder gut läuft. Denken Sie nur an all die Steuereinnahmen, die die Gäste aus den benachbarten Landesteilen bringen werden. Wenn wir den frisch renovierten,

spektakulären Obelisk in ein paar Monaten neu eröffnen, wird er eine Touristenattraktion sein. Die Leute werden extra aus Capitol anreisen, um in unserer Stadt zu spielen, Tourtell.«

Tourtell schaute die Karte an, die Jack ihm gegeben hatte, und seufzte auf. »Sieht nicht so aus, als würde das mein Abend werden.«

»Das kann sich ja immer noch ändern«, sagte Lady. »Die Anteile innerhalb des Konsortiums sind noch nicht alle vergeben worden, und wir haben Sie als möglichen Mitinvestor in Betracht gezogen. Sie brauchen ja auch Sicherheiten für die Zeit nach Ihrem Amt als Bürgermeister.«

»Investor?« Er lachte. »Ich fürchte, als Bürgermeister habe ich weder das Recht noch das Geld, um Anteile an Gesellschaften zu erwerben. Das große Festival der Anteile muss ohne mich stattfinden.«

»Für Anteile kann man auf ganz unterschiedliche Weise bezahlen«, sagte Lady. »Zum Beispiel, indem man seine Dienste anbietet.«

»Was haben Sie im Sinn, meine wunderschöne Herzogin?«

»Dass Sie öffentlich Macbeths Kandidatur als Bürgermeister unterstützen.«

Tourtell schaute erneut in seine Karten. »Ich habe ihm das doch bereits versprochen, und ich bin berühmt dafür, meine Versprechen zu halten.«

»Wir meinen, bei *dieser* Wahl.«

Tourtell hob den Blick von seinem Blatt und schaute Macbeth an. »Bei dieser Wahl?«

Lady legte dem Bürgermeister eine Hand auf den Arm und lehnte sich an ihn. »Ja, denn Sie werden nicht kandidieren.«

Er blinzelte zweimal. »Nicht?«

»Es ist wahr, Sie haben angedeutet, dass Sie es tun würden, aber dann haben Sie es sich wieder anders überlegt.«

»Und warum das?«

»Mit Ihrer Gesundheit steht es nicht zum Besten, und der Posten des Bürgermeisters erfordert einen Mann mit viel Energie. Einen Mann der Zukunft. Sobald Sie nicht mehr Bürgermeister sind, steht Ihnen nichts mehr im Wege. Sie können sich einem Konsortium anschließen, das rein praktisch ein Monopol über die Casinos dieser Stadt haben wird und Sie, im Gegensatz zu den Karten in Ihrer Hand, zu einem sehr reichen Mann machen dürfte.«

»Aber ich will nicht ...«

»Sie empfehlen den Wählern, für Macbeth als Ihren Nachfolger zu stimmen, weil er ein Mann *aus dem Volk* ist, der *fürs Volk* arbeitet und *mit dem Volk* regiert. Und weil er, in seiner Funktion als Chief Commissioner, sowohl Sweno als auch Hecate zu Fall gebracht und damit gezeigt hat, dass er wirklich etwas bewegt.«

»Hecate?«

»Macbeth und ich greifen den Ereignissen hier ein wenig vor, aber Hecate ist ein toter Mann. Wir werden ein Treffen mit Hecate einberaumen, das er nicht überleben wird. Dies ist ein Versprechen, und auch ich bin berühmt dafür, meine Versprechen zu halten, mein lieber Bürgermeister.«

»Und wenn ich nicht mitmache bei diesem ...«, er spuckte die Worte aus wie eine verfaulte Weintraube, »... *Geschäft mit den Anteilen?*«

»Das wäre überaus schade.«

Tourtell schob seinen Stuhl zurück und nahm eines seiner Kinn zwischen Zeige- und Mittelfinger. »Was haben Sie sonst noch, Frau?«

»Sind Sie sicher, dass wir es nicht dabei belassen sollten?«, fragte Lady.

Jack hüstelte und tippte mit dem Zeigefinger auf den Stapel vor sich. »Keine weiteren Karten, Bürgermeister?«

»Nein!«, knurrte Tourtell, ohne den Blick von Lady abzuwenden.

»Wie Sie wollen«, seufzte sie. »Man wird Sie verhaften und Anklage gegen Sie erheben wegen Unzucht mit einem minderjährigen Jungen.« Sie nickte der Karte zu, die Jack vor ihm aufgedeckt hatte. »Sehen Sie, Sie waren voreilig. Verloren.«

Tourtell starrte sie mit seinen schweren Fischaugen an. Seine vorstehende, feuchte Unterlippe zuckte. »Sie kriegen mich nicht«, zischte er. »Haben Sie gehört? Sie kriegen mich nicht!«

»Wenn wir Hecate kriegen, kriegen wir *Sie* erst recht.«

Tourtell stand auf. Schaute auf sie herab. Seine Kinn, sein scharlachrotes Gesicht, ja, sein ganzer Körper zitterte vor Wut. Dann machte er auf dem Absatz kehrt und marschierte hinaus, wobei seine Hosenbeine an den Oberschenkeln aneinanderrieben.

»Was denkst du?«, fragte Macbeth, nachdem der Bürgermeister abgezogen war.

»Oh, er wird tun, was wir wollen«, sagte Lady. »Tourtell ist kein junger

Idiot. Er braucht nur ein bisschen Zeit, um seine Chancen abzuwägen, bevor er seinen Einsatz festlegt.«

Caithness träumte von Angus. Er rief sie an, aber sie wagte nicht, den Hörer abzuheben, weil ihr im Traum plötzlich klar gewesen war, dass jemand ihr Telefon manipuliert hatte und es explodieren würde. Sie wachte auf und schaute auf den Wecker, der auf dem Nachttisch neben dem klingelnden Telefon stand. Es war nach Mitternacht. Es musste ein Mord passiert sein. Sie hoffte, dass es Mord war, ein ganz alltäglicher Mord und nicht ... Sie hob den Hörer ab.

»Hallo?« Sie hörte das Klicken, das immer da war, seit dem Treffen bei Estex.

»Tut mir leid, dass ich so spät anrufe.« Es war die fremde Stimme eines noch jungen Mannes. »Ich wollte nur die Bestätigung, dass Sie morgen, am Freitag, zur üblichen Zeit die 323 nehmen.«

»Ich tue was?«

»Entschuldigung, vielleicht habe ich mich verwählt. Ist dort Mrs Mittbaum?«

Caithness setzte sich im Bett auf, war hellwach. Sie befeuchtete ihre Lippen. Stellte sich die Tonbänder des Aufnahmegerätes in irgendeinem Raum vor, vielleicht in der Überwachungsabteilung im ersten Stock des Hauptquartiers.

»Nein«, sagte sie. »Aber ich würde mir keine Sorgen machen. Leute mit deutschen Nachnamen sind meistens pünktlich.«

»Bitte um Verzeihung. Gute Nacht.«

»Gute Nacht.«

Caithness lag mit klopfendem Herzen im Bett.

323. Die Zimmernummer im Grand Hotel, in dem sie und Duff immer ihre Stelldicheins in der Mittagspause gehabt hatten, reserviert unter dem Namen Mittbaum.

Hecate schwang das Teleskop auf seinem Stativ herum. Zwischen den Wolken brachen morgendliche Lichtstrahlen hervor, die sich wie Säulen auf die Stadt herabsenkten. »Macbeth meinte also, er würde mich während unseres Treffens töten?«

»Ja«, sagte Bonus.

Hecate blickte durch das Teleskop. »Schauen Sie sich das an. Schon jetzt eine Schlange vor dem Inverness.«

Bonus blickte sich im Raum um. »Sind heute die Kellner gar nicht da?«

»Die Jungs, meinen Sie? Ich buche sie nur, wenn ich sie brauche, ebenso wie diese Penthousesuite. Dinge zu besitzen bedeutet, an sie gefesselt zu sein. Für Menschen gilt dasselbe, Bonus. Aber wenn Sie feststellen, dass in Ihrem Wagen so viel Müll liegt, dass Sie langsamer werden, dann werfen Sie den Müll weg und nicht den Wagen. Das hat Macbeth nicht begriffen. Dass ich der Wagen bin und nicht der Müll. Hast du Macbeth angerufen, Strega?«

Das große Mannweib, das gerade in den Raum gekommen war, trat aus dem Schatten.

»Ja.«

»Und was hast du mit ihm ausgemacht?«

»Er kommt morgen um sechs allein hierher, um Sie zu treffen.«

»Vielen Dank.«

Wieder verschwand sie im Schatten.

»Ich frage mich, wieso er sich das traut«, sagte Bonus.

»Traut?«, wiederholte Hecate. »Er kann gar nicht anders. Macbeth ist inzwischen wie eine Motte, die hilflos zum Licht gezogen wird, zur Macht.«

»Und wie eine Motte wird er brennen.«

»Vielleicht. Was Macbeth am meisten zu fürchten hat, ist – wie bei der Motte – er selbst.«

Caithness schaute auf ihre Uhr. Zwölf Minuten vor zwölf. Dann richtete sie ihren Blick auf die Tür des Hotelzimmers vor sich. Sie würde die Messingziffern niemals vergessen, ganz gleich, wie lange sie lebte, ganz gleich, wie viele Männer sie treffen und lieben, wie viele Tage und Nächte sie mit ihnen verbringen würde.

323.

Sie konnte immer noch umkehren. Aber sie war hierhergekommen. Warum? Weil sie glaubte, sie würde Duff wiedertreffen und irgendetwas hätte sich geändert? Das Einzige, was sich geändert hatte, war, dass sie inzwischen wusste, dass sie ohne ihn sehr gut zurechtkam. Oder hegte sie womöglich den Verdacht, dass hinter dieser Tür eine neue Chance auf sie wartete, die Chance, das Richtige zu tun? Was sie nicht geschafft hatte, als sie Angus in der Estex-Fabrik hatte stehen lassen. Seine private Telefonnummer hatte sie inzwischen ermittelt, aber es war niemand an den Apparat gegangen.

Jetzt hob sie die Hand.

Die Tür würde explodieren, wenn sie klopfte.

Sie klopfte.

Wartete. Wollte gerade erneut klopfen, als die Tür sich öffnete. Ein junger Mann stand vor ihr.

»Wer sind Sie?«, fragte sie.

»Fleance, Banquos Sohn.« Es war dieselbe Stimme wie am Telefon. Er trat beiseite. »Bitte kommen Sie herein, Mrs Mittbaum.«

Das Hotelzimmer sah aus wie immer.

Malcolm sah aus wie immer.

Aber Duff nicht. Er war gealtert. Nicht bloß seit damals, als sie ihn vor Jahren das erste Mal so gesehen hatte wie jetzt, auf der Überdecke des Hotelbettes sitzend und auf sie wartend, sondern seit jenem Tag, als sie sich in ihrer Wohnung zum letzten Mal begegnet waren.

»Du bist gekommen«, sagte Duff.

Sie nickte.

Malcolm räusperte sich und putzte seine Brille. »Sie scheinen nicht besonders überrascht, uns hier zu sehen, Caithness.«

»Ich bin vor allem überrascht, dass *ich* hier bin«, sagte sie. »Was soll das hier werden?«

»Was hoffen Sie denn, was das hier werden soll?«

»Dass wir Macbeth stürzen werden.«

Seyton drückte den Hebel an der Eisentür hinunter und öffnete sie. Macbeth trat ein und betätigte den Schalter. Die Neonröhren blinzelten zweimal, bevor sie ein kaltes bläuliches Licht auf die mit Munitionskartons und Waffen gefüllten Regale warfen. Auf dem Boden des rechteckigen Raumes befanden sich ein Safe und zwei halb auseinandergebaute Gatling-Gewehre. Macbeth ging zum Safe hinüber, drehte das Rad und öffnete ihn. Holte einen mit Zebrastreifen gemusterten Koffer heraus. »Nur im Munitionsraum sind die Mauern dick genug, um das Risiko einzugehen, das Ding aufzubewahren«, sagte er. »Und auch dann nur in einem Safe.«

»Es ist also eine Bombe?«

»Ja«, sagte Macbeth, der sich hingehockt und den Koffer geöffnet hatte. »Getarnt als Kiste voller Gold.« Er hob einen der Barren hoch, die den Boden bedeckten. »Die Barren sind eigentlich aus Eisen und nur mit Gold überzogen. Die Bombe in dem Hohlraum darunter ...«, er öffnete den Deckel des falschen Bodens, »... ist dafür aber umso echter.«

»Sieh mal einer an«, sagte Seyton und stieß einen leisen Pfiff aus. »Eine klassische, gut verpackte Zeitbombe.«

»Genial, oder? Wegen des Goldes wird niemand das Gewicht verdächtig finden. Das Ding wurde seinerzeit eigens konstruiert, um das Inverness hochzujagen.«

»Aha, das war dieser Fall. Und warum wurde die Bombe nicht vernichtet?«

»Meine Idee«, sagte Macbeth und studierte den Uhrwerksmechanismus. »Es ist ein fantastisches Stück Arbeit, und wir hatten es völlig entschärft. Ich dachte damals, das SWAT-Team würde bestimmt mal eine Verwendung dafür finden. Und so ist es ja jetzt auch« Er berührte einen Metallstift von der Größe eines Streichholzes. »Sie müssen nur hier ziehen, dann beginnt der Countdown. Sieht einfach aus, aber wir haben damals beinahe vierzig Minuten gebraucht, um das Ding zu entschärfen. Auf der Uhr sind nur noch fünfundzwanzig Minuten und fünfundfünfzig Sekunden übrig. Wenn ich den Stift rausziehe, gibt es also kein Zurück mehr.«

»Dann wird Ihr Gespräch mit Hecate nicht lange dauern dürfen.«

»Oh, das wird kein langes Treffen. Ich sage bloß, dass ich mich mit dem Gold für das bedanken will, was er bereits getan hat, und es mehr für ihn geben wird, wenn er mir hilft, zum Bürgermeister gewählt zu werden.«

»Wird er das denn tun?«

»Ich weiß nicht. Zehn Minuten später ist er eh tot. Der springende Punkt ist, dass er keinen Verdacht schöpfen darf. Aber er weiß ja, dass man in dieser Stadt nichts ohne Gegenleistung bekommt. Ich werde ihn bitten, darüber nachzudenken, auf meine Uhr schauen, sagen, dass ich noch eine Etatplanungssitzung habe – was auch stimmt –, und wieder gehen.«

»Entschuldigung ...« Sie wandten sich der Tür zu. Ricardo stand dort.
»Telefon.«

»Sagen Sie, ich rufe zurück«, entgegnete Seyton.

»Nicht für Sie, für den Chief Commissioner.«

Macbeth entging die unterschwellige Kälte in seiner Stimme nicht. Ihm war das schon die letzten Male aufgefallen, wenn er zum SWAT-Team gekommen war. Wie die Männer pflichtschuldig eine Begrüßung murmelten, aber rasch wegschauten, als wären sie gerade mit anderen Dingen beschäftigt.

»Für mich?«

»Ihre Vorzimmerdame hat ihn durchgestellt. Sie sagt, es ist der Bürgermeister.«

»Zeigen Sie mir den Apparat.«

Er folgte dem altgedienten SWAT-Mann. Etwas an Ricardos schmalem, aristokratischem Gesicht, der glänzenden Schwärze seiner Haut und der Geschmeidigkeit seiner majestätischen Schritte hatte Macbeth stets glauben lassen, dass der Officer von einem Löwen jagenden Stamm abstammen musste. Ein treuer Ehrenmann von Kopf bis Fuß. Macbeth wusste, Ricardo würde für seine Brüder in den Tod gehen, wenn nötig. Ein Mann, der sein Eigengewicht in Gold wert war. In echtem Gold.

»Stimmt etwas nicht, Ricardo?«

»Sir?«

»Sie wirken so still heute. Gibt es etwas, das ich wissen müsste?«

»Wir machen uns ein wenig Sorgen um Angus, das ist alles.«

»Ich habe schon gehört, dass er nicht ganz gesund sein soll. Es ist eben

nicht jeder für diesen Job gemacht.«

»Das Problem ist, dass er nicht zum Dienst erschienen ist, und keiner weiß, wo er steckt.«

»Er wird schon wieder auftauchen. Wahrscheinlich brauchte er einfach mal ein bisschen Zeit, um rauszukommen und nachzudenken. Aber ich verstehe natürlich, dass Sie sich Sorgen machen, er könnte womöglich etwas Drastisches getan haben.«

»Etwas Drastisches ist auch mit ...« Ricardo blieb vor der offenen Bürotür stehen. Drinnen lag ein Telefonhörer auf dem Schreibtisch. »Ich glaube nicht, dass das irgendwas mit Angus selbst zu tun hat.«

Macbeth blieb stehen und schaute ihn an. »Was glauben Sie denn dann?«

Ihre Blicke kreuzten sich. Und Macbeth sah nichts mehr von der Bewunderung und der Freude, mit der ihm seine Männer beim SWAT-Team früher begegnet waren.

Ricardo senkte den Blick. »Ich weiß nicht, Sir.«

Macbeth schloss die Bürotür hinter sich und griff nach dem Hörer.

»Ja, Tourtell?«

»Ich habe nur gesagt, ich wäre der Bürgermeister, damit ich durchgestellt werde. Ich habe gelogen, so wie Sie gelogen haben. Sie haben mir versprochen, dass niemand sterben würde.«

Macbeth fand es bemerkenswert, wie die Angst die Arroganz übertrumpfte. Von Letzterer war keine Spur mehr in Walt Kites Stimme.

»Sie müssen mich missverstanden haben«, sagte Macbeth. »Ich meinte, niemand *in Ihrer Familie* wird sterben.«

»Sie ...«

»Und dabei bleibt es auch. Wenn Sie weiterhin tun, was ich sage. Ich bin sehr beschäftigt, wenn es also weiter nichts gibt, Kite ...«

Am anderen Ende hörte er nur noch ein elektrisches Knistern.

»Gut, dass wir das geklärt haben«, sagte Macbeth und legte auf. Schaute sich die Fotos an, die über dem Schreibtisch an die Wand geheftet worden waren. Sie zeigten die ganze SWAT-Truppe im Bricklayers Arms. Breites Grinsen auf den Gesichtern und erhobene Bierkrüge zur Feier einer weiteren erfolgreichen Mission. Da war Banquo. Ricardo. Angus und die anderen. Und Macbeth selbst. So jung. Solch ein dümmliches Lächeln. So unwissend.

So wunderbar machtlos.

»Das wäre also der Plan«, sagte Malcolm. »Und abgesehen von Ihnen sind wir drei die Einzigen, die davon wissen. Was sagen Sie, Caithness? Sind Sie dabei?«

Sie saßen dicht beieinander in dem engen Hotelzimmer, und Caithness schaute von einem Gesicht zum anderen. »Und wenn ich sage, der Plan ist verrückt und ich will nichts damit zu tun haben? Lassen Sie mich dann fortspazieren, damit ich Macbeth davon erzählen kann?«

»Ja«, sagte Malcolm.

»Ist das nicht naiv?«

»Tja. Ich gehe davon aus, wenn Sie darüber nachgedacht hätten, zu Macbeth zu laufen, hätten Sie uns erst einmal gesagt, was wir für einen brillanten Plan entwickelt hätten und dass Sie auf jeden Fall dabei wären. Erst dann hätten Sie ausgepackt. Sie zu fragen, ist ein Risiko, das wir einkalkuliert haben. Aber wir weigern uns zu glauben, dass es da draußen keine guten Menschen gibt, Menschen, denen nicht alles egal ist, die das Wohl der Stadt vor ihr eigenes setzen.«

»Und Sie glauben, ich wäre einer davon?«

»Duff glaubt es«, sagte Malcolm. »Er drückt es in der Tat noch deutlicher aus. Er *weiß*, dass es so ist. Er sagt, Sie wären besser als er.«

Caithness schaute Duff an.

»Der Plan ist brilliant, und ich bin dabei«, sagte sie.

Malcolm und Fleance lachten, und ja, selbst in Duffs traurigen, leblosen Augen sah sie kurz ein Lachen aufblitzen.

Um fünf Minuten vor sechs betrat Macbeth den Empfangsbereich des Hotels im Obelisken. Die weiträumige Lobby war leer, abgesehen von einem Türsteher, einigen Pagen und drei Rezeptionisten in schwarzen Anzügen, die nur mit leiser Stimme sprachen, als wären sie Bestatter.

Macbeth ging direkt auf den Fahrstuhl zu und drückte auf den Knopf für den neunzehnten Stock. Biss die Zähne zusammen und atmete aus, um den Druck auszugleichen. Der schnellste Fahrstuhl des Landes – sie hatten sogar damit geworben, vermutlich um die Landeier anzuziehen. Der Griff des Koffers fühlte sich glitschig an. Warum hatte Collum, der unglückliche Spieler, ausgerechnet Zebrastreifen gewählt, um eine Bombe zu tarnen?

Die Fahrstuhltür glitt auf, und er trat hinaus. Er wusste von Grundrissen des Gebäudes, dass die Treppe zum Penthouse auf der linken Seite lag. Er trottete die fünfzehn Stufen hinauf, dann über einen kurzen Korridor zur einzigen Tür auf diesem Stockwerk. Hob die Hand, um anzuklopfen. Hielt jedoch inne und musterte seine Hand. Entdeckte er ein Zittern, das Zittern, von dem die Veteranen behaupteten, sie hätten es nach etwa sieben Jahren beim SWAT-Team bekommen? Das Sieben-Jahres-Zittern. Er konnte nichts feststellen. Sie sagten, es wäre schlimmer, wenn kein Zittern da wäre, dann sei es eindeutig Zeit auszusteigen.

Macbeth klopfte.

Hörte Schritte.

Seinen eigenen Atem.

Er hatte keinerlei Waffen bei sich. Er würde durchsucht werden, und es gab keinen Grund, irgendwen nervös zu machen, schließlich sollte das hier wie eine rein geschäftliche Besprechung aussehen. Im Geiste schärfte er sich noch mal ein, dass er nur über seine geplante Bürgermeisterkandidatur sprechen und den Koffer übergeben würde – als Dank für bereits geleistete und zukünftige Dienste. Diese Erklärung sollte plausibel genug sein.

»Mr Macbeth, Sir?« Es war ein Junge im Teenageralter. Er trug

Jagdhosen und weiße Handschuhe.

»Ja?«

Der Junge trat beiseite. »Bitte kommen Sie herein.«

In der Penthousesuite hatte man nach allen Seiten hin freie Sicht. Es hatte aufgehört zu regnen, und im Westen, hinter dem Inverness, war die dünne Wolkenschicht von der Nachmittagssonne in Orangetönen eingefärbt. Macbeths Blick wanderte weiter, über den Hafen im Süden und die Fabriktürme im Osten.

»Mr Hand sagte, er werde sich verspäten, aber nur ein wenig«, sagte der Junge. »Ich bringe Ihnen ein Glas Champagner.«

Die Tür wurde sanft geschlossen, und Macbeth blieb allein zurück. Er nahm auf einem der Ledersessel neben dem runden Plexiglastisch Platz. »Mr Hand. Natürlich.«

Macbeth schaute auf seine Uhr. Es war exakt drei Minuten und fünfunddreißig Sekunden her, seit er mit Seyton im SWAT-Einsatzwagen gegessen und den Metallstift herausgezogen hatte, um den Countdown zu aktivieren. Zweiundzwanzig Minuten und zwanzig Sekunden bis zur Detonation.

Er stand auf, ging zu dem großen braunen Kühlschrank hinüber, der an einer der Wände stand, und öffnete ihn. Leer. Im Kleiderschrank dasselbe Bild. Er warf einen Blick ins Schlafzimmer. Hier lebte niemand. Er ging zu dem Ledersessel zurück und setzte sich.

Zwanzig Minuten und sechs Sekunden.

Er versuchte, nicht zu denken. Die Gedanken kamen trotzdem.

Es hieß, die Zeit laufe davon.

Die Dunkelheit werde dichter.

Der Tod komme näher.

Macbeth atmete tief und ruhig. Und wenn der Tod jetzt kam? Es wäre natürlich ein bedeutungsloses Ende, aber ist das nicht immer so am Schluss? Wir werden bei der Erzählung unseres Lebens mitten im Satz unterbrochen, und das Ende hängt in der Luft, ohne Bedeutung, ohne Ergebnis, ohne einen letzten Akt, der alle Fäden zusammenführt. Ein kurzes Echo deines letzten, gestammelten Wortes, und du bist vergessen. Der Mensch, der du warst, der du *wirklich* warst, verschwindet schneller als die konzentrischen Ringe auf dem Wasser, nachdem man einen Stein hineingeworfen hat. Und was war

nun der Sinn dieses früh abgebrochenen Kurzauftritts? Dass man mitgespielt hatte, so gut man konnte, die Freuden und das Glück, die das Leben anzubieten hatte, ergriffen hatte, solange es ging? Oder dass man einen bleibenden Eindruck hinterließ, den Lauf der Dinge geändert, die Welt zu einem besseren Ort gemacht hatte, bevor man sie selbst wieder verlassen musste? Vielleicht ging es auch nur darum, sich fortzupflanzen, weitere kleine Wesen auf die Erde zu setzen, in der Hoffnung, dass die Menschen eines Tages doch noch zu den Halbgöttern würden, für die sie sich bereits hielten? Oder gab es schlicht keinen tieferen Sinn? Vielleicht sind wir bloß losgelöste Sätze in einem ewigen chaotischen Geschwätz, bei dem alle reden und niemand zuhört, und unsere schlimmste Vorahnung stellt sich schließlich als richtig heraus: Man ist allein. Ganz allein.

Siebzehn Minuten.

Allein war er gewesen. Dann war Banquo gekommen und hatte ihn ins Herz geschlossen, ihn zum Teil seiner Familie gemacht. Und nun hatte er ihn ausgeschaltet. Hatte alle ausgeschaltet. War wieder allein. Nur er und Lady. Aber was wollte er mit alledem? Wollte er es überhaupt? Oder wollte er es jemandem geben? War es für sie, für Lady?

Vierzehn Minuten.

Und glaubte er wirklich, es würde bleiben? War nicht alles ebenso zerbrechlich wie Ladys geistige Gesundheit? War es nicht dazu verurteilt, wieder einzustürzen, jenes Herrschaftsreich, das sie sich aufbauten? War es nicht bloß eine Frage der Zeit? Vielleicht, aber was außer Zeit hatten sie denn, ein wenig Zeit, bloß die frustrierend flüchtige Vergänglichkeit?

Elf Minuten.

Wo war Hecate? Es war bereits zu spät, um den Koffer zum Hafen zu bringen und ins Meer zu schleudern. Die Alternative war, ihn auf der Straße in einem Gully zu versenken, aber es war helllichter Tag, und die Wahrscheinlichkeit, dass man Macbeth erkannte, war nach all den Fernseh- und Zeitungsberichten der letzten Zeit sehr hoch.

Sieben Minuten.

Macbeth traf eine Entscheidung. Wenn Hecate in zwei Minuten nicht hier auftauchte, würde er gehen. Den Koffer hierlassen. Hoffen, dass Hecate eintraf, bevor die Bombe hochging.

Fünf Minuten. Vier Minuten.

Macbeth stand auf und ging zur Tür. Lauschte.

Nichts.

Zeit, sich davonzumachen.

Er griff nach dem Türknauf. Zog. Zog fester. Abgeschlossen. Er war eingesperrt.

»Wollen Sie sagen, dass man Sie betrogen hat?« Lady stand vor dem Roulettetisch. Man hatte sie gerufen, weil ein Gast begonnen hatte, Ärger zu machen. Der Mann war nicht mehr ganz nüchtern, aber auch nicht wirklich betrunken. Faltiges Tweed-Sakko. Sie musste nicht lange raten: ehemaliger Obelisk-Kunde aus der tiefsten Provinz.

»Natürlich hat man das«, sagte der Mann, während Lady den Blick durch den Saal schweifen ließ. Er war schon wieder voll. Sie würde mehr Leute einstellen müssen. An der Bar brauchten sie noch mindestens zwei Kräfte. »Die Kugel landet dreimal hintereinander auf der Vierzehn. Wie hoch ist die Wahrscheinlichkeit, hä?«

»Genauso hoch wie die, dass sie auf der Drei, der Vierundzwanzig und dann auf der Sechzehn landet«, sagte Lady. »Eins zu fünfzigtausend. Genauso hoch wie für jede andere Zahlenkombination.«

»Aber ...«

»Sir.« Lady lächelte und berührte ihn kurz am Arm. »Hat Ihnen zufällig mal jemand gesagt, dass man sich bei einem Bombenangriff in einem Krater verstecken soll, weil die Bomben niemals an derselben Stelle zweimal einschlagen? Da hat man Sie betrogen. Aber jetzt sind Sie im Inverness, Sir.« Sie reichte ihm einen Gutschein. »Holen Sie sich einen Drink an der Bar auf meine Kosten. Bitte überdenken Sie die Logik von dem, was ich Ihnen gerade gesagt habe, und dann können wir uns später noch einmal unterhalten, okay?«

Der Mann lehnte sich zurück und musterte sie, dann nahm er den Gutschein und war verschwunden.

»Lady.«

Sie drehte sich um. Vor ihr ragte eine breitschultrige Frau auf. Oder ein Mann.

»Mr Hand würde gerne mit Ihnen sprechen.« Das Mannweib nickte

einem älteren Herrn zu, der einige Meter entfernt stand. Er trug einen weißen Anzug, hatte dunkel gefärbtes Haar und stützte sich auf einen vergoldeten Spazierstock, während er interessiert den Kronleuchter über seinem Kopf betrachtete.

»Wenn das noch ein paar Minuten warten könnte ...« Lady lächelte.

»Er hat auch einen Spitznamen. Der mit H beginnt.«

Lady hielt inne.

»Er bevorzugt aber den Namen Hand.« Das Mannweib lächelte.

Lady ging zu dem alten Herrn hinüber.

»Kristall aus Baccarat oder aus Böhmen?«, fragte er, ohne den Blick vom Kronleuchter zu nehmen.

»Böhmen«, sagte sie. »Wie Sie sehen, handelt es sich um eine leicht verkleinerte Kopie des Kronleuchters aus dem Dolmabahçe-Palast in Istanbul.«

»Leider bin ich nie dort gewesen, Ma'am, aber ich war einmal in einer kleinen Kapelle in der Tschechoslowakei. Nach der Pest hatten sie dort so viele Skelette herumliegen, dass sie nicht mehr wussten, wohin damit. Also beauftragten sie einen einäugigen Mönch, aufzuräumen und die Überbleibsel zu vergraben. Stattdessen aber nutzte er sie, um die Kapelle zu schmücken. Es gibt dort einen sehr hübschen Kronleuchter aus menschlichen Knochen und Schädeln. Manche würden wohl sagen, dass das wenig Pietät gegenüber den Toten zeigt, ich jedoch behaupte das Gegenteil.« Der alte Mann wandte seinen Blick vom Kronleuchter ab und ihr zu. »Welches größere Geschenk kann die Menschheit bekommen als den Hauch von Unsterblichkeit, der darin liegt, selbst nach dem Tod noch eine Funktion zu erfüllen, Ma'am? Indem man ein Korallenriff wird. Oder ein Kronleuchter. Oder ein Symbol und Leitstern, ein Chief Commissioner, der so vorzeitig stirbt, dass die Menschen weiterhin glauben können, er sei ein guter Mensch, ein selbstloser Anführer gewesen. So wunderbar vorzeitig, dass keine Zeit blieb, ihn als einen weiteren Monomanen, einen weiteren korrupten König zu enttarnen. Ich bin der Meinung, dass wir solche Todesfälle brauchen, Ma'am. Ich hoffe, dem einäugigen Mönch ist die Dankbarkeit zuteilgeworden, die er verdient hat.«

Lady schluckte. Für gewöhnlich sah sie in den Augen eines Menschen etwas, das sie interpretieren, verstehen und dann nutzen konnte. Aber im

Blick dieses Mannes sah sie nichts – es war, als würde man einem Blinden in die Augen schauen. »Wie kann ich Ihnen behilflich sein, Mr Hand?«

»Wie Sie wissen, sollte ich jetzt eigentlich in einer Besprechung mit Ihrem Mann sein. Er sitzt in einer Hotelsuite und wartet darauf, mich zu töten.«

Lady spürte, wie sich ihre Luftröhre zusammenzog, und wusste, dass ihre Stimme hoch und schrill klingen würde. Deshalb blieb sie stumm.

»Aber da ich nicht wüsste, wie ich tot noch von Nutzen sein könnte, dachte ich, dass ich lieber ein vernünftiges Wort mit der Vernünftigen von Ihnen beiden reden sollte.«

Lady schaute ihn an. Er nickte und lächelte ein trauriges, sanftes Lächeln, wie ein weiser alter Großvater, der sie durchschaut hatte und ihr klarmachte, dass alle Ausreden sinnlos wären.

»Ich verstehe«, sagte Lady und hustete. »Ich glaube, ich brauche einen Drink. Was kann ich Ihnen anbieten?«

»Nun, wenn Ihr Barkeeper weiß, wie man einen Dirty Martini macht ...«

»Kommen Sie mit.«

Sie gingen zur Bar, wo die Gäste Schlange standen. Lady bahnte sich den Weg hinter den Tresen, nahm zwei Martinigläser, goss etwas aus der Ginflasche und dann aus der Martiniflasche in den Shaker und mixte die Cocktails auf der Arbeitsfläche unter dem Tresen. Weniger als eine Minute später war sie zurück und reichte dem alten Mann sein Glas. »Ich hoffe, er ist dirty genug.«

Er probierte. »Absolut. Aber wenn ich mich nicht täusche, ist noch eine zusätzliche Zutat darin.«

»Zwei. Ist mein eigenes Rezept. Hier entlang?«

»Und was sind diese Zutaten?«

»Das ist natürlich ein Geschäftsgeheimnis, aber lassen Sie es mich so ausdrücken: Ich finde, Drinks sollten einen regionalen Touch haben.« Lady führte den alten Mann und das große Mannweib in den leeren Raum hinter dem Restaurant.

»Selbstverständlich kann ein Mann in meiner Position nachfühlen, dass Sie Ihre Geschäftsgeheimnisse wahren möchten«, sagte Hecate und wartete darauf, dass die androgyne Gestalt ihm den Stuhl hervorzog. »Also

verzeihen Sie mir bitte, dass ich Ihre Ambitionen offengelegt habe, meine Stadt an sich zu reißen. Ich respektiere Ehrgeiz, habe aber andere Pläne.«

Lady nippte an ihrem Martini. »Werden Sie meinen Mann töten?«

Hecate antwortete nicht.

Sie wiederholte die Frage.

Macbeth startete die Tür an und spürte, wie sein Mund trocken wurde. Eingesperrt. Er hatte jetzt das Gefühl, die Bombe hinter sich ticken zu hören. Es gab keinen anderen Weg hinaus – Ausgänge gehörten zu den Dingen, die er grundsätzlich überprüfte, wenn er sich die Grundrisse von Gebäuden anschaute. Draußen vor den Fenstern reichte die glatte Hauswand zwanzig Stockwerke hinab bis zur Straße.

Eingeschlossen. In der Falle. Hecates Falle. Seine eigene Falle.

Er atmete durch den Mund und versuchte, die aufsteigende Panik zu unterdrücken.

Sein Blick schoss durch den Raum. Man konnte nirgends in Deckung gehen, die Bombe war zu kraftvoll. Wieder fiel sein Blick auf die Tür. Auf das Riegelschloss unter der Klinke.

Das Drehschloss. Er atmete in einem langen, erleichterten Zischen aus. Scheiße, was war denn los mit ihm? Er lachte. Eine Hotelzimmertür *sollte* ja verriegeln, wenn man sie schließt. Er lebte doch schließlich selbst in einem Hotel, Herrgott. Man musste nur das Drehschloss umdrehen, um die Tür zu öffnen.

Er streckte eine Hand aus. Zögerte. Warum sagte ihm etwas, dass es unmöglich so einfach sein konnte? Dass es das niemals war, dass er unmöglich hinausgelangen konnte, dazu verdammt war, sich selbst in die Luft zu sprengen?

Er spürte, dass seine Finger glitschig waren vor Schweiß, als sie sich um das Schloss legten. Es drehten.

Das Schloss drehte sich.

Er drückte die Klinke.

Stieß die Tür auf.

Ging hinaus. Stürmte leise fluchend die Treppe hinunter und den Gang entlang.

Stand vor dem Fahrstuhl und drückte den Knopf.

Sah an dem Display an der Wand, dass er vom Erdgeschoss aus auf dem Weg hinauf war.

Schaute auf seine Uhr. Zwei Minuten und vierzig Sekunden.

Der Fahrstuhl näherte sich. Hörte er etwas? Ein Klirren, Stimmen? Waren da Menschen im Fahrstuhl? Was, wenn Hecate darin war? Es blieb keine Zeit, jetzt noch in die Suite zu gehen und zu reden.

Macbeth rannte los. Dem Grundriss zufolge war die Feuertreppe hier links um die Ecke.

Da war sie.

Er stieß die Tür auf, als er ein *Bing* hörte, das signalisierte, dass der Fahrstuhl oben angekommen war. Er hielt den Atem an und die Tür auf, während er wartete.

Stimmen. Hohe Jungenstimmen.

»Ich versteh nicht so ganz, was ...«

»Mr Hand kommt nicht. Wir sollen den Mann bloß eine halbe Stunde aufhalten. Hoffentlich mag er Champagner.«

Das Geräusch von Servierwagenrädern.

Macbeth schloss die Tür hinter sich und rannte die Treppe hinunter.

An jedem Stockwerk stand eine Nummer.

Bei der Siebzehn hielt er an.

Lady nickte. Atmete auf. »Aber später werden Sie ihn umbringen, an einem anderen Tag?«

»Das kommt drauf an. Haben Sie Apfelsaft hineingetan?«

»Nein. Worauf kommt es an?«

»Ob es sich nur um eine vorübergehende Verwirrtheit handelt. Sie beide scheinen aufgehört zu haben, meine Produkte zu konsumieren, und das ist vielleicht für alle Seiten am besten.«

»Sie werden ihn nicht umbringen, weil Sie ihn als Chief Commissioner brauchen. Und da Sie Macbeths Pläne offengelegt haben, gehen Sie davon aus, dass er seine Lektion gelernt hat. Ein Hund ist erst dann abgerichtet, wenn er ungehorsam gewesen ist und seine Strafe erhalten hat.«

Der alte Mann wandte sich dem Mannweib zu. »Verstehst du nun,

warum ich gesagt habe, dass sie die Klügere der beiden ist?»

»Was wollen Sie also von mir, Mr Hand?«

»Ingwer? Nein, die Rezeptur ist ein Geheimnis, wie Sie sagen, deshalb wird Ihre Antwort nicht verlässlich sein. Ich wollte Ihnen nur die Wahl aufzeigen, die Sie haben. Gehorchen Sie, dann werde ich Macbeth vor allem schützen, was ihm schaden könnte. Er wird Ihr Tithonos sein. Gehorchen Sie nicht, dann töte ich Sie beide, wie man es mit Hunden tut, die sich als undressierbar herausgestellt haben. Sehen Sie sich um, Lady. Schauen Sie sich an, was Sie zu verlieren haben. Sie besitzen alles, von dem Sie immer geträumt haben. Deshalb müssen Sie jetzt auch nicht mehr träumen. Und bei Ihren Rezepturen sollten Sie sich nicht überschätzen – sind die Ambitionen zu groß, wird die beste Mischung zur Katastrophe.« Der alte Mann kippte den Rest seines Getränks hinunter und stellte das Glas auf den Tisch. »Pfeffer. Das ist eine der beiden Zutaten.«

»Blut«, sagte Lady.

»Wirklich?« Er stützte die Hände auf seinen Spazierstock und richtete sich auf.

Lady zuckte mit den Schultern. »Ist das so wichtig? Offenbar schon. Die Mischung scheint Ihnen jedenfalls zuzusagen.«

Der alte Mann lachte. »Unter anderen Umständen könnten Sie und ich sehr gute Freunde sein, Lady.«

»In einem anderen Leben«, entgegnete sie.

»In einem anderen Leben, meine kleine Lily.« Er klopfte zweimal mit seinem Stock auf den Boden. »Bleiben Sie, wo Sie sind. Wir finden den Weg hinaus.«

Lady bewahrte ihr Lächeln, bis er außer Sicht war. Dann schnappte sie nach Luft, spürte, wie der Raum sich um sie drehte, musste sich an einer Stuhllehne festhalten. *Lily*. Er wusste es. Wie konnte er das wissen?

Siebzehnter Stock.

Macbeth schaute auf seine Uhr. Noch eine Minute. Warum war er stehen geblieben? Sie mussten den Servierwagen die Treppe hinauftragen. Sie würden dort sein, wenn die Bombe hochging. Na und? Es waren Hecates Jungs. Sie mussten Teil der ganzen Verschwörung sein, wo also lag das

Problem? Niemand in dieser Stadt war unschuldig. Warum war dieser *eine* *Gedanke* gerade jetzt in seinem Kopf aufgetaucht? War es etwas aus einer Rede? Die Lady geschrieben und er gehalten hatte? Oder lag es weiter zurück, war es ein Eid, den sie bei ihrem Abschluss an der Polizeischule abgelegt hatten? Oder war es noch länger her, war es etwas, das Banquo zu ihm gesagt hatte? Etwas, irgendwas war da, aber er konnte sich nicht erinnern, was. Bloß dass ...

Scheiße, Scheiße, Scheiße!

Fünfzig Sekunden.

Macbeth rannte.

Die Treppe hinauf.

»Kommt mit!«, schrie Macbeth.

Die beiden Jungs starrten mit großen Augen den Mann an, der plötzlich in der Tür der Penthousesuite aufgetaucht war. Einer von ihnen hielt eine Flasche Champagner in den Händen und hatte gerade begonnen, den Draht am Korken abzuwickeln.

»Sofort!«, brüllte Macbeth.

»Sir, wir ...«

»Ihr habt dreißig Sekunden, wenn ihr hier nicht sterben wollt!«

»Beruhigen Sie sich, Sir.«

Macbeth schnappte sich den Sektkühler und schleuderte ihn Richtung Fenster. Die Eiswürfel kullerten knackend über den Parkettboden. In der darauf folgenden Stille senkte er seine Stimme: »Hier wird eine Bombe hochgehen, in fünfundzwanzig Sekunden.«

Dann drehte er sich um und rannte los. Die Treppe hinunter. Mit dem Klappern von Schritten hinter sich. Sprintete am Fahrstuhl vorbei. Hielt den beiden Jungs die Tür zum Treppenhaus auf.

»Lauft! Lauft!«

Schloss die Tür hinter ihnen und stürmte ihnen nach.

Fünfzehn Sekunden. Macbeth hatte keine Ahnung, wie groß die Explosion sein würde, aber wenn die Bombe gebaut worden war, um ein Gebäude zu zerstören, so massiv wie das Inverness, mussten sie so weit wie möglich weg sein. Sechzehnter Stock. Er spürte, wie sein Kopf zu schmerzen begann, als würde er bereits den Druck der Explosion auf seinem Trommelfell, auf seinen Augäpfeln, in seinem Mund spüren. Vierzehnter Stock. Er schaute auf seine Uhr. Es war schon fünfzehn Sekunden drüber.

Elfter Stock. Immer noch nichts. Der Countdown-Mechanismus war womöglich nicht ganz akkurat eingestellt, oder es war absichtlich eine Verzögerung eingebaut worden. Die beiden Jungs vor ihm begannen langsamer zu werden. Macbeth brüllte sie an, und sie beeilten sich wieder.

Im achten Stock stießen sie eine Feuerschutztür auf und rannten in einen Korridor, aber Macbeth lief weiter die Haupttreppe hinunter. Der Fahrstuhl war eine Todesfalle. Als er im Erdgeschoss ankam, war die Bombe beinahe drei Minuten überfällig.

Er betrat die Empfangshalle. Dieselben Angestellten waren noch da, machten sich hinter der Rezeption zu schaffen, als wäre nichts passiert, nahmen ihn gar nicht zur Kenntnis. Er ging hinaus in den Regen. Schaute auf. Stand so da, bis ihm der Nacken wehtat. Dann marschierte er über den verlassenem Platz auf Seyton und den geparkten Wagen zu. Was zur Hölle war geschehen? Oder eher: Was war nicht geschehen? War die Bombe im Keller des Polizeihauptquartiers feucht geworden? Hatte es jemand geschafft, den Countdown anzuhalten, nachdem er die Penthousesuite verlassen hatte? Oder war sie detoniert, aber mit sehr viel weniger Kraft, als es ihn der Sprengstoffexperte des SWAT-Teams hatte glauben lassen? Und was jetzt? Er blieb stehen. Was, wenn Hecate oder seine Leute in die Suite gingen und feststellten, dass er eine Bombe dort zurückgelassen hatte? Er musste zurück und den Koffer holen.

Macbeth drehte sich um. Machte zwei Schritte. Sah den Umriss seines Schattens auf dem Kopfsteinpflaster und hörte einen dumpfen Knall, wie ferner Donner. Einen Augenblick lang hielt er es für Hagel. Weiße Körnchen trafen ihn im Gesicht und an den Händen, prasselten auf den Boden um ihn herum und tanzten auf den parkenden Wagen. Ein Duschkopf traf wenige Meter von ihm entfernt auf. Er warf einen Blick nach oben, wurde aber schon im nächsten Augenblick umgerissen und hörte neben sich einen dröhnenden Knall. Macbeth hob die Arme, um sich zu schützen, aber der Mann, der ihn zu Boden gerissen hatte, war bereits wieder aufgesprungen, hatte seinen grauen Mantel abgeklopft und war davongerannt. Macbeth sah einen zerschellten braunen Kühlschrank genau dort, wo er vor einer Sekunde noch gestanden hatte.

Er ließ seinen Kopf auf den kühlen Pflastersteinen liegen.

Flammen stiegen von der Spitze des Obeliskens auf, und schwarzer Rauch kräuselte sich in den Himmel. Etwas kam über die Pflastersteine auf ihn zugehüpft und blieb neben seinem Kopf liegen. Er hob es auf. Es steckte immer noch in seinem Drahtkäfig.

»Was zum Teufel ist passiert?«, fragte Seyton, als Macbeth in den Wagen gestiegen war.

»Tourtell«, sagte Macbeth. »Er hat Hecate gewarnt. Fahren Sie los.«

»Tourtell?«, wiederholte Seyton und lenkte den Wagen auf die Fahrbahn, während die Scheibenwischer winzige Glasscherben von der Windschutzscheibe fegten.

»Tourtell ist der Einzige, der von unserem Plan wusste. Er muss Hecate informiert haben in der Hoffnung, dass er mich umbringen würde.«

»Und Hecate hat nicht versucht, Sie umzubringen?«

»Nein. Ganz im Gegenteil. Er hat mich gerettet.«

»Wieso das?«

»Er braucht seine Marionetten.«

»Was?«

»Nichts, Seyton. Fahren Sie zum Inverness.«

Macbeth ließ seinen Blick über den Gehsteig wandern, über die Leute, die entsetzt aufschauten. Er suchte nach grauen Mänteln. Wie viele gab es von ihnen? Trugen sie alle graue Mäntel oder nur manche von ihnen? Waren sie immer da? Er schloss die Augen. Unsterblich. So unsterblich wie eine hölzerne Puppe. Der Druck in seinem Kopf wurde schlimmer. Und ein seltsamer Gedanke wirbelte hindurch. Hecates Versprechen, ihn unverwundbar zu machen, war kein Segen, sondern ein Fluch. Er spürte den Draht an seiner Haut, als er den Korken aus der Champagnerflasche in seiner Hand schraubte und die erste Polizeisirene hörte.

Seyton hatte vor dem Inverness gehalten, und Macbeth wollte gerade aussteigen, als er Tourtells Stimme hörte.

»Drehen Sie das Radio lauter«, sagte Macbeth und setzte sich wieder hin.

»... um den Gerüchten entgegenzuwirken und aus Respekt vor Ihnen, meine lieben Mitbürger. Weil Sie außerdem das Recht haben, über die von Ihnen gewählten Vertreter informiert zu sein, habe ich mich heute dazu entschlossen, Ihnen mitzuteilen, dass ich vor fünfzehn Jahren eine kurze außereheliche Affäre hatte, die zur Geburt eines Sohnes geführt hat. Im Einvernehmen mit allen Beteiligten – das heißt, mit der Mutter meines Sohnes und mit meiner Ehefrau – wurde damals beschlossen, dies aus der Öffentlichkeit herauszuhalten. Ich bin immer in engem Kontakt mit meinem

Sohn und seiner Mutter geblieben und habe sie im Rahmen meiner Möglichkeiten nach besten Kräften unterstützt. Damals nicht an die Öffentlichkeit zu gehen, war eine Entscheidung, die verschiedene Interessen berücksichtigt hat. Um die Stadt ging es damals noch nicht, da ich noch nicht im Amt war und niemandem Rechenschaft ablegen musste, außer den mir Nahestehenden und mir selbst. Nun allerdings liegen die Dinge anders, und heute ist der richtige Zeitpunkt, um offen über diese Dinge zu sprechen. Die Mutter meines Sohnes ist ernsthaft erkrankt, und mit ihrem Einverständnis ist er vor zwei Monaten zu mir gezogen, um bei seinem Vater zu leben. Seitdem habe ich Kasi mit zu öffentlichen Anlässen genommen, wo ich ihn auch als meinen Sohn vorgestellt habe. Doch wie es aussieht, hat meine Ehrlichkeit paradoxerweise zu anderen Gerüchten geführt. Wie wir wissen, wird die Wahrheit stets als Letztes geglaubt. Ich bin nicht stolz darauf, vor fünfzehn Jahren untreu gewesen zu sein, aber abgesehen davon, dass ich seinerzeit die Vergebung der mir Nahestehenden gesucht habe, kann ich dagegen nun wenig tun. So wenig ich auch gegen Menschen tun kann, die meine Fähigkeiten als Politiker nach meinem Privatleben beurteilen. Ich kann nur eines tun: Sie um Ihr Vertrauen bitten, so wie ich nun Ihnen vertraue, indem ich Details aus meinem Leben öffentlich mache, die äußerst schmerzlich für mich sind. Ich habe mich vielleicht nicht immer so verhalten, dass ich Grund hatte, stolz auf mich zu sein, umso stolzer aber bin ich auf Kasi, meinen fünfzehnjährigen Sohn. Gestern Abend habe ich ein langes Gespräch mit ihm geführt, und er sagte mir, ich solle tun, was ich jetzt tue. Der ganzen Stadt erzählen, dass ich sein Vater bin.« Tourtell atmete tief ein, bevor er mit deutlichem Vibrato in der Stimme fortfuhr: »Und dass er mein Sohn ist.« Er räusperte sich. »Und dass ich die anstehenden Bürgermeisterwahlen gewinnen soll.«

Pause. Eine Frauenstimme, ebenfalls deutlich bewegt.

»Sie hörten eine Stellungnahme von Bürgermeister Tourtell. Nun zurück zu den Nachrichten. Im Distrikt 4 ist es zu einer schweren Explosion gekommen, genauer gesagt, in den oberen Stockwerken des Obelisk-Casinos. Bisher sind uns keine Todesfälle oder Verletzten bekannt, aber ...«

Macbeth schaltete das Radio aus.

»Verdammt«, sagte er. Dann brach er in lautes Gelächter aus.

Lady lehnte sich in die Kissen zurück und streckte den Fuß unter ihrem Morgenmantel hervor. Auf Macbeth zu, der auf einem niedrigen Hocker am Fußende des Bettes saß. Sie hatte zwei rote Kleider herausgehängt. Er streichelte ihren schlanken Knöchel und ihr glatt rasiertes Bein.

»Hecate wusste also von unseren Plänen«, sagte er. »Hat er erwähnt, wer es ihm erzählt hat?«

»Nein«, sagte Lady. »Aber er meinte, du würdest mein Tithonos werden, wenn wir uns benehmen.«

»Wer ist Tithonos?«

»Ein hübscher Grieche, dem ewiges Leben gewährt wurde. Er hat aber auch gesagt, er würde uns töten wie Hunde, die sich nicht dressieren lassen, wenn wir ihm nicht gehorchen.«

»Hm. Es kann nur Tourtell gewesen sein, der es ihm verraten hat.«

»Das sagst du nun schon zum dritten Mal, Liebling.«

»Und der schleimige Mistkerl hat nicht nur geplaudert. Zu allem Überfluss ist der Junge auch noch wirklich sein Sohn. Die Frage ist jetzt bloß, ob die Einwohner dieser Stadt einen Ehebrecher als Bürgermeister haben wollen.«

»Eine einzige Affäre vor fünfzehn Jahren?«, sagte Lady. »Für die Tourtell damals um Vergebung gebeten hat? Dann hat er sich auch noch um Mutter und Sohn gekümmert, und jetzt, da sie krank ist, nimmt der heilige Tourtell seinen Sohn bei sich auf. Die Leute werden ihn dafür lieben, mein Schatz. Er hat einen Fehler begangen, den die meisten Menschen verstehen werden, und anschließend hat er sich auch noch anständig und reuig verhalten. Tourtell gehört jetzt auch zum Volk. Diese Stellungnahme war ein Geniestreich. Sie werden in Scharen kommen, um ihm ihre Stimme zu geben.«

»Tourtell wird kandidieren und siegen. Was sollen wir jetzt tun?«

»Ja, was sollen wir tun? Nun, eins nach dem anderen. Welches Kleid,

Jack?«

»Das spanische«, sagte Jack, nahm eine Tasse Tee vom Tablett und stellte sie auf Ladys Nachttisch.

»Danke. Was ist mit Tourtell und Hecate, Jack? Sollen wir etwas unternehmen, oder ist das zu riskant?«

»Ich bin kein Kriegsstratege, Ma'am. Aber ich habe gelesen, wenn man Feinde an zwei Fronten hat, gibt es zwei klassische Strategien. Die eine wäre, mit einem der beiden einen Waffenstillstand auszuhandeln und dann die gemeinsamen Kräfte darauf zu konzentrieren, den anderen auszuschalten, ihn ohne Vorwarnung anzugreifen. Die zweite wäre, die beiden Feinde gegeneinander auszuspielen, zu warten, bis sie sich gegenseitig geschwächt haben, und dann zuzuschlagen.«

Er reichte Macbeth eine Tasse Kaffee.

»Erinnern Sie mich daran, Sie zu befördern«, sagte Macbeth.

»Oh, er ist bereits befördert worden«, sagte Lady. »Wir sind die nächsten zwei Wochen vollständig ausgebucht, daher hat Jack jetzt einen Assistenten. Einen Assistenten, der ihn mit Sir anreden wird.«

Jack lachte. »Das war nicht meine Idee.«

»Nein, meine«, sagte Lady. »Und es ist nicht bloß eine Idee. Es ist nur vernünftig, Regeln über die Anredeformen aufzustellen. Das erinnert alle an die Hierarchien, und Missverständnisse lassen sich vermeiden. Würde ein Bürgermeister zum Beispiel den Notstand ausrufen, wäre es wichtig zu wissen, wer die Leitung der Stadt übernimmt. Und wer tut es?«

Jack schüttelte den Kopf.

»Der Chief Commissioner«, sagte Macbeth und nippte an seinem Kaffee. »Bis der Chief Commissioner den Notstand wieder rückgängig macht.«

»Wirklich?«, fragte Jack. »Und wenn der Bürgermeister stirbt? Übernimmt der Chief Commissioner dann auch?«

»Ja«, sagte Macbeth. »Bis ein neuer Bürgermeister gewählt ist.«

»Das sind Verordnungen, die Kenneth direkt nach dem Krieg eingeführt hat«, sagte Lady. »Damals wurde auf eine dynamische, durchsetzungsfähige Regierung in Krisenzeiten viel Wert gelegt.«

»Klingt vernünftig«, sagte Jack.

»Das Großartige an einem Notstand ist, dass der Chief Commissioner

wirklich alles unter seiner Kontrolle hat. Er kann das Justizsystem aushebeln, die Presse zensieren, Wahlen auf unbestimmte Zeit aufschieben, kurz gesagt ist er ...«

»Ein Diktator.«

»Ganz genau, Jack.« Lady rührte ihren Tee um. »Unglücklicherweise wird Tourtell kaum damit einverstanden sein, den Notstand auszurufen, daher werden wir uns mit der nächstbesten Option zufriedengeben müssen.«

»Und die wäre?«

»Dass Tourtell stirbt natürlich.« Lady nippte an ihrem Tee.

»Stirbt? Durch ...?«

»Durch ein Attentat«, sagte Macbeth und massierte sanft ihre Wade. »Das hast du doch gemeint, oder, Liebste?«

Sie nickte. »Der Chief Commissioner gibt bekannt, dass er die Regierungsgeschäfte der Stadt übernimmt, solange die Hintergründe des Attentats ermittelt werden. Könnten politische Motive dahinterstecken? Hecate? Hatte es irgendetwas zu tun mit Tourtells Untreue? Die Ermittlungen ziehen sich natürlich in die Länge.«

»Ich kann nur vorübergehend regieren«, sagte Macbeth, »bis ein neuer Bürgermeister gewählt ist.«

»Aber schau doch, mein Schatz, die Straßen sind voller Blut. Polizeibeamte werden ermordet, und Politiker fallen Anschlägen zum Opfer. Der Chief Commissioner, der als Bürgermeister fungiert, würde vermutlich beschließen, den Notstand auszurufen. Und die Wahl so lange aufzuschieben, bis sich die Lage beruhigt hat. Und es ist der Chief Commissioner, der festlegt, wann sich die Lage beruhigt hat.«

Macbeth spürte dieselbe kindliche Freude wie damals, als er und Duff auf dem Spielplatz des Waisenhauses die unangefochtenen Könige gewesen waren und sogar die hartgesotteneren älteren Kinder es akzeptieren mussten. »Praktisch hätten wir grenzenlose Macht, so lange wir wollen. Und du bist dir sicher, dass Capitol nicht intervenieren kann?«

»Liebster, ich hatte heute eine lange und interessante Unterhaltung mit einem unserer Richter vom Obersten Gerichtshof. Capitol hat nur wenige oder gar keine Sanktionsmöglichkeiten, solange Kenneths Verordnungen nicht gegen Bundesgesetze verstoßen.«

»Verstehe.« Macbeth rieb sich das Kinn. »Wirklich interessant. Es ist

also lediglich nötig, dass Tourtell stirbt oder selbst den Notstand ausruft.«

Jack hüstelte. »Haben Sie noch einen Wunsch, Ma'am?«

»Nein, danke, Jack.« Lady winkte fröhlich ab.

Macbeth hörte den dumpfen Bass aus dem Erdgeschoss, als Jack die Tür zum Korridor öffnete, und die heulende Sirene eines Krankenwagens, nachdem er sie geschlossen hatte.

»Tourtell schmiedet Pläne, um uns aufzuhalten«, sagte Lady. »Das Attentat wird bald stattfinden müssen.«

»Was ist mit Hecate? Wenn diese Schlange aus Tourtell und Hecate besteht, dann ist Tourtell der Schwanz und Hecate der Kopf. Ihr den Schwanz abzuschlagen, wird sie nur noch gefährlicher machen. Wir werden uns zuerst dem Kopf widmen müssen.«

»Nein.«

»Nein? Er sagt, er wird uns töten, wenn wir nicht gehorchen. Willst du sein abgerichteter Hund sein?«

»Sitz still und hör mir jetzt mal zu, Liebling. Du hast doch Jack gehört. Schließe einen Waffenstillstand mit einer Partei und greif die andere an. Dies ist nicht der richtige Zeitpunkt, um Hecate herauszufordern. Darüber hinaus bin ich mir gar nicht so sicher, dass Hecate und Tourtell wirklich zusammenarbeiten. Wäre es so, hätte Hecate gesagt, dass wir uns von Tourtell und dem Bürgermeisteramt fernhalten sollen. Aber das hat er nicht, nicht einmal nach den öffentlichen Spekulationen, dass du kandidieren würdest. Solange Hecate glaubt, wir hätten unsere Lektion gelernt und wären jetzt seine gehorsamen Hunde, wird er uns nur dafür applaudieren, dass wir die politische Kontrolle über die Stadt übernehmen – und damit indirekt sich selbst. Verstehst du? Wir kümmern uns jetzt erst einmal um einen Feind und bekommen, was wir wollen. Dann entscheiden wir, wie wir mit Hecate verfahren.«

Macbeth ließ seine Hand ihr Bein hinaufgleiten, an ihrem Knie vorbei. Sie verstummte, schloss die Augen, und er lauschte auf ihren Atem. Der Atem, der ohne Worte befahl, was seine Hand tun sollte und was nicht.

Den ganzen Nachmittag und die ganze Nacht wusch der Regen die Stadt, die niemals sauber wurde. Hämmerte hinab auf das Dach des Grand Hotels, wo

Fleance, Duff, Malcolm und Caithness bleiben wollten, bis alles vorüber war. Es war zwei Uhr morgens, als Caithness von einem Klopfen an ihrer Zimmertür geweckt wurde. Sie wusste sofort, wer es war.

Es war nicht die Häufigkeit des Klopfens, auch nicht die Abstände dazwischen oder der Nachdruck. Es war der Stil. Er klopfte mit der flachen Hand. Und sie kannte diese Hand, jede Falte und jede Kerbe darin.

Sie öffnete die Tür einen Spalt.

Regen tropfte von Duffs Sachen und seinem Haar, seine Zähne klapperten, und sein Gesicht war so blass, dass man kaum noch seine Narbe sehen konnte. »Entschuldige, aber ich brauche dringend eine heiße Dusche.«

»Hast du keine ...«

»Fleance und ich teilen uns ein Zimmer mit Doppelstockbett und einem Waschbecken.«

Sie öffnete die Tür ein weiteres Stück, und er schlüpfte hinein.

»Wo warst du denn?«, fragte sie.

»Auf dem Friedhof«, sagte er vom Badezimmer aus.

»Mitten in der Nacht?«

»Da sind nicht so viele Leute unterwegs.« Sie hörte, dass das Wasser angestellt wurde. Sie stand dicht an der Badezimmertür. »Duff?«

»Ja?«

»Ich wollte nur sagen, dass es mir leidtut.«

»Was?«, rief er.

Sie räusperte sich und hob die Stimme. »Das mit deiner Familie.«

Sie lauschte auf das Platschen des Wassers, das ihre Worte übertönte. Und startete den Dampf an, der ihn vor ihr verbarg.

Als Duff in dem Bademantel, der neben der Tür gehangen hatte, wieder aus dem Badezimmer kam, mit seinen nassen Sachen über einem Arm, hatte Caithness sich angezogen und lag auf dem breiten Bett. Er zog eine Packung Zigaretten aus der Tasche seiner nassen Hose. Sie nickte, und er legte sich neben sie. Caithness lehnte ihren Kopf an seinen Arm und schaute zur gewölbten gelben Deckenlampe hinauf. Die Glasschale war gepunktet mit toten Insekten.

»Das passiert, wenn man zu nahe ans Licht heranfliegt«, sagte er. Er war also immer noch dazu in der Lage, ihre Gedanken zu erraten.

»Ikarus«, sagte sie.

»Macbeth«, sagte er und zündete sich eine Zigarette an.

»Ich wusste gar nicht, dass du wieder mit dem Rauchen angefangen hast«, bemerkte sie.

»Tja, es ist schon seltsam. Ich habe das Scheißzeug eigentlich nie gemocht.« Er verzog das Gesicht und blies einen großen, dicken Rauchring zur Decke.

Sie lachte kurz. »Warum hast du dann angefangen?«

»Hab ich dir das nie erzählt?«

»Es gibt vieles, was du mir nie erzählt hast.«

Er hustete und reichte ihr die Zigarette »Weil ich wie Macbeth sein wollte.«

»Ich habe immer gedacht, dass er wie du sein wollte.«

»Er sah so verdammt gut aus. Und war so ... frei. Im Einklang mit sich und glücklich, so glücklich in seiner eigenen Haut. Das war ich nie.«

»Dafür hattest du mehr Grips.« Sie inhalierte und reichte ihm die Zigarette zurück. »Und die Fähigkeit, andere davon zu überzeugen, dass du recht hast.«

»Die Leute stellen nicht gern fest, dass sie unrecht haben. Und ich konnte sie auch nicht dazu bringen, mich zu mögen. Er schon.«

»Ganz billiger Charme, Duff. Schau dir an, wer er heute ist. Er hat alle für dumm verkauft.«

»Nein.« Duff schüttelte den Kopf. »Nein, Macbeth hat niemanden für dumm verkauft. Er war immer ehrlich und direkt. Kein Heiliger, aber ohne Heimtücke – man wusste bei ihm immer, woran man war. Kann schon sein, dass er die Leute nicht mit seinem Witz und seiner Originalität beeindruckt hat, aber man hat jedem seiner Worte vertraut. Und das mit Recht.«

»Vertraut? Er ist ein gefühlloser Mörder, Duff.«

»Du irrst dich. Macbeth ist voller Gefühle. Deshalb kann er auch keiner Fliege etwas zuleide tun. Einer aggressiven Wespe, ja, vielleicht, aber einer wehrlosen Fliege? Niemals, ganz gleich, wie nervtötend sie ist.«

»Wie kannst du ihn verteidigen, Duff? Wo du doch so viel verloren ...«

»Ich verteidige ihn nicht. Natürlich ist er ein Mörder. Ich sage doch nur, dass er nicht imstande wäre, jemanden umzubringen, der sich nicht zur Wehr setzen kann. Es ist nur einmal passiert. Und da hat er es getan, um mich zu retten.«

»Ach ja?«, sagte sie. »Willst du mir davon erzählen?«

Er zog tief an der Zigarette. »Das war, als er den Norse Rider auf der Landstraße bei Forres getötet hat. Ein junger Kerl, der gerade gesehen hatte, wie ich seinen Kameraden umbrachte, weil ich ihn fälschlicherweise für Sweno hielt.«

»Das heißt, sie haben ihre Waffen gar nicht auf euch gerichtet?«

Duff schüttelte den Kopf.

»Aber dann ist Macbeth nicht besser als du«, sagte Caithness.

»Doch, das war er. Ich habe aus Egoismus getötet. Er für jemand anderen.«

»Weil es das ist, was wir bei der Polizei tun. Wir kümmern uns umeinander.«

»Nein, weil er glaubte, er wäre es mir schuldig.«

Caithness stützte sich auf ihre Ellbogen. »Er wäre es dir schuldig?«

Duff hielt seine Zigarette der Decke entgegen, kniff ein Auge zu und richtete das andere auf die Glut. »Als Großvater starb und ich im Waisenhaus landete, war ich beinahe zu alt – ich war schon vierzehn. Macbeth und ich waren im selben Alter, aber er hatte dort gelebt, seit er fünf Jahre alt gewesen war. Macbeth und ich haben uns ein Zimmer geteilt und sind sofort Freunde geworden. Damals hat Macbeth noch gestottert. Besonders wenn sich der Samstagabend näherte, denn dann verschwand er immer mitten in der Nacht aus dem Zimmer und kehrte erst eine Stunde später zurück. Er wollte mir nie verraten, wo er hinging. Erst als ich ihm im Scherz drohte, ihn an Lorreal, den von allen gefürchteten Direktor, zu verpfeifen, meinte er, dass würde wohl nichts bringen.« Duff zog nachdrücklich an der Zigarette. »Denn genau bei dem war er gewesen.«

»Du meinst ... der Direktor ...«

»... hatte Macbeth missbraucht, solange er sich erinnern konnte. Ich traute meinen Ohren nicht. Lorreal hatte Dinge mit ihm gemacht ... man kann sich nicht vorstellen, dass jemand das einem anderen Menschen antun oder Freude daran haben könnte. Das eine Mal, als Macbeth sich ihm widersetzt hatte, war er von Lorreal fast umgebracht worden, und er hatte ihn für zwei Wochen im sogenannten Besserungskeller eingesperrt. Eine echte Gefängniszelle im Grunde. Ich war so wütend, dass ich heulen musste. Weil ich wusste, dass jedes Wort stimmte. Macbeth lügt nie. Also sagte ich,

wir müssten Lorreal umbringen. Ich würde ihm helfen. Und Macbeth war einverstanden.«

»Ihr habt geplant, ihn *umzubringen*?«

»Nein«, sagte Duff und reichte ihr die Zigarette. »Wir haben nicht groß geplant. Wir haben ihn einfach bloß umgebracht.«

»Ihr ...«

»Wir sind an einem Donnerstag in sein Zimmer gegangen. Haben an der Tür gelauscht, ob Lorreal geschnarcht hat. Sind rein. Macbeth kannte den Raum in- und auswendig. Ich habe an der Tür Schmiere gestanden, während Macbeth zum Bett ging und ein Messer zog. Aber Zeit verging, und als sich meine Augen an die Dunkelheit gewöhnt hatten, sah ich, dass er starr wie eine Salzsäule da stand. Dann knickte er ein und kam zu mir herüber, flüsterte, er k-k-könne es nicht tun. Also habe ich das Messer genommen, bin zu Lorreal gegangen und habe es ihm fest in den schnarchenden Rachen gestoßen. Lorreal hat noch einmal gezuckt, dann hörte er auf zu schnarchen. Da war nicht viel Blut. Wir sind dann sofort abgehauen.«

»Mein Gott.« Caithness hatte sich in der Embryostellung zusammengekrümmt. »Was ist anschließend passiert?«

»Nicht viel. Es gab zweihundert junge Verdächtige, die Auswahl war groß. Keiner bemerkte, dass Macbeth noch schlimmer gestottert hat als vorher. Und als er ein paar Wochen später durchgebrannt ist, hat das niemand mit dem Mord in Verbindung gebracht. Kinder laufen ja dauernd weg.«

»Und dann habt ihr euch wiedergetroffen, Macbeth und du?«

»Ich habe ihn ein paarmal beim Hauptbahnhof gesehen. Ich wollte mit ihm reden, aber er hat immer sofort das Weite gesucht. Weißt du, wie ein Bankrotteur vor einem Gläubiger. Dann haben wir uns Jahre später auf der Polizeischule wiedergetroffen. Da war er schon wieder clean und hatte vollständig aufgehört zu stottern – er war ein ganz anderer Junge. Der Junge, der *ich* sein wollte.«

»Weil er ein anständiger, freundlicher Mann war, der keinen Mord auf dem Gewissen hatte – wie du?«

»Macbeth hat die Tatsache, dass er nicht in der Lage war, kaltblütig zu morden, nie als Stärke angesehen, immer als Schwäche. In seiner ganzen Zeit beim SWAT-Team hat er nur getötet, wenn er oder einer seiner Männer

angegriffen wurden.«

»Und all diese Morde?«

»Er hat anderen befohlen, sie für ihn auszuführen.«

»Frauen und Kinder umzubringen. Ich glaube, er ist inzwischen nicht mehr der Mann, den du einmal gekannt hast, Duff.«

»Die Menschen ändern sich nicht.«

»Du hast dich geändert.«

»Habe ich das wirklich?«

»Wenn nicht, wärest du jetzt nicht hier. Würdest nicht diesen Kampf kämpfen. Hättest nicht so über Macbeth gesprochen. Du warst ein totaler Egoist. Immer bereit, über alles und jeden, der dir im Weg steht, hinwegzugehen. Über deine Kollegen, deine Familie. Mich.«

»Ich kann mich nur an einen Moment erinnern, an dem ich mich wirklich ändern wollte, und das war, als ich wie Macbeth sein wollte. Als ich feststellte, dass das unmöglich war, musste ich jemand werden, der noch besser war. Jemand, der sich nehmen konnte, was er wollte, selbst wenn es für mich weniger Wert hatte als für den, dem es gehörte, so wie Hecate das Auge dieses Jungen genommen hat. Weißt du, wann ich mich in Meredith verliebt habe?«

Caithness schüttelte den Kopf.

»Als wir zu viert zusammensaßen – Macbeth, ich, Meredith und ihre Freundin – und ich sah, wie Macbeth Meredith anschaute.«

»Sag, dass das nicht wahr ist.«

»Leider ist es wahr.«

»Du bist ein engstirniger, kleinlicher Mann, Duff.«

»Das versuche ich dir doch gerade zu sagen. Wenn du behauptest, ich würde diesen Kampf für andere kämpfen, weiß ich nicht, ob das stimmt oder ob ich einfach nur Macbeth etwas wegnehmen will, von dem ich weiß, dass er es haben will.«

»Aber er will es ja gar nicht, Duff. Die Stadt, Macht, Reichtum – das alles ist ihm doch völlig egal. Er will nur ihre Liebe.«

»Lady.«

»Es geht ihm immer nur um Lady. Hast du das nicht bemerkt?«

Duff blies einen deformierten Rauchring zur Decke. »Macbeth wird von Liebe angetrieben und ich von Neid und Hass. Wo er Gnade gezeigt hat,

habe ich getötet. Und morgen werde ich denjenigen töten, der einmal mein bester Freund gewesen ist – ihn aus dem Hinterhalt überfallen –, und wieder werden Gnade und Liebe den Kürzeren ziehen.«

»Aus dir sprechen nur Zynismus und Selbstverachtung, Duff.«

»Hm.« Er drückte die Zigarette im Aschenbecher auf dem Nachttisch aus. »Du hast das Selbstmitleid vergessen.«

»Ja, stimmt. Und Selbstmitleid.«

»Ich bin mein ganzes Leben lang ein arroganter Egoist gewesen. Ich verstehe nicht, wie du mich hast lieben können.«

»Manche Frauen haben eine Schwäche für Männer, von denen sie sich retten lassen wollen, andere für Männer, von denen sie glauben, sie könnten sie selbst retten.«

»Amen«, sagte Duff und stand auf. »Ihr Frauen versteht einfach nicht, dass wir Männer uns nicht ändern. Nicht, wenn wir die Liebe entdecken, und nicht, wenn uns klar wird, dass wir sterben müssen. Niemals.«

»Manche benutzen falsche Arroganz, um ihren Mangel an Selbstvertrauen zu überdecken, aber deine Arroganz ist echt, Duff. Mehr Selbstvertrauen kann man nicht haben.«

Duff lächelte und zog sich seine feuchte Hose an. »Versuch jetzt zu schlafen. Wir müssen morgen unseren Verstand beisammen haben.«

Nachdem er gegangen war, stand Caithness auf, zog den Vorhang zur Seite und schaute auf die Straße hinab. Das Zischen der Autoreifen durch Regenpfützen. Verblichene Schilder für Joey's Hamburger Bar, die Peking-Wäscherei und die Tandrella Bingo Hall. Eine Zigarette, die eine Sekunde lang in einer Gasse aufglühte.

In ein paar Stunden würde der Tag anbrechen.

Schlafen würde sie jetzt nicht mehr können.

Der Samstag brachte noch mehr Regen. Die Titelseiten der beiden großen Zeitungen der Stadt machten mit Tourtells Bekanntgabe und der Explosion im obersten Stock des Obeliskens auf. Die *Times* wies in ihrem Leitartikel darauf hin, dass Macbeth in seinem Radiointerview keineswegs kategorisch abgelehnt habe, für das Amt des Bürgermeisters zu kandidieren. Und berichtete, dass Tourtell für keine weiteren Kommentare zur Verfügung stehe, dass er die Mutter seines Sohnes an ihrem Krankenbett im St. Jordi's Hospital besuchen müsse. Erst spät am Vormittag hörte es zu regnen auf.

»Du bist früh zu Hause«, sagte Sheila, wischte sich im Flur die Hände an ihrer Schürze ab und schaute ihren Ehemann besorgt an.

»Ich hatte nichts zu tun. Ich glaube, ich war der Einzige bei der Arbeit.« Lennox stellte seine Tasche neben der Kommode ab, nahm einen Kleiderbügel von der Garderobe und hängte seinen Mantel auf. Zwei Jahre waren vergangen, seit der Stadtrat für den öffentlichen Dienst die Fünftagewoche eingeführt hatte, im Polizeihauptquartier galt jedoch das unausgesprochene Gesetz, dass man sein Gesicht auch samstags zeigen musste, wenn man es zu etwas bringen wollte.

Lennox gab seiner Frau einen flüchtigen Kuss auf die Wange und bemerkte ein neues, ungewohntes Parfum. Ein bisher undenkbarer Gedanke schoss ihm durch den Kopf: Was, wenn er sie in flagranti mit einem anderen erwischt hatte? Er wehrte das sofort ab. Erstens war sie nicht der Typ dafür. Zweitens nicht attraktiv genug – es gab schließlich einen guten Grund dafür, warum sie bei einem kleinen Albino gelandet war. Der dritte und stärkste Grund dafür, den Gedanken von sich zu weisen, war jedoch ganz einfach: Es wäre zu schwer zu ertragen.

»Stimmt irgendwas nicht?« Sie folgte ihm ins Wohnzimmer.

»Alles gut«, sagte er. »Ich bin bloß müde. Wo sind die Kinder?«

»Im Garten«, sagte sie. »Endlich ist mal anständiges Wetter.«

Er stand am großen Fenster. Sah seinen Kindern dabei zu, wie sie

schreiend und lachend herumtobten, irgendein Spiel spielten, das er nicht verstand. Fangen vielleicht. Man konnte nicht früh genug lernen, zu entkommen. Er schaute zum Himmel auf. Anständig? Eine kleine Pause, bevor es wieder zu pissen anfang. Er ließ sich in einen Armsessel fallen. Wie lange konnte er noch so weitermachen?

»Mittagessen ist erst in einer Stunde fertig«, sagte sie.

»Ist gut, mein Schatz.« Er schaute sie an. Er mochte sie wirklich, aber hatte er sie je geliebt? Er konnte sich nicht erinnern, und vielleicht war das auch nicht so wichtig. Sie hatte nie etwas dergleichen gesagt, auch nicht das Gegenteil, aber er war sich ziemlich sicher, dass sie ihn auch nicht geliebt hatte. Insgesamt sagte Sheila nicht viel. Vielleicht hatte sie sich auch deshalb von ihm überreden lassen, seine Freundin zu sein und schließlich seine Frau. Sie hatte jemanden gefunden, der für sie beide sprach.

»Bist du sicher, dass alles in Ordnung ist?«

»Ganz sicher, meine Süße. Riecht gut. Was ist das?«

»Ähm, Kabeljau.« Ihre gerunzelte Stirn formte eine Frage.

Er wollte ihr erklären, dass er ihr Parfum gemeint hatte, nicht das Mittagessen, mit dem sie kaum angefangen hatte. Aber sie ging bereits in die Küche, also drehte er den Sessel herum Richtung Garten. Seine ältere Tochter sah ihn, strahlte und rief den anderen beiden etwas zu. Er winkte. Wie konnten zwei derart unattraktive Menschen so hübsche Kinder bekommen? Und in diesem Moment traf ihn der Gedanke erneut: *wenn es wirklich seine waren.*

Untreue und Verrat.

Jetzt rief ihm sein Sohn etwas zu – er konnte nicht verstehen, was, aber als der Junge bemerkte, dass er die Aufmerksamkeit seines Vaters auf sich gezogen hatte, schlug er ein Rad auf dem Rasen. Lennox applaudierte mit hochgereckten Armen, und nun schlugen alle drei Räder. Um Daddy zu beeindrucken, den sie immer noch bewunderten, dem sie immer noch nacheifern wollten. Schreie, Gelächter und Herumgetolle. Lennox dachte an die Stille draußen in Fife, an den Sonnenschein, die Vorhänge, die in einem Fenster geweht hatten, das in tausend Teile zerschossen worden war, an die sanfte Brise, die einen kaum hörbaren traurigen Ton durch eines der Löcher in der Wand geblasen hatte. All die unerträglichen Gedanken. Es gab so viele Wege, diejenigen zu verlieren, die man liebte. Was, wenn sie eines

Tages herausfanden, was für eine Art Mensch ihr Ehemann und Vater wirklich war? Würde der Wind dann denselben Trauergesang anstimmen?

Er schloss die Augen. Ein wenig ausruhen. Etwas anständigeres Wetter.

Er spürte, dass jemand da war, vor ihm stand und auf ihn hinabatmete. Es war Sheila.

»Hast du mich nicht rufen gehört?«, fragte sie.

»Was?«

»Da ist jemand am Telefon für dich. Ein Inspector Seyton.«

Lennox ging in den Flur, nahm den Hörer vom Telefontischchen. »Hallo?«

»So früh schon zu Hause, Lennox? Ich brauche heute Abend Hilfe.«

»Mir geht es nicht gut. Fragen Sie lieber wen anders.«

»Der Chief Commissioner sagte, ich soll Sie mitnehmen.«

Lennox schluckte. Sein Mund schmeckte nach Blei. »Mitnehmen? Wohin?«

»In ein Krankenhaus. Halten Sie sich in einer Stunde bereit. Ich hole Sie ab.« Er hörte ein Klicken. Seyton hatte aufgelegt. Blei.

»Was war denn?«, rief Sheila aus der Küche.

Ein blasses Metall, das von seiner Umgebung geformt wird, das vergiftet und tötet, ein schweres, aber nachgiebiges Material, das bei dreihundertfünfzig Grad zu schmelzen beginnt.

»Nichts, Schatz. Nichts.«

Macbeth erwachte aus einem Traum über den Tod. Es klopfte an der Tür. An der drängenden Art erkannte er, dass es schon lange geklopft haben musste.

»Sir!« Es war Jacks Stimme.

»Ja«, grunzte Macbeth und schaute sich um. Der Raum war von Tageslicht durchflutet. Wie spät war es? Er hatte geträumt, mit gezücktem Dolch vor einem Bett gestanden zu haben. Aber bei jedem Blinzeln hatte ein anderes Gesicht auf dem Kissen gelegen.

»Inspector Caithness ist am Telefon, Sir. Sie sagt, es sei dringend.«

»Stellen Sie sie durch«, sagte Macbeth und rollte zur Nachttischseite hinüber. »Caithness?«

»Tut mir leid, dass ich Sie an einem Samstag anrufe, aber wir haben eine Leiche gefunden. Ich fürchte, wir brauchen Ihre Hilfe.« Sie klang außer Atem.

»Wieso das?«

»Weil wir glauben, es könnte sich um Fleance handeln, Banquos Sohn. Der Leichnam ist in keinem guten Zustand, und da er keine nahen Verwandten in der Stadt hat, sind Sie wohl am ehesten geeignet, ihn zu identifizieren.«

»Oh.« Macbeth spürte, wie sich ihm die Kehle zusammenzog.

»Wie bitte?«

»Ja, ich denke, das bin ich wohl«, sagte Macbeth und zog die Bettdecke enger um sich. »Wenn eine Leiche so lange im Meerwasser gelegen hat ...«

»Das ist es ja gerade.«

»Was ist es gerade?«

»Wir haben die Leiche nicht im Meer gefunden, sondern in einer Gasse zwischen der Vierzehnten und der Fünfzehnten Straße.«

»Was?«

»Deshalb wollen wir ja auch absolut sichergehen, dass es Fleance ist, bevor wir mit den Ermittlungen fortfahren.«

»Zwischen der Vierzehnten und Fünfzehnten sagen Sie?«

»Kommen Sie zur Ecke Vierzehnte und Doheney Street. Ich warte vor Joey's Hamburger Bar auf Sie.«

»Okay, Caithness. Ich bin in zwanzig Minuten da.«

»Vielen Dank, Sir.«

Macbeth legte auf. Lilien. Die Blumen auf dem Teppich waren Lilien. Lily. Das war der Name von Ladys Kind gewesen. Warum war ihm dieser Zusammenhang noch nie aufgefallen? Tod. Weil er noch nie in seinem Leben so viel Tod um sich gehabt hatte, vor seinen Augen, beim Essen, im Schlaf. Er schloss die Augen. erinnerte sich an die wechselnden Gesichter aus seinem Traum. Das ahnungslose Gesicht von Waisenhausdirektor Lorreal, der mit offenem Mund schnarchte, wurde zum Gesicht von Chief Commissioner Duncan, dessen Augen sich öffneten und ihn wissend anstarrten. Dann Banquos ungerührte, schonungslose Verachtung. Keine Körper, immer nur ein Kopf auf dem Kissen. Schließlich der panische Ausdruck des namenlosen jungen Norse Riders, als er auf der Fahrbahn

kniete und seinen bereits toten Kameraden betrachtete, während Macbeth auf ihn zutrat. Er blickte zur Decke und erinnerte sich, wie oft er in seinem Leben schon aus Albträumen aufgewacht war und erleichtert aufgeseufzt hatte. Erleichtert, weil er feststellte, dass er in Wirklichkeit gar nicht im Treibsand versank oder von Hunden aufgefressen wurde. Manchmal jedoch glaubte er, aus einem Albtraum erwacht zu sein, träumte aber immer noch, versank noch immer und musste erst verschiedene Schichten durchbrechen, bevor er wieder ganz bei Bewusstsein war. Er kniff die Augen fest zusammen. Schlug sie auf. Dann stand er auf.

Die dralle schwarze Frau am Empfang des St. Jordi's Hospital schaute von dem Ausweis auf, den Lennox ihr gezeigt hatte.

»Uns ist gesagt worden, dass niemand vorgelassen werden darf ...« Sie schaute sich noch einmal den Ausweis an. »Inspector.«

»Polizeiangelegenheit«, entgegnete er. »Hat höchste Priorität. Der Bürgermeister muss unverzüglich informiert werden.«

»Wenn Sie eine Nachricht hinterlassen wollen, kann ich ...«

»Es ist vertraulich. Und dringend.«

Sie seufzte.

»Zimmer 204, erster Stock.«

Bürgermeister Tourtell und der Junge saßen nebeneinander auf Holzstühlen an einem der Betten in dem großen Krankensaal. Der ältere Mann hatte dem Jungen den Arm um die Schulter gelegt, und sie schauten beide auf, als Lennox sich hinter ihnen räusperte. In dem Bett lag eine bleiche, dünnhaarige Frau mittleren Alters, und Lennox erkannte sofort ihre Ähnlichkeit mit dem Jungen.

»Guten Abend, Sir. Sie werden sich nicht an mich erinnern, aber wir haben uns bei dem Abendessen im Inverness kennengelernt.«

»Inspector Lennox, nicht wahr? Antikorruptionseinheit.«

»Beeindruckend. Ich muss mich entschuldigen, hier so hereinzuplatzen.«

»Wie kann ich Ihnen helfen, Lennox?«

»Wir haben einen glaubwürdigen Hinweis bekommen, dass in Kürze ein Anschlagversuch auf Sie unternommen werden soll.«

Der Junge fuhr zusammen, aber Tourtell zuckte nicht mal mit der Wimper. »Mehr Details, Inspector.«

»Derzeitig haben wir keine, aber wir nehmen die Sache sehr ernst. Man hat mich geschickt, um Sie an einen sicheren Ort zu begleiten.«

Tourtell hob eine Augenbraue. »Welcher Ort könnte denn sicherer sein als ein Krankenhaus?«

»In allen Zeitungen steht, dass Sie sich hier aufhalten, Bürgermeister. Hier hat jeder Zugang. Ich würde Sie gerne zu Ihrem Wagen begleiten, und dann folge ich Ihnen, bis Sie sicher in Ihren eigenen vier Wänden sind. Ich hoffe, dann haben wir Zeit, der Sache etwas genauer auf den Grund zu gehen. Wenn es Ihnen also nichts ausmacht, kommen Sie bitte mit ...«

»Jetzt sofort? Wie Sie sehen ...«

»Ich sehe, und es tut mir leid, aber es ist meine Pflicht, das Leben des Bürgermeisters zu schützen.«

»Bleiben Sie einfach an der Tür und halten Sie Wache, Lennox, dann ...«

»Meine Anweisungen lauten anders, Sir.«

»Jetzt lauten sie so, Lennox.«

»Geh.« Das geflüsterte, kaum hörbare Wort kam von der Frau im Bett. »Geh und nimm Kasi mit.«

Tourtell legte seine Hand auf ihre. »Aber Edith, du ...«

»Ich bin müde, mein Lieber. Ich möchte jetzt allein sein. Kasi ist sicherer bei dir. Hör auf den Mann.«

»Bist du ...«

»Ja, ich bin sicher.«

Die Frau schloss die Augen. Tourtell tätschelte ihre Hand und wandte sich Lennox zu. »Okay, gehen wir.«

Sie verließen den Raum. Der Junge ging ihnen einige Schritte voraus.

»Weiß er es?«, fragte Lennox.

»Dass sie stirbt? Ja.«

»Und wie nimmt er es auf?«

»Manche Tage sind schwerer als andere. Er weiß es schon eine ganze Weile.« Sie gingen die Treppe hinunter auf den Kiosk und den Ausgang zu. »Aber er sagt, es ist in Ordnung. Solange er noch einen von uns beiden hat. Ich hole mir nur schnell Zigaretten. Warten Sie hier auf mich?«

»Da steht sie«, sagte Macbeth mit ausgestrecktem Finger.

Jack parkte den Wagen gegenüber vom Grand Hotel, vor einer Wäscherei und einer Hamburger-Bar. Sie stiegen beide aus, und Macbeth ließ seinen Blick über die leere Straße wandern.

»Danke, dass Sie so schnell gekommen sind«, sagte Caithness.

»Kein Problem«, entgegnete Macbeth. Sie roch nach einem starken Parfüm. Er konnte sich nicht erinnern, dass ihm das schon einmal aufgefallen wäre.

»Zeigen Sie ihn mir«, sagte Macbeth.

Zusammen mit Jack folgte er ihr die Straße hinunter. Der Samstagabend kam gerade erst in Gang. Unter einem blinkenden Neonschild, auf dem NACKTE FRAUEN stand, glotzte ein Türsteher im Anzug Caithness an, schleuderte seine Zigarettenkippe auf den Boden und drückte sie mit dem Hacken aus.

»Ich dachte, Sie würden Seyton mitbringen«, sagte Caithness.

»Er musste heute Abend ins St. Jordi's. Ist es hier?«

Caithness blieb vor dem Eingang zu einer engen Gasse zwischen zwei Häusern stehen, die mit dem orangefarbenen Band der Mordkommission abgesperrt war. Macbeth spähte in die Dunkelheit. Die Gasse war so eng, dass sich die Mülleimer vor den Hintertüren auf beiden Seiten beinahe berührten. Es war jedoch zu finster, um irgendetwas Genaueres zu erkennen.

»Ich war als Erste hier. Der Rest des Spurensicherungsteams kommt später. So ist das meistens am Wochenende. Die Kollegen sind in alle Winde verstreut.« Caithness hielt das Band hoch, und Macbeth duckte sich darunter durch. »Wenn Sie sich die Leiche erst einmal allein anschauen würden, Sir. Ich habe Sie mit einer Plane abgedeckt, aber bitte berühren Sie weiter nichts. Wir wollen so wenige Abdrücke wie möglich haben. Ihr Fahrer kann hier warten, während ich zum Joey's zurückgehe und den Pathologen in Empfang nehme. Der ist angeblich jede Minute hier.«

Macbeth schaute sie an. Er sah nichts in ihrem Gesicht. Noch nicht. Sie hatte geglaubt, Seyton würde kommen. Starkes Parfüm. Das jeden anderen Geruch übertünchte, den sie womöglich verstecken wollte.

»Okay«, sagte er und ging die Gasse hinunter.

Er hatte nicht mehr als zehn Meter zurückgelegt, als alle Geräusche der Hauptstraße verschwanden und er nur noch das Surren von Ventilatoren

hörte, ein Husten hinter einem offenen Fenster und das Dröhnen eines Radios. Todd Rundgren: *Hello It's Me*. Er schlängelte sich vorsichtig an den Mülltonnen vorbei, schlich sogar, ohne wirklich zu wissen, warum. Reine Gewohnheit, wie er vermutete.

Die Leiche lag mitten auf der Straße, halb im Lichtkegel einer an der Hauswand angebrachten Lampe. Am anderen Ende konnte er die fünfzehnte Straße erkennen, aber sie war zu weit weg, um zu sehen, ob die Gasse dort ebenfalls abgesperrt worden war.

Zwei Füße ragten unter der weißen Plane hervor. Er erkannte die spitz zulaufenden Schuhe sofort.

Er ging zur Plane. Atmete tief ein. Die Luft war vom süßen Geruch der Reinigungschemikalien erfüllt, der aus einem lauten Abzugsventilator über der Tür hinter ihm drang. Er griff die Plane in der Mitte und zog sie weg.

»Hi, Macbeth.«

Er starrte in die Mündung einer Schrotflinte. Vor ihm in der Dunkelheit lag ein Mann auf dem Rücken und hielt die Waffe hoch. Die Narbe leuchtete in seinem Gesicht. Macbeth entließ die Luft aus seiner Lunge.

»Hi, Duff.«

Duff musterte Macbeths Hände, während er sprach. »Macbeth, hiermit bist du verhaftet. Wenn du auch nur einen Finger krümmst, erschieße ich dich sofort. Du hast die Wahl.«

Macbeth schaute zur fünfzehnten Straße hinüber. »Ich bin der Chief Commissioner in dieser Stadt, Duff. Du kannst mich nicht verhaften.«

»Es gibt andere Autoritäten.«

»Der Bürgermeister?« Macbeth lachte. »Ich glaube, du solltest dich lieber nicht darauf verlassen, dass er lange genug lebt.«

»Ich spreche von niemandem in dieser Stadt.« Duff stand auf, ohne die Schrotflinte auch nur einen Zentimeter von Macbeth abzuwenden.

»Ich verhafte dich wegen Mittäterschaft an den Morden, die in Fife passiert sind, und du wirst den dortigen Behörden überbracht, um dich vor Gericht zu verantworten. Wir haben mit den Kollegen gesprochen. Man wird dich wegen des Mordes an Banquo anklagen, der in Fife stattgefunden hat. Nimm die Hände hoch, und das Gesicht zur Wand.«

Macbeth befolgte die Anweisung. »Du hast nichts gegen mich in der Hand, und das weißt du auch.«

»Mit der Aussage von Inspector Caithness über das, was Angus ihr erzählt hat, haben wir genug, um dich in Fife für eine Woche in Gewahrsam zu halten. Und eine Woche ohne dich an der Spitze gibt uns genug Zeit, um auch hier eine Anklage gegen dich zustande zu bringen. Für den Mord an Duncan. Wir haben eindeutige Beweise.« Duff holte seine Handschellen hervor. »Dreh dich um, leg die Hände hinter ... na, du weißt ja, wie's geht.«

»Willst du mich wirklich nicht erschießen, Duff? Na, komm schon, du bist doch ein Mann, der für die Rache lebt.«

Duff wartete, bis Macbeth ihm den Rücken zugekehrt und seine Hände hinter dem Kopf verschränkt hatte, dann näherte er sich ihm.

»Herauszufinden, dass es nicht Sweno war, den du getötet hast, das hat dich mitgenommen. Aber diesmal bist du dir doch sicher, dass du den Richtigen vor dir hast. Willst du Meredith und die Kinder gar nicht rächen? Oder hat dir deine Mutter mehr bedeutet als sie?«

»Steh still und halt die Klappe.«

»Ich habe jahrelang meine Klappe gehalten, Duff. Ich weiß, dass die Polizeibeamtin, die Sweno in Stoke umgebracht hat, deine Mutter war. In welchem Jahr war diese Sache in Stoke? Du kannst noch nicht sehr alt gewesen sein.«

»Ich war jung.« Duff ließ die Handschellen um Macbeths Handgelenke einrasten.

»Und warum hast du den Namen deines Großvaters mütterlicherseits angenommen, statt weiter den Namen deiner Eltern zu tragen?«

Duff drehte Macbeth um, sodass sie sich Aug in Aug gegenüberstanden.

»Du brauchst mir das nicht zu beantworten«, sagte Macbeth. »Du hast es getan, damit bei der Polizei oder den Norse Riders niemand deinen Namen mit dem Stoke-Massaker in Verbindung bringt. Und keiner drauf kommt, dass du nicht zur Polizei gegangen bist, um der Stadt zu dienen oder wegen all dem anderen Scheiß, den wir schwören müssen. Es ging von Anfang an nur darum, Sweno zu fassen, darum, dass du deine Rache bekommst. Hass hat dich angetrieben, Duff. Als du Lorreal im Waisenhaus umgebracht hast, war das ganz leicht, oder? Du hast Sweno vor dir gesehen. Lorreal war bloß ein weiterer Mann, der eine Kindheit zerstört hat.«

»Vielleicht.« Duff stand ihm so nahe, dass er sein Spiegelbild in Macbeths braunen Augen sehen konnte.

»Was ist also passiert, Duff? Warum willst du mich jetzt nicht töten? Ich bin der Mann, der dir deine Familie genommen hat, und dies ist deine Chance.«

»Du wirst die Verantwortung übernehmen für das, was du getan hast.«

»Und was habe ich getan?«

Duff warf einen kurzen Seitenblick in Richtung fünfzehnter Straße, wo der Wagen mit Malcolm und Fleance wartete. Auch Caithness war auf dem Weg dorthin. »Du hast unschuldige Menschen umgebracht.«

»Es ist unsere verdammte *Pflicht*, unschuldige Menschen umzubringen, Duff. Solange es einem höheren Gut dient, müssen wir unsere sentimentale, gefallsüchtige Natur überwinden. Als ich dem Jungen auf der Landstraße die Kehle durchgeschnitten habe, habe ich das nicht für dich getan, ich wollte dir nicht zurückzahlen, dass du Lorreal für mich umgebracht hattest. Ich habe mich zum Mörder gemacht, um zu verhindern, dass jemand die Polizei in den Dreck zieht. Ich habe es für die Stadt getan, gegen die Anarchie.«

»Los jetzt. Wir gehen.«

Duff fasste Macbeths Arm, aber dieser zog ihn zurück. »Ist deine Gier nach Macht größer geworden als deine Gier nach Rache? Glaubst du, dass du das Dezernat für Organisierte Kriminalität bekommst, wenn du den Chief Commissioner verhaftest?«

Duff drückte den Lauf der Schrotflinte unter Macbeths Kinn. »Ich könnte ihnen natürlich auch sagen, du hättest dich der Verhaftung widersetzt.«

»Schwere Entscheidung?«, flüsterte Macbeth.

»Nein«, sagte Duff und senkte die Waffe. »Diese Stadt braucht nicht noch mehr Leichen.«

»Du hast sie also nicht geliebt, was? Meredith, die Kinder. Ach nein, hatte ich vergessen, du kannst ja nicht lieben ...«

Duff schlug zu. Der Lauf der Schrotflinte traf Macbeth am Mund. »Denk dran, ich hatte nie ein Problem damit, einen wehrlosen Mann umzubringen, Macbeth.«

Macbeth lachte und spuckte Blut aus. Ein Zahn hüpfte durch die Dunkelheit. »Dann beweis es. Erschieß den einzigen Freund, den du je

gehabt hast. Na los. Tu's für Meredith!«

»Nimm ihren Namen nicht in den Mund!«

»Meredith! Meredith!«

Duff hörte, wie das Blut in seinen Ohren pulsierte, fühlte sein Herz klopfen, schwer und schmerzhaft. Er durfte nicht ... Macbeths Stirn traf Duffs Nase mit einem lauten Knacken. Aber sie standen zu dicht beieinander, sodass Macbeth nicht genug Schwung holen konnte, um ihn niederzustrecken. Duff trat zwei Schritte zurück und hob die Schrotflinte auf Schulterhöhe.

In diesem Augenblick wurde hinter Macbeth die Tür aufgerissen.

Eine Silhouette im Türeingang. Ein Arm in grauem Mantel schoss heraus, griff nach den Handschellen in Macbeths Rücken und zog. Mit solcher Gewalt, dass Macbeth den Boden unter den Füßen verlor, während er durch die Tür in der Dunkelheit dahinter verschwand.

Duff feuerte ab.

Die Explosion traf sein Trommelfell und hallte zwischen den Wänden der Gasse wider.

Halb taub trat Duff über die Türschwelle in die Dunkelheit.

Etwas wirbelte durch die Luft. Er atmete es ein und spuckte es wieder aus. Vor ihm schienen sich mehrere Leute aufgereiht zu haben. Der Geruch von Perchloräthylen war überwältigend. Seine freie Hand fand einen Lichtschalter an der Wand neben der Tür. Die Leute vor ihm waren Ständer mit Jacketts und Mänteln, die allesamt in Plastiküberzügen steckten, jeweils etikettiert mit Name und Datum. Vor ihm wies ein Pelzmantel samt Überzug ein Loch auf, und Duff merkte erst jetzt, dass er Tierhaare ausgespuckt hatte. Er stand da und lauschte, hörte aber nur das Brummen einer Trockenreinigungsmaschine an der Wand. Dann ein Klingeln, wie von einer Glocke über einer Ladentür. Er warf sich gegen die Wand aus Kleidungsstücken, kämpfte sich an einem Kleiderständer nach dem anderen vorbei, durch eine Tür und fand sich hinter einem Tresen wieder, wo ihn ein chinesisches Paar völlig verängstigt anstarrte. Er rannte an ihnen vorbei auf die Straße. Schaute nach links und rechts. Das Gedränge des Samstagabends hatte begonnen. Ein Mann stieß gegen ihn, und für einen Augenblick verlor Duff das Gleichgewicht. Er fluchte, während der Mann sich entschuldigte und weiter den Gehsteig hinuntereilte.

Er hörte Gelächter hinter sich. Drehte sich um und sah einen dreckigen, verlumpten Typen mit einigen wenigen Zähnen im offenen Mund.

»Sind wohl beraubt worden, Mister, was?«

»Ja«, sagte Duff und senkte die Schrotflinte. »Ich bin beraubt worden.«

Lennox stand zusammen mit Kasi vor dem Krankenhauseingang. Warf einen Blick auf den Kiosk, in dem Tourtell in der Schlange stand, um sich Zigaretten zu kaufen, und wandte seine Aufmerksamkeit wieder dem Parkplatz zu. In Tourtells Limousine ging ein Licht an. Die Entfernung betrug vermutlich hundert Meter. Etwa ebenso groß wie die Entfernung zum Dach des mehrstöckigen Parkhauses links von ihnen. Lennox fröstelte. Wenn es aufklarte, ging das oft mit einem seltenen Nordostwind einher und mit schneidender Kälte. Und wenn es jetzt noch etwas mehr auffrischte, würden bald gar keine Wolken mehr am Himmel sein. Bei hellem Mondschein hätte Olafson Tourtell vermutlich von überall erschießen können, aber solange es so dunkel war wie jetzt, sah der Plan vor, dass es auf dem Parkplatz passieren würde, unter einer der Laternen.

Er schaute noch einmal auf die Uhr. Die Kälte fraß sich in ihn hinein, und er musste husten. Er konnte die Sonne nicht ertragen, die Kälte aber auch nicht. Was hatte sich Gott nur dabei gedacht, jemanden wie ihn auf diese Erde zu schicken, ein einsames, leidendes Herz ohne Rüstung, eine Molluske ohne Panzer?

»Danke, dass Sie uns helfen.«

»Wie bitte?« Lennox wandte sich dem Jungen zu.

»Danke, dass Sie meinen Vater retten.«

Lennox starrte ihn an. Kasi trug dieselbe Art Jeansjacke, die auch sein eigener Sohn immer anhatte. Deshalb konnte Lennox sich auch nicht gegen den folgenden Gedanken wehren. Hier war ein Junge, nicht viel älter als sein eigener, der bald seine Mutter verlieren würde. Und seinen Vater. *Er sagt, es ist in Ordnung, solange er noch einen von uns beiden hat.*

»Dann fahren wir jetzt, ja?«, sagte Tourtell, als er heraustrat und an einer Zigarette paffte, die er soeben gekauft hatte.

»Ja«, erwiderte Lennox. Sie überquerten die Straße und betraten den Parkplatz. Lennox hielt sich an Tourtells linker Seite. Kasi ging wieder

einige Schritte vor ihnen. Lennox musste lediglich stehen bleiben, wenn sie durch den Lichtkegel der ersten Laterne traten, sodass er außerhalb der Schusslinie war, der Rest lag dann in Olafsons Hand.

Lennox spürte eine merkwürdige Taubheit in seiner Zunge, in den Fingern und Zehen.

»Sie kommen«, sagte Seyton und senkte das Fernglas.

»Ich sehe sie«, lispelte Olafson. Er hatte ein Knie auf das Betondach des Parkhauses gestützt. Ein Auge war geschlossen, das andere weit offen hinter dem ausziehbaren Visier des Gewehrs, das auf der Brüstung vor ihnen ruhte. Seyton ließ seinen Blick über das Dach hinter ihnen wandern, um sicherzugehen, dass sie immer noch allein waren. Ihr Wagen war der einzige hier oben. Die Leute schienen samstagsabends ihre Kranken nicht zu besuchen. Er konnte die Musik von den Straßen unter ihnen hören, das Parfum und das Testosteron riechen.

Unten auf dem Parkplatz ging der Junge vor Tourtell und Lennox her und war aus der Schusslinie heraus. Gut. Er hörte, wie Olafson tief einatmete. Die zwei Männer traten unter einer Laterne ins Licht.

Seyton spürte, wie sein Herz vor lauter Freude einen Satz machte.

Jetzt.

Aber es gab keinen Schuss.

Zwei Männer traten aus dem Lichtkegel und wurden wieder zu undeutlichen Umrissen in der Dunkelheit.

»Was ist passiert?«, fragte Seyton.

»Lennox war in der Schusslinie.«

»Ich nehme an, er wird aus dem Weg gehen, wenn sie zur nächsten Laterne kommen.«

Seyton hob wieder sein Fernglas.

»Haben Sie irgendeine Ahnung, wer es auf mich abgesehen haben könnte, Lennox?«

»Ja«, sagte Lennox. Es waren noch zwei Laternen übrig, bevor sie die Limousine erreichen würden.

»Wirklich?«, sagte Tourtell überrascht und wurde langsamer. Lennox

achtete darauf, es ebenso zu tun.

»Schauen Sie nicht zu dem Parkhaus hinter uns, Tourtell, aber auf dem Dach befindet sich ein professioneller Scharfschütze, und in diesem Augenblick hat er uns im Visier. Genauer gesagt: *mich*. Deshalb gehen Sie bitte in genau derselben Geschwindigkeit wie ich. Wenn nicht, wird man Ihnen in den Kopf schießen.«

An Tourtells Blick konnte er erkennen, dass der Bürgermeister ihm glaubte. »Der Junge ...«

»Er ist nicht in Gefahr. Gehen Sie weiter. Nicht langsamer werden.«

Lennox sah, dass Tourtell seinen Mund öffnete, als könne sein massiger Körper nur so genug Sauerstoff bekommen, während sich sein Herzschlag beschleunigte. Dann nickte der Bürgermeister und machte kurze, aber schnellere Schritte.

»Was spielen Sie für eine Rolle in alledem, Lennox?«

»Den Schurken«, sagte Lennox. Er sah, dass der Fahrer, der sie im Auge behalten haben musste, aus dem Wagen stieg, um die hintere Tür zu öffnen. »Ist er kugelsicher?«

»Ich bin Bürgermeister, nicht der Präsident. Warum tun Sie das, wenn Sie der Schurke sind?«

»Weil jemand diese Stadt vor Macbeth retten muss. Ich kann es nicht, also werden Sie es tun müssen, Tourtell.«

»Was hat Lennox vor, verdammte Scheiße?« Seyton riss sich das Fernglas von den Augen, um zu überprüfen, ob die Realität tatsächlich mit dem übereinstimmte, was er eben gesehen hatte. »Steht er absichtlich direkt vor Tourtell?«

»Keine Ahnung, Chef, aber das wird langsam heikel. Sie sind gleich beim Wagen.«

»Ihre Kugeln, würden die durch Lennox hindurchgehen?«

»Chef?«

»Würden sie durch Lennox hindurchgehen und Tourtell töten?«

»Ich benutze FMJ-Geschosse, Chef.«

»Ja oder nein?«

»Ja!«

»Dann erschießen Sie den Verräter.«
»Aber ...«
»Schh«, zischte Seyton.
»Was?« Auf der Stirn des jungen Beamten war Schweiß ausgebrochen.
»Reden Sie nicht und denken Sie nicht, Olafson. Was Sie gerade gehört haben, war ein Befehl.«

Der Fahrer war um den Wagen herumgegangen, hatte die hintere Tür geöffnet und gelächelt. Ein Lächeln, das verschwand, als er Tourtells Gesichtsausdruck sah. Der Junge ging zur hinteren Tür auf der linken Seite.

»Steig ein und duck dich«, zischte Lennox. »Fahrer, verschwinden Sie hier! Sofort!«

»Sir, was ...«

»Tun Sie, was er sagt«, entgegnete Tourtell. »Es ...«

Lennox spürte den Schuss in seinem Rücken, bevor er das *Zwusch* hörte. Die Beine knickten unter ihm ein, er brach zusammen, schlang jedoch automatisch seine Hände um Tourtell und riss ihn mit sich zu Boden.

Lennox merkte, dass der Asphalt ihnen entgegenkam. Er spürte es nicht, als sie auf ihm auftrafen, aber er roch alles: Staub, Benzin, Gummi, Urin. Er konnte sich nicht bewegen und keinen Laut von sich geben, aber hören konnte er. Hörte Tourtells Keuchen unter sich auf dem Boden. Das schockierte »Sir, Sir?« des Fahrers.

Und wie Tourtell rief: »Lauf, Kasi, lauf!«

Sie hätten es beinahe geschafft. Noch einen Meter, und sie wären durch den Wagen geschützt gewesen. Lennox versuchte, etwas zu sagen, den Namen eines Tieres, aber immer noch kam nichts aus seinem Mund. Er versuchte vergeblich, seine Hand zu bewegen. Er war tot. Bald würde er aufsteigen und auf seinen eigenen Leichnam hinabblicken. Ein Meter. Er hörte das Geräusch von Laufschritten, die sich rasch entfernten, bemerkte, dass der Fahrer sich über sie beugte und versuchte, ihn von Tourtell herunterzuzerren. »Ich bringe Sie in den Wagen, Sir!« Noch ein *Zwusch*, und Lennox wurde von etwas Feuchtem in seinen Augen geblendet. Er blinzelte, zumindest seine Augenlider konnte er also noch bewegen. Der Fahrer lag neben ihnen und starrte leer vor sich hin. Seine Stirn war weg.

»Schildkröte«, flüsterte Lennox.
»Was?«, keuchte Tourtell unter ihm.
»Kriechen Sie. Ich bin Ihr Panzer.«

»Das hat den Fahrer erwischt«, sagte Olafson und schob eine weitere Patrone in die Kammer.

»Beeilen Sie sich, Tourtell kriecht hinter den Wagen«, sagte Seyton.
»Und der Junge rennt weg.«

Olafson lud nach. Er drückte den Kolben gegen seine Schulter und schloss ein Auge.

»Ich hab den Jungen im Visier.«

»Der Junge ist mir scheißegal!«, fauchte Seyton. »Erschießen Sie Tourtell!«

Seyton sah zu, wie Olafsons Gewehrlauf hin und her schwang, sah, wie er eine Schweißperle von seinen Wimpern wegblinzelte.

»Ich kann ihn nicht erkennen, Boss.«

»Zu spät!« Seyton schlug mit der Hand auf die Brüstung. »Sie sind hinter dem Wagen. Wir müssen da runter und die Sache beenden.«

Lennox hörte Tourtell aufstöhnen, als er sich unter ihm befreite. Lennox rollte auf den feuchten Asphalt. Er lag auf dem Bauch, hilflos, und seine Beine ragten hinter dem Heck des Wagens hervor. Bis Tourtell seine Arme packte und ihn in Deckung zog.

Gummi kreischte auf der Fahrbahn. Ein Wagen fuhr auf sie zu. Lennox spähte unter der Limousine hindurch, konnte aber nur die Leiche des Fahrers auf der anderen Seite erkennen. Tourtell hatte sich mit dem Rücken zum Wagen hingehockt. Lennox versuchte, den Mund zu öffnen, um Tourtell zu sagen, dass er einsteigen und fliehen sollte, um sich zu retten, aber es hatte keinen Zweck. Es war die alte Geschichte. Als ließe sich sein ganzes Leben in einem Satz zusammenfassen: Er war unfähig zu tun, was sein Kopf und sein Herz wollten.

Ein Wagen hielt an, und Türen öffneten sich.

Schritte auf dem Asphalt.

Lennox versuchte, den Kopf zu bewegen, konnte es aber nicht. Aus dem

Augenwinkel sah er den Lauf einer Waffe parallel zu einem Paar Hosenbeine.

Sie waren erledigt. Auf merkwürdige Weise fühlte es sich wie eine Erleichterung an.

Die Hosenbeine kamen einen Schritt näher. Eine Hand packte ihn am Hals. Er würde leise getötet werden, Strangulation. Lennox hielt seinen Blick auf die Schuhe gerichtet. Sie liefen sehr spitz zu. Waren schon eine ganze Weile außer Mode.

»Der hier ist tot«, sagte eine vertraute Stimme auf der anderen Seite des Wagens.

»Tourtell ist unverletzt«, sagte der Mann, der ihn im Würgegriff hielt. »Lennox bewegt sich nicht, aber er hat noch einen Puls. Von wo haben sie geschossen?«

»Vom Dach des Parkhauses«, schluchzte Tourtell. »Lennox hat mir das Leben gerettet.«

Gerettet?

»Kommen Sie hier rüber, Malcolm!«

Die Hand löste sich, und ein Gesicht tauchte vor Lennox auf.

Duff starrte ihm in die Augen.

»Ist er bei Bewusstsein?«, fragte eine Frau hinter ihm. Caithness.

»Gelähmt oder unter Schock«, sagte Duff. »Seine Augen bewegen sich, aber ansonsten kann er sich nicht rühren und auch nicht sprechen. Wir müssen ihn ins Krankenhaus bringen.«

»Ein Wagen«, sagte eine Stimme. Ein junger Mann. »Kommt aus dem Parkhaus gefahren.«

»Sieht aus wie ein SWAT-Fahrzeug«, sagte Duff, erhob sich und legte die Schrotflinte an seine Schulter.

Einige Sekunden lang herrschte Stille. Das Geräusch des Motors wurde leiser.

»Lasst sie fahren«, sagte Malcolm.

»Kasi.« Tourtells Stimme.

»Was?«

»Sie müssen Kasi finden.«

Kasi rannte. Das Herz schlug ihm bis zum Hals, und seine Füße wetzten schneller und schneller über den feuchten Asphalt. Bis sie so schnell rannten wie der Song, den er früher immer im Geiste gehört hatte, wenn er Angst gehabt hatte. *Help*. Er war gerade in den Wagen eingestiegen, als er den dumpfen Knall gehört und gesehen hatte, wie der bleichgesichtige Polizist von dem Schuss im Rücken getroffen worden war. Er war auf Dad gefallen, und Dad hatte ihm gesagt, er solle weglaufen.

Er schlug automatisch den Weg in die Gegend ein, in der er aufgewachsen war, in der Nähe des Flusses. Es gab da ein ausgebranntes Haus, in dem sie früher immer gespielt hatten. Das Rattenhaus hatten sie es genannt.

Das ausgebrannte Haus war weiß, doch um die Tür und die Fenster herum breiteten sich dicke Rußflecken aus, sodass es aussah wie eine abgewrackte, übertrieben geschminkte Nutte. Unten am Fluss schmiegteten sich die kleinen Häuser eng aneinander, als versuchten sie sich gegenseitig zu schützen. Außer einem, das für sich allein stand, als würden die anderen es bewusst meiden. Es war ein Fachwerkgebäude, um das hoch das Gras gewachsen war. Kasi rannte die Stufen hinauf, durch die türlose Eingangshalle in die ehemalige Küche, die nur noch eine leere, nach Urin stinkende Hülle darstellte, mit jeder Menge an die Wand gekritzelten Namen und unanständigen Worten. Er ging weiter, die enge Treppe hinauf zu den Schlafzimmern. In einem lag eine schimmelige Matratze auf dem Boden. Auf ihr war er zum ersten Mal geküsst worden, zwischen leeren Schnapsflaschen und den steifen Kadavern der Flussratten, die auf dem Boden verstreut lagen. Eines Nachmittags – zehn oder elf war er gewesen – hatte er mit zwei Freunden darauf gegessen und seine ersten Zigaretten probiert. Sie hatten im Sonnenuntergang gehockt und, wenn sie gerade nicht krampfhaft husten mussten, zugeschaut, wie die Ratten über den aufgesprungenen, müllbedeckten Lehm des trockenen Flussbettes aufs Haus zugelaufen waren. Vielleicht kamen sie zum Sterben hierher.

Sollte er zurückgehen? Nein, Dad hatte gesagt, er sollte weglaufen. Und der andere Mann, Lennox, war von der Polizei. Da mussten auch noch weitere Polizisten gewesen sein, wenn sie von dem Anschlag auf den Bürgermeister gewusst hatten.

Er würde sich verstecken, bis alles vorbei war, und dann nach Hause

gehen.

Kasi öffnete den großen Kleiderschrank in der Ecke. Er war leer, völlig ausgeschlachtet. Er kauerte sich hinein und schloss die Tür. Lehnte seinen Kopf zurück gegen die Holzwand. Summte leise den Song vor sich hin. *Help!* Dachte an den Film, in dem die Beatles wie die Wilden in der Gegend herumrannten und Spaß hatten, in komischer erhöhter Geschwindigkeit, in einer Welt, in der nichts wirklich Schreckliches passieren konnte. Hier konnte ihn niemand finden. Außer sie wussten, wo er war. Schließlich war er ja nicht der Bürgermeister, bloß ein Junge, der in seinem Leben noch nie etwas Schlimmes angestellt hatte, außer dass er heimlich ein paar Zigaretten geraucht, sich mit anderen eine halbe Flasche verdünnten Whiskey geteilt und ein paar Mädchen geküsst hatte, die mit anderen Jungs gingen.

Nach und nach wurde sein Herzschlag langsamer.

Er lauschte. Nichts. Aber er würde eine Weile warten müssen. Er war wieder zu Atem gekommen, konnte wieder durch die Nase atmen. Er wusste nicht, seit wie vielen Jahren hier schon keine Kleidungsstücke mehr hingen, konnte sie aber immer noch riechen. Die Geister unbekannter Leben. Gott allein wusste, wo sie jetzt waren. Mum hatte ihm erzählt, es sei ein unglückliches Haus, in dem früher Alkohol, Schläge und noch viel Schlimmeres an der Tagesordnung gewesen waren. Er sollte seinem Glücksstern danken, dass er einen Vater hatte, der ihn liebte und nie Hand an ihn gelegt hatte. Und Kasi *hatte* seinem Glücksstern gedankt. Niemand hatte gewusst, dass sein Vater der Bürgermeister war, und er hatte es auch niemandem verraten. Denen nicht, die ihn einen Bastard genannt hatten, und auch nicht den anderen Bastarden, die ihre Väter nie sahen oder nicht einmal wussten, wer sie waren. Sie taten ihm leid. Er hatte seinem Vater gesagt, dass er ihnen eines Tages helfen wollte. Ihnen und allen anderen, die Probleme hatten, seit die Estex-Fabrik dichtgemacht worden war. Dad hatte ihm darauf den Kopf getätschelt und gelacht, wie es auch andere Väter getan hätten. Er hatte ihm aufmerksam zugehört und gesagt, wenn Kasi wirklich etwas tun wollte, würde er ihm helfen, wenn die Zeit käme. Er hatte es versprochen. Und wer weiß – eines Tages würde Kasi womöglich selbst Bürgermeister werden. Es waren schon größere Wunder geschehen, hatte Dad gesagt und ihn Tourtell Junior genannt.

Help!

Aber so war die Welt nicht. Die Welt war nicht für gute Taten und lustige Popsänger in Filmen erschaffen worden. Man konnte niemandem helfen. Nicht seinem Vater, nicht seiner Mutter, nicht anderen Kindern. Nur sich selbst.

Olafson trat auf die Bremse, als der Bus vor ihnen hielt. Junge Leute, hauptsächlich Frauen, strömten auf den Gehsteig. Hatten sich herausgeputzt. Samstagabend. Das hätte auch er heute Abend gern getan: ein Bier getrunken und mit einem Mädchen getanzt. Getrunken und den Anblick des Fahrers weggetanzt. Neben ihm streckte Seyton eine Hand aus und stellte das Radio ab, sodass Lindisfarnes *Meet Me on the Corner* verstummte.

»Wo zur Hölle sind die hergekommen? Duff, Malcolm, Caithness. Und ich könnte schwören, dass der junge Typ Banquos Sohn war.«

»Zurück zum Hauptquartier?«, fragte Olafson. Es war immer noch nicht zu spät für einen anständigen Samstagabend.

»Noch nicht«, sagte Seyton. »Wir müssen den Jungen kriegen.«

»Tourtells Sohn?«

»Ich will nicht mit leeren Händen zu Macbeth zurückkommen, und der Junge kann nützlich sein. Biegen Sie hier links ab. Fahren Sie noch langsamer.«

Olafson steuerte den Wagen in die enge Straße hinein und warf einen kurzen Seitenblick auf Seyton, der das Fenster geöffnet hatte und tief einatmete. Seine Nasenlöcher öffneten und schlossen sich. Olafson wollte schon fragen, ob Seyton wittern konnte, wohin der Junge gerannt war, wagte es jedoch nicht. Wenn dieser Mann eine Schulter heilen konnte, indem er sie bloß berührte, war er vermutlich auch dazu in der Lage, sich von seiner Nase zum Versteck eines Flüchtlings führen zu lassen. Hatte er Angst vor seinem neuen Vorgesetzten? Vielleicht. Er hatte sich auf jeden Fall gefragt, ob ihm dessen Vorgänger nicht lieber gewesen war. Aber er hatte nicht gewusst, dass es so weit kommen würde. Er wusste bloß, dass der Chirurg im Krankenhaus auf ein Röntgenbild seiner Schulter gedeutet und ihm erklärt hatte, die Kugel habe das Gelenk zerstört. Er sei ein Invalide und müsse sich an den Gedanken gewöhnen, nie wieder als Scharfschütze beim SWAT-Team arbeiten zu können. In wenigen Augenblicken hatte der Arzt

Olafson alles genommen, von dem er immer geträumt hatte. Danach war es einfach gewesen zuzustimmen, als Seyton gesagt hatte, er könne die Sache für Olafson regeln, wenn er bereit wäre für einen Deal. Er hatte sich nicht einmal wirklich etwas dabei gedacht, denn wer könnte so etwas schon an einem Tag in Ordnung bringen? Und was hatte er zu verlieren? Er hatte der SWAT-Bruderschaft ja längst bedingungslose Treue geschworen, was Seyton von ihm wollte, war also etwas, worüber er gewissermaßen längst verfügte.

Nein, es hatte keinen Sinn, jetzt etwas zu bereuen. Man musste sich ja nur anschauen, was mit seinem besten Kumpel passiert war, mit Angus. Er hatte die SWATs betrogen, der Idiot. Das Kostbarste, was sie hatten, alles, was sie hatten. *Getauft in Feuer und vereint in Blut* war nicht bloß eine leere Phrase. Genau so mussten sie sein, es gab keine Alternative. Er wollte das. Zu wissen, dass das, was er tat, eine Bedeutung hatte, dass er anderen etwas bedeutete. Seinen Kameraden. Selbst wenn er in dem, was sie taten, keine Bedeutung erkennen konnte. Das war der Job von anderen Leuten. Nicht für Angus, den verdammten Idioten. Er musste durchgedreht sein. Angus hatte versucht, ihn zu überreden, sich ihm anzuschließen, aber er hatte ihn zum Teufel gejagt. Er wollte nichts zu tun haben mit jemandem, der die SWATs verriet. Und Angus hatte ihn angestarrt und ihn gefragt, wodurch seine Schulter so schnell in Ordnung gekommen war – eine solche Schusswunde würde schließlich nicht in wenigen Tagen verheilen. Aber Olafson hatte nicht geantwortet. Er hatte ihm nur die Tür gewiesen.

Die Straße endete, sie erreichten das Flussbett.

»Es wird wärmer«, sagte Seyton. »Kommen Sie.«

Sie stiegen aus und gingen an den Bruchbuden zwischen Straße und Flussbett vorbei. Ließen ein Haus nach dem anderen hinter sich, während Seyton angestrengt schnupperte. Vor einem roten Gebäude blieb er stehen.

»Hier?«, fragte Olafson.

Seyton schnupperte in Richtung des Hauses. Dann sagte er laut: »Hure!« Und ging weiter. Sie kamen an einem ausgebrannten Haus vorbei, einer Garage mit schmiedeeisernem Tor und erreichten schließlich ein blaues Fachwerkhaus mit einer Katze auf den Eingangsstufen. Wieder blieb Seyton stehen.

»Hier«, sagte er.

»Hier?«

Kasi schaute auf seine Uhr. Sein Vater hatte sie ihm geschenkt, und der Zeiger leuchtete grün in der Dunkelheit. So stellte er sich die Augen von Wölfen im Schein eines nächtlichen Lagerfeuers vor. Mehr als zwanzig Minuten waren vergangen. Er war sich ziemlich sicher, dass ihm niemand gefolgt war, als er vom Parkplatz flüchtete; er hatte sich mehrere Male umgedreht und niemanden gesehen. Die Luft sollte nun rein sein. Er kannte diese Gegend in- und auswendig, deshalb war er auch auf direktem Weg hierhergelaufen. Er konnte zur Penny Bridge hinuntergehen und den 22er-Bus nehmen, nach Westen fahren. Zurück nach Hause. Dad würde dort sein. Er *musste* dort sein. Kasi erstarrte. Hatte er etwas gehört? Ein Knarren der Treppe? Das war das einzige Holz, das den Brand überstanden hatte, er wusste nicht warum, nur, dass die Treppe knarrte, wenn der Wind wehte oder das Wetter umschlug. Oder wenn jemand heraufkam. Er hielt den Atem an. Lauschte. Nein, wahrscheinlich änderte sich bloß das Wetter.

Kasi zählte langsam bis sechzig.

Dann stieß er mit dem Fuß die Tür auf.

Erstarrte.

»Du hast Angst«, sagte der Mann, der vor ihm stand und ihn anschaute. »Cleverer Idee, sich in einem Kleiderschrank zu verstecken. Lässt den Geruch nicht durch. Beinahe jedenfalls.« Er streckte die Arme aus, mit den Handflächen nach oben. Atmete ein. »Aber die Luft hier ist wunderbar und erfüllt von deiner Angst, mein Junge.«

Kasi blinzelte. Der Mann war schlank, und seine Augen sahen aus wie die Zeiger auf Kasis Uhr. Wolfsaugen. Und er musste alt sein. Nicht, dass er besonders alt aussah, Kasi wusste einfach nur, dass dieser Mann sehr, sehr alt war.

»Hil...«, begann Kasi zu schreien, aber schon schoss die Hand des Mannes vor und packte ihn am Hals. Kasi konnte nicht atmen, und jetzt wusste er, warum es ihn hierher verschlagen hatte. Er war wie die Flussratten. Er war zum Sterben hergekommen.

Duff schaute auf seine Uhr, gähnte und ließ sich noch tiefer in den Stuhl sinken. Seine langen Beine erstreckten sich beinahe über den ganzen Krankenhausflur bis zu Caithness und Fleance. Duffs Blick traf den von Caithness.

»Du hattest recht«, sagte sie.

»Wir hatten beide recht«, entgegnete er.

Es war weniger als eine Stunde her, seit er in der fünfzehnten Straße fluchend in den Wagen gesprungen war und ihnen zugerufen hatte, dass Macbeth entkommen war. Und dass etwas bevorstand. Macbeth hatte gesagt, der Bürgermeister würde nicht mehr lange leben.

»Ein Anschlag«, hatte Malcolm gesagt. »Ein Putsch. Er ist vollkommen wahnsinnig geworden.«

»Was?«

»Die Kenneth-Verordnungen. Wenn der Bürgermeister stirbt oder den Notstand ausruft, übernimmt der Chief Commissioner bis auf Weiteres die Führung der Stadt und hat im Prinzip unbegrenzte Macht. Tourtell muss gewarnt werden.«

»St. Jordi's«, hatte Caithness gesagt. »Da ist Seyton.«

»Fahr los!«, hatte Duff gebrüllt, und Fleance war aufs Gas getreten.

Sie hatten weniger als zwanzig Minuten gebraucht. Nachdem sie den Wagen vor dem Haupteingang des St. Jordi's abgestellt hatten und gerade auf dem Weg die Stufen hinauf gewesen waren, hatten sie den ersten Schuss vom Parkplatz gehört.

Duff schloss die Augen. Er hatte nicht geschlafen, und dies hätte längst vorüber sein sollen. Macbeth hätte hinter Schloss und Riegel sitzen müssen.

»Da sind sie«, sagte Caithness.

Duff schlug die Augen auf. Tourtell und Malcolm kamen ihnen über den Flur entgegen.

»Der Arzt meint, Lennox wird es überleben«, sagte Malcolm und setzte

sich. »Er ist bei völligem Bewusstsein, kann wieder reden und die Hände bewegen. Aber vom mittleren Rücken abwärts ist er gelähmt, und das wird wohl auch so bleiben. Die Kugel hat sein Rückgrat getroffen.«

»Seine Wirbelsäule hat sie aufgehalten«, sagte Tourtell. »Sonst wäre sie durch ihn hindurchgegangen und hätte mich getroffen.«

»Seine Familie ist im Wartezimmer«, fügte Malcolm hinzu. »Sie haben ihn schon kurz besucht, aber der Arzt meint, es sei genug für heute. Er hat Morphinum bekommen und braucht jetzt Ruhe.«

»Irgendwas von Kasi gehört?«, fragte Caithness.

»Er ist noch nicht nach Hause gekommen«, sagte Tourtell. »Aber er kennt sich aus. Vielleicht ist er zu Freunden gegangen oder versteckt sich irgendwo. Ich mache mir keine Sorgen.«

»Nicht?«

Tourtell verzog das Gesicht. »Noch nicht.«

»Was machen wir denn jetzt?«, fragte Duff.

»Wir warten ein paar Minuten, bis die Familie weg ist«, sagte Malcolm. »Tourtell hat den Arzt überredet, uns noch zwei Minuten mit Lennox zu erlauben. Wir brauchen sein Geständnis so schnell wie möglich, damit wir einen landesweiten Haftbefehl für Macbeth aus Capitol erwirken können.«

»Sind unsere Zeugenaussagen nicht gut genug?«, fragte Duff.

Malcolm schüttelte den Kopf. »Keiner von uns hat eine persönliche Todesdrohung von Macbeth erhalten oder gehört, wie er einen Befehl zum Mord erteilt hat.«

»Was ist mit Erpressung?«, fragte Caithness. »Tourtell, Sie haben doch gerade erzählt, dass, während Sie in einem Hinterzimmer des Inverness Black Jack gespielt haben, Macbeth und Lady versuchten, Ihren Rückzug von den Wahlen zu erzwingen, indem Sie Ihnen Anteile am Obelisk angeboten und Ihnen gedroht haben, ein Gerücht über sexuellen Missbrauch an einem Minderjährigen öffentlich zu machen.«

»In meinem Berufszweig nennen wir diese Art von Erpressung schlicht Politik«, sagte Tourtell. »Schwerlich strafbar.«

»Macbeth hat also recht?«, fragte Duff. »Wir haben nichts gegen ihn in der Hand?«

»Wir hoffen, dass Lennox etwas hat«, sagte Malcolm. »Wer sollte mit ihm reden?«

»Ich«, sagte Duff.

Malcolm betrachtete ihn nachdenklich. »Schön, aber es ist nur eine Frage der Zeit, bis jemand uns erkennt und Alarm schlägt.«

»Ich weiß, wie Lennox aussieht, wenn er lügt«, sagte Duff. »Und er weiß, dass ich das weiß.«

»Aber überreden Sie ihn nicht so, wie Sie den Norse Rider hier im Krankenhaus überredet haben, Duff.«

»Das war ein anderer Mensch, der das getan hat, Sir. Der bin ich nicht mehr.«

»Nicht?«

»Nein, Sir.«

Malcolm hielt Duffs Blick ein paar Sekunden stand. »Gut. Tourtell, könnten Sie Duff bitte zum Krankenzimmer bringen?«

»Aus reiner Neugier«, sagte Duff, als er und Tourtell ein ganzes Stück den Flur hinuntergegangen waren. »Als Macbeth Ihnen das Ultimatum gestellt hat, warum haben Sie ihm da nicht gleich gesagt, dass Kasi Ihr Sohn ist?«

Tourtell zuckte mit den Schultern. »Warum sollte man demjenigen, der eine Waffe auf einen richtet, sagen, dass sie nicht geladen ist? Er wird nur sofort nach einer anderen suchen.«

Der Arzt wartete vor einer geschlossenen Tür auf sie. Er öffnete sie.

»Nur er«, sagte Tourtell und deutete auf Duff.

Duff trat hinein.

Lennox war ebenso weiß wie die Laken, zwischen denen er lag. Röhren und Schläuche führten von seinem Körper zu Infusionsständern und gleichmäßig piependen Maschinen. Er sah aus wie ein überraschtes Kind, starrte Duff mit weit offenen Augen und Mund an. Duff nahm seine Mütze und die Brille ab.

Lennox blinzelte.

»Sie müssen öffentlich aussagen, dass Macbeth hinter alledem steckt«, sagte Duff. »Sind Sie bereit, das zu tun?«

Dünn, glänzender Speichel lief aus einem Winkel von Lennox' Mund.

»Hören Sie, Lennox, ich habe zwei Minuten und ...«

»Macbeth steckt dahinter«, sagte Lennox. Seine Stimme war heiser und brüchig, als wäre er um zwanzig Jahre gealtert. Aber sein Blick wurde

klarer. »Er hat Seyton, Olafson und mir den Befehl gegeben, Tourtell zu eliminieren. Weil er die Führung der Stadt an sich reißen will. Und weil er glaubt, dass Tourtell Hecates Informant ist. Aber das stimmt nicht.«

»Wer ist denn der Informant?«

»Ich verrate es Ihnen, wenn Sie mir einen Gefallen tun.«

Duff atmete schwer durch die Nase. Konzentrierte sich darauf, seine Stimme unter Kontrolle zu halten. »Sie meinen, ich schulde Ihnen noch einen Gefallen?«

Lennox schloss wieder die Augen. Duff sah, wie eine Träne herausgedrückt wurde. Schmerzen von seiner Verletzung, wie Duff vermutete. »Nein«, flüsterte Lennox mit versiegender Stimme.

Duff beugte sich vor. Ein ekelregender, süßer Geruch kam aus Lennox' Mund, wie der Aceton-Atem eines Diabetikers, als er flüsterte: »*Ich* bin Hecates Informant.«

»Sie?« Duff versuchte, die Information zu verdauen, versuchte, sie ins Bild einzupassen.

»Ja. Wie, glauben Sie, hat Hecate es wohl geschafft, uns all die Jahre über durch die Finger zu schlüpfen, uns immer einen Schritt voraus zu sein?«

»Sie haben für beide spioniert, für ...«

»... Hecate und Macbeth. Ohne dass Macbeth es geahnt hat. Aber deshalb weiß ich, dass Tourtell nicht von Hecate gekauft ist. Und auch nicht von Macbeth. Aber ich war es nicht, der Hecate gewarnt hat, also muss es noch einen weiteren Informanten geben. Jemanden, der Macbeth nahesteht.«

»Seyton?«

»Vielleicht. Oder es ist gar kein Mann.«

»Eine Frau? Warum glauben Sie das?«

»Ich weiß nicht. Etwas Unsichtbares, etwas, das einfach *da ist*.«

Duff nickte langsam. Hob die Augen und schaute in die Dunkelheit vor dem Fenster.

»Wie fühlt sich das an?«

»Wie fühlt sich was an?«

»Es endlich auszusprechen. Dass Sie ein Verräter sind. Ist es eine Erleichterung, oder lastet es nur umso schwerer auf Ihnen, wenn die Worte Sie begreifen lassen, dass es wirklich wahr ist, dass all das Ihre Schuld ist?«

»Warum wollen Sie das wissen?«

»Weil ich mich das schon selbst gefragt habe«, sagte Duff. Der Himmel draußen war dunkel, bewölkt, gab keine Antwort, kein Zeichen. »Wie es wäre, meiner Familie alles zu sagen.«

»Aber das haben Sie nicht getan«, sagte Lennox. »Wir tun das nicht. Weil wir uns lieber selbst zerstören, als den Schmerz in ihren Gesichtern zu sehen. Aber Sie hatten nicht die Chance, es zu entscheiden.«

»Doch, hatte ich. Ich habe mich entschieden. Jeden Tag. Dazu, untreu zu sein.«

»Wollen Sie mir helfen, Duff?«

Duff wurde aus seinen Gedanken gerissen. Blinzelte. Er musste dringend schlafen. »Helfen?«

»Tun Sie mir einen Gefallen. Das Kissen. Drücken Sie es auf mein Gesicht und halten Sie es fest. Es wird aussehen, als wäre ich an meinen Verletzungen gestorben. Und sagen Sie meinen Kindern, dass ihr Vater, der Mörder und Verräter, am Ende bereut hat?«

»Ich ...«

»Ich weiß, dass Sie der Einzige sind, der mich vielleicht versteht, Duff. Dass Sie jemanden so sehr lieben und ihn dennoch betrügen können. Und wenn es zu spät ist, ist es zu spät. Sie können nur noch tun ... was richtig ist, aber es ist zu spät.«

»Zum Beispiel das Leben des Bürgermeisters retten.«

»Aber das genügt nicht, oder, Duff?« Lennox trockenes Lachen ging in einen Hustenkrampf über. »Eine letzte verzweifelte Tat, die, von außen betrachtet, wie ein Opfer wirkt, von der Sie aber im tiefsten Innern hoffen, dass sie mit der Vergebung Ihrer Sünden belohnt wird, wenn sich die Himmelsporten öffnen. Aber das ist zu viel verlangt, Duff. Sie glauben nicht, dass man jemals wiedergutmachen kann, was man einmal angerichtet hat, oder?«

»Nein«, sagte Duff. »Ich kann nichts wiedergutmachen. Aber ich kann damit anfangen, Ihnen zu verzeihen.«

»Nein!«, sagte Lennox.

»Doch.«

»Nein, das dürfen Sie nicht! Tun Sie das nicht, nein ...« Seine Stimme versagte. Duff schaute ihn an. Kleine, glänzende Tränen rannen seine

weißen Wangen hinab.

Duff atmete tief ein. »Ich werde darüber nachdenken, Ihnen nicht zu verzeihen, unter einer Bedingung, Lennox.«

Lennox nickte.

»Dass Sie sich einverstanden erklären, heute Abend ein Radiointerview zu geben, in dem Sie auspacken und Malcolm von allen Anschuldigungen entlasten.«

Mit Mühe hob Lennox eine Hand und wischte sich die Wangen ab. Dann griff er mit seinen tränenfeuchten Fingern nach Duffs Handgelenk. »Rufen Sie Priscilla an und sagen Sie ihr, dass sie herkommen soll.«

Duff nickte, stand auf und befreite sein Handgelenk. Schaute ein letztes Mal auf Lennox hinab. Fragte sich, ob er einen Mann vor sich sah, der sich geändert hatte, oder einen, der nur den einfachsten Ausweg wählte.

»Und?«, sagte Tourtell und stand von dem Stuhl an der Flurwand auf, als Duff aus dem Raum trat.

»Er hat bestätigt, dass Macbeth Sie umbringen lassen wollte, und er macht das Interview«, sagte Duff. »Aber Hecate hat einen Informanten, jemanden, der Macbeth nahesteht. Es könnte jeder aus dem Hauptquartier ...«

»Wie auch immer«, platzte Tourtell heraus, als sie den Flur hinuntereilten, »mit Lennox' Aussage ist Macbeth erledigt! Ich rufe sofort in Capitol an und lasse einen Haftbefehl ausstellen.«

Eine Krankenschwester kam auf sie zu. »Herr Bürgermeister, Sir?«

»Ja?«

»Ihr Hausmädchen Agnes hat bei uns angerufen. Sie sagt, Kasi sei immer noch nicht nach Hause gekommen.«

»Vielen Dank«, entgegnete Tourtell. Sie gingen weiter. »Sie werden schon sehen, er ist bei Freunden untergekröchen und wartet jetzt, bis die Luft rein ist.«

»Wahrscheinlich«, sagte Duff. »Ihr Dienstmädchen ...«

»Ja?«

»Ich hatte nie Hausangestellte, aber ich nehme an, nach einer Weile gehören sie gewissermaßen zum Mobiliar. Man spricht ganz offen und geht davon aus, dass sie nichts weitererzählen, was die eigenen vier Wände nicht verlassen soll. Ist es nicht so?«

»Agnes? Ja. Ja, zumindest ist es bei ihr so, seit ich weiß, dass ich ihr vertrauen kann. Aber das hat Zeit gebraucht.«

»Und doch kann man nie sicher sein, was ein anderer Mensch denkt und fühlt, oder?«

»Hm. Sie fragen sich, ob Macbeth eine persönliche Sekretärin im Hauptquartier hat, die womöglich ...«

»Priscilla?«, sagte Duff. »Na ja, wie Sie schon sagten, es braucht Zeit, bis man jemandem vertrauen kann.«

»Und?«

»Sie sagten, Sie hätten Black Jack in einem Hinterzimmer gespielt, als Macbeth und Lady Pläne geschmiedet haben, um Hecate umzubringen. Aber braucht man dafür nicht eine vierte Person?«

»Wie bitte?«

»Black Jack. Braucht man dafür nicht einen Croupier?«

»Jack?«

»Ja, Lady?« Jack zog seine Hand zurück. Sie hatte lässig auf Billys Rücken gelegen, während sich die beiden über das Gästebuch beugten und Jack sich anschickte, ihm zu erklären, wie sie neue Gäste eintrugen.

»Ich muss mit Ihnen über etwas sprechen, Jack. Lassen Sie uns nach oben gehen.«

»Selbstverständlich. Hältst du hier die Stellung, Billy?«

»Ich tue mein Bestes, Mr Bonus.«

Jack lächelte und wusste, dass er den Blick des frisch eingestellten Jungen einen Moment zu lange gehalten hatte. Dann eilte er Lady hinterher die Treppe hinauf.

»Was halten Sie von dem neuen Jungen?«, fragte sie, nachdem er zu ihr aufgeschlossen hatte.

»Noch etwas früh, um das zu sagen, Ma'am. Ein bisschen jung und unerfahren, aber er scheint keine Katastrophe zu sein.«

»Gut. Wir brauchen zwei Kellner fürs Restaurant. Die beiden, die sich heute vorgestellt haben, waren absolut unmöglich. Wie wollen junge Leute in dieser Welt überleben, wenn sie nichts ernst nehmen und sich weigern, etwas zu lernen? Glauben die, es würde ihnen alles auf dem Silbertablett

serviert werden?«

»Wohl wahr«, sagte Jack und betrat die Suite, deren Tür Lady aufhielt. Als er sich umdrehte, sah er, dass sie sie wieder geschlossen hatte und unter Tränen auf einem Stuhl zusammengebrochen war.

»Lady, was ist denn los?«

»Lily«, schluchzte sie. »Lily. Er hat ihren Namen gesagt.«

»Lily, Ma'am?«

Lady verbarg ihr Gesicht in den Händen, und Schluchzer ließen ihren Körper erzittern.

Jack hatte keine Ahnung, was er tun sollte. Er ging auf sie zu, hielt aber inne. »Würden Sie gern ... darüber sprechen?«

»Nein!«, schrie sie auf. Atmete zitternd ein. »Nein, ich will nicht darüber sprechen. Dr. Alsaker wollte darüber sprechen. Er ist verrückt, wussten Sie das? Er hat es mir selbst gesagt. Aber das mache ihn nicht zu einem schlechten Psychiater, behauptet er, eher im Gegenteil. Ich brauche keine Worte, Jack, ich habe alle schon gehört. Meine eigenen und die der anderen, und sie können mich nicht mehr beruhigen. Ich brauche Medizin.« Sie zog die Nase hoch und wischte sich mit dem Handrücken vorsichtig die Tränen unter ihren Augen weg. »Schlicht und einfach: Medizin. Ohne sie kann ich nicht der Mensch sein, der ich sein muss.«

»Und wer ist dieser Mensch?«

»Lady, Jack.« Sie betrachtete die verschmierte Wimperntusche auf ihrer Hand. »Die Frau, die lebt und sterben lässt. Aber Macbeth nimmt keine Medizin mehr, und deshalb ist keine hier. Stellen Sie sich vor. Er ist stärker als ich. Das hätten Sie nicht erwartet, was? Deshalb müssen Sie mir jetzt welche besorgen, Jack.«

»Lady ...«

»Ansonsten bricht hier alles zusammen. Ich höre die ganze Zeit ein Kind weinen, Jack. Ich gehe in den Spielsaal, ich lächele und rede.« Neue Tränen begannen zu fließen. »Spreche laut und lache, damit ich das Weinen dieses Kindes nicht hören muss, aber jetzt schaffe ich das nicht mehr. Er kannte den Namen des Kindes. Er hat die letzten Worte wiederholt, die ich damals zu ihr gesagt habe.«

»Was meinen Sie?«

»Hecate. Er kannte sie. Die Worte, die ich gesagt habe, bevor ich den

Kopf mit diesen großen fragenden Augen zerschlagen habe. In einem anderen Leben, meine kleine Lily. Ich habe das nie einer menschlichen Seele erzählt. Niemals! Zumindest nicht, solange ich bei Bewusstsein war. Aber vielleicht im Traum. Vielleicht, wenn ich schlafgewandelt bi...« Sie hielt inne. Runzelte die Stirn, als wäre ihr etwas klar geworden.

»Hypnose«, sagte Jack. »Sie haben es während der Hypnose gesagt. Hecate weiß es von Dr. Alsaker.«

»Hypnose?« Sie nickte langsam. »Glauben Sie? Meinen Sie, Alsaker hat mich betrogen? Und wurde dafür bezahlt?«

»Die Menschen sind gierig, das liegt in ihrer Natur, Ma'am. Ohne seine Gier hätte der Mensch den Kampf um diese Erde nicht gewonnen. Sehen Sie doch nur, was Sie selbst geschaffen haben, Ma'am.«

»Sie meinen, das liegt alles nur an der *Gier*?«

»Nicht nach Geld, Ma'am. Ich denke, unterschiedliche Menschen sehnen sich nach unterschiedlichen Dingen. Nach Macht, Sex, Bewunderung, Nahrung, Liebe, Wissen, Angst ...«

»Wonach sehnen Sie sich denn, Jack?«

»Ich?« Er zuckte mit den Schultern. »Ich mag glückliche, zufriedene Gäste. Ja, ich sehne mich nach der Zufriedenheit der anderen. Auch nach Ihrer, Ma'am. Wenn Sie glücklich sind, bin ich es auch.«

Sie richtete fest ihren Blick auf ihn. Dann stand sie auf, ging zum Spiegel hinüber und griff nach der Haarbürste, die auf dem Tisch darunter lag. »Jack ...«

Der Klang ihrer Stimme gefiel ihm nicht, trotzdem fing er ihren Blick im Spiegel auf. »Ja, Ma'am.«

»Sie sollten sich doch eigentlich mit Einsamkeit auskennen.«

»Sie wissen, dass es so ist, Ma'am.«

Sie begann, ihr langes, feuerrotes Haar zu kämmen, von dem Männer sich angezogen oder bedroht gefühlt hatten, je nachdem. »Aber wissen Sie, was noch einsamer ist, als niemals jemanden an seiner Seite zu haben? Wenn man glaubt, man hätte jemanden, doch dann stellt sich heraus, dass der Mensch, den man für seinen engsten Freund gehalten hat, es in Wirklichkeit niemals war.« Die Bürste blieb stecken, aber sie zwang sie durch die dicken, unbändigen Haare. »Dass man die ganze Zeit betrogen wurde. Können Sie sich vorstellen, wie einsam man sich dann fühlt, Jack?«

»Nein, das kann ich nicht, Ma'am.«

Jack schaute sie an. Er wusste nicht, was er sagen oder tun sollte.

»Seien Sie froh, dass man Sie noch nicht getäuscht hat, Jack.« Sie legte die Bürste ab und reichte ihm einige Zettel. »Sie sind wie einer dieser winzigen Fische, die sich an Schiffen und anderen Fischen festsaugen, zu klein, um getäuscht zu werden, Sie können nur selber täuschen. Die Haie lassen Sie bei sich mitschwimmen, weil Sie andere, schlimmere Parasiten vertilgen. Im Gegenzug schippern sie Sie durch die Meere der Welt. So reisen sie gemeinsam, zum gegenseitigen Vorteil, und die Beziehung ist so intim und eng, dass man sie glatt mit Freundschaft verwechseln könnte. Bis ein größerer, gesünderer Hai vorbeigeschwommen kommt. Na los, Jack. Gehen Sie und kaufen Sie mir Brew.«

»Sind Sie sicher, Ma'am?«

»Verlangen Sie etwas Wirksames. Etwas Starkes. Das einen hoch hinausbringt und weit weg. So hoch, dass man sich den Schädel aufschlagen würde beim Absturz. Denn wer will schon ohne Freunde in einer kalten Welt wie dieser leben?«

»Ich werde mein Bestes tun, Ma'am.«

Er schloss die Tür hinter sich ohne jedes Geräusch.

»Oh, ich bin mir sicher, Sie wissen, wo Sie es finden, Jack Bonus«, flüsterte sie ihrem Bild im Spiegel zu. »Und grüßen Sie Hecate von mir.« Eine Träne rann ihre Wange hinab, in der salzigen Spur der vorherigen. »Mein guter, lieber Jack. Mein armer kleiner Jack.«

»Mr Lennox?«

Lennox öffnete die Augen. Schaute auf die Uhr. Anderthalb Stunden bis Mitternacht. Seine Lider schlossen sich erneut. Er hatte um mehr Morphinum gebeten. Er wollte bloß schlafen, wenn es auch ein quälender, schuldgeplagter Schlaf war.

»Mr Lennox.«

Er öffnete noch einmal die Augen. Das Erste, was er sah, war eine Hand, die ein Mikrofon hielt. Dahinter erkannte er etwas Gelbes. Langsam stellte es sich scharf. Ein Mann in Öljacke, der neben einem Krankenhausbett auf einem Stuhl saß.

»Sie?«, flüsterte er. »Von allen Reportern der Welt schicken die ausgerechnet Sie?«

Walt Kite rückte seine Brille zurecht. »Tourtell, Malcolm und die anderen wissen, dass ich ... dass ich ...«

»Dass Macbeth Sie in der Hand hat?« Lennox hob den Kopf vom Kissen. Sie waren allein im Zimmer. Er krümmte sich, um den Rufknopf am Kopfende zu erreichen, aber der Reporter legte seine Hand darüber.

»Das ist nicht nötig«, sagte Kite ruhig.

Lennox versuchte, Kites Hand von dem Rufknopf zu ziehen, aber ihm fehlte die Kraft.

»Damit Sie mich Macbeth zum Fraß vorwerfen können?«, schnaubte Lennox. »So wie Sie uns Angus zum Fraß vorgeworfen haben?«

»Ich war in derselben misslichen Lage wie Sie, Lennox. Ich hatte keine Wahl. Er hat meine Familie bedroht.«

Lennox gab auf und ließ sich zurücksinken. »Und was wollen Sie jetzt? Haben Sie ein Messer dabei? Oder Gift?«

»Nein. Aber das hier.« Kite hob sein Mikrofon.

»Wollen Sie mich *damit* umbringen?«

»Nicht Sie, aber Macbeth.«

»Ach ja?«

Walt Kite legte das Mikrofon ab, knöpfte die Jacke auf und putzte seine beschlagene Brille.

»Als Tourtell mich anrief, wusste ich, dass ich genug hatte, um ihn zu kriegen. Tourtell hat den Arzt überredet, mir fünf Minuten zu geben, also müssen wir uns beeilen. Erzählen Sie mir die Geschichte, und ich fahre direkt zum Funkhaus und sende es, roh und ungeschnitten.«

»Mitten in der Nacht?«

»Ich kann es noch vor Mitternacht schaffen. Und es genügt, wenn einige Leute es hören. Hören, dass es eindeutig Ihre Stimme ist. Ich breche hier mit allen Prinzipien von gutem Journalismus – dem Recht zur Gegenrede, der Pflicht, Aussagen zu überprüfen –, und nur weil ...«

»Sie Ihre eigene Haut retten wollen«, sagte Lennox. »Um wieder die Seiten zu wechseln. Damit Sie auch auf jeden Fall zum Siegerteam gehören.«

Er sah, wie Kite seinen Mund öffnete und wieder schloss. Schluckte.

Und hinter seinen noch immer beschlagenen Brillengläsern blinzelte.

»Geben Sie es zu, Kite. Das ist schon in Ordnung. Sie sind nicht allein. Wir sind keine Helden. Wir sind vollkommen gewöhnliche Leute, die vielleicht davon träumen, Helden zu sein. Aber wenn wir uns entscheiden müssen zwischen unserem Leben und unseren Prinzipien, von denen wir so gern reden, sind wir ziemlich gewöhnlich.«

Ein kurzes Lächeln huschte über Kites Gesicht. »Sie haben recht. Ich bin immer ein arroganter, großmäuliger, feiger Moralprediger gewesen.«

Lennox rang nach Atem. Er war sich nicht sicher, ob er selbst redete oder ob es das Morphium war, das aus ihm sprach. »Aber wenn Sie die Chance bekämen, glauben Sie, Sie könnten die Dinge anders angehen?«

»Was meinen Sie?«

»Könnten Sie ein anderer Mensch sein? Könnten Sie sich dazu bringen, sich für etwas Höheres aufzuopfern als für Ihr eigenes Ansehen?«

»Wie sollte das gehen?«

»Indem Sie etwas wirklich Heroisches tun, das den Ruf des angesehenen Journalisten Kite für alle Zeiten ruiniert.«

Macbeth schloss die Augen. Er hoffte, wenn er sie wieder öffnete, wären der schlimme Traum und die viel zu lange Nacht zu Ende. Während die Stimme aus dem Radio, das auf dem Regal hinter seinem Schreibtisch stand, munter weiter brummte. Jedes gerollte R klang wie eine Maschinengewehrsalve.

»Also, Inspector Lennox, ich fasse noch mal zusammen. Sie sagen, dass Chief Commissioner Macbeth hinter den Morden an Chief Commissioner Duncan und Inspector Banquo steckt, ebenso wie hinter dem Massaker im Norse-Riders-Clubhaus, der Ermordung von Inspector Duffs Familie sowie der Liquidierung von Police Officer Angus, die auf Macbeths Befehl von Ihnen selbst und Inspector Seyton durchgeführt wurde. Und dass Chief Commissioner Macbeth, zusammen mit dem Leiter des SWAT-Teams, Inspector Seyton, und Police Officer Olafson, darüber hinaus verantwortlich ist für den gescheiterten Anschlag auf Bürgermeister Tourtell, der heute am frühen Abend stattgefunden hat.«

»Das ist korrekt.«

»Damit bedanken wir uns bei Inspector Lennox, der von seinem Bett im

St. Jordi's Hospital mit uns gesprochen hat. Die Aufzeichnung des Gespräches ist unter Zeugen durchgeführt worden, sodass es vor Gericht als Beweismaterial Verwendung finden kann, auch in dem Fall, dass Lennox ebenfalls ermordet werden sollte. Und nun möchte ich, liebe Hörer, zum Schluss noch hinzufügen, dass ich, Walt Kite, selbst Mittäter bei der Ermordung von Police Officer Angus gewesen bin, insofern ich das hohe Ansehen, das ich bei Ihnen genieße, vom Chief Commissioner und Mörder Macbeth habe missbrauchen lassen. In dem Gerichtsprozess, der mir bevorsteht, und in den Gesprächen mit den mir Nahestehenden mag es einen mildernden Umstand geben, auf den ich mich berufen kann: dass ich und meine Familie bedroht wurden. In beruflicher Hinsicht jedoch zählt das nicht. Ich habe gezeigt, dass man mich erpressen, mich benutzen und dazu bringen kann, meine Hörer anzulügen. Ich habe mich selbst enttäuscht, und ich habe Sie enttäuscht, und das bedeutet, dass Sie Walt Kite heute zum letzten Mal auf Sendung hören. Ich werde Sie mehr vermissen als Sie mich. Zeigen Sie, dass Sie bessere Bürger sind als ich. Gehen Sie auf die Straße und entmachten Sie Macbeth. Ich sage: Gute Nacht. Gott segne unsere Stadt.«

Der Signalton.

Macbeth öffnete die Augen. Aber er war immer noch in seinem Büro, Seyton saß noch immer auf dem Sofa, Olafson noch immer auf dem Stuhl, und immer noch lief das Radio.

Macbeth stand auf und schaltete es aus.

»Und nun?«, sagte Seyton.

»Schhh«, sagte Macbeth.

»Was?«

»Halten Sie mal für 'ne Sekunde die Klappe!« Er presste Daumen und Zeigefinger gegen seinen Nasenrücken. Er war müde, so müde, dass es ihm schwerfiel, so klar zu denken, wie es nötig war. Denn er musste jetzt klar denken. Seine nächsten Entscheidungen würden folgenswer sein, die nächsten Stunden würden den Kampf um die Stadt entscheiden.

»Mein Name«, sagte Olafson.

»Was?«

»Sie haben meinen Namen im Radio gesagt.« Er lächelte versonnen.
»Ich glaube nicht, dass jemand aus meiner Familie schon mal seinen Namen

im Radio gehört hat.«

Macbeth lauschte auf die Stille. Der Verkehr. Wo war das übliche Dröhnen des Verkehrs? Es war, als würde die Stadt den Atem anhalten. Er stand auf. »Kommen Sie!«

Sie fuhren mit dem Fahrstuhl ins Untergeschoss.

Gingen an der SWAT-Flagge mit dem roten Drachen vorbei.

Seyton schloss die Munitionskammer auf und schaltete das Licht an.

Der Junge saß, geknebelt und an den Safe gefesselt, zwischen den Ständern mit den Maschinengewehren. Die braune Iris seiner Augen bildete nur dünne Ringe um die Pupillen, die vor lauter Angst groß und schwarz waren.

»Wir bringen ihn ins Inverness«, sagte Macbeth.

»Ins Inverness?«

»Hier sind wir nicht mehr sicher, keiner von uns. Aber vom Inverness aus können wir Tourtell in die Knie zwingen.«

»Wer ist *wir*?«

»Die letzten Getreuen. Die belohnt werden, wenn der Sieg unser ist.«

»Sie, ich und Olafson? Wir sollen die Stadt in die Knie zwingen?«

»Vertrauen Sie mir.« Macbeth streichelte Kasis Kopf, als wäre er ein treuer Hund. »Hecate braucht uns und wird uns verteidigen.«

»Gegen die gesamte Stadt?«, fragte Olafson.

»Hecates Helfer bilden eine Armee, Olafson. Sie sind ebenso unsichtbar wie er, aber sie sind da – sie haben mich schon zweimal gerettet. Und wir haben unsere Gatling-Schwester und die Kenneth-Verordnungen auf unserer Seite. Wenn Tourtell nachgibt und den Notstand ausruft, gehört die Stadt mir. Nun? Treue, Brüderlichkeit?«

Olafson schloss die Augen. »Getauft in Feuer«, flüsterte er.

Seyton schaute sie abfällig an. Aber dann breitete sich, ganz langsam, ein Lächeln auf seinen schmalen Lippen aus. »Vereint in Blut.«

Duff saß auf dem Sofa in Tourtells Wohnzimmer. Er und die anderen drei schauten nervös zum Bürgermeister hinüber, der mit dem Telefonhörer am Ohr vor ihnen stand. Es war zwei Minuten vor Mitternacht. Der Luftdruck war immer weiter angestiegen, und erster Donner hallte in der Ferne. Die Stadt würde bald ihre Strafe für diesen heißen Tag bekommen. Der Bürgermeister sagte immer abwechselnd »Ja« und »Nein«. Dann legte er den Hörer auf. Schmatzte mit den Lippen, als müsste er das, was er soeben gehört hatte, kauen und schlucken.

»Nun?«, fragte Malcolm ungeduldig.

»Gute und schlechte Nachrichten. Die gute Nachricht ist, dass sich Richter Archibald vom Obersten Gerichtshof, ausgehend von dem, was wir haben, ziemlich sicher ist, einen landesweit gültigen Haftbefehl für Macbeth ausstellen zu können, was bedeutet, dass sie uns auch Beamte der Bundespolizei schicken können.«

»Und die schlechten Nachrichten?«, fragte Malcolm.

»Es ist eine politisch heikle Angelegenheit und wird Zeit brauchen«, sagte Tourtell. »Niemand will einen Chief Commissioner verhaften, wenn sich später herausstellt, dass die Beweislage nicht absolut wasserdicht ist. Konkret haben wir nur ein Radiointerview mit Lennox, der selbst gestanden hat, Komplize bei einem der Morde gewesen zu sein. Archibald meint, es wird einiges an Überzeugungsarbeit nötig sein, aber im besten Fall bekommt er morgen Nachmittag grünes Licht.«

»Aber dann wird es endlich entschieden sein«, sagte Caithness. »Wir müssen also nur noch diese Nacht durchstehen und morgen einige Stunden.«

»Sieht so aus«, sagte Malcolm. »Zu schade, dass die Umstände keine Feier zulassen.«

»Ganz im Gegenteil«, sagte Tourtell und wandte sich dem Hausmädchen zu, das gerade den Raum betreten hatte. »Während des Kriegs haben wir umso mehr gefeiert, je mehr uns die Siege gekostet haben. Agnes,

Champagner!«

»Ja, Sir, aber da ist jemand auf der anderen Leitung.«

Tourtells Gesicht hellte sich auf. »Kasi?«

»Ich fürchte, es ist Mr Macbeth.«

Sie schauten einander an.

»Stellen Sie den Anruf hierher durch«, sagte Tourtell.

Macbeth lehnte sich mit dem Hörer am Ohr in seinem Stuhl zurück. Startete hinauf zur invertierten Goldspitze des Kronleuchters, der über ihm an der Decke des Spielsaals hing. Er war allein. Er hörte, wie Seyton und Olafson die Gatlings auf der Empore aufbauten, aber er war trotzdem allein. Lady war nicht hier. Kaum waren sie vom Hauptquartier herübergekommen, hatten sie sich an die Arbeit gemacht. Sie hatten eine halbe Stunde gebraucht, um alle Spieler und Restaurantgäste hinauszutreiben. Sie hatten versucht, möglichst entspannt vorzugehen. Aber Spiele mussten beendet, Jetons einkassiert werden, und einige Gäste bestanden darauf auszutrinken, obwohl sie die offenen Rechnungen nicht bezahlen mussten. Die letzten Gäste hatten protestiert, es sei schließlich Samstagabend, und mussten regelrecht vor die Tür gesetzt werden. Lady hätte es selbstverständlich auf weitaus elegantere Weise geschafft. Aber Jack, den Macbeth in die Suite hinaufgeschickt hatte, um sie zu holen, war ohne Begleitung zurückgekehrt. Es war in Ordnung, sie brauchte ihren Schlaf, und dies würde ein langer Kampf werden. Sie hatten die Gitter von den Fenstern entfernt und die Maschinengewehre auf beiden Seiten der Empore platziert.

»Tourtell hier.« Die Stimme strengte sich hörbar an, neutral zu klingen.

»Guten Abend, Bürgermeister. Alles klar bei Ihnen?«

»Ich lebe noch.«

»Schön, schön. Ich freue mich, dass wir den Anschlagversuch auf Sie vereiteln konnten. Ich vermute, Hecate steckt dahinter. Tut mir leid, dass Ihr Fahrer dafür mit dem Leben bezahlen musste. Und dass Lennox durch die Verletzung, die er sich selber beigebracht hat, offenbar wahnsinnig geworden ist.«

Tourtell stieß ein trockenes Lachen aus. »Sie sind erledigt, Macbeth. Ist Ihnen das klar?«

»Dies sind in der Tat stürmische Zeiten, finden Sie nicht auch, Tourtell? Explosionen auf Dächern, Schießereien auf den Straßen, Anschlagversuche auf den Chief Commissioner und den Bürgermeister. Ich rufe nur an, weil ich der Meinung bin, dass Sie den Notstand ausrufen sollten.«

»Das wird nicht passieren, Macbeth. Stattdessen wird gerade ein landesweiter Haftbefehl auf Ihren Namen ausgestellt.«

»Sie rufen die Kavallerie aus Capitol zu Hilfe? Das dachte ich mir. Aber der Haftbefehl wird nicht in Kraft treten, bevor ich die Kontrolle über die Stadt übernommen habe, und dann wird es zu spät sein. Ich werde Immunität haben. Chief Commissioner Kenneth war doch vorausschauender, als es ihm die Leute zugutehalten.«

»Sie wollen die Stadt regieren wie die Diktatoren vor Ihnen?«

»In diesem Sturm ist es vermutlich am besten, wenn eine stärkere Hand als Ihre am Ruder ist, Tourtell.«

»Sie sind verrückt, Macbeth. Warum zur Hölle sollte ich den Notstand ausrufen und Ihnen die Macht übergeben?«

»Weil ich Ihren unehelichen Sohn bei mir habe und ihm den Kopf abhacken werde, wenn Sie nicht tun, was ich sage.«

Macbeth hörte ein scharfes Einatmen.

»Gehen Sie also besser nicht schlafen, Tourtell. Ich gebe Ihnen ein paar Stunden, um die Notstandserklärung zu verfassen und zu unterzeichnen. Sie wird in Kraft treten, bevor morgen früh die Sonne aufgeht. Wenn ich die offizielle Bekanntmachung nicht im Radio gehört habe, bevor mir der erste Sonnenstrahl ins Auge fällt, wird Kasi sterben.«

Pause. Macbeth hatte das Gefühl, als wäre Tourtell nicht allein. Laut Seyton waren drei der vier Personen, die den erfolgreichen Abschluss ihres Auftrages am St. Jordi's Hospital verhindert hatten, Duff, Malcolm und Caithness gewesen.

»Und wie wollen Sie damit durchkommen, meinen Sohn umzubringen, Macbeth?«

Der Ton war hart, konnte seine Hilflosigkeit jedoch kaum verbergen. Macbeth bemerkte, dass er auf solche Verzweiflung nicht vorbereitet war. Aber er schüttelte das ab. Die zitternde Stimme des Bürgermeisters bestätigte seine Hoffnung: Tourtell war bereit, für den Jungen alles zu tun.

»Immunität. Der Notstand. Damit ist die Angelegenheit abgegolten,

Bürgermeister.«

»Ich meine nicht, wie Sie einem Prozess entgehen wollen. Ich dachte an Ihr Gewissen. Sie sind ein Monster geworden, Macbeth.«

»Wir werden nie, was wir nicht sowieso schon sind, Tourtell. Bei Ihnen ist es genauso, Sie werden stets bereit sein, sich und Ihre Seele an den Meistbietenden zu verschachern.«

»Können Sie den Donner vor Ihrem Haus nicht hören, Macbeth? Wie können Sie in dieser Situation, in dieser Stadt immer noch glauben, dass bei Tagesanbruch die Sonne scheinen wird?«

»Weil ich Order gegeben habe, dass sie scheinen soll. Aber wenn Sie mir nicht glauben wollen, dann richten Sie sich nach dem Sonnenaufgang, der im Kalender steht. Bis dahin ...«

Macbeth legte auf. Licht spielte in dem Kristall über ihm. Das bedeutete, dass es sich bewegte. Vielleicht war es die aufsteigende Wärme, vielleicht das merkwürdige Beben unter der Erde, vielleicht veränderte sich aber auch das Licht draußen. Doch es gab natürlich auch noch eine vierte Möglichkeit. Dass er selbst es war, der sich bewegte. Der Dinge aus einer anderen Perspektive sah. Er holte den silbernen Dolch aus seiner Jacke. Es war vielleicht nicht die effektivste Waffe gegen Panzer und ein dickes Fell, aber Lady hatte recht: Silber wirkte gegen Geister. Er hatte Banquo, Meredith, Duncan und den jungen Norse Rider auf Knien schon einige Tage nicht mehr gesehen. Er hielt den Dolch gegen das Licht.

»Jack!«

Keine Antwort. Lauter: »Jack!«

Immer noch keine Antwort.

»Jack! Jack!« Er brüllte auf so wilde, unkontrollierte Weise, dass er das Gefühl hatte, in seinem Bauch würden die Gedärme zerreißen.

Am Ende des Saales öffnete sich eine Tür. »Sie haben gerufen, Sir?«, hallte Jacks Stimme wider.

»Immer noch kein Lebenszeichen von Lady?«

»Nein, Sir. Vielleicht sollten Sie sie wecken?«

Macbeth fuhr mit einem Finger über die Spitze des Dolches. Wie lange war er jetzt schon clean? Und wie sehr hatte er sich nach dem Schlaf gesehnt, dem tiefen, dunklen, traumlosen Schlaf? Er konnte hinaufgehen, sich neben sie legen und sagen: Jetzt gehen wir, du und ich, wir gehen an

einen Ort, wo es das Inverness und diese Stadt nicht gibt, wo es nichts gibt, nur dich und mich. Sie wollte es, wollte es ebenso wie er. Sie waren von ihrem Weg abgekommen, aber es musste einen Rückweg geben, zurück dorthin, von wo sie aufgebrochen waren. Ja, natürlich gab es ihn, er konnte ihn nur gerade nicht sehen. Er musste mit ihr reden, sie musste ihm den Weg weisen, wie sie es immer getan hatte. Was hielt ihn ab? Welche merkwürdige Vorahnung hielt ihn davon ab, hinaufzugehen, brachte ihn dazu, lieber in diesem kalten, leeren Saal zu sitzen als in den Armen der Geliebten zu liegen?

Er drehte sich um und betrachtete den Jungen. Seyton hatte Tourtells Sohn an die glänzende Säule in der Mitte des Raumes gefesselt und um seinen langen, dünnen Hals eine Fußfessel gelegt. Wie bei einem Hund. Und wie ein Hund hockte er bewegungslos auf dem Boden und schaute Macbeth mit seinen flehenden braunen Augen an. Schon die ganze Zeit starrte er ihn unverwandt an, seit sie hier eingetroffen waren.

Macbeth sprang mit einem entnervten Ausruf von seinem Stuhl.

»Also schön, dann sehen wir nach ihr«, sagte er.

Ihre geräuschlosen Schritte auf den dicken Teppichen gaben Macbeth das Gefühl, Jack und er schwebten wie Gespenster die Treppe hinauf und über den Korridor. Macbeth brauchte eine Ewigkeit, um den richtigen Schlüssel an Jacks Bund zu finden. Jeden einzelnen studierte er, als enthielten sie einen Code, die Antwort auf eine Frage, die er noch nicht kannte.

Dann öffnete er die Tür und ging hinein. Die Lampe im Zimmer war ausgeschaltet, aber durch Lücken im Vorhang fiel Mondlicht herein. Er stand da und lauschte. Der Donner hatte aufgehört. Es war so still, als würde alles den Atem anhalten.

Ihre Haut war so bleich, so blutleer. Ihr Haar war auf dem Kissen ausgebreitet wie ein roter Fächer, und ihre Augenlider kamen ihm durchsichtig vor. Er ging zu ihr und legte ihr die Hand auf die Stirn. Es war immer noch etwas Wärme in ihr. Neben ihr, auf der Überdecke, lag ein Bogen Papier. Er hob ihn auf. Sie hatte nur einige wenige Zeilen geschrieben.

Morgen und morgen, und dann wieder morgen. Die Tage kriechen im Schlamm und haben doch am Ende nichts anderes geschafft, als wieder und wieder die Sonne zu töten und alle Menschen dem Tode näher zu bringen.

Macbeth wandte sich Jack zu, der in der Tür stehen geblieben war.

»Sie ist fort.«

»W...was, Sir?«

Macbeth zog einen Stuhl ans Bett und setzte sich. Nicht, um ihr nahe zu sein; sie war ja nicht mehr da. Er wollte bloß sitzen.

Er hörte hinter sich Jacks erschütterten Ausruf und wusste, dass er sie jetzt auch gesehen hatte: die Spritze, die in Ladys Unterarm steckte.

»Ist sie ...«

»Ja, sie ist t-t-tot.«

»Wie lange ...«

»Sch-sch-schon eine lange Zeit.«

»Aber ich habe doch mit ihr gesprochen ...«

»Ihr St-St-Sterben hat in der Nacht angefangen, in der sie das Baby im Schuhkarton gefunden hat, Jack. Sie hat noch eine Zeit lang so getan, als würde sie leben, aber das waren nur die Zuckungen des Todes. Sie hat ihr Kind gesehen, wusste, dass sie selbst in den Tod gehen musste, um es wieder bei sich zu haben. Wir haben Lady verloren, als sie auf die tröstende Vorstellung hereingefallen ist, wir würden unsere Lieben auf der anderen Seite wiedersehen.«

Jack trat einen Schritt näher. »Aber Sie glauben das nicht?«

»Nicht, wenn die Sonne von einem klaren Himmel scheint. Aber wir leben in einer Stadt ohne Sonne, in der wir jeden Trost annehmen, den wir bekommen können. Im weitesten Sinne glaube ich es also auch.«

Macbeth betrachtete sich selbst, überrascht, dass er weder Trauer noch Verzweiflung empfand. Vielleicht weil er schon lange gewusst hatte, dass es so enden würde. Er hatte es gewusst und die Augen verschlossen. Er spürte nur Leere. Er saß in einem Wartesaal mitten in der Nacht, der einzige Reisende, und sein Zug war angekündigt worden, aber nicht angekommen. Angekündigt, aber nicht angekommen. Was tut der Reisende dann? Er

wartet. Er geht nirgendwohin, er findet sich mit dem ab, was passiert, und wartet auf das, was kommt.

Macbeth nahm den Papierbogen wieder auf.

Die Tage kriechen im Schlamm und haben doch am Ende nichts anderes geschafft, als wieder und wieder die Sonne zu töten und alle Menschen dem Tode näher zu bringen.

Der Fahrstuhl brachte Duff, Malcolm und den Hausmeister hinab ins Untergeschoss des Polizeihauptquartiers.

»Ich weiß, es ist Wochenende, aber sind Sie sicher, dass sich hier sonst niemand aufhält?«, fragte Duff den Hausmeister, mit dem Malcolm ausführlich von Tourtells Haus aus telefoniert hatte.

»Im Gegenteil«, erwiderte der Hausmeister. »Sie warten auf Sie.«

Duff war unfähig zu reagieren, bevor der Fahrstuhl unten ankam und sich die Türen vor ihm öffneten. Drei Leute waren da, allesamt bewaffnet und in schwarzen SWAT-Uniformen. Duff hielt den Atem an.

»Danke«, sagte Malcolm, »dass Sie so kurzfristig gekommen sind.«

»Für die Stadt«, sagte einer von ihnen.

»Für Angus«, sagte der Zweite.

»Für den Chief Commissioner«, sagte der Dritte, ein dunkelhäutiger Mann, der sich besonders gerade hielt. »Für uns heißt er jetzt Malcolm.«

»Vielen Dank, Ricardo«, sagte Malcolm und stieg aus dem Fahrstuhl.

Der Officer mit der aufrechten Haltung ging voran. »Haben Sie sonst noch mit jemandem gesprochen, Sir?«

»Ich habe den ganzen Abend am Telefon gesessen. Es ist natürlich nicht leicht, Leute dazu zu überreden, ihr Leben und ihren Job zu riskieren, um gegen eine Verschwörung zu kämpfen, für deren Existenz sie nur mein Wort haben. Zumal wir keine sofortige Unterstützung aus Capitol bekommen können. Trotzdem habe ich etwa dreißig Kollegen, zehn bis fünfzehn Männer vom Zivilschutz und vielleicht zehn von der Feuerwehr gewinnen können.«

»Der Fall macht vielleicht keinen allzu überzeugenden Eindruck, *Sie* dafür umso mehr, Malcolm.«

»Vielen Dank, Ricardo, aber ich glaube, Macbeths Taten sprechen für sich.«

»Ich dachte weniger an Ihre Worte, Sir. Ihr Mut spricht lauter.«

»Mir ist alles genommen worden, und ich hatte nicht viel zu verlieren, Ricardo. Trotzdem musste ich zurückkommen und meine Tochter holen. Ich habe sie inzwischen in Sicherheit bringen lassen. Ihr seid es, die Mut zeigen. Ihr werdet nicht von einem Vaterherz angetrieben, ihr handelt frei, folgt eurem eigenen Gerechtigkeitsgefühl. Was beweist, dass es in dieser Stadt durchaus Menschen gibt, die das Gute wollen.«

Sie kamen an der Drachenflagge vorbei.

»Und wo ist der Bürgermeister?«, fragte Ricardo.

»Der hat im Augenblick andere Dinge im Kopf.«

Ricardo blieb vor einer massiven Eisentür stehen, die aussah wie der Eingang zu einem Luftschutzbunker. Sie stand offen. »Hier.«

Die Regale im Inneren waren voll beladen mit eisernen Boxen und Feuerwaffen. Mitten auf dem Boden stand ein Safe. Malcolm nahm eine der Maschinenpistolen vom Regal.

»Jemand hat die Gatling-Gewehre und die dazugehörige Munition entnommen«, sagte Ricardo. »Mehr haben wir also nicht. Nur noch einen gepanzerten Wagen. Ich kann ihn sofort zum Hauptbahnhof fahren lassen. Es sind nicht genug Waffen für alle da, aber die Feuerwehrlaute sind sowieso nicht an Waffen ausgebildet. Meine Männer und ich können allerdings heute Nacht noch zuschlagen.«

»Wir würden es sehr bevorzugen, wenn Macbeth freiwillig aufgeben würde«, sagte Malcolm. »Wie es aussieht, hat er wohl zwei Männer bei sich: Seyton und Olafson. Ich hoffe, wenn er sieht, wie viele Kräfte wir draußen mobilisieren konnten, wird er Kasi freilassen und kapitulieren.«

»Verhandlungen.« Ricardo nickte. »Ein sehr modernes Vorgehen im Fall einer Geiselnahme.«

»Ganz genau.«

»Modern und unnütz, wenn man es mit Macbeth zu tun hat. Er war mein Chef, Sir. Er hat die zwei besten Schützen des Landes und zwei Gatling-Gewehre auf seiner Seite. Während uns nur sehr wenig Zeit bleibt.«

»Was können Sie ausrichten gegen zwei Gatlings?«, fragte Malcolm und griff nach einer Bazooka.

Duff zuckte zusammen. Er hatte gesehen, was hinter der Bazooka lag.

»Die ist nicht sehr treffsicher auf große Distanz«, sagte Ricardo. »Aber ich entwerfe gerne einen Plan, wie wir das Inverness stürmen können, falls

Macbeth nicht aufgibt.«

»Gut«, sagte Malcolm und schaute sich an, was Duff gefunden hatte.
»Herrgott, wo kommt das denn her?«

»Aus den Ruinen nach der Razzia bei den Norse Riders«, sagte Ricardo.
»Es ist immerhin eine Waffe, wenn auch nur ein Säbel.«

»Es ist nicht bloß irgendein Säbel«, sagte Duff und umfasste fest den Griff. Er schwang ihn hin und her und spürte das Gewicht des Stahls. »Es ist Swenos Säbel.«

»Sie haben doch wohl nicht vor, ihn mitzunehmen? Der kann keinen großen Schaden anrichten.«

»Falsch.« Duff ließ seinen Zeigefinger über die Klinge fahren. »Er kann Frauenbäuche und Kindergesichter aufschlitzen.«

Malcolm wandte sich an Ricardo. »Können Sie die Waffen eine Stunde vor Sonnenaufgang zum Hauptbahnhof bringen lassen?«

»Sie können sich drauf verlassen.«

»Vielen Dank. Wollen wir mal sehen, ob der Rest von uns ein paar Stunden die Augen zumachen kann.«

»Sir?«

Macbeth hob seinen Kopf von Ladys kalter Brust und schaute auf. Jack war zurückgekehrt, stand in der Tür.

»Unten an der Rezeption ist jemand, der mit Ihnen sprechen möchte.«

»Haben Sie j-j-jemanden reingelassen?«

»Er ist allein und hat nicht aufgehört zu klopfen. Ich musste ihn reinlassen. Und jetzt will er nicht wieder gehen.«

»Wer ist es?«

»Ein junger Mann namens Siwart.«

»Siwart?«

»Er sagt, Sie hätten ihm bei dem Einsatz gegen die Norse Riders unten am Kai das Leben gerettet.«

»Oh, die Geisel. W-w-was will er?«

»Sich freiwillig melden. Er sagt, Malcolm habe ihn kontaktiert. Er würde Leute zusammentrommeln, um das Inverness zu stürmen.«

»Dann«, sagte Macbeth, legte seinen Kopf wieder auf Ladys Brust und

schloss die Augen, »s-s-sagen Sie ihm, er soll gehen.«

»Er will nicht, Sir.«

Macbeth seufzte schwer, rappelte sich auf und streckte eine Hand aus.
»Leihen Sie mir die Pistole, die ich Ihnen gegeben habe, Jack.«

Sie gingen hinunter zur Rezeption, wo der junge Mann nervös wartete.
Von der Treppe aus richtete Macbeth die Waffe auf ihn. »Raus!«

»Chief Commissioner ...«, stammelte der Mann.

»Raus hier! Malcolm hat Sie geschickt, um mich zu töten. Raus, sofort!«

»Nein, nein, ich ...«

»Sofort! Ich zähle bis drei. Eins ...«

Der Mann taumelte rückwärts, griff nach der Türklinke, aber es war abgeschlossen.

»Zwei!«

Jack eilte mit den Schlüsseln herbei und öffnete die Tür.

»Drei!«

Die Tür schlug hinter dem Mann zu, und sie hörten ihn davonrennen, bis die Schritte in der Ferne verklangen.

»Glauben Sie wirklich, er wollte ...«

»Nein«, sagte Macbeth und gab Jack die Waffe zurück. »Aber ein junger Bursche wie er hätte uns bloß im Weg gestanden.«

»Sie haben nicht viele Leute, und er ist im selben Alter wie Olafson, Sir.«

»Haben Sie getan, worum ich Sie gebeten habe, Jack?«

»Ich bin noch dabei, Sir.«

»Sagen Sie mir Bescheid, wenn Sie fertig sind. Ich bin im Spielsaal.«

Macbeth öffnete die Doppeltür zum Casino. Die Nacht wurde bereits alt und grau hinter den hohen Fenstern, die nach Osten zeigten.

Die Sonne lag noch versteckt hinter den Bergen, hatte aber bereits rötliche Vorboten ihrer Ankunft geschickt. Inspector Lennox glaubte, noch nie einen schöneren Tagesanbruch in dieser Stadt gesehen zu haben. Oder vielleicht doch, und es war ihm nur nie aufgefallen. Es konnte auch sein, dass es das Morphinum war und nicht die Sonne, das allem seine Farbe gab. Die Straßen waren nach einer belebten Samstagnacht gesäumt von zerschlagenen Bierflaschen und stinkenden Lachen aus Kotze und Zigarettenkippen. Aber niemand war unterwegs, nur ein kleiner Mann in schwarzer Marineuniform und weißer Mütze, der rasch an ihnen vorbeieilte. Alle anderen lagen, da sich das Schicksal der Stadt entscheiden sollte, zu Hause in ihren Betten und hatten sich die Decke über den Kopf gezogen. Trotz alledem hatte er die Stadt nie schöner gesehen.

Lennox schaute auf die Schottenmusterdecke hinab, die Priscilla über seine Knie gebreitet hatte. Sie näherten sich dem modernen Osteingang des Hauptbahnhofs. Ihm fiel auf, dass der Rollstuhl sich langsamer voranbewegte. Sie zögerte; er vermutete, dass sie in ihrem Leben bisher so gut wie nie am Bahnhof gewesen war.

»Sie müssen keine Angst haben, Priscilla. Die Leute wollen nur ihren Stoff verkaufen. Oder welchen besorgen.« An dem Schatten, den sie unter einer Straßenlaterne warf, erkannte er, dass sie sich aufgerichtet hatte. Jetzt wurden sie wieder schneller.

Wie vereinbart, hatte sie ihn abgeholt, solange draußen noch Dunkelheit herrschte, bevor die Flure voller Schwestern und Ärzte waren, die sie hätten aufhalten können. Und sie hatte verschiedene Dinge aus dem Büro mitgebracht, um die er sie gebeten hatte. Er hatte sie nicht mal überreden oder ihr irgendetwas erklären müssen; sie hatte sofort getan, was er wollte, auch wenn er offiziell nicht mehr ihr Chef war.

»Das ist in Ordnung«, hatte sie gesagt, »Sie werden für mich immer der Chef sein. Und Macbeth wird ja sowieso nicht weitermachen als Chief

Commissioner.«

»Wieso?«

»Er ist nicht ganz richtig im Kopf, oder?«

Sie kamen an zigarettenrauchenden Dealern und auf Decken dösenden Junkies vorbei, die aufwachten und automatisch eine bittende Hand ausstreckten.

Aber Priscilla blieb erst stehen, als sie vor der Treppe zu den Toiletten angekommen waren.

Hier holten sie ihn für gewöhnlich ab. Er musste bloß herumstehen, bis sie auftauchten. Lennox hatte nie herausgefunden, wo genau sie ihn anschließend hinbrachten, denn nicht nur setzten sie ihm die blickdichte Brille auf, sie steckten ihm auch Stöpsel in die Ohren, sodass er keine Rückschlüsse aus den Hintergrundgeräuschen ziehen konnte.

Es war Teil der Abmachung. Wenn er einen echten Trip brauchte, einen, den er nicht zu Hause haben konnte oder abends im Büro, ohne das Risiko einzugehen, dass er erwischt wurde, brachten sie ihn in die Küche, wo sie ihr Brew kochten. Dort gab man ihm die reinste Droge, die sich herstellen ließ, injiziert von Spezialisten. Er wurde in einen Sessel gesetzt, fast wie man es in den alten Tagen der Opiumhöhlen getan hatte, und nachdem er seinen Rausch in sicherer Umgebung ausgeschlafen hatte, konnte er in die Stadt gehen und eine Weile wie ein neuer und besserer Mensch in ihr herumlaufen.

Auf eine Weise, wie er es nun nie wieder tun konnte.

Er hatte gespürt, wie hilflos er tatsächlich war, als Priscilla ihn von all den Schläuchen und Kabeln befreit und in den Rollstuhl verfrachtet hatte. Wie nutzlos er geworden war. Wie wenig man von ihm noch erwarten konnte.

»Gehen Sie«, sagte er jetzt.

»Was? Wir gehen wieder?«

»Sie gehen.«

»Ich soll Sie hier einfach zurücklassen?«

»Es wird kein Problem sein. Ich rufe Sie an. Gehen Sie jetzt.«

Sie rührte sich nicht.

»Das ist ein Befehl, Priscilla ...« Er lächelte. »Von dem Mann, der immer Ihr Chef sein wird.«

Sie seufzte. Legte sanft eine Hand auf seine Schulter. Dann ging sie fort. Es dauerte weniger als zehn Minuten, bis Strega mit verschränkten Armen vor ihm stand. »Wow!« Mehr sagte sie nicht.

»Ich weiß«, sagte Lennox. »Das ist eine gottlose Stunde.«

Sie lachte kurz. »Sie sind ja gut drauf, trotz des Rollstuhls. Was brauchen Sie?«

»Etwas, damit der Schmerz aufhört. Und eine Stunde in Ihrem Sessel.«

Sie reichte ihm die Ohrstöpsel und die Brille.

»Meine Beine sind nicht mehr, was sie mal waren. Sie werden mir also helfen müssen, dort hinzukommen.«

»Ein Fliegengewicht wie Sie?«, sagte sie.

»Ich brauche den Rollstuhl.«

»Den Ausflug mit dem Wagen werden wir heute ausfallen lassen müssen.«

Sie schob ihn. Die Schmerzen waren die ganze Zeit über gekommen und gegangen, aber als sie ihn einige Minuten später aus dem Rollstuhl hob und ihn auf etwas absetzte, dass sich wie grober Kies anfühlte, tat es so weh, dass er aufschrie. Er spürte Stregas muskulöse Arme um sich, roch ihren beinahe überwältigenden Duft. Nachdem sie es geschafft hatte, ihn wieder in den Stuhl zu setzen, schob sie ihn weiter. Bei jedem Meter prallte der Stuhl gegen einen Widerstand auf dem Kies. Eine Schwelle. Ein Geruch von Teer und verbranntem Metall lag in der Luft. Er wurde an Bahnschienen entlanggeschoben.

Verrückt, dass er es nie gemerkt hatte. Sonst waren sie immer im Auto gefahren, keine lange Strecke, aber eindeutig im Kreis, zurück zum Ausgangspunkt am Bahnhof. Natürlich hatte er gewusst, dass sie nicht im Freien gewesen waren, da er den Regen nie gespürt hatte, aber ihm war nicht klar gewesen, dass die Drogenküche in einem der ungenutzten Tunnel direkt vor ihrer Nase untergebracht war! Er stöhnte vor Hilflosigkeit, als Strega ihn hochhob und ihn auf einem kalten und feuchten Untergrund absetzte. Beton. Dann hievte sie ihn zurück in den Rollstuhl. Schob ihn. Die Luft wurde wärmer, trockener. Sie näherten sich jetzt der Küche. Die leicht wiederzuerkennenden Gerüche riefen etwas in seinem Gehirn wach, das sein Herz schneller schlagen ließ und ihm einen Vorgeschmack auf den Trip gab. Jemand nahm ihm die Brille und die Ohrstöpsel ab, und er bekam noch das

Ende von Stregas Satz mit.

»... wischt die Blutspur hinter ihm weg.«

»Na gut«, sagte eine der Schwestern, die im Kessel rührte.

Strega wollte ihn gerade in den Sessel heben, aber Lennox winkte ab und krempelte seinen Ärmel hoch. Brew direkt aus dem Kessel. Besser ging es nicht. Der Himmel für jeden Junkie. Und genau dorthin wollte er. *Wenn* er dort hinkam. Abwarten.

»Ist das nicht Inspector Lennox von der AntikorrupTIONseinheit?«, fragte Jack. Er stand hinter dem nur von einer Seite durchsichtigen Fenster, schaute in die Küche hinein und auf den Mann im Rollstuhl.

»Ja«, entgegnete Hecate. Er trug einen weißen Leinenanzug samt Hut. »Es genügt nicht, nur Augen und Ohren im Inverness zu haben.«

»Haben Sie gehört, dass Lennox Macbeth öffentlich als Mörder bezeichnet hat? Weiß er nicht, dass Macbeth Ihr Instrument ist?«

»Niemand darf mehr wissen, als er wissen muss, nicht einmal Sie, Bonus. Aber zurück zu den derzeit wichtigen Dingen. Lady hat sich das Leben genommen, aber Macbeth kommt Ihnen eher paralysiert als aufgebracht vor?«

»So interpretiere ich es.«

»Hm. Und glauben Sie, dass Macbeth in seinem aktuellen Zustand dazu in der Lage ist, die Macht zu ergreifen, wenn Tourtell den Notstand ausruft? Dass er tun kann, was getan werden muss, um sich als Führer der Stadt durchzusetzen?«

»Ich weiß es nicht. Es scheint ... ihm egal zu sein. Als wäre nichts mehr besonders wichtig für ihn. Entweder das, oder er hält sich schlicht für unverwundbar. Er glaubt, Sie würden ihn retten, ganz gleich, was passiert.«

»Hm.« Hecate klopfte zweimal mit seinem Stock auf den Boden. »Ohne Lady ist Macbeths Wert als Chief Commissioner erheblich gesunken.«

»Er wird nach wie vor gehorchen.«

»Vielleicht schafft er es, die Macht an sich zu reißen, aber ohne Lady wird er nicht in der Lage sein, sie zu halten. Sie war diejenige, die das Spiel verstanden hat, die immer noch den Wald vor lauter Bäumen sehen konnte, die wusste, welche Manöver nötig waren. Macbeth kann Messer werfen, aber jemand muss ihm sagen, warum und auf wen.«

»Ich könnte sein neuer Berater werden«, sagte Jack. »Ich gewinne

bereits sein Vertrauen.«

Hecate lachte. »Ich kann mich immer noch nicht entscheiden, ob Sie nun eine schlammfressende Flunder sind oder doch ein gerissener Raubfisch, Bonus.«

»Aber ein Fisch bin ich wohl, nehme ich an.«

»Selbst wenn es Ihnen gelänge, seine beeinträchtigte Führungsstärke wieder anzukurbeln, bezweifle ich doch, dass Sie seinen Willen beeinflussen könnten. Ihm fehlt Ladys Verlangen nach Macht. Er scheint sich nach Dingen zu sehnen, von denen Sie und ich nie abhängig gewesen sind, lieber Bonus.«

»Brew?«

»Lady. Frauen. Vielleicht Freunde. Sie wissen schon, diese Liebe zwischen Menschen. Und nun, da Lady tot ist, wird er auch nicht mehr davon angetrieben, ihr Verlangen nach Macht zu befriedigen.«

»Lady brauchte auch Liebe«, sagte Jack leise.

»Die Sehnsucht danach, geliebt zu werden, und die Fähigkeit, zu lieben, machen den Menschen stark, doch sie sind auch ihre Achillesferse. Gibt man ihnen die Aussicht auf Liebe, können sie Berge versetzen, nimmt man sie ihnen, wirft sie der leiseste Windhauch um.«

»Vielleicht, vielleicht.«

»Wenn der Wind Macbeth umwirft, was halten Sie dann von dem da als Chief Commissioner?« Hecate nickte der Scheibe zu. Eine der Schwestern wischte Lennox' linken Arm mit einem Alkoholtupfer ab und suchte nach einer Vene, während sie schon die Spritze bereithielt.

»Lennox?«, fragte Jack. »Ist das Ihr Ernst?«

Hecate schnalzte mit den Lippen. »Er ist der Mann, der Macbeth zu Fall gebracht hat. Der Held, der seine Beweglichkeit geopfert hat, um den Bürgermeister der Stadt zu retten. Und niemand hat eine Ahnung davon, dass Lennox für mich arbeitet.«

»Aber Malcolm ist zurück. Und jeder weiß, dass Lennox Macbeths Gehilfe gewesen ist.«

»Lennox hat Befehle befolgt, wie es jeder brave Polizist tun sollte. Außerdem könnten Malcolm und Duff ja wieder verschwinden. Roosevelt hat aus einem Rollstuhl heraus einen Weltkrieg gewonnen. Ja, ich könnte Lennox auf den Posten des Chief Commissioners hieven. Was meinen Sie?«

Jack betrachtete Lennox. Ohne zu antworten.

Hecate lachte und legte eine große, weiche Hand auf Jacks schmale Schulter. »Ich weiß, was Sie denken, Flunder. Was wird dann aus Ihnen? Wer soll Sie noch anstellen, wenn Macbeth nicht mehr da ist? Hoffen wir also, dass Macbeth im Sturm die Zügel in der Hand behält, was? Kommen Sie, ich führe Sie hinaus.«

Jack warf einen letzten Blick auf Lennox, dann drehte er sich um und ging mit Hecate zurück zur Toilettentür, die in den Bahnhof führte.

»Moment«, sagte Lennox, als die Schwester die Nadel an seinem Arm ansetzte. Er schob seine freie Hand in die Seitentasche des Rollstuhls. Zug die Schnur aus dem Griff.

»Jetzt«, sagte er.

Sie drückte die Nadel hinein und presste den Kolben hinunter, als er die Hand aus der Tasche nahm, seinen Arm neben dem Stuhl hin- und herschwang und losließ. Was Priscilla aus seinem Büro mitgebracht hatte, rumpelte über den Betonboden und verschwand unter dem Tisch neben dem Kessel, auf dem Flaschen, Röhren und Pipetten standen.

»Hey, was war das?«, fragte Strega.

»Laut meinem Großvater eine Granate, die ihm mal jemand an den Kopf geworfen hat«, sagte Lennox. Er spürte, wie er high wurde. Es würde nie wieder sein wie beim ersten Mal, aber noch immer erschauerte er vor Glück. Und dies war, nach all den Jahren der Suche, immer noch das, was dem Sinn des Lebens für ihn am nächsten kam. Es sei denn, dass es das war, was als Nächstes kam. Der Punkt hinter dem letzten Satz.

»Es könnte eine M24 Stielhandgranate sein. Oder ein Aschenbe...«

Weiter kam er nicht.

Jack war auf halbem Weg die Treppe hinauf, als die Explosion ihn von den Füßen fegte. Er rappelte sich auf und drehte sich zu den Toiletten um. Die Tür war aus den Angeln geflogen, und dicker Rauch drang heraus. Er wartete. Als keine weiteren Explosionen folgten, ging er langsam die Treppe hinunter und in die Toilette. Die Kabine mit der Tür zur Küche war weg. Im Inneren sah er wild ein Feuer lodern, und im Schein der Flammen erkannte

er, dass alles zerstört war. Die Küche und die Menschen darin gab es nicht mehr. Fünf Sekunden zuvor hatte auch er noch ...

»Bonus.«

Die Stimme war direkt vor ihm. Unter der stählernen Tür auf dem Boden kroch eine zertretene Küchenschabe in weißem Leinenanzug hervor. Das weiche Gesicht war mit Scheiße bedeckt, die Augen schwarz vor Schock.

»Helfen Sie mir ...«

Bonus griff nach den Händen des alten Mannes und zog ihn über den Boden auf die Toilettentür zu. Dann drehte er Hecate auf den Rücken. Er war ein Wrack. Sein Bauch war aufgeschlitzt, und Blut strömte heraus. Der unsterbliche Hecate. Die Unsichtbare Hand. Höchstens Minuten oder Sekunden blieben ihm noch. So viel Blut ... Jack wandte sich ab.

»Schnell, Jack. Holen Sie etwas ...«

»Ich hole einen Arzt«, sagte Jack.

»Nein! Holen Sie etwas, um die Wunde zu verschließen, bevor ich kein Blut mehr habe.«

»Sie brauchen medizinische Hilfe. Ich beeile mich.«

»Lassen Sie mich nicht allein, Jack. Nicht ...« Der Körper vor ihm krümmte sich zusammen und stieß ein Heulen aus.

»Was?«

»Magensäure! Sie läuft aus. Herrgott, ich verbrenne. Hilfe, Jack! Hil...« Der Schrei ging in ein weiteres heiseres Heulen über. Jack sah ihn an, unfähig, sich zu rühren. Er sah aus wie eine Küchenschabe, die auf dem Rücken liegt und deren Beine hilflos in der Luft strampeln.

»Ich bin gleich wieder da«, sagte Jack.

»Nein, nein!«, schrie Hecate und versuchte, ihn am Bein zu packen.

Doch Jack wich aus, drehte sich um und rannte davon.

Oben auf dem Treppenabsatz blieb er stehen, schaute nach links, nach Westen, zum Inverness. Zu Macbeth. Zum St. Jordi's. In dieser Richtung stand eine Telefonzelle im Wartesaal. Er wandte sich nach Osten. Dem Berg zu. Der anderen Seite. Neuen Gewässern, gefährlichen, offenen Gewässern. Aber solche Entscheidungen musste ein Mann – und ein saugender kleiner Schiffshalterfisch – eben manchmal treffen, um zu überleben.

Jack atmete ein. Nicht, weil er zögerte, sondern weil er Luft brauchte.

Dann ging er nach Osten.

Das Kristall über Macbeths Kopf begann zu murmeln und zu singen. Er schaute auf. Der Kronleuchter schwankte hin und her, riss an den Seilen, an denen er hing.

»Was war das?«, brüllte Seyton hinter dem Gatling-Gewehr in der südöstlichen Ecke des Inverness, oben auf der Empore.

»Das Ende der Welt«, sagte Macbeth. Und fügte leiser hinzu: »Hoffe ich.«

»Das kam vom Bahnhof«, schrie Olafson hinter dem Maschinengewehr in der südwestlichen Ecke. »War das eine Explosion?«

»Jawohl, Sir!«, stieß Seyton triumphierend aus. »Sie bringen die Artillerie in Stellung.«

»Meinen Sie?«, fragte Olafson schockiert.

Seytons Gelächter hallte von den Wänden wider. Als sie besprochen hatten, wie das Inverness verteidigt werden sollte, war ihnen klar gewesen, dass jedweder Angriff vom Worker's Square aus erfolgen musste, da die zugemauerte, fensterlose Front zur Thrift Street nichts anderes als eine Festungsmauer darstellte.

»Ich kann Ihre Angst von hier aus riechen, Olafson. Können Sie sie da unten auch riechen, Chef?«

Macbeth gähnte. »Ich kann mich an den Geruch von Angst kaum noch erinnern, Seyton.« Er rieb sich fest das Gesicht. Er war eingenickt und hatte geträumt, neben Lady auf dem Bett zu liegen, als die Tür zur Suite leise geöffnet wurde. Die Gestalt im Türrahmen trug einen Umhang und einen Hut, der so tief heruntergezogen war, dass er erst, als sie eintrat und Licht auf sie fiel, erkennen konnte, dass es Banquo war. Ihm fehlte ein Auge, und Würmer wanden sich aus seiner Wange und seiner Stirn. Macbeth hatte in seine Jacke gegriffen, einen Dolch aus seinem Doppelholster gezogen und geworfen. Er bohrte sich mit einem dumpfen Schmatzen in Banquos Stirn, als wäre der Knochen dahinter bereits von den Würmern aufgezehrt worden. Aber das hielt den Geist nicht davon ab, weiter auf das Bett zuzukommen. Macbeth schrie und schüttelte Lady.

»Sie ist tot«, sagte der Geist. »Und du musst einen silbernen Dolch

werfen, keinen aus Stahl.« Es war nicht Banquos Stimme. Es war ...

Banquos Kopf fiel zu Boden und rollte unters Bett, aber unter dem Hut lachte ihm nun Seytons Gesicht entgegen.

»Was wollen Sie?«, flüsterte Macbeth.

»Was Sie wollen, Sir. Ihnen beiden ein Kind machen. Schauen Sie, sie wartet doch schon auf mich.«

»Sie sind verrückt.«

»Vertrauen Sie mir. Ich will nicht viel als Gegenleistung.«

»Sie ist tot. Gehen Sie weg.«

»Wir sind alle tot. Tun Sie's jetzt, säen Sie Ihren Samen. Wenn nicht, säe ich meinen.«

»Verschwinden Sie!«

»Rücken Sie rüber, Macbeth. Ich nehme sie wie Duff Meredi...«

Der zweite Dolch traf Seyton in seinen offenen Mund. Er biss die Zähne zusammen, nahm den Griff, brach ihn ab und reichte ihn zurück an Macbeth. Zeigte ihm seine blutige, aufgeschlitzte Zunge und lachte.

»Irgendwas im Radio?«

Macbeth zuckte zusammen. Es war Seyton, der da brüllte.

»Nichts«, sagte Macbeth, rieb sich wieder das Gesicht und stellte das Radio lauter. »Immer noch zwanzig Minuten bis Sonnenaufgang.« Er betrachtete die weiße Linie fein gehackten Pulvers auf dem Spiegel, den er vor sich auf die Tischbespannung gelegt hatte. Sah die Spiegelung seines Gesichts. Die Droge verlief wie eine Narbe über die glänzende Oberfläche.

»Und töten wir den Jungen dann wirklich?«, rief Olafson.

»Ja, Olafson!«, brüllte Seyton zurück. »Weil wir Männer sind und keine Schwuchteln!«

»Aber ... was dann? Dann haben wir nichts mehr zu verhandeln.«

»Kommt Ihnen das bekannt vor, Olafson?« Mehr Gelächter aus der südöstlichen Ecke.

»Wir haben nichts zu befürchten«, sagte Macbeth.

»Wie bitte, Sir?«

»Der Mensch, der mir etwas anhaben kann, ist noch nicht geboren worden. Hecate hat mir versprochen, dass ich Chief Commissioner bleibe,

bis die alte Bertha kommt, um mich zu holen. Man kann viel sagen über Hecate, aber sein Wort hält er immer. Entspannen Sie sich. Tourtell wird nachgeben.« Macbeth schaute Kasi an, der ruhig mit dem Rücken zur Säule dasaß und in die Ferne starrte. »Was sehen Sie, Seyton?«

»Vor der alten Bertha haben sich Leute versammelt. Kollegen und Zivilisten, wie's aussieht. Ein paar automatische Waffen, ein paar Gewehre und Handfeuerwaffen. Sollte kein großes Problem werden, wenn sie uns mit den Dingen angreifen wollen.«

»Sehen Sie irgendwelche grauen Mäntel?«

»Graue Mäntel? Nein.«

»Und von Ihrem Platz aus, Olafson?«

»Nein, hier auch nicht, Sir.«

Doch Macbeth wusste, dass sie da waren. Über ihn wachten.

»Haben Sie schon mal von Tithonos gehört, Seyton?«

»Nein. Wer soll das sein?«

»Ein Grieche. Lady hat mir von ihm erzählt. Ich hab es nachgeschlagen. Eos war die Göttin der Morgendämmerung, und sie raubte sich einen jungen Liebhaber, einen hübschen, ganz gewöhnlichen Burschen namens Tithonos. Dann sorgte sie dafür, dass Zeus, der große Boss persönlich, ihm ewiges Leben schenkte, genauso wie ihr. Der Junge hatte nicht darum gebeten, es wurde ihm einfach aufgezwungen. Aber die Göttin hatte vergessen, auch um ewige Jugend für ihn zu bitten. Verstehen Sie?«

»Vielleicht, aber ich verstehe nicht, worauf Sie hinauswollen, Sir.«

»Alles vergeht, alle anderen sterben, aber Tithonos muss in seinem hohen Alter und seiner Einsamkeit vor sich hin vegetieren. Er hat nichts gewonnen, ganz im Gegenteil – er sitzt im Gefängnis, sein ewiges Leben ist ein verdammt Fluch.«

Macbeth stand derartig rasch auf, dass ihm schwindlig wurde. Trübsinn und der Kater nach dem Stoff, das war es, was aus ihm sprach. Ihm lag eine Stadt zu Füßen. Bald würde sie unwiderruflich ihm gehören, ihm allein, und er würde sich noch seinen geringsten Wunsch erfüllen können. Dann würde er nur noch über seine Begierden und Freuden nachdenken müssen. Begierden und Freuden.

Duff fuhr mit einem Finger über den Riss im Sockel vor Berthas Nase. Hörte Malcolms Stimme: »Entschuldigung, lassen Sie mich durch!«

Er schaute auf und sah, wie sich Malcolm den Weg durch die Menge bis zur obersten Stufe hinaufbahnte.

»Haben Sie das auch gehört?«, fragte er atemlos.

»Ja«, sagte Caithness. »Ich dachte, das Dach stürzt ein. Fühlte sich an wie eine unterirdische Testexplosion.«

»Oder ein Erdbeben«, sagte Duff und zeigte auf den Riss.

»Sieht so aus, als wären mehr Leute gekommen, als ich erwartet hatte«, sagte Malcolm und ließ seinen Blick über die Menschenmenge gleiten, die sich am Fuß der Treppe hinter einer Barrikade aus Polizeiwagen und einem großen roten Feuerwehrwagen versammelt hatte. »Sind die alle von der Polizei und der Feuerwehr?«

»Nein«, sagte ein Mann, der gerade die Stufen heraufkam. Malcolm betrachtete seine schwarze Uniform.

»Schiffskapitän?«

»Lotse«, sagte der kleine Mann. »Fred Ziegler.«

»Was will denn ein Lotse hier?«

»Ich habe Kite im Radio gehört, herumtelefoniert und Gerüchte aufgeschnappt, was hier heute stattfinden soll. Sagen Sie mir, was ich tun kann.«

»Haben Sie eine Waffe?«

»Nein.«

»Können Sie schießen?«

»War zehn Jahre bei den Marines.«

»Gut. Gehen Sie zu dem Mann in der Polizeiuniform da unten, der gibt Ihnen ein Gewehr.«

»Vielen Dank.« Der Lotse legte drei Finger an seine Mütze und machte sich davon.

»Was sagt Tourtell?«, fragte Duff.

»Capitol ist über die Geiselnahme informiert«, sagte Malcolm. »Aber sie können uns erst helfen, wenn heute Nachmittag der Haftbefehl ausgestellt ist.«

»Herrgott, hier stehen doch Menschenleben auf dem Spiel.«

»Ein Menschenleben. Das genügt nicht für ein Eingreifen auf

Bundesebene, es sei denn, dass unser Chief Commissioner es einfordert.«

»Verdammte Politik! Und wo steckt Tourtell jetzt?« Duff starrte Richtung Osten. Am Rand des Berges wurde der blassblaue Himmel immer röter.

»Er ist in den Sender gefahren«, sagte Caithness.

»Er wird den Notstand ausrufen«, sagte Malcolm. »Wir müssen Macbeth jetzt angreifen, solange wir noch unter dem Befehl des Bürgermeisters handeln dürfen. Sobald der Notstand erklärt wurde, werden wir gesetzlose Revolutionäre sein, und keiner dieser Leute wird mehr auf unserer Seite stehen.« Er nickte der Menge zu.

»Macbeth hat sich verbarrikadiert«, sagte Caithness. »Das wird Menschenleben kosten.«

»Ja.« Malcolm legte das Megafon an seinen Mund. »Meine guten Männer und Frauen! Nehmen Sie Ihre Positionen ein!«

Die Menge eilte auf die Barrikade am Fuß der Treppe zu. Sie legten ihre Waffen auf Autodächern ab, gingen hinter dem gepanzerten SWAT-Fahrzeug und dem Feuerwehrwagen in Deckung und zielten auf das Inverness.

Malcolm hielt das Megafon in dieselbe Richtung. »Macbeth! Hier spricht Deputy Chief Commissioner Malcolm. Sie wissen und wir wissen, dass Ihre Lage hoffnungslos ist. Sie können das Unvermeidliche höchstens hinauszögern. Also lassen Sie die Geisel frei und ergeben Sie sich. Ich gebe Ihnen eine, ich wiederhole, *eine* Minute.«

»Was hat er gesagt?«, brüllte Seyton.

»Er gibt mir eine Minute«, sagte Macbeth. »Können Sie ihn sehen?«

»Ja, er steht auf der obersten Stufe.«

»Olafson, nehmen Sie Ihr Gewehr und bringen Sie Malcolm zum Schweigen.«

»Sie meinen ...«

»Ja, genau das meine ich.«

»Heil dir, Macbeth!« Seyton lachte.

Duff schaute abwechselnd zum Berg, auf seine Uhr und zu den Männern um

ihn herum. Seine Ellbogen und Schultern zuckten vor Nervosität. Auch seine Knie und Waden hatten zu zittern begonnen. Abgesehen von den sechs SWAT-Freiwilligen und einigen anderen Polizisten bestand die Menge aus Leuten mit ganz gewöhnlichen Jobs in Buchhalterbüros und Feuerwehrationen, die noch nie, nicht mal im Affekt, einen Schuss abgefeuert hatten. Und auf die auch noch nie geschossen worden war. Dennoch waren sie hierhergekommen. Sie waren trotz ihrer Unerfahrenheit bereit, alles zu opfern. Er zählte die letzten drei Sekunden herunter.

Nichts passierte.

Duff tauschte einen Blick mit Malcolm und zuckte mit den Schultern.

Malcolm seufzte und hob das Megafon an die Lippen.

Duff hörte den Knall kaum.

Malcolm taumelte zurück, und das Megafon fiel klappernd zu Boden.

Duff und Fleance reagierten unverzüglich, warfen sich über Malcolm und deckten ihn, als er zu Boden ging. Duff tastete nach Blut, fühlte seinen Puls.

»Alles okay«, stöhnte Malcolm. »Mir geht's gut. Steht auf. Er hat das Megafon getroffen, weiter nichts.«

»Als Sie sagten, zum Schweigen bringen, dachte ich, Sie meinten, für immer«, brüllte Seyton. »Jetzt halten sie uns für schwach, Sir.«

»Falsch«, sagte Macbeth. »Jetzt wissen sie, dass wir es ernst meinen, aber noch bei Verstand sind. Hätten wir Malcolm getötet, hätten wir ihnen einen Grund geliefert, uns in rechtschaffener Wut anzugreifen. Jetzt werden sie weiter zögern.«

»Ich glaube, sie werden sowieso angreifen«, sagte Olafson. »Schauen Sie nur, da ist unser Panzerwagen. Er kommt auf uns zu.«

»Nun, das ist was anderes. Ein Chief Commissioner hat das Recht, sich zu verteidigen. Seyton?«

»Ja?«

»Lassen Sie die Gatling-Schönheiten sprechen.«

Duff spähte hinter der alten Bertha hervor und folgte mit seinem Blick dem klobigen Panzerwagen – bekannt als *Sonderwagen* –, der über den Platz

hinweg aufs Inverness zufuhr. Dicker, schwerer Dieselrauch drang aus dem Auspuff des Fahrzeugs. Deutsche Ingenieurskunst, Stahlplatten und kugelsichere Scheiben. Ricardos Plan folgte einer ungewöhnlichen Taktik. Die sechs SWAT-Freiwilligen würden im Sonderwagen zum Eingang des Inverness fahren, aussteigen, Tränengasgeschosse durch die Fenster feuern, die Türen aufbrechen und mit Gasmasken vor dem Gesicht das Gebäude stürmen. Kritisch war der Augenblick, in dem sie den Panzerwagen verlassen mussten, um das Tränengas abzufeuern. Es würde nur Sekunden dauern, aber in diesen Sekunden brauchten sie Feuerschutz von den anderen.

Malcolms Funkgerät knackte, und sie hörten Ricardos Stimme.

»Feuerschutz in drei ... zwei ... eins ...«

»Feuer!«, brüllte Malcolm.

Es klang wie ein Trommelwirbel, als die Waffen von der Barrikade aus zu schießen begannen. Allerdings von einer viel zu kleinen Trommel, dachte Duff. Und es wurde sofort übertönt von einem Heulen, das von der gegnerischen Seite herüberdrang.

»Scheiße«, flüsterte Caithness.

Zuerst ähnelte es einem Regenschauer, der den Staub vor dem Sonderwagen aufzuwirbeln schien. Dann traf es keckernd den Kühlergrill des Wagens, seine Panzerung, die Windschutzscheibe und das Dach. Das Fahrzeug schien in die Knie zu gehen und abzusinken.

»Die Reifen«, sagte Fleance.

Der Wagen bewegte sich weiter vorwärts, aber jetzt langsamer, als würde er in einen Hurrikan hineinfahren.

»Es ist in Ordnung. Der Wagen ist gepanzert«, sagte Malcolm.

Immer langsamer kam das Fahrzeug voran. Und blieb schließlich stehen. Die Seitenspiegel und die Stoßstange fielen ab.

»Es war ein gepanzerter Wagen«, sagte Duff.

»Ricardo?«, rief Malcolm in sein Funkgerät. »Ricardo? Rückzug!«

Keine Antwort.

Nun schien der Wagen zu tanzen.

Dann hörte das Sperrfeuer auf. Stille fiel über den Platz, unterbrochen nur von den traurigen Schreien einer Möwe, die über sie hinwegflog. Rauch stieg wie roter Dunst von dem Panzerwagen auf.

»Ricardo! Ziehen Sie sich zurück, Ricardo!«

Immer noch keine Antwort. Duff startete das Fahrzeug an, das nur noch ein Wrack war. Es gab keinerlei Lebenszeichen. Und jetzt wusste er, wie es damals abgelaufen sein musste. An jenem Nachmittag in Fife.

»Ricardo!«

»Sie sind tot«, sagte Duff. »Sie sind alle tot.«

Malcolm warf ihm einen langen Blick zu.

Duff fuhr sich mit der Hand übers Gesicht. »Wie geht es weiter laut Plan?«

»Ich weiß es nicht, Duff. Das war unser Plan.«

»Der Feuerwehrwagen«, sagte Fleance.

Die anderen schauten den jungen Mann an.

Er schien unter all ihren Blicken zu schrumpfen und einen Augenblick lang ins Wanken zu geraten. Aber er straffte sich und sagte mit einem leichten Zittern in der Stimme: »Wir müssen den Feuerwehrwagen nehmen.«

»Der ist nicht stabil genug«, wandte Malcolm ein.

»Nein, aber wir können mit ihm hintenherum zur Thrift Street fahren.« Fleance musste schlucken, bevor er fortfuhr. »Sie haben doch gesehen, dass sie den Panzerwagen mit beiden Maschinengewehren beschossen haben, und das bedeutet, dass sie die Gebäuderückseite nicht abdecken.«

»Weil sie wissen, dass wir von da aus nicht reinkommen«, sagte Duff. »Da gibt es keine Türen und Fenster, nur die Ziegelmauer. Man bräuchte schon einen Pressluftbohrer oder schwere Artillerie, um da hindurchzukommen.«

»Nicht hindurch«, sagte Fleance. Seine Stimme klang jetzt fester.

»Herum?«, fragte Duff.

Fleance zeigte zum Himmel.

»Natürlich!«, sagte Caithness. »Der Feuerwehrwagen.«

»Spucken Sie's aus. Was hab ich hier nicht mitbekommen?«, knurrte Malcolm und warf einen kurzen Blick zum Berg hinüber.

»Die Leiter«, sagte Duff. »Das Dach.«

»Sie fahren den Feuerwehrwagen weg«, brüllte Seyton.

»Warum?« Macbeth gähnte. Der Junge saß im Schneidersitz und mit

geschlossenen Augen auf dem Boden. Still und ruhig, als hätte er sich mit seinem Schicksal abgefunden und wartete nur noch auf das Ende. Wie Macbeth.

»Ich weiß nicht.«

»Was ist mit Ihnen, Olafson?«

»Ich weiß auch nicht, Sir.«

»Na schön«, rief Macbeth. Er hatte mit seinem Silberdolch ein Streichholz spitz zugeschnitzt. Er steckte es sich zwischen seine Vorderzähne. Ließ den Dolch auf dem Roulettetisch liegen. Nahm zwei Jetons, in jede Hand einen, und ließ sie zwischen den Fingern hin und her wandern. Das hatte er damals im Zirkus gelernt. Nicht leicht, die linke und die rechte Hand unabhängig voneinander zu bewegen. Er sog an dem Streichholz, ließ die Jetons wandern und versuchte, sich darüber klar zu werden, was er empfand. Nichts. Woran er dachte. Er dachte nicht an Banquo und auch nicht an Lady. Nur daran, dass er nichts empfand. Und ein einzelnes Wort ging in seinem Kopf herum: *Warum? Warum ...?*

Er ließ es eine Weile nachhallen.

Dann schloss er die Augen und begann, von zehn herunterzuzählen.

»Das ist nicht wie bei einer Leiter, die man an ein Haus anlegt. Sie wird immer stärker hin und her schwanken, je höher wir kommen«, sagte der Mann in der Lotsenuniform zu Fleance und den zwei anderen Freiwilligen. »Macht also immer eine Bewegung nach der anderen, erst die Hand, dann den Fuß. Kein Grund, Angst zu haben.«

Der Lotse gähnte laut und lächelte kurz, bevor er die Leiter umklammerte und sie hochzuklettern begann.

Fleance sah dem kleinen Mann nach und wünschte, er wäre ebenso furchtlos. Die Thrift Street war leer, abgesehen von dem Feuerwehrgagen mit seiner Fünfzehn-Meter-Leiter, die vor der fensterlosen Hauswand auftragte.

Fleance folgte dem Lotsen, und seltsamerweise wurde seine Angst mit jedem Schritt kleiner. Das Schlimmste war schließlich schon vorbei. Er hatte gesprochen. Und sie hatten ihm zugehört, genickt und behauptet, sie hätten verstanden. Dann waren sie in den Feuerwehrgagen gestiegen, vom

Bahnhof in östlicher Richtung losgefahren, in einem weiten Bogen durch die sonntagsstillen Straßen, und unbemerkt auf der Rückseite des Inverness angekommen.

Fleance schaut hinauf und sah, dass ihnen der Hafenlotse vom Dach aus signalisierte, dass der Weg frei war.

Sie waren den Grundriss des Inverness in der Nacht so sorgfältig durchgegangen, dass Fleance sich sofort zurecht fand. Auf dem Flachdach gab es eine Tür, und dahinter führte eine schmale Stiege in einen Heizungsraum, durch dessen Tür man wiederum in den obersten Stock des Hotels gelangte. Dort würden sie sich aufteilen. Zwei Männer sollten die Treppe auf der nördlichen Gebäudeseite nehmen, zwei die auf der südlichen. Beide führten hinunter auf die Empore. In einigen Minuten würden die anderen vom Bahnhof aus das Feuer eröffnen, damit die Aufmerksamkeit der Schützen an den Maschinengewehren auf den Worker's Square gerichtet halten und alle Geräusche übertönen, die Fleance und die drei anderen womöglich verursachten. Von hinten würden sie sich anschleichen und die Schützen ausschalten. Die drei Freiwilligen hatten ihre Uhren mit der von Fleance synchronisiert, ohne auch nur ein Wort des Protestes darüber zu äußern, dass ein Polizeikadett sie anführte. Dieser Kadett schien ziemlich gut Bescheid zu wissen über derartige Operationen. Was hatte sein Dad damals gesagt? *Und wenn du Dinge besser einschätzen kannst als andere, dann solltest du auch vorangehen, das ist deine verdammte Pflicht der Gesellschaft gegenüber.*

Fleance hörte, wie sie am Bahnhof das Feuer eröffneten.

»Folgt mir.«

Sie näherten sich der Tür auf dem Dach, zogen daran. Abgeschlossen. Wie erwartet. Er nickte einem der Männer zu, einem Kollegen von der Verkehrspolizei, der eine Brechstange in den Spalt zwischen Tür und Rahmen rammte und fest drückte. Schon beim ersten Versuch brach das Schloss heraus.

Im Inneren war es dunkel, aber Fleance spürte, wie die Hitze aus dem Heizungsraum zu ihm hinaufdrang. Der dritte Polizist, ein weißhaariger Typ vom Betrugsdezernat, wollte als Erster hinunter, doch Fleance hielt ihn zurück. »Folgt mir«, flüsterte er und trat über die hohe Metallschwelle. Vergeblich versuchte er, im Dunkeln Umrisse zu erkennen, und musste

seine Maschinenpistole senken, um nach dem Geländer zu greifen. Die Metallstiege knarrte laut, als er den ersten zögerlichen Schritt machte und dann die nächste Stufe fand. Er erstarrte, geblendet von einem plötzlich aufflammenden Licht. Eine Taschenlampe war unter ihm angeschaltet worden und leuchtete ihm direkt ins Gesicht.

»Peng«, sagte eine Stimme hinter der Lampe. »Du bist tot.«

Fleance wusste, dass er in der Schusslinie der drei Männer hinter ihm stand. Und ihm war klar, dass ihm keine Zeit bleiben würde, seine Maschinenpistole abzufeuern. Denn er wusste, wem die Stimme gehörte.

»Woher hast du gewusst ...?«

»Ich habe mich gefragt: Warum solltet ihr mit einem Feuerwehrgewagen wegfahren, wenn nirgends ein Feueralarm zu hören ist?« Die Stimme im Dunkeln ließ ein leises Kichern hören. »Wie ich sehe, trägst du immer noch meine Schuhe.« Onkel Mac klang betrunken. »Hör zu, Fleance, du kannst heute Leben retten. Dein eigenes und das deiner drei Mitmeuterer. Macht wieder kehrt und zieht euch hinter eure Barrikaden zurück. Von da aus habt ihr eine bessere Chance, mich zu kriegen.«

Fleance fuhr mit seiner Zunge im Mund herum, aber der war völlig trocken. »Du hast Dad umgebracht.«

»Vielleicht«, lallte die Stimme. »Vielleicht waren es aber auch nur die Umstände. Oder Banquos Ambitionen für seine Familie. Aber wahrscheinlich ...« In der Pause war ein tiefes Seufzen zu hören. »... war ich es. Geh jetzt, Fleance.«

Durch Fleances Kopf rauschten all die spielerischen Ringkämpfe, die er sich zu Hause auf dem Wohnzimmerfußboden mit Onkel Mac geliefert hatte. Er hatte Fleance immer wieder die Oberhand gewinnen lassen, nur um ihn in letzter Minute doch noch auf den Rücken zu werfen und ihn auf den Boden zu drücken. Nicht, weil er stärker gewesen wäre, aber seine Geschwindigkeit und Präzision waren eindeutig überlegen. Aber wie betrunken war Onkel Mac jetzt? Und wie viel besser war Fleances Koordinationsfähigkeit? Vielleicht hatte er ja doch eine Chance? Wenn er schnell war, konnte er vielleicht doch noch einen Schuss abfeuern. Kasi retten. Die Stadt retten. Rache üben an ...

»Tu's nicht, Fleance.«

Aber es war zu spät. Fleance hatte bereits seine Maschinenpistole

gehoben. Eine kurze Salve hallte durch den engen Heizungsraum und dröhnte den fünf Männern in den Ohren.

Fleance schrie auf.

Dann fiel er von der Stiege.

Er spürte nicht, wie er auf dem Boden auftraf, spürte gar nichts, bis er die Augen wieder aufschlug. Und dann sah er nichts, auch wenn eine Hand ihn an der Wange berührte und eine Stimme dicht an seinem Ohr etwas sagte.

»Ich hab dir gesagt, du sollst es nicht tun.«

»W... wo sind sie?«

»Sie sind gegangen, wie ich es befohlen habe.«

»Aber ...« Er wusste, dass er getroffen worden war. Er hustete, und sein Mund füllte sich.

»Schlaf. Grüß deinen Dad, wenn du bei ihm ankommst, und sag ihm, ich bin schon auf dem Weg zu euch.«

Fleance öffnete den Mund, aber nur Blut kam heraus. Er spürte Macbeths Finger auf seinen Lidern, spürte, wie er sie zärtlich schloss. Fleance holte Luft, als wollte er tauchen. Wie er es getan hatte, als er von der Brücke in den Fluss gestürzt war, in das schwarze Wasser, in sein Grab.

»Nein«, sagte Duff, als er sah, wie der Feuerwehrwagen auf sie zukam.

»Nein!«

Er und Malcolm rannten dem Fahrzeug entgegen, und als es stehen blieb, rissen sie auf beiden Seiten die Türen auf. Der Fahrer, zwei Polizisten und der Hafenlotse taumelten heraus.

»Macbeth hat schon auf uns gewartet«, stöhnte der Lotse noch immer außer Atem. »Er hat Fleance erschossen.«

»Nein, nein, nein.« Duff lehnte sich zurück und kniff die Augen zusammen.

Jemand legte ihm eine Hand in den Nacken. Ein vertrautes Gefühl. Caithness' Hand.

Zwei Männer in schwarzen SWAT-Uniformen kamen herübergerannt und blieben vor Malcolm stehen. »Hansen und Edmunton, Sir. Wir haben von der Sache hier gehört und sind, so schnell wir konnten, hergekommen.

Es sind noch mehr Kollegen unterwegs.«

»Danke, Leute, aber wir sind am Ende.« Malcolm deutete zum Himmel. Sie konnten die Sonne noch nicht sehen, aber die Silhouette des auf dem Kopf stehenden Kreuzes hatte bereits ihre ersten Strahlen eingefangen. »Jetzt liegt es in Tourtells Hand.«

»Lasst uns Geiseln austauschen«, sagte Duff. »Macbeth kann bekommen, wen er will, Malcolm. Uns zwei. Im Tausch gegen Kasi.«

»Glauben Sie, ich hätte nicht schon darüber nachgedacht?«, fragte Malcolm. »Macbeth wird niemals den Sohn des Bürgermeisters gegen so wertlose Leute wie Sie und mich austauschen. Wenn Tourtell den Notstand ausruft, wird Kasi mit dem Leben davongekommen. Sie und mich lässt er aber in jedem Fall umbringen. Und wer soll dann den Kampf gegen Macbeth anführen?«

»Caithness«, sagte Duff, »und all die anderen Menschen dieser Stadt, an die Sie doch angeblich so sehr glauben. Haben Sie Angst oder ...?«

»Malcolm hat recht«, sagte Caithness. »Du bist für diese Stadt mehr wert, wenn du lebst.«

»Verdammt!« Duff riss sich los und ging auf den Feuerwehrwagen zu.

»Wo willst du hin?«, rief Caithness.

»Der Sockel.«

»Was?«

»Wir müssen den Sockel einschlagen. Hey, Chief!«

Der Mann, der den Feuerwehrwagen gefahren hatte, erhob sich. »Ähm, ich bin nicht ...«

»Haben Sie zufällig Äxte und Vorschlagshämmer in Ihrem Wagen?«

»Selbstverständlich.«

»Schaut!«, brüllte Seyton. »Die Sonne kommt hinterm Obelisk hervor. Der Junge muss sterben!«

»Wir müssen alle sterben«, sagte Macbeth sanft und legte einen der Jetons unter das Herzsymbol auf Rot, den anderen auf Schwarz. Beugte sich nach links und nahm die Kugel aus dem Roulettekessel.

»Was ist da oben auf dem Dach eigentlich passiert?«, rief Seyton.

»Banquos Junge«, rief Macbeth zurück und drehte das Rad. Mit

Schwung. »Ich habe mich darum gekümmert.«

»Ist er tot?«

»Ich habe mich darum gekümmert, habe ich gesagt.« Vor Macbeth drehte sich das Rouletterad, und die einzelnen Zahlen verschwammen zu einem einzigen durchgehenden Kreis. Undeutlich und doch ganz deutlich. Er hatte heruntergezählt, bis er im Tunnel gewesen war, und dort befand er sich noch immer. Das Rad drehte sich. Diesmal würde es niemals mehr aufhören, diesmal würde er den Tunnel nie wieder verlassen – er hatte die Tür hinter sich geschlossen und verriegelt. Das Rad. Weiter und weiter drehte es sich auf ein unbekanntes Schicksal zu, das doch so vertraut war. Am Ende gewinnt immer die Bank. »Was ist das für ein Hämmern da draußen, Seyton?«

»Warum kommen Sie nicht selbst mal hier rauf, Sir, und werfen einen Blick drauf?«

»Ich spiele lieber Roulette. Also?«

»Sie haben angefangen, auf die alte Bertha einzuhämmern, das arme Ding. Und jetzt ist die Sonne draußen, Sir. Ich sehe sie. Groß und schön. Die Zeit ist um. Sollen wir ...«

»Zertrümmern sie Bertha?«

»Zumindest den Sockel, auf dem sie steht. Behalten Sie den Platz im Auge und feuern Sie auf alles, was sich nähert, Olafson.«

»Jawohl!«

Macbeth hörte Schritte auf der Treppe und schaute auf. Der Rotstich von Seytons Gesicht war deutlicher erkennbar als gewöhnlich, als habe er einen Sonnenbrand. Er ging am Roulettetisch vorbei und auf die Säule zu, an der Kasi mit tief gesenktem Kopf kauerte, sodass ihm die Haare vorm Gesicht hingen.

»Wer hat Ihnen erlaubt, Ihren Posten zu verlassen?«, fragte Macbeth.

»Wird nicht lange dauern«, sagte Seyton und zog einen schwarzen Revolver aus seinem Gürtel. Drückte ihn an Kasis Kopf.

»Aufhören!«, rief Macbeth.

»Wir haben gesagt, auf die Sekunde, Sir. Wir können nicht ...«

»Aufhören, hab ich gesagt!« Macbeth drehte das Radio hinter sich lauter.

»... spricht Bürgermeister Tourtell. Gestern Abend ist mir ein

Ultimatum von Chief Commissioner Macbeth gestellt worden, der für mehrere der Morde verantwortlich ist, die in der letzten Zeit bei uns begangen wurden, unter anderem für den Mord an Chief Commissioner Duncan. Gestern Abend hat er nach einem gescheiterten Anschlag auf mein Leben meinen Sohn Kasi entführt. Das Ultimatum besagt, dass mein Sohn getötet wird, wenn ich nicht den Notstand ausrufe, bevor die Sonne über unserer Stadt aufgeht. Damit würde ich Macbeth unbegrenzte Macht geben und ihn vor bundesweiter Strafverfolgung bewahren. Aber *wir* wollen nicht, *ich* will nicht, *Sie* wollen nicht, *Kasi* will nicht, *diese Stadt* will nicht, dass ein neuer Despot die Macht an sich reißt. Dafür haben anständige Bürger in den letzten Tagen ihr Leben geopfert. Und ihre Söhne. Haben ihre Söhne geopfert, wie wir es in dieser Stadt und in anderen Städten während der Weltkriege getan haben, als unsere Demokratie bedroht wurde. Nun geht die Sonne auf. Macbeth sitzt vor dem Radio und wartet darauf, dass ich bestätige, dass dieser Tag und diese Stadt ihm gehören. Hier ist meine Nachricht an Sie, Macbeth: Nehmen Sie ihn. Kasi gehört Ihnen. Ich opfere ihn im Wissen und in der Hoffnung, dass er ebenso mich geopfert hätte oder den Sohn, den er niemals haben wird. Und wenn du mich hören kannst, Kasi, so lebe wohl, mein Augapfel.« Tourtells Stimme klang belegt. »Du wirst nicht nur von mir geliebt, sondern von einer ganzen Stadt, und wir werden an deinem Grab Kerzen entzünden, solange die Demokratie überlebt.« Er musste sich räuspern. »Ich danke dir, Kasi. Und ich danke Ihnen, den Bürgern dieser Stadt. Und nun gehört der Tag uns.«

Nach einer kurzen Stille ertönte die knackende Aufnahme einer sonoren männlichen Stimme, die *Ein feste Burg ist unser Gott* sang.

Macbeth stellte das Radio ab.

Seyton lachte und legte den Finger an den Abzug. Der Hahn der Waffe spannte sich. »Na, Kasi, überrascht? Einem Hurenbock ist sein Hurensohn ziemlich egal, weißt du. Aber wenn du mir jetzt deine Seele opferst, verspreche ich dir einen schmerzlosen Schuss in den Kopf, statt einem in den Bauch. Sowie Rache an dem Hurenbock und seiner Bande. Was sagst du, Junge?«

»Nein.«

»Nein?« Seyton schaute ungläubig in die Richtung, aus der die Antwort gekommen war.

»Nein«, wiederholte Macbeth. »Er darf nicht getötet werden. Nehmen Sie den Revolver runter, Seyton.«

»Ich soll die da draußen ihren Willen bekommen lassen?«

»Sie haben mich verstanden. Wir erschießen keine wehrlosen Kinder.«

»Wehrlos?«, fauchte Seyton. »Was ist mit uns? Sind wir etwa nicht wehrlos? Sollen wir uns von Duff und Malcolm wieder verarschen lassen, wie sie es immer getan haben? Haben Sie vor, Ihre Mission jetzt aufzugeben, wo wir ...«

»Sie zielen mit Ihrem Revolver auf mich, Seyton.«

»Kann schon sein. Weil ich nicht zulassen werde, dass Sie das zukünftige Reich aufhalten werden, Macbeth. Sie sind nicht der Einzige mit einer Berufung. Ich werde ...«

»Ich weiß, was Sie tun werden, und wenn Sie den Revolver nicht weglegen, sind Sie ein toter Mann. Oder ein totes Etwas.«

Seyton lachte. »Es gibt Dinge, die Sie nicht über mich wissen, Macbeth. Zum Beispiel, dass Sie mich nicht töten können.«

Macbeth blickte in den Lauf des Revolvers. »Dann tun Sie's, Seyton. Nur Sie können mich zu ihr schicken. Sie sind nicht von einer Frau geboren worden, Sie wurden gemacht. Aus schlimmen Träumen, aus dem Bösen und was auch immer das ist, was brechen und zerstören will.«

Seyton schüttelte den Kopf und richtete den Revolver auf Kasis Kopf, ohne den Blick von Macbeth abzuwenden. In diesem Augenblick fiel der erste Lichtstrahl durch die großen Fenster auf der Empore. Macbeth sah, wie Seyton eine Hand hob, um seine Augen zu beschirmen, als der Strahl sein Gesicht traf.

Macbeth warf. Dem Sonnenlicht auf jenem Baumstamm entgegen, der dort draußen auf der anderen Seite stand, auf das Herz zu, das ins Holz geschnitzt war. Er wusste, er würde treffen, denn von seinen Fingerspitzen führten Linien, seine Adern, direkt zu diesem Herz.

Ein dumpfes Geräusch war zu hören. Seyton zuckte zusammen und startete auf den Griff des Dolches, der aus seiner Brust ragte. Dann ließ er den Revolver fallen und umklammerte den Dolch, während er auf die Knie sank. Schaute auf und sah Macbeth mit benebeltem Blick an.

»Silber«, sagte Macbeth und steckte sich das Streichholz zurück zwischen die Zähne. »Soll angeblich wirken.«

Seyton fiel nach vorn und landete mit dem Kopf vor den nackten Füßen des Jungen.

Macbeth legte die weiße Elfenbeinkugel auf den hölzernen Rand des sich drehenden Rouletterades und stieß es mit Schwung in die entgegengesetzte Richtung.

»Macht weiter!«, schrie Duff, während die Männer mit Vorschlagshämmern und Feueräxten auf den vorderen Teil des Sockels einschlugen, wo sich bereits große Betonbrocken gelöst hatten.

Dann fuhr ein Riss durch den Sockel, und der wie ein Pflug geformte Kuhfänger der Lokomotive sackte mit einem ohrenbetäubenden Knall zu Boden. Duff verlor in der Führerkabine das Gleichgewicht, griff aber nach einem Hebel und schaffte es, sich festzuhalten. Die Nase der Lokomotive vor ihm zeigte nach unten, bewegte sich jedoch nicht.

»Komm schon!«

Immer noch nichts.

»Na, komm schon, altes Mädchen!«

Und dann spürte Duff etwas unter seinen Füßen. Sie hatte sich bewegt. Oder nicht? Oder ... Er hörte etwas, das wie ein tiefes Wehklagen klang. Ja, sie *hatte* sich bewegt. Zum ersten Mal seit achtzig Jahren hatte sich Bertha Birnam vom Fleck gerührt, und nun erhob sich das Jammern der Metallteile in einem Crescendo zu wildem Protestgeschrei. Jahre des Rostens und der nagenden Trägheit versuchten sich durchzusetzen, aber die Erdanziehung war übermächtig.

»Aus dem Weg!«, kreischte Duff, zog den Gurt seiner Maschinenpistole enger und hielt den Kolben der Reservewaffe fest, die er sich in den Gürtel gesteckt hatte.

Die Räder der Dampflokomotive drehten sich, kämpften sich aus ihrer Erstarrung, rollten langsam über den acht Meter langen Schienenstrang und über die abgeschlagene Kante des Sockels. Die Vorderräder berührten den oberen Treppenabsatz, und dessen Steinplatten zerbrachen mit ohrenbetäubendem Krachen. Einen Augenblick sah es aus, als würde der Zug dort stehen bleiben, aber dann hörte Duff das nächste Knacken. Und das nächste. Er wusste, dass niemand dieses langsam schneller werdende

Kraftpaket würde aufhalten können.

Duff starrte wie gebannt nach vorn, aber aus dem Augenwinkel registrierte er, dass jemand auf den Zug aufgesprungen war und jetzt neben ihm stand.

»Eine einfache Fahrt zum Inverness bitte.« Es war Caithness.

»Sir!« Olafsons Stimme.

»Ja?« Macbeths Blick folgte den klackenden Umdrehungen der Elfenbeinkugel.

»Ich glaube, sie ... sie ... kommt.«

»Wer kommt?«

»Der ... Zug.«

Macbeth hob den Kopf. »Der Zug?«

»Bertha! Sie kommt ... hierher! Sie ...«

Der Rest wurde übertönt. Macbeth sprang auf. Von seiner Position im Spielsaal aus konnte er nicht bis zum Bahnhofsgebäude hinaufschauen, nur den ansteigenden Platz draußen vor den hohen Fenstern sehen. Aber er hörte es. Es klang, als würde ein brüllendes Ungeheuer alles in Schutt und Asche legen, was sich ihm in den Weg stellte. Und es kam näher.

Und dann, da es den Platz überquert hatte und vor dem Inverness anlangte, tauchte es auch in seinem Blickfeld auf.

Macbeth schluckte.

Bertha fuhr wieder.

»Feuer!«

Deputy Chief Commissioner Malcolm verfolgte ungläubig das Schauspiel. Was auch immer jetzt passierte, er wusste, so etwas würde er in seinem Leben niemals wieder zu Gesicht bekommen. Eine Dampflokomotive, die Steine fraß und sich ihre eigene Strecke quer über den Worker's Square bahnte. Ihrer aller Vorfahren hatten diese Lokomotive aus einem Eisen geschmiedet, das zu schwer und zu massiv war, als dass man es hätte aufhalten können, mit Kugellagern, die nach gerade einmal achtzig Jahren der Vernachlässigung längst nicht verrostet oder ausgetrocknet waren. Der Kugelhaufen der Gatling-Gewehre konnte nichts ausrichten, außer dass ein

paar Funken flogen; er prallte an ihr ab wie Wasser, während Bertha ihren Kurs aufs Inverness unbeirrt fortsetzte.

»Das ist ein ziemlich massives Gebäude«, sagte jemand neben ihm.

Malcolm schüttelte den Kopf. »Es ist bloß eine Spielhölle.«

»Gut festhalten!«, brüllte Duff.

Caithness hatte sich auf den eisernen Boden gehockt, mit dem Rücken zur seitlichen Kabinenwand, damit sie keine Querschläger der Kugeln abbekam, die über ihre Köpfe hinwegpiffen. Sie schrie etwas, ihre Gesichtsmuskeln spannten sich an, und sie kniff die Augen zu.

»Was?«, brüllte Duff.

»Ich liebe ...«

Dann trafen sie das Inverness.

Macbeth genoss den Anblick, wie die alte Bertha das Fenster ausfüllte, bevor sie es durchbrach. Er hatte das Gefühl, als würde das gesamte Gebäude – der Boden, auf dem er saß, die Luft im Saal –, als würde alles nach hinten gedrückt werden, als der Zug durch die Wand in den Raum einbrach. Der Lärm legte sich wie ein Überzug auf seine Trommelfelle. Der Schornstein der Dampflok durchschnitt den östlichen Teil der Empore, und der Kuhfänger grub sich in den Boden. Das Inverness hatte sie abgebremst, aber Bertha fraß sich noch immer voran. Einen halben Meter vor ihm kam sie zum Stehen, mit dem Schornstein an der westlichen Empore und dem Kuhfänger am Roulettetisch. Einen Augenblick lang herrschte völlige Stille. Dann folgte das Klirren von Kristall. Macbeth wusste, woher es kam. Bertha hatte die Seile durchtrennt, die den Kronleuchter über ihm an seinem Platz hielten. Er machte keine Anstalten, sich zu rühren, er schaute nicht einmal auf. Nur eines bemerkte er noch, bevor alles schwarz wurde: dass er plötzlich bedeckt war von böhmischem Glas.

Duff kletterte mit der Maschinenpistole in den Händen auf den Zug hinauf. Die flachen Sonnenstrahlen fielen durch den Staub, der die Luft erfüllte.

»Das Gatling-Gewehr in der südöstlichen Ecke ist unbesetzt!«, schrie Caithness hinter ihm. »Was ist mit ...«

»Das im Südwesten ist ebenfalls unbesetzt«, sagte Duff. »Seyton liegt neben dem Roulettetisch mit einem Dolch in der Brust. Sieht ziemlich tot aus.«

»Kasi ist hier. Scheint unverletzt zu sein.«

Duff ließ seinen Blick über das Schlachtfeld wandern, das einmal ein Spielsaal gewesen war. Hustete wegen des Staubs. Lauschte. Abgesehen von dem wilden Rollen einer Roulettekugel im Kessel herrschte Stille. Sonntagmorgen. In wenigen Stunden würden die Kirchenglocken läuten. Er kletterte hinunter. Trat über Seytons Leiche zum Kronleuchter. Nahm den Säbel und fegte damit die Glasscherben von Macbeths Gesicht.

Macbeths Augen waren vor Überraschung weit geöffnet, wie bei einem Kind. Die vergoldete Spitze des Kronleuchters war in seiner rechten Schulter verschwunden. Nicht viel Blut rann aus der Wunde, die rhythmisch zuckte, als würde sie aus dem Kristallleuchter Leben saugen.

»Guten Morgen, Duff.«

»Guten Morgen, Macbeth.«

»Haha. Weißt du noch, wie wir das jeden Morgen zueinander gesagt haben, wenn wir im Waisenhaus aufgestanden sind, Duff? Du lagst im oberen Bett.«

»Wo sind die anderen? Wo ist Olafson?«

»Cleverer Bursche, dieser Olafson. Er weiß, wann es Zeit ist, sich aus dem Staub zu machen. Wie du.«

»Deine SWAT-Männer machen sich nicht aus dem Staub«, sagte Duff.

Macbeth seufzte. »Nein, du hast recht. Würdest du mir glauben, wenn ich sagte, er ist hinter dir und wird dich in ... ähm, zwei Sekunden umbringen?«

Duff betrachtete Macbeth einen Augenblick. Dann wirbelte er herum. Oben, wo die Empore in zwei Hälften gerissen worden war, sah er zwei Gestalten im Gegenlicht der Morgensonne, die durch das Loch in der Ostmauer drang. Eine schien ein mittelalterlicher Ritter in Rüstung zu sein. Die zweite kniete daneben: Es war Olafson, der sein Gewehr auf der Balustrade abgestützt hatte. Fünfzehn Meter. Von dort konnte Olafson einen Penny treffen.

Ein Schuss löste sich.

Duff wusste, dass er tot war.

Warum stand er dann immer noch?

Das Echo des Schusses hallte durch den Raum.

Macbeth sah, wie Olafson gegen die Rüstung stürzte, die umfiel, durch das Loch in der Empore rutschte und scheppernd auf den Boden des Spielsaales knallte. Auf der Empore lag Olafson jetzt mit dem Gesicht an die Brüstung gepresst. Seine Wange war über das eine Auge hochgedrückt, das andere war geschlossen, als wäre er über seiner Remington 700 eingeschlafen.

»Fleance!«, schrie Caithness.

Duff fuhr herum, zum nördlichen Ende der Empore.

Und dort, wo die Treppe aus den oberen Stockwerken mündete, stand Fleance. Sein Hemd war blutdurchtränkt, er schwankte und umklammerte eine noch rauchende Waffe.

»Caithness, bring Kasi und Fleance hier raus«, sagte Duff. »Schnell.«

Duff ließ sich in den Stuhl neben dem Roulettetisch fallen. Die Kugel auf dem Rad wurde langsamer, ihr Klang hatte sich verändert.

»Was passiert jetzt?«, stöhnte Macbeth.

»Wir warten, bis die anderen kommen. Im Krankenhaus werden sie dich zusammenflicken. Haft. Fall fürs Bundesgericht. Man wird Jahre über dich sprechen, Macbeth.«

»Du glaubst immer noch, im oberen Bett zu liegen, was, Duff?«

Kristall klirrte. Duff schaute auf. Macbeth hatte seine linke Hand erhoben.

»Du weißt, ich bin schnell wie der Blitz. Bevor du diesen Säbel loslassen und nach deiner Waffe greifen kannst, hast du einen Dolch in deiner Brust. Das weißt du doch, oder?«

»Möglich«, sagte Duff. Statt Angst empfand er bloß, wie eine immense Erschöpfung von ihm Besitz ergriff. »Und du wirst doch verlieren, wie immer.«

Macbeth lachte. »Und wieso das?«

»Es ist eine dieser sich selbst erfüllenden Geschichten. Du hast es immer gewusst, dein ganzes Leben lang, dass du am Ende dazu verdammt bist zu verlieren. Diese Gewissheit hat dich immer ausgemacht und wird es auch immer tun, Macbeth.«

»Ach ja? Hast du's noch nicht gehört? Kein Mensch, der von einer Frau

geboren wurde, kann mich umbringen. Das ist Hecates Versprechen, und er hat mehrmals gezeigt, dass er seine Versprechen hält. Weißt du, was das heißt? Ich kann hier einfach aufstehen und gehen.« Er versuchte, sich in eine sitzende Position zu ziehen, aber das Gewicht des Kronleuchters hielt ihn unten.

»Hecate hat vergessen, an mich zu denken, als er dir dieses Versprechen gegeben hat«, sagte Duff und ließ Macbeths linke Hand nicht aus den Augen. »Ich kann dich töten, also bleib still liegen.«

»Hörst du schwer, Duff? Ich habe gesagt ...«

»Aber ich bin nicht von einer Frau geboren worden«, schnaufte Duff.

»Nicht?«

»Nein. Ich wurde aus dem Bauch meiner Mutter geschnitten, nicht geboren.« Duff beugte sich vor und fuhr sich mit dem Zeigefinger über die Narbe auf seinem Gesicht.

Macbeth blinzelte mit Kinderaugen. »Du ... du warst noch nicht geboren, als Sweno sie getötet hat?«

»Sie war schwanger mit mir. Man hat mir gesagt, sie habe versucht, die Blutung im Haus eines Officers zu stillen, als Sweno den hier geschwungen hat.« Duff hob den Säbel. »Er hat ihr damit den Bauch aufgeschlitzt.«

»Und dein Gesicht.«

Duff nickte langsam. »Du wirst mir nicht entkommen, Macbeth. Du hast verloren.«

»Verlust um Verlust. Am Anfang haben wir alles, und dann verlieren wir alles. Ich dachte, das wäre das Einzige, was sicher ist, die Gnade des Todes. Aber nicht einmal die ist garantiert. Nur du kannst mir den Tod geben und mich dorthin schicken, wo ich mit meiner Geliebten wiedervereint sein kann, Duff. Sei mein Retter.«

»Nein. Du bist verhaftet und wirst allein im Gefängnis verrotten.«

Macbeth lachte auf. »Ich kann nicht aus meiner Haut, und du kannst es auch nicht. Du konntest nicht aus deiner Haut, als du versucht hast, mich in der Gasse zu töten, und du kannst es jetzt auch nicht. Wir sind, wie wir sind, Duff. Der freie Wille ist bloß eine Illusion. Also tu, was du tun musst. Tu, was du *bist*. Oder soll ich dir helfen und ihre Namen sagen. Meredith, Emily und ...«

»Ewan«, sagte Duff. »Du bist derjenige, der nicht loskommt von dem

Menschen, der du immer sein wolltest, Macbeth. Deshalb wusste ich auch, dass es für Kasi immer noch Hoffnung gab, obwohl die Sonne bereits über dem Berg aufgegangen war. Du warst nie in der Lage, einen wehrlosen Menschen umzubringen. Und selbst wenn man sich später an dich erinnern wird als einen Mann, der noch brutaler war als Sweno und korrupter als Kenneth, sind es deine guten Eigenschaften, die dich zu Fall gebracht haben, dein Mangel an Brutalität.«

»Ich war immer das Gegenteil von dir, Duff. Und deshalb dein Spiegelbild. Also töte mich jetzt.«

»Wozu die Eile? Menschen wie dich erwartet doch sowieso die Hölle.«

»Dann lass mich gehen.«

»Wenn du darum bittest, dass dir deine Sünden vergeben werden, kommst du vielleicht davon.«

»Die Chance habe ich verspielt, Duff. Zum Glück. Denn ich freue mich darauf, meine Liebste wiederzusehen, auch wenn es bedeutet, dass wir für alle Zeiten miteinander brennen.«

»Nun, du wirst einen fairen Prozess bekommen, und deine Strafe wird weder zu hart ausfallen noch zu mild. Sie wird der erste Beweis sein, dass diese Stadt sich zivilisieren lässt. Sie kann geheilt werden.«

»Du lächerlicher Idiot!«, schrie Macbeth. »Du machst dir selber was vor. Das sind bloß Gedanken, die du gerne denken würdest. Dabei sucht dein Gehirn verzweifelt nach einem guten Grund, mich zu töten, solange ich hier wehrlos vor dir liege. Deshalb hält dich etwas in dir zurück. Aber dein Hass ist wie dieser Zug: Er lässt sich nicht mehr aufhalten, wenn er sich einmal in Bewegung gesetzt hat.«

»Du irrst dich, Macbeth. Wir *können* uns ändern.«

»Ach ja? Dann schluck diesen Dolch, freier Mann.« Macbeths Hand griff in seine Jacke.

Duff reagierte instinktiv, schloss die Hände um den Griff des Säbels und stieß zu.

Es überraschte ihn, wie leicht die Klinge Macbeths Brust durchdrang. Und als sie den Boden unter ihm traf, spürte er ein Zittern, das sich von Macbeths Körper über den Säbel auf ihn selbst übertrug. Ein langer Seufzer löste sich von Macbeths Lippen. Ein feiner Strahl hellroten Blutes spritzte aus seinem Mund und legte sich wie warmer Regen auf Duffs Hand. Er

schaute hinab auf Macbeths Augen, wusste nicht, was er suchte, nur, dass er es nicht finden konnte. Er sah, wie ein Licht verlosch, als die Pupillen sich vergrößerten und langsam die Iris überdeckten, sonst nichts.

Duff ließ den Säbel los und trat zwei Schritte zurück.

Stand schweigend da.

Sonntagmorgen.

Hörte, wie sich Stimmen vom Worker's Square näherten.

Er wollte nicht. Aber er wusste, dass er es tun musste. Also tat er es. Er knöpfte Macbeths Jacke auf.

Macbeths Hand lag flach auf seiner Brust. Nichts war da, kein Schulterholster, kein Dolch, nur ein weißes Hemd, das sich langsam rot färbte.

Ein klackerndes Geräusch. Duff drehte sich um. Es kam vom Roulettetisch. Er erhob sich. Auf dem Tisch lag ein Jeton auf Rot, unter dem Herz, ein anderer auf Schwarz. Aber das Geräusch kam vom Rad, das sich nach wie vor drehte, jedoch immer langsamer. Die weiße Kugel tanzte zwischen den Zahlen. Dann kam sie zur Ruhe, saß endlich in der Falle.

In dem einen grünen Feld, das bedeutete, dass alles ans Haus geht.

Keiner der Spieler gewinnt.

Kirchenglocken läuteten in der Ferne. Der einäugige Junge stand im Wartesaal des Hauptbahnhofs und spähte hinaus ins Tageslicht. Ihm bot sich ein seltsamer Anblick. Vom Wartesaal aus hatte Bertha immer den Blick auf das Inverness versperrt, aber jetzt hatte sich die alte Dampflok in die Außenfassade des Casinos gebohrt. Selbst im gleißenden Sonnenlicht konnte er die rotierenden Blaulichter der Polizeiwagen und die blitzenden Fotoapparate der Reporter erkennen. Die Leute waren in Scharen zum Worker's Square gekommen, und hin und wieder leuchtete auch hinter den Fenstern des Inverness ein Licht auf. Es musste das Team der Spurensicherung sein, das Fotos von den Toten machte.

Der Junge drehte sich um und marschierte den Gang hinunter. Als er sich der Treppe näherte, die zu den Toiletten hinunterführte, hörte er etwas. Ein leises, unaufhörliches Heulen, wie von einem Hund. Er hatte etwas Ähnliches schon einmal gehört, bei einem abgebrannten Junkie, der seinen Schuss nicht bekommen hatte. Er spähte über das Geländer und sah unten in der stinkenden Dunkelheit helle Kleidung schimmern. Er wollte gerade weitergehen, als er eine Art Schrei hörte: »Warte! Geh nicht! Ich habe Geld!«

»Tut mir leid, Opa. Ich habe keinen Stoff, und du hast auch kein Geld. Dir noch einen schönen Tag.«

»Aber ich habe dein Auge!« Der Junge blieb mitten in der Bewegung stehen. Kehrt zum Geländer zurück. Starrte nach unten. Diese Stimme. Konnte das wirklich sein ...? Er schaute sich um. Hier war niemand sonst. Dann stieg er die Treppe hinab in die kalte feuchte Finsternis. Der Gestank wurde mit jedem Schritt schlimmer.

Der Mann lag auf der Schwelle zum Herrenklo. Trug, was einmal ein weißer Leinenanzug gewesen sein musste. Nun waren es nur noch blutgetränkte Fetzen. Wie der Mann selbst auch. Zerfetzte, blutbesudelte Überreste. Eine dreieckige Glasscherbe ragte unter dunklen Fransen aus

seiner Stirn. Und da war der Stock mit dem Goldgriff. *Scheiße, er war es tatsächlich!* Der Mann, den er all die Jahre gesucht hatte. Hecate.

Das Auge des Jungen gewöhnte sich langsam an die Dunkelheit, und er sah die weit offene Wunde, den Riss, der über Brust und Bauch ging. Blut quoll heraus, aber nicht allzu viel, als würde er bereits austrocknen. Nach jedem neuen Blutschwall konnte er die schleimigen, blassrosa Eingeweide sehen.

»Beende mein Leiden«, keuchte der alte Mann heiser. »Dann nimm das Geld, das ich in meiner Tasche habe.«

Der Junge betrachtete ihn. Den Mann aus all seinen Träumen, seinen Fantasien. Vor Schmerz rannen dem Alten Tränen über die weichen Wangen. Wenn der Junge wollte, konnte er das kleine Klappmesser zücken, mit dem er sonst das Pulver klein hackte, das Messer mit der schmalen Klinge, die einst ein Auge herausgeschnitten hatte. Er konnte es in den alten Mann hineinstechen. Es wäre ausgleichende Gerechtigkeit.

»Hat Ihr Magen was abbekommen?«, fragte der Junge und griff dem Mann in die Tasche. »Ist da Magensäure in der Wunde?« Er untersuchte den Inhalt der Brieftasche.

»Beeil dich«, schluchzte der Mann.

»Macbeth ist tot«, sagte der Junge und zählte rasch die Scheine. »Glauben Sie, dass die Welt dadurch zu einem besseren Ort wird?«

»Was?«

»Glauben Sie, dass Macbeths Nachfolger besser, gerechter oder mitfühlender sein werden? Gäbe es dafür irgendeinen Grund?«

»Halt die Klappe, Junge, und bring es hinter dich. Nimm den Stock, wenn du willst.«

»Wenn der Tod das Kostbarste für Sie ist, Hecate, werde ich Ihnen den Tod nicht nehmen, so wie Sie mir mein Auge genommen haben. Wissen Sie, warum?«

Der alte Mann starrte ihn an, und nun sah der Junge, dass in den tränengefüllten Augen eine Erkenntnis dämmerte.

»Weil ich glaube, dass wir die Fähigkeit besitzen, uns zu ändern und bessere Menschen zu werden.« Der Junge steckte die Brieftasche in seine zerlumpte Hose. »Deshalb glaube ich auch, dass Macbeths Nachfolger ein wenig besser sein werden. Ganz kleine Schritte, aber ein bisschen besser.

Ein bisschen menschlicher. Ist es nicht seltsam, dass wir das Wort *menschlich* benutzen, wenn wir etwas Gutes und Mitfühlendes meinen?« Der Junge zückte sein Messer, und die Klinge sprang hervor. »Wenn man bedenkt, was wir einander in der Weltgeschichte alles angetan haben, meine ich?«

»Hier«, stöhnte der alte Mann und deutete auf seine Kehle. »Schnell.«

»Wissen Sie noch, dass ich mir mein Auge selbst herausschneiden musste?«

»Was?«

Der Junge drückte dem Mann den Griff des Messers in die Hand. »Machen Sie's selbst.«

»Aber du sagtest ... menschlicher ... ich kann es nicht ... bitte!«

»Kleine Schritte, kleine Schritte«, sagte der Junge, erhob sich und klopfte sachte auf seine Hosentasche. »Wir werden besser, aber wir werden keine Heiligen über Nacht, wissen Sie.«

Das Heulen folgte dem Jungen durch den Bahnhof, den ganzen Weg, bis er in den strahlenden Sonnenschein hinaustrat.

Ein Regentropfen fiel schimmernd vom Himmel, durch die Dunkelheit und hinab auf die flackernden Lichter des Hafens. Nordwestböen trieben ihn in östlicher Richtung über den langsam dahinfließenden Fluss, der die Stadt der Länge nach teilte, dann in südlicher Richtung über die viel befahrene Bahnstrecke, die die Stadt diagonal durchschnitt. Der Wind trug den Regentropfen über Distrikt 4 zum Obelisk und einem neuen Gebäude, dem Spring-Komplex, zwei Hotels, in denen vor allem Geschäftsleute aus Capitol abstiegen. Dann und wann kam auch mal ein Landei in den Obelisk spaziert und erkundigte sich, ob es hier nicht mal ein Casino gegeben habe. Die meisten hatten es vergessen, aber sie alle erinnerten sich an das andere Casino, das früher im Bahngelände untergebracht gewesen war, in dem man erst vor Kurzem die Stadtbibliothek eröffnet hatte. Der Regentropfen trieb weiter über das Polizeihauptquartier, wo in Chief Commissioner Malcolms Büro noch Licht brannte, weil er ein Meeting über die Kosten der Umstrukturierung abhielt. Anfangs hatte es bei den Beschäftigten einige Frustration darüber gegeben, dass Bürgermeister Tourtell und der Stadtrat eine Verschärfung des Apparats eingefordert hatten – eine Folge der Tatsache, dass die Statistiken einen deutlichen Kriminalitätsrückgang verzeichneten. Belohnte man so die Polizei dafür, dass sie in den letzten drei Jahren gute Arbeit geleistet hatte? Aber sie begriffen, dass Malcolm recht hatte: Der Job der Polizei bestand darin, sich selbst so weit wie möglich überflüssig zu machen. Natürlich betraf dies vor allem das Rauschgiftdezerat und jene Abteilungen, die indirekt mit dem Zusammenbruch des Drogenmarktes verbunden waren, zum Beispiel die Mordkommission. In der Antikorruptionseinheit blieb die Zahl der Angestellten unverändert, während der neuen Einheit für Wirtschaftskriminalität als einziger eine Personalaufstockung gewährt wurde. Nötig geworden war dies durch den signifikanten Anstieg von Finanzmarktaktivitäten. Die Stadt zog immer mehr Geschäftszweige an, und

es hatte sich die Überzeugung ausgebildet, dass Schreibtischtäter aus dem Finanzsektor es bisher zu leicht gehabt und die Polizei vor allem den reichen Bürgern gedient hatte. Duff hatte die Größe des Dezernats für Organisierte Kriminalität damit verteidigt, dass die Folgekosten weit teurer ausfallen würden, wenn Berufsverbrecher später umso leichter in der Stadt Fuß fassen konnten. Aber letztlich sah er ein, dass er, wie alle anderen auch, mit Einsparungen leben musste. Die Leiterin der Mordkommission, Caithness – die überzeugend argumentiert hatte, dass sie den Bürgern mit der derzeitigen Zahl an Beamten endlich eine befriedigende Aufklärungsrate bieten konnten –, war sogar zum Rücktritt gezwungen worden. Deshalb war Duff auch froh, dass endlich das Wochenende angebrochen war. Er und Caithness hatten ein Picknick in Fife geplant. Er freute sich darauf und fürchtete es zugleich. Das Haus war abgerissen worden, und das Grundstück hatte er dem Wildwuchs überlassen. Aber die Hütte war immer noch da. Er wollte, dass sie dort in der glühenden Sonne lagen und den Teer in den Holzbohlen rochen. Und lauschten, ob das Echo von Emilys und Ewans Lachen, ob ihre fröhlichen Rufe dort noch immer in der Luft lagen. Und dann wollte er allein hinausschwimmen zu dem glatten Felsen. Es hieß, es gäbe keine Wege zurück zu den Orten der Vergangenheit – und dem Menschen, der man einmal war. Er musste einfach herausfinden, ob das stimmte. Nicht, um zu vergessen. Sondern, um endlich nach vorn schauen zu können.

Der Regentropfen trieb weiter nach Osten, über die teuer aussehenden Einkaufsstraßen im Distrikt 2 West, bevor er weiter hinabfiel auf einen waldbewachsenen Berghang neben der Ringstraße, die an diesem Abend wie eine Goldkette am Hals der Stadt glitzerte. Dort, an der Spitze von Gallows Hill, fiel der Regentropfen zwischen den Bäumen hindurch, bis er platschend auf einem großen grünen Eichenblatt auftraf. Er rann bis zur Spitze des Blattes, blieb dort hängen, sammelte Erdanziehungskraft, bereit, die letzten Meter auf die beiden Männer hinabzufallen, die im Dunkeln unter dem Baum standen.

»Es hat sich verändert hier«, sagte eine tiefe Stimme.

»Sie waren lange weg, Sir«, erwiderte eine höhere.

»Weg. Ganz genau. So habe ich es auch empfunden. Und Sie haben mir noch gar nicht gesagt, wie Sie mich gefunden haben, Mr Bonus.«

»Oh, ich halte die Augen und Ohren offen. Ich höre zu und schaue mich

um. Dafür habe ich wohl ein Talent. Mein einziges, fürchte ich.«

»Ich weiß nicht, ob ich Ihnen das wirklich glauben kann. Hören Sie – ich werde nicht darum herumreden –, ich mag Sie nicht, Mr Bonus. Sie erinnern mich ein bisschen zu sehr an die Geschöpfe, die sich im Wasser an größere Tiere hängen und sie aussaugen.«

»Die Schiffshalterfische, meinen Sie, Sir?«

»Ich dachte eher an Egel. Schauderhafte kleine Biester. Wenn auch ziemlich harmlos. Wenn Sie glauben, dass Sie mir helfen können, meine Stadt zurückzubekommen, dürfen Sie mich durchaus ein bisschen aussaugen. Aber passen Sie auf. Wenn Sie es übertreiben, schneide ich Sie ab. Jetzt schießen Sie los.«

»Es gibt keine Mitbewerber auf dem Markt. Viele Junkies sind nach Capitol gezogen, als der Stoff hier zur Neige ging. Der Stadtrat und der Chief Commissioner sind nicht mehr besonders wachsam. Verkleinern den Apparat. Das Timing ist perfekt. Das Reservoir an neuen, jungen Konsumenten ist unbegrenzt, und ich habe auch die Schwester gefunden, die überlebt hat, als Hecates Drogenfabrik in die Luft geflogen ist. Sie hat immer noch das Rezept. Die Kunden werden keine adäquaten Alternativen zu unserem Angebot finden.«

»Und wozu brauchen Sie mich?«

»Mir fehlen das Kapital und Ihre dynamischen Führungsqualitäten, Sir. Aber ich habe ...«

»Augen und Ohren. Und einen Mund zum Blutsaugen« Der alte Mann warf eine halb aufgerauchte Davidoff Long Panatella zu Boden, während sich der Regentropfen über ihm in die Länge zog. »Ich werde darüber nachdenken. Nicht wegen dem, was Sie mir gesagt haben, Mr Bonus. Alle Städte sind potenziell gute Märkte, wenn man ein gutes Produkt hat.«

»Ich verstehe. Warum dann hier?«

»Weil diese Stadt mir meinen Bruder geraubt hat, mein Clubhaus – alles. Deshalb schulde ich ihr was.«

Der Regentropfen löste sich. Landete auf dem Horn eines Tieres. Rann an dessen glänzender Oberfläche hinab auf den Helm eines Bikers.

»Ich schulde ihr die Hölle auf Erden.«

Natur! Natur! Nichts so Natur als Shakespeares Menschen.

JOHANN WOLFGANG VON GOETHE, »ZUM SCHÄKESPEARS TAG«

Von Herder und Goethe bis Dietrich Schwanitz und Matthias Lilienthal – Deutschland war und ist Shakespeareland. Seit Jahrhunderten werden bei uns und auf der ganzen Welt Shakespeares Werke aufgeführt, gelesen und geliebt. Jede Generation interpretiert und adaptiert sie neu, sei es auf der Bühne, als Film, Oper, Musical, Graphic Novel oder Roman. Sie sprechen unsere tiefsten und universellsten Emotionen an und sind heute noch genauso wirkungsmächtig wie zur Zeit ihrer Entstehung.

The Hogarth Press wurde 1917 von Virginia und Leonard Woolf gegründet, um hier die besten zeitgenössischen Werke zu versammeln. In dieser Tradition bietet das Hogarth Shakespeare Projekt international bekannten und erfolgreichen Autoren die Möglichkeit, ihre ganz persönliche Neuerzählung eines Werkes von William Shakespeare zu präsentieren. Die Romane werden in über zwanzig Ländern erscheinen. In Deutschland ist der Knaus Verlag Partner des Projekts, das hier zum 400. Todestag des Bardens im April 2016 startete.

Margaret Atwood, *Der Sturm*

Tracy Chevalier, *Othello*

Gillian Flynn, *Hamlet*

Howard Jacobson, *Der Kaufmann von Venedig*

Jo Nesbø, *Macbeth*

Edward St Aubyn, *König Lear*

Anne Tyler, *Der Widerspenstigen Zähmung*

Jeanette Winterson, *Das Wintermärchen*

ViSiT WWW.IBOOKS.TO

EBOOKS

COMICS

MAGAZINE & ZEITSCHRIFTEN

ZEITUNGEN



iBOOKS.TO

EBOOKS - GRATIS - DOWNLOADEN

Sie wollen gleich weiterlesen? Unsere Empfehlungen für Sie...

Delaney, JP

Believe Me - Spiel Dein Spiel. Ich spiel es besser.

Thriller



KOSTENLOS REINLESEN



[Kostenlos reinlesen](#)

Claire finanziert ihr Schauspielstudium mit einem lukrativen Nebenjob: Für Geld flirtet sie mit verheirateten Männern, deren Ehefrauen wissen wollen, ob sie ihnen wirklich treu sind. Doch die Frau von Patrick Fogler ist nicht nur misstrauisch – in ihren Augen liest Claire Angst. Und am Morgen nach Patricks und Claires Begegnung ist sie tot. Die Polizei verdächtigt den

Witwer, und Claire soll helfen ihn zu überführen – wenn sie nicht will, dass die Polizei herausfindet, was sie selbst in der Mordnacht getan hat. Doch Patrick wirkt nicht nur beängstigend und undurchschaubar, er fasziniert Claire. Und sie ahnt: Sie muss die Rolle ihres Lebens spielen ...

[Anmeldung zum Random House Newsletter](#)

[Leseprobe im E-Book öffnen](#)

Jonasson, Jonas

Der Hundertjährige, der zurückkam, um die Welt zu retten

Roman



KOSTENLOS REINLESEN



[Kostenlos reinlesen](#)

Allan Karlsson ist wieder da! Der Hundertjährige hat genug vom Dauerurlaub auf Bali und ist begeistert, als sich ein neues Abenteuer ankündigt: Bei einer Ballonfahrt geraten sie auf Abwege, und Allan und sein Gefährte Julius müssen im Meer notlanden. Zum Glück werden sie gerettet. Pech ist jedoch, dass sich das Rettungsboot als nordkoreanisches Kriegsschiff entpuppt und Kim Jong-un im Atomkonflikt gerade seine Muskeln spielen lässt. Und schon steckt Allan, der sich mit Atomwaffen schließlich bestens auskennt, mitten in einer heiklen politischen Mission, die ihn von Nordkorea über New York bis in den Kongo führen wird. Dabei nimmt er auch Kontakt zu Donald Trump und Angela Merkel auf - mit ungeahnten Folgen...

[Anmeldung zum Random House Newsletter](#)

French, Nicci

Der achte Tag

Thriller - Frieda Klein: das fesselnde Finale



KOSTENLOS REINLESEN



[Kostenlos reinlesen](#)

Frieda Klein ist abgetaucht, nicht einmal die engsten Freunde kennen ihren Unterschlupf. Nur eine junge Frau gibt nicht auf: die Studentin Lola Hayes, die sich ausgerechnet die umstrittene Psychologin und ihre spektakulären Fälle als Arbeitsthema ausgesucht hat. Lola wird fündig, aber sie riskiert ihr Leben. Denn Friedas alter Widersacher Dean Reeves ist den beiden Frauen unbarmherzig auf der Spur. Bald erschüttert eine Mordserie die Londoner Öffentlichkeit. Die Polizei tappt im Dunkeln, Frieda und Lola sind auf einer atemlosen Odyssee. Doch Frieda spürt, das Finale – Leben oder Tod – steht bevor...

[Anmeldung zum Random House Newsletter](#)

Ditfurth, Christian

Schattenmänner

Thriller



KOSTENLOS REINLESEN



[Kostenlos reinlesen](#)

Eine mysteriöse Mordserie gibt Kommissar Eugen de Bodt Rätsel auf: Denn die einzige Gemeinsamkeit, die die Opfer zunächst aufweisen, ist, dass sie einer Facebook-Gruppe angehörten, die sich mit Katzen beschäftigt. Doch bald findet de Bodt ein weiteres Merkmal: Sie alle haben für Rüstungskonzerne gearbeitet. Was könnten Katzenfotos mit der Rüstungsproduktion zu tun haben? Tarnung – also Spionage? Nur, wer spioniert? Und wer ist der Auftraggeber? De Bodt geht wieder ganz eigene Wege. Er merkt schnell, dass es um Leute geht, die strategische Ziele verfolgen und vor nichts zurückschrecken, um diese zu erreichen. Dieser vierte Fall ist die bislang größte Herausforderung für den scharfsinnigen Einzelgänger.

[Anmeldung zum Random House Newsletter](#)

Douglas, Claire

Missing - Niemand sagt die ganze Wahrheit

Thriller



KOSTENLOS REINLESEN



[Kostenlos reinlesen](#)

Francesca und Sophie wachsen in einer verschlafenen Kleinstadt am Meer auf. Die beiden sind unzertrennlich, verbringen gemeinsame Abende mit ihrer Clique auf dem alten Pier, trinken Dosenbier und tanzen zu Madonna. Und sie erzählen einander alles. Doch dann verschwindet Sophie eines Nachts spurlos. Zurück bleiben nur ihr Turnschuh am Pier und die Frage nach dem Warum. Achtzehn Jahre später wird dort eine Leiche angespült, und Francesca weiß, dass sie nach Hause zurückkehren und endlich Antworten finden muss. Darauf, was in dieser Nacht wirklich geschah. Denn niemand verschwindet einfach so. Ohne eine Spur. Und vor allem nicht ohne Grund ...

[Anmeldung zum Random House Newsletter](#)

[Datenschutzhinweis](#)

JP DELANEY

Vom Autor
des Welt-
bestsellers



BELIEVE

SPIEL DEIN SPIEL. ICH SPIEL ES BESSER.

ME

THRILLER



JP DELANEYS erster Thriller »The Girl Before« war ein Weltphänomen: Er erschien in 45 Ländern und stand unter anderem in den USA und England monatelang auf den Bestsellerlisten. Auch in Deutschland sprang »The Girl Before« an die Spitze der Buchcharts und faszinierte Leser wie Presse. Mit »Believe Me« erscheint nun endlich JP Delaneys weltweit gespannt erwarteter zweiter Thriller.

Besuchen Sie uns auf www.penguin-verlag.de und Facebook.

J P Delaney

Believe Me

Spiel dein Spiel. Ich spiel es besser.

Thriller

Aus dem Englischen von Sibylle Schmidt



Die amerikanische Originalausgabe erschien 2018 unter dem Titel »Believe Me«
bei Ballantine Books, New York.

Der Inhalt dieses E-Books ist urheberrechtlich geschützt und enthält technische
Sicherungsmaßnahmen gegen unbefugte Nutzung. Die Entfernung dieser Sicherung
sowie die Nutzung durch unbefugte Verarbeitung, Vervielfältigung, Verbreitung
oder öffentliche Zugänglichmachung, insbesondere in elektronischer Form,
ist untersagt und kann straf- und zivilrechtliche Sanktionen nach sich ziehen.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten, so übernehmen wir für deren
Inhalte keine Haftung, da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand zum Zeitpunkt
der Erstveröffentlichung verweisen.



PENGUIN und das Penguin Logo sind Markenzeichen
von Penguin Books Limited und werden
hier unter Lizenz benutzt.

1. Auflage 2018

Copyright © 2018 by JP Delaney

The translation is published by arrangement with Ballantine Books,
an imprint of Random House, a division of Penguin Random House LLC.

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2018 by Penguin Verlag
in der Verlagsguppe Random House GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München

Die im Roman enthaltenen Verse von Baudelaire stammen aus folgender Ausgabe:

Charles Baudelaire: Die Blumen des Bösen, Übersetzung: Terese Robinson,
Diogenes Verlag, 1982. Es handelt sich um folgende Gedichte:

Trübsinn, S. 123; Eine Märtyrin, S. 196 ff.; Der Wein des Mörders, S. 187;
An den Leser, S. 11; An sie, die allzu froh, S. 253; Die Juwelen, S. 254; Das Gespenst, S. 110;
Trauriges Madrigal, S. 278; Sammlung, S. 283; Die Maske, S. 41. Weiterhin wird zitiert:
William Shakespeare: Ein Sommernachtstraum / Macbeth. Aus: Shakespeare's
dramatische Werke, übersetzt von August Wilhelm Schlegel, ergänzt und erläutert
von Ludwig Tieck. G. Reimer, Berlin 1825–1830.

Umschlag: bürostüd

Umschlagmotiv: Getty Images/Elsa Eriksson/EyeEm und bürostüd

Redaktion: Susann Rehlein

Umsetzung Ebook: Greiner & Reichel GmbH, Köln

ISBN 978-3-641-23553-6

V001

www.penguin-verlag.de

Für Michael

Die eigenen Narben prägen die Rolle.

Shelley Winters

Prolog

Am Abreisetag soll vor zwölf Uhr ausgecheckt werden. Auf der sechsten Etage des Lexington Hotel sind um elf fast alle Zimmer geräumt. Hier in Midtown Manhattan sind sogar die Touristen im Stress, weil jede Menge Galerien, Kaufhäuser und Sehenswürdigkeiten abgeklappert werden wollen. Langschläfer wurden längst geweckt vom spanischen Palaver der Zimmermädchen, die im Wäscheraum neben dem Fahrstuhl Nachschub holen, um alles für den Ansturm am Nachmittag vorzubereiten.

An den Tablett mit Frühstücksresten vor den Türen kann man erkennen, wo noch geputzt werden muss.

Vor der Terrace Suite steht kein Tablett.

Jeden Morgen bekommen die Gäste die *New York Times*.

Von der Terrace Suite wurde dieses Angebot nicht genutzt. Die Zeitung liegt unberührt auf der Fußmatte. Am Türgriff hängt das BITTE NICHT STÖREN-Schild.

Diese Suite nimmt sich Consuela Alvarez zuletzt vor. Ihr Rücken tut weh, weil sie bereits zwölf Betten gemacht und ebenso viele Duschkabinen geschrubbt hat. Mit ihrer Chipkarte klopft sie an die Tür, ruft »Zimmerservice« und wartet auf eine Antwort.

Nichts tut sich.

Als Consuela das Zimmer betritt, fällt ihr sofort die Kälte auf. Eisiger Wind fegt zwischen den Vorhängen herein. Verärgert schnalzt sie mit der Zunge und zieht an der Vorhangkordel. Graues Licht dringt ins Zimmer, in dem es total chaotisch aussieht.

Consuela schließt absichtlich laut das Fenster, doch die Person im Bett rührt sich nicht.

»Bitte ... Sie müssen jetzt aufstehen«, sagt Consuela verlegen.

Die Person ist von Kopf bis Fuß vom Laken bedeckt wie von einer Schneeschicht.

Als Consuela die umgekippte Lampe und das zerbrochene

Weinglas beäugt, hat sie eine böse Vorahnung. Im Jahr zuvor hatte es im zweiten Stock einen Selbstmord gegeben. Schlimme Geschichte. Ein junger Mann hatte sich im Badezimmer den goldenen Schuss gesetzt. Das Hotel war komplett ausgebucht gewesen, und sie hatten das Zimmer bis fünf Uhr für die nächsten Gäste vorbereiten müssen.

Auch hier stimmt einiges nicht. Wer lässt denn Glasscherben auf dem Teppich liegen? Da tritt man doch am nächsten Tag hinein. Und wieso schläft jemand mit dem Laken auf dem Gesicht? Consuela hat schon viele Hotelzimmer gesehen, und sie spürt, dass hier etwas im Argen liegt. Alles wirkt so merkwürdig künstlich.

Consuela bekreuzigt sich. Nervös legt sie die Hand auf das Laken und rüttelt die Person vorsichtig an der Schulter.

Im nächsten Moment entfaltet sich eine rote Blüte auf dem weißen Stoff.

Jetzt weiß Consuela, dass etwas Furchtbares passiert ist. Mit dem Zeigefinger berührt sie noch einmal das Laken, und wiederum erblüht eine rote Blume, als breite sich Tinte auf Löschpapier aus.

Consuela nimmt ihren ganzen Mut zusammen. Mit der linken Hand zieht sie das Laken weg, die rechte hebt sie, um sich erneut zu bekreuzigen. Doch dann presst sie die Hand auf den Mund, um ihren Schrei zu unterdrücken.

Teil eins

(Fünf Tage vorher)

Eins

Mein Freund ist noch nicht da.

Das ist es wohl, was man bei meinem Anblick denkt. Ich sitze in der Bar eines New Yorker Businesshotels am Tresen und trinke meine Virgin Mary in so winzigen Schlucken, als müsse sie für den ganzen Abend reichen. Eine berufstätige junge Frau, die auf ihre Verabredung wartet. Vielleicht ein bisschen eleganter gekleidet als die meisten anderen Frauen hier. Man sieht, dass ich nicht direkt aus dem Büro komme.

Am Ende der Bar eine Gruppe trinkfreudiger junger Männer, die laut reden, sich gegenseitig auf die Schulter hauen. Einer – gut aussehend, teure Klamotten, durchtrainiert – schaut zu mir herüber und lächelt. Ich wende den Blick ab.

Kurz darauf wird weiter hinten ein Tisch frei, an den ich mich mit meinem Glas setze. Wo sich dann folgende Szene abspielt:

INNEN. BAR DES DELTON HOTEL, West 44th Street, NEW YORK – NACHT.

MANN *(ärgertlich)* Entschuldigung?

Jemand steht vor mir. Typ Geschäftsmann, Mitte vierzig, teurer Freizeitanzug, Haare etwas länger als an der Wall Street üblich, kein durchschnittlicher Bürohengst.

Der Typ ist wütend. *Sehr* wütend.

ICH Ja?

MANN Das ist mein Tisch. Ich war nur kurz weg.

Er zeigt auf Laptop, Glas, Zeitschrift; all das hatte ich vorgeblich nicht bemerkt.

MANN Das da sind *mein* Drink und *meine* Sachen. Ist doch nicht zu übersehen, dass der Tisch besetzt ist.

Andere Gäste schauen zu uns herüber. Aber es wird hier keinen Stress geben. Ich stehe bereits auf, hänge meine Handtasche um. Vermeide eine Auseinandersetzung.

ICH Tut mir leid, das hatte ich nicht bemerkt. Ich setze mich woandershin.

Ich trete einen Schritt beiseite, sehe mich um, etwas hilflos, denn es ist alles voll, und mein vorheriger Platz ist jetzt auch besetzt.

Aus dem Augenwinkel sehe ich, wie der Mann mich mustert, den Blick über die Donna-Karan-Jacke gleiten lässt, die Jess nur bei Castings trägt – weiches schwarzes Kaschmir, das meine helle Haut und meine dunklen Haare unterstreicht. Und ich spüre, wie der Typ merkt, dass er im Begriff ist, einen idiotischen Fehler zu machen.

MANN Warten Sie ... wir können uns den Tisch auch teilen.

Er deutet darauf.

MANN Da ist Platz für uns beide. Ich war nur gerade noch am Arbeiten.

ICH (*dankbar lächelnd*) Oh, danke! Das ist nett von Ihnen.

Ich lege meine Tasche wieder ab und setze mich. Ein Schweigen entsteht, das ich nicht beende. Er soll den ersten Schritt machen.

Und als er dann spricht, klingt seine Stimme etwas anders – kehliger, dunkler. Verändern sich Frauenstimmen auch so? Sollte ich mal ausprobieren.

MANN Warten Sie auf jemanden? Ist bestimmt vom Schnee aufgehalten worden.

Deshalb bleibe ich auch noch eine weitere Nacht: Am LaGuardia-Flughafen herrscht das reinste Chaos.

Ich lächle in mich hinein, weil er das schlau anfängt: Er will rauskriegen, ob ich mit einem Mann oder mit einer Frau verabredet bin, und teilt mir zugleich mit, dass er

alleine hier ist.

ICH Dann kann es wohl noch eine Weile dauern.

Der Mann weist mit dem Kopf auf mein inzwischen geleertes Glas.

MANN Möchten Sie dann vielleicht noch einen Drink? Ich bin übrigens Rick.

ICH Danke, Rick. Ein Martini wäre schön. Ich bin Claire.

RICK Freut mich, Sie kennenzulernen, Claire. Und, ähm, tut mir leid wegen eben.

ICH Nein, nein, das war ja wirklich mein Fehler.

Das sage ich so lässig und zugleich dankbar, dass nicht mal ich selbst es für eine Lüge halten würde.

Aber ich lüge ja auch nicht. Man nennt das *wahrhaftiges Verhalten unter imaginierten Umständen*. Was etwas ganz anderes ist als lügen, wie Sie noch feststellen werden.

Die Kellnerin nimmt unsere Bestellung auf. Als sie weggeht, macht ein Mann vom Nebentisch Theater, weil sein Drink noch nicht da ist. Ich beobachte, wie sie mürrisch einen Stift hinterm Ohr hervorreißt, als wolle sie ihn zu Boden feuern.

Das kann ich verwenden, denke ich. Verwahre das Bild in meinem Repertoire und sehe wieder mein Gegenüber an.

ICH Was führt Sie nach New York, Rick?

RICK Arbeit. Ich bin Anwalt.

ICH Das glaube ich Ihnen nicht.

Rick sieht verwirrt aus.

RICK Warum nicht?

ICH Weil ich nur langweilige und unattraktive Anwälte kenne.

Er erwidert mein Lächeln.

RICK Ich arbeite in der Musikbranche. In Seattle. Wir bilden uns gerne ein, dass wir ein bisschen spannender sind als die durchschnittlichen Strafverteidiger. Und Sie?

ICH Meinen Sie, womit ich mein Geld verdiene? Oder ob ich mich für spannend halte?

Zu unser beider Überraschung flirteten wir jetzt ein bisschen.

RICK Beides.

Ich weise mit dem Kopf auf die Kellnerin.

ICH Eine Zeit lang habe ich mal das gemacht, was sie jetzt tut.

RICK Und dann?

ICH Hab ich gemerkt, dass man Interessanteres machen kann, um die Miete zu bezahlen.

Man sieht es immer in den Augen: diese kurze, kaum wahrnehmbare Stille, wenn eine Idee entsteht. Er überlegt, was meine Aussage bedeuten könnte, und beschließt dann, dass er zu viel hineindeutet.

RICK Woher kommen Sie denn, Claire? Ich versuche gerade, Ihren Akzent zuzuordnen.

Virginia, verflucht, das muss man doch hören.

ICH Ich komme ... von woher immer Sie wollen.

Er lächelt. Es ist ein gieriges wölfisches Lächeln, das besagt: *Also hatte ich doch recht.*

RICK Hab noch nie eine Frau kennengelernt, die von dort kam.

ICH Und Sie lernen bestimmt viele Frauen kennen, oder?

RICK Ich gönne mir bei meinen Geschäftsreisen ein gewisses Maß an Genuss.

ICH Bevor Sie zu Frau und Kindern in Seattle zurückkehren.

Rick runzelt die Stirn.

RICK Was bringt Sie auf die Idee, dass ich verheiratet bin?

ICH (*beschwichtigend*) Die Männer, die mir gefallen, sind meistens verheiratet. Männer, die etwas von Genuss verstehen.

Obwohl er jetzt Bescheid weiß, überstürzt er nichts. Wir widmen uns den Drinks, und Rick erzählt mir von einigen seiner Klienten in Seattle: dem Teenieschwarm, der auf minderjährige Mädchen steht, und dem Macho-Heavy-Metal-Star, der schwul ist, es aber verheimlicht. Mit bedeutungsvollem Unterton erklärt Rick, wie viel Geld er damit verdient, für Leute zu arbeiten, die Verträge von ihrem Lebensstil her eher nicht einhalten würden und deshalb Menschen wie ihn sowohl für den Vertragsabschluss als auch für die Auflösung benötigen. Und als ich gebührend beeindruckt wirke, schlägt Rick vor, da mein Freund ja offenbar nicht mehr kommen wird, könnten wir doch anderswohin gehen, in ein Restaurant oder einen Club, wenn ich Lust hätte ...

RICK (*leise*) Oder wir lassen uns was vom Zimmerservice bringen. Ich wohne hier im Haus.

ICH Zimmerservice ist aber meist sehr teuer.

RICK Wonach Ihnen der Sinn steht. Sie suchen aus. Eine Flasche Cristal, Kaviar ...

ICH Ich meine, Zimmerservice kann teuer sein ... wenn ich ihn liefere.

So, nun ist es raus. Aber jetzt nicht reagieren auf diese Worte, nicht lächeln, nicht wegschauen. Ist kein großes Ding. Du machst das ständig. Das Hämmern in der Brust, das flaue Gefühl im Magen nicht beachten.

Rick nickt zufrieden.

RICK Ich bin also nicht der einzige Mensch, der arbeitet, wie?

ICH Sie haben's erfasst, Rick.

RICK Nehmen Sie's mir nicht übel, Claire, aber irgendwie sind Sie gar nicht der Typ Frau dafür.

Zeit für ein Geständnis.

ICH Weil ... es auch nicht so ist.

RICK Also welcher Typ Frau sind Sie dann?

ICH Der Typ, der nach New York kommt, um Schauspielunterricht zu nehmen, und die Gebühren nicht mehr zahlen kann. Deshalb ziehe ich alle paar Monate los, habe ein bisschen Spaß ... und das Problem ist erledigt.

Vorne an der Rezeption ist gerade eine Familie beim Einchecken. Ein etwa sechsjähriges Mädchen, eingemummelt in Mantel, Wollmütze und Schal, will wissen, was hinter dem Empfangstresen ist. Der Vater hebt die Kleine hoch, stellt sie auf ihren Elefantenkoffer. Sie hält sich fest und nimmt strahlend die Schlüsselkarte in Empfang, die der Angestellte ihr lächelnd überreicht. Der Vater hat schützend die Hand in den Nacken der Kleinen gelegt, damit sie nicht herunterfällt. Worauf sich prompt bei mir das vertraute Stechen von Neid und Schmerz einstellt.

Ich verdränge es und wende mich wieder Rick zu. Er beugt sich mit leuchtenden Augen vor und spricht mit gedämpfter Stimme.

RICK Und *wie viel* Spaß möchten Sie heute Abend haben, Claire?

ICH Das kommt darauf an, was ausgehandelt wird.

Rick lächelt. Er ist Anwalt. Etwas auszuhandeln ist sein täglich Brot.

RICK Wie wär's mit dreihundert?

ICH Das wird in Seattle bezahlt?

RICK Dafür kriegt man in Seattle eine ganze Menge, glauben Sie mir.

ICH Was ist der höchste Preis, den Sie jemals für eine Frau bezahlt haben, Rick?

RICK Fünfhundert. Aber das war ...

ICH (*falle ihm ins Wort*) Verdoppeln Sie die Summe.

RICK (*verblüfft*) Das ist nicht Ihr Ernst!

ICH Tatsächlich – auf Ernst habe ich keine Lust. Ich will Spaß haben, und deshalb bin ich tausend Dollar wert. Aber wenn Sie sich's anders überlegt

haben ...

Ich greife gezielt lässig nach meiner Handtasche und hoffe dabei inständig, dass er nicht merkt, wie sehr meine Hände zittern.

RICK Nein, warten Sie ... tausend geht klar.

ICH Welche Zimmernummer haben Sie?

RICK Achthundertvierzehn.

ICH In fünf Minuten klopfе ich bei Ihnen. Schauen Sie jetzt nicht zum Empfangstresen.

Er steht auf.

RICK (*bewundernd*) Der Trick mit dem Tisch ist imposant. Abschleppen direkt vor der Nase des Personals.

ICH So was lernt man. Wenn man Spaß haben will.

Als er am Aufzug ist, blickt Rick zu mir zurück. Ich nicke kurz und erlaube mir ein kleines verschwörerisches Lächeln.

Das sofort er stirbt, als die Aufzugtür zugeht und er mich nicht mehr sieht. Ich nehme meine Handtasche und verlasse das Hotel.

Ausblende.

Draußen hat es endlich aufgehört zu schneien. Die Hydranten am Gehweg tragen weiße Schneetoupets. Ein Stück weiter wartet mit laufendem Motor eine schwarze Limousine. Ich steige hinten ein.

Ricks Ehefrau ist um die fünfundvierzig. Eine verlebte, teuer aufgemachte Person, die wohl selbst mal dem Musikgewerbe angehörte, bevor sie Rick zu seinen Geschäftsessen begleitete und seine Kinder zur Welt brachte. Die Frau sitzt neben Henry auf der Rückbank und zittert, obwohl es im Auto warm ist.

»Alles klar?«, fragt Henry leise.

»Bestens«, antworte ich und nehme die kleine Kamera aus der Handtasche. Auf den Akzent aus Virginia verzichte ich jetzt. In

meinem normalen britischen Tonfall sage ich zu der Gattin: »Hören Sie: Sie müssen sich das nicht anschauen. Sie können auch einfach nach Hause gehen und versuchen, die Sache hinzukriegen.«

Sie erwidert, was alle erwidern: »Ich will es wissen.«

Ich reiche ihr die Kamera. »Die Kernaussage: Er geht regelmäßig zu Prostituierten. Und nicht nur auf Reisen. Er erwähnte, dass er in Seattle schon fünfhundert Dollar für eine Frau bezahlt hat. Und mir hat er gerade tausend angeboten.«

Der Frau steigen Tränen in die Augen. »O Gott. O *Gott*.«

»Tut mir wirklich leid«, sage ich unbehaglich. »Er wartet auf mich in Zimmer achthundertvierzehn. Falls Sie raufgehen und mit ihm reden wollen.«

Trotz der Tränen lodern die Augen der Frau jetzt förmlich vor Zorn. *Einprägen und verwahren*. »Oh, ich werde ganz bestimmt mit einem Anwalt sprechen. Aber nicht mit ihm, sondern mit einem Scheidungsanwalt.«

Sie wendet sich Henry zu. »Ich möchte jetzt weg hier.«

»Natürlich«, sagt er ruhig. Als er und ich aussteigen – Henry wird sich ans Steuer setzen, ich werde meiner Wege gehen –, reicht er mir diskret einen Umschlag.

Vierhundert Dollar. Nicht schlecht für einen Abend. Und dieser Rick war auch ein Dreckskerl. Grässlich. Arrogant, aggressiv, untreu. Der hat alles verdient, was seine Frau jetzt mit ihm anstellt.

Weshalb bin ich dann, als der Wagen durch den schmutzigen Schnee davonfährt, so angewidert von dem, was ich getan habe?

Zwei

Jetzt fragen Sie sich, wer ich eigentlich bin und was ich in New York mache. Sie wollen meinen Werdegang erfahren.

Name: Claire Wright

Alter: 25 (kann 20–30 spielen)

Größe: 1,74

Nationalität: britisch

Augenfarbe: braun

Haarfarbe: wechselnd

Das sind die Fakten. Aber die interessieren Sie nicht. Sie möchten wissen, was ich will. Denn das ist die wichtigste Regel, die man in der Ausbildung gleich zu Anfang lernt: Die Figur wird definiert durch ihr Ziel, durch das, was sie erreichen will.

Insofern habe ich Rick die Wahrheit gesagt – teilweise wenigstens. Ich möchte andere Menschen sein. Etwas anderes wollte ich nie.

Auf jeder Liste der zehn besten Schauspielschulen der Welt befindet sich etwa die Hälfte davon in New York City. Juilliard, Tisch School, Neighborhood Playhouse, um nur ein paar zu nennen. An allen werden Variationen einer bestimmten Schauspielmethode gelehrt, die von einem grandiosen russischen Schauspieler und Regisseur entwickelt wurde, Konstantin Stanislawski. Dabei geht es vor allem darum, sich so sehr in die emotionale Wahrheit einer Figur zu vertiefen, dass sie Teil von einem selbst wird.

An den New Yorker Schauspielschulen lernt man nicht, eine Figur zu *spielen*. Man lernt, die Figur zu *werden*.

Wenn man das große Glück hat, durch die erste Runde zu kommen und zum Vorsprechen nach New York eingeladen zu werden; wenn

man das riesige Glück hat, aufgenommen zu werden; wenn man schon als elfjähriges Mädchen immer nur Schauspielerin werden wollte, als Kind, das der Tristheit der Pflegefamilien entkam, indem es sich vorgaukelte, eine andere Person an einem anderen Ort zu sein ... dann ist man nicht nur auserwählt unter tausend, sondern man wäre komplett wahnsinnig, wenn man diese Chance nicht ergreifen würde.

Ich hatte mich aus einem spontanen Impuls heraus beim Actors Studio beworben – dort war Marilyn Monroe ausgebildet worden, und sie wuchs auch bei Pflegeeltern auf –, absolvierte mein Vorsprechen in der bizarren Überzeugung, ich könnte es schaffen, und wurde vom Fleck weg aufgenommen.

Sogar ein Stipendium gaben die mir. Damit konnte ich einen Teil der Unterrichtsgebühren bezahlen, nicht jedoch die Lebenshaltungskosten in einer der teuersten Städte der Welt.

Mein Studentenvisum ließ Jobs zu, aber ausschließlich auf dem Campus. In diesem Fall der Pace University, einem beengten modernen Gebäude unweit von City Hall und Brooklyn Bridge, wo Jobs rar waren.

Ich fand einen Job als Kellnerin in einer Bar in Hell's Kitchen, wo ich dreimal die Woche abends nach dem Unterricht hinsprintete. Aber der Besitzer hatte zahllose junge Frauen zur Auswahl und beschäftigte keine allzu lange, damit er der Steuerfahndung oder der Einwanderungsbehörde immer erzählen konnte, die Unterlagen seien noch in der Post. Nach zwei Monaten teilte mir der Typ halbwegs manierlich mit, dass ich mir was anderes suchen müsse.

Paul, einer meiner Schauspiellehrer, riet mir, zu einer Agentin zu gehen, Marcie Matthews. In einem mit Feuerleitern gespickten Wohnblock am Ende der 43rd Street ging ich zu Fuß in den dritten Stock hoch und landete in dem kleinsten Büro, das ich jemals zu Gesicht bekommen hatte. Überall türmten sich Stapel von Porträtfotos, Drehbüchern, Verträgen. Im ersten Raum saßen zwei Assistentinnen an einem mit Papieren übersäten schmalen Schreibtisch. Jemand rief meinen Namen aus dem anderen Raum. Dort stieß ich auf eine kleine Frau, die gigantischen Plastikschmuck trug und meinen Lebenslauf in der Hand hielt. Die Frau las daraus vor und wies mit der Hand auf

einen Stuhl gegenüber.

INNEN. NEW YORKER SCHAUSPIELAGENTUR – TAG.

MARCIE Schauspielschule. London Dramatic School of Art, nur ein Jahr. Kleine Fernsehrolle. Ein paar europäische Filmkunststreifen, die nie rauskamen.

Die Agentin wirft meine Vita beiseite und starrt mich zweifelnd an.

MARCIE Sie sind recht hübsch. Nicht schön, könnten aber Schönheit spielen.
Und Paul Lewis sagt, Sie sind begabt.

ICH (*erfreut, versuche aber, bescheiden zu wirken*) Er ist so ein wunderbarer Lehrer ...

MARCIE (*unterbricht mich*) Ich kann Sie trotzdem nicht vertreten.

ICH Warum nicht?

MARCIE Sie haben keine Greencard. Sind also nicht in der Gewerkschaft.
Können demnach gar nicht arbeiten.

ICH Aber *irgendwas* muss ich doch machen können.

MARCIE Klar. Nach England zurückkehren und eine Greencard beantragen.

ICH Das ... das geht nicht.

MARCIE Warum nicht?

ICH Das ist kompliziert.

MARCIE Nein, eher deprimierend vertraut.

Sie greift nach einer E-Zigarette und schaltet sie ein.

MARCIE Ich hab ein paar Kollegen in London gemailt. Wissen Sie, was die über Sie sagen?

ICH (*bedrückt*) Ich kann es mir denken, glaube ich.

MARCIE Das Netteste war noch »ziemlich emotionsbetont«. Die meisten schrieben: »Finger weg«. Und als ich nachhakte, tauchte immer wieder die Vokabel *Tumult* auf.

Sie zieht die Augenbrauen hoch.

MARCIE Möchten Sie vielleicht was dazu sagen?

Ich hole tief Luft.

ICH *Tumult* ... ist der Titel meines ersten Kinofilms. Mein Durchbruch. Ich war das Gegenüber des Love-Interest ... ich vermute mal, Sie kennen seinen Namen bereits. Er ist berühmt, sieht toll aus, und jeder weiß, dass er eine der glücklichsten Schauspielerehen überhaupt hat.

Ich sehe Marcie trotzig an.

ICH Als er sich in mich verliebt hat, wusste ich deshalb, dass es echte Liebe war.

MARCIE (*schneubt verächtlich*) Na klar.

ICH Bis ich gehört habe, wie das bei Filmleuten genannt wird: Affäre bis Drehschluss.

MARCIE Und dann?

ICH Nach vier Wochen tauchte seine berühmte wunderhübsche Frau mit den drei berühmten wunderhübschen Kindern am Set auf, und die Produzenten fanden plötzlich alle möglichen Gründe, mich aus dem Weg zu schaffen. Ich sollte in einer Tonkabine Dialogzeilen nachsynchronisieren, die beim ersten Take völlig in Ordnung gewesen waren.

MARCIE Und weiter?

ICH Dann kriegte ich die Gerüchte mit. Ich sei eine irre Stalkerin. Hätte seiner Frau gedroht. Die PR-Maschinerie, die seine Filme promotet hat, machte mich jetzt nach Strich und Faden fertig.

Ich kämpfe mit den Tränen, weiß genau, wie naiv ich mich anhöre. Dabei war ich auch damals keinesfalls unbedarft. Wer in Pflegefamilien groß wird, ist kein dämliches Dummerchen. Aber ausgehungert danach, zu lieben und geliebt zu werden. Er war der schönste Mann, dem ich jemals begegnet war; auch der leidenschaftlichste und der poetischste. Konnte jeden Shakespeare-Liebesmonolog

so vortragen, als sei er für ihn geschrieben worden.

Moral der Geschichte: Verlieb dich nie in jemanden, der mit den Worten anderer spricht.

Vom Rest erzähle ich Marcie nichts; sie weiß es vermutlich ohnehin. Wie ich mir, in dramatischem Jugendirrsinn, in seinem Wohnwagen auf demselben Bett die Pulsadern aufschnitt, auf dem wir in Drehpausen immer Sex hatten. Ich wollte ihm damit zeigen, dass ich nicht nur gespielt hatte. Dass es mir ernst gewesen war.

ICH Und das war's dann. Von einem Tag auf den anderen kriegte ich keine Angebote mehr. Weil ich die schlimmste Sünde begangen hatte: Ich war *unprofessionell* gewesen. Das war eine Woche vor meinem achtzehnten Geburtstag.

Marcie nickt nachdenklich.

MARCIE Wissen Sie, Paul hat recht: Sie sind tatsächlich ziemlich gut. Einen Moment lang hätte ich Sie fast bemitleidet. Anstatt zu denken: was für eine bescheuerte selbstzerstörerische Lusche.

Sie deutet mit der E-Zigarette auf mich.

MARCIE Und die Produzenten hatten auch recht. Suchen Sie sich einen anderen Beruf.

ICH Ich hatte auf eine zweite Chance in Amerika gehofft.

MARCIE Das ist komplett naiv. Die Zeiten, als wir hier alle Gebeutelten und Freiheitssucher aufgenommen haben, sind vorbei.

ICH Ich wollte mein Leben lang immer nur Schauspielerin sein. Aber ich kann meine Ausbildung nicht fortsetzen, wenn ich kein Geld verdiene ... gibt es denn nicht *irgendetwas*, das ich tun kann?

Marcie macht ein finsternes Gesicht, seufzt aber zugleich. Dampfchwaden quellen aus ihren Nasenlöchern. Dann, als handle sie wider besseres Wissen ...

MARCIE Na schön. Hinterlassen Sie Ihre Daten vorne im Büro. Demnächst kommen ein paar miese Musikvideos rein. Aber ich kann nichts versprechen.

ICH Danke! Vielen, vielen Dank!

Ich springe auf und schüttele Marcie wie wild die Hand. Die Agentin fuchtelte mit der E-Zigarette, damit ich verschwinde. Dabei fällt Marcies Blick auf den Schreibtisch.

Sie greift nach einem Papier, liest es und schaut auf.

MARCIE Hätten Sie vielleicht Lust, für eine Anwaltskanzlei zu arbeiten, Claire?

ICH Als Assistentin?

MARCIE Nicht direkt ... hören Sie, ich will ehrlich mit Ihnen sein. Das ist kein toller Job. Aber die brauchen jemanden wie Sie und sind bereit, anständig zu zahlen. *Sehr* anständig sogar. Ohne Greencard. Und bar.

Drei

Als die Limousine mit Ricks Frau wegfährt, drehe ich mich um und gehe in die andere Richtung. Ich habe keinen Mantel an. Eisiger Schneematsch dringt in meinen rechten Schuh.

Der Times Square ist ein Aufruhr aus flackernden Farben. Ein einzelner Pantomime trotz der Kälte und unterhält die Warteschlange an einem Kartenschalter. Auf Werbetafeln blinken Schlagworte aus der Presse: »BERAUSCHEND«, »BRILLANT«, »EINZIGARTIG«. Über mir sehe ich ein Schild: THEATERLAND.

Wenn man sein Land selbst aussuchen könnte, würde ich in Theaterland leben wollen.

Ich biege vom Broadway in eine düstere Querstraße ab. THE COMPASS THEATER steht auf einem halb verwitterten Schild. Im Foyer drängen sich schon jede Menge Leute, hauptsächlich Studentenpärchen, weil es an der Abendkasse Restkarten zum halben Preis gibt. Ich gehe weiter zum Bühneneingang.

Inspizienzassistenten, die unverzichtbaren Helfer hinter der Bühne, hasten mit Klemmbrettern und Requisiten umher. Ich gehe zum Aufenthaltsraum, der mit Stellwänden in zwei provisorische Garderoben aufgeteilt wurde, eine für Männer, eine für Frauen. In letzterer schminkt sich Jess vor einem Spiegel, gleichzeitig mit drei anderen jungen Frauen.

»Hey«, sage ich munter.

»Hey, Claire.« Jess wirft mir einen Blick zu, befasst sich dann wieder mit der Schminke. »Wie war's?«

Ich bringe Henrys Umschlag zum Vorschein. »Hat vierhundert abgeworfen. Jetzt schulde ich dir nur noch dreihundert.«

Jess' Vater, der stinkreich ist, hat ihr eine Wohnung in Manhattan gekauft. Ich soll die Miete monatlich zahlen, gerate aber manchmal in

Rückstand.

»Super«, sagt Jess abwesend. »Gib mir das Geld bitte später, ja? Wir gehen nach der Vorstellung noch aus, und da verlier ich es womöglich.«

Offenbar gucke ich irgendwie erwartungsvoll, denn Jess fügt hinzu: »Wenn du Lust hast, schau dir doch die Vorstellung an und komm nachher mit. Dann kannst du mir auch sagen, ob ich die hysterische Verzweiflung hinkriege, auf die Jack so versessen ist.«

»Klar, warum nicht«, erwidere ich möglichst beiläufig. Mit Theatervolk in einer Bar abzuhängen ist besser, als alleine zu sein.

»Drei Minuten!«, ruft ein Inspizient und klatscht mit der Hand an die Stellwände.

»Wünsch mir Glück«, sagt Jess, den Blick noch auf den Spiegel gerichtet. Sie steht auf, streicht ihr Kleid glatt. »Hals- und Beinbruch und so.«

»Toi, toi, toi. Aber du bist sowieso gut. Nur die Waldszene solltest du langsamer angehen, was dein blöder Regisseur auch sagt.«

Binnen Sekunden leert sich der Raum. Ich gehe zur Seitenbühne. Als das Licht im Zuschauerraum ausgeht, schleiche ich vor und spähe durch einen Spalt in der Kulisse aufs Publikum, genieße den einzigartigen, berauschenden Theatergeruch: frische Farbe vom Bühnenbild, Staub, alte Stoffe, Charisma. Der überwältigende Augenblick, wenn die Dunkelheit einsetzt und der betriebsame Lärm des Alltags verstummt.

Einen Moment lang warten alle. Dann leuchten strahlend bunt die Scheinwerfer auf, und ich trete einen Schritt zurück. Glitzernde Schneeflocken schweben herab – Kunstschnee natürlich, aber das Publikum staunt.

Der Regisseur hält es für eine tolle Idee, Shakespeares *Sommernachtstraum* in den Winter zu verlegen. Als Jess mir davon erzählte, empfand ich das als läppischen Showeffekt. Aber jetzt, als ich diese watteweißen Schneeflocken sehe, die träge durch die Luft wirbeln und dann wie Pailletten im Haar der Schauspieler glitzern, während diese auf die Bühne stürmen, wird mir klar, dass der Regisseur mit einem einzigen Bild die träumerische, magische

Stimmung des Stücks eingefangen hat.

THESEUS Nun rückt, Hippolyta, die Hochzeitstunde
mit Eil' heran ...

Schmerzhaftes Sehnsucht packt mich. Dies ist das mir verbotene Reich, der Traum, der mir wegen der fehlenden Greencard und meiner Probleme in England versagt bleibt. Der Hunger ist so körperlich, dass mein Magen sich zusammenzieht und mir die Kehle eng wird. Tränen brennen in meinen Augen.

Doch während sich die Szene entfaltet, denke ich: *Merk dir dieses Gefühl für den Unterricht. Es ist Gold wert.*

Vier

Vier Stunden später sind wir alle in der Harley Bar. Irgendwie landen wir immer in dieser stickigen Kellerbar, in der alte Motorräder von der Decke hängen und die Kellnerinnen schwarze Spitzen-BHs unter ausgefranstes ärmellosen Jeansjacken tragen. Springsteen dröhnt aus den Lautsprechern, sodass wir alle schreien müssen – zwanzig ausgebildete Stimmen, nach der Vorstellung vollkommen überdreht, plus Freundinnen, Freunde, Anhängsel wie ich.

Jess und ich und ein paar andere tauschen Geschichten aus. Es geht natürlich ums Schauspiel. Wir reden nie über was anderes.

JESS Und was ist mit Christian Bale? Der hat für seine Rolle in *Der Maschinist* ein Drittel seines Körpergewichts abgenommen.

SCHAUSPIELERIN 2 Oder Chloë Sevigny, die in *The Brown Bunny* Gallo echt einen bläst.

SCHAUSPIELER Definieren *echt* in dem Kontext. Sag ich mal so.

SCHAUSPIELERIN 3 Adrien Brody in *Der Pianist*. Er hat fünfzehn Kilo abgenommen und Klavier spielen gelernt. Und um zu spüren, wie es sich anfühlt, alles zu verlieren, hat er sein Auto, seine Wohnung *und* sein Handy weggegeben. Das nenne ich authentisch sein.

SCHAUSPIELERIN 2 Hey, das könnte ich auch machen! Ach nee, warte mal. Ich spiele ja zurzeit eine singende Tanzmaus in einem Broadway-Musical.

Sie vollführt einen leicht angetrunkenen Maustanz.

SCHAUSPIELERIN 2 Mausemaus, Mausemaus, willkommen in meinem Mausehaus ...

Der Barmann wirft mir quer durch den Raum einen Blick zu. Einen Blick, der länger dauert als nötig.

Diese Art von Blick habe ich zuletzt gesehen, als Rick, der Drecksack-Anwalt, mich an seinen Tisch einlud.

Aber dieser Typ hier ist in meinem Alter, tätowiert, cool und drahtig. Trotz des eisigen Winds, der jedes Mal in die Bar pustet, wenn jemand die Tür aufmacht, trägt er nur ein T-Shirt. Und wenn er sich zu den Flaschen umdreht, wippt das Geschirrtuch, das hinten in seiner Jeans steckt, vor seinem knackigen Arsch hin und her.

Plötzlich befinde ich mich an der Bar.

COOLER BARMANN Hey!

Er ist Australier. Ich liebe Australier.

ICH Hi!

Aus irgendeinem Grund spreche ich mit dem Akzent aus Virginia, den ich vorhin bei Rick benutzt habe.

COOLER BARMANN Was hättest du gern?

ICH *(wegen des Lärms mit erhobener Stimme)* Martini bitte.

COOLER BARMANN Kommt sofort.

Er füllt ein Schnapsglas randvoll mit Jack Daniel's und knallt es auf den Tresen.

ICH Ich hatte doch *Martini* gesagt.

COOLER BARMANN So machen wir hier die Martinis.

Er grinst mich an, wartet ab, ob ich mich beschweren will. Gutes Lächeln.

Weshalb ich das Glas in einem Zug leere.

ICH Wenn das so ist, nehme ich eine Piña Colada.

COOLER BARMANN Eine Piña Colada ...

Er gießt ein Barmaß Jack Daniel's in ein Glas, gefolgt von einem zweiten und dritten Shot Jack Daniel's.

Ich kippe mir das Ganze in einem langen Zug in den Rachen. Andere Gäste an der Bar klatschen spontan Beifall.

Beifall. Das habe ich lange nicht gehört.

Jedenfalls nicht für mich.

ICH Dann könntest du mir mal einen Long Island Iced Tea mixen, wo du schon dabei bist.

... das hätte dann eigentlich die Ablende sein sollen, in dem Film, der dauernd in meinem Kopf läuft.

Wird es aber nicht. Sondern ein Jump Cut oder ein Reißschwenk oder irgend so was Technisches, denn alles geht drunter und drüber, bis ich plötzlich in einer fremden Wohnung auf jemandem liege und stöhne.

ICH Ja, ja, o Gott, ja ...

IRGENDEIN MANN Ja ...

Ach so. Umbesetzung. Der coole Barmann namens Brian hatte erst ab drei frei, weshalb ich mich mit einem von Jess' Freunden eingelassen habe. Ich war zu betrunken und zu berauscht von meinem Beifall, um alleine ins Bett zu gehen.

Aber wenn ich ehrlich bin, lag es nicht nur am Alkohol. Oder am begeisterten Publikum.

Einen warmen Körper in den Armen zu halten ... das brauche ich immer nach den Jobs für Henry.

Denn wenn eine Frau dem Mann nicht vertrauen kann, der ihr gesagt hat, er wird sie lieben bis ans Ende seiner Tage – wem soll man dann auf dieser Welt noch vertrauen?

Und dass ich durch mein Talent, meinen Text, meinen *Auftritt* eine Familie zerstöre, gibt mir immer wieder ein mieses Gefühl. Ich bin nicht stolz auf diese Auftritte.

Aber manchmal bin ich stolz, wie gut sie mir gelingen.

Fünf

Als ich am nächsten Morgen mit der U-Bahn nach Hause fahre, trage ich noch Jess' Jacke und nicht sehr viel mehr. Die wissenden Blicke der anderen Fahrgäste übersehe ich. Eine der Aufgaben, die Paul uns stellt, besteht darin, in der Rolle auf den Straßen von New York unterwegs zu sein und mit wildfremden Menschen zu reden. Wenn man das ein paarmal macht, kriegt man ein ziemlich dickes Fell.

Und auch wenn man in Hotelbars herumsitzt und sich von verheirateten Männern angraben lässt.

Das war einer der Gründe, warum ich auf Marcies Vorschlag eingegangen bin: nicht nur wegen der Kohle, sondern weil dieser Job mich auch als Schauspielerin weiterbringt. Marcie stellte dann den Kontakt zu Henry her. Der bezeichnet sich gern als Anwaltsgehilfen, ist aber de facto fest angestellter Privatdetektiv der Kanzlei. Unser erstes Treffen fand in einer Bar statt, was ich für ein Vorstellungsgespräch ziemlich merkwürdig fand, bis Henry mir erklärte, worum es ging.

»Glauben Sie, dass Sie damit klarkommen?«, fragte er damals.

ENDE DER LESEPROBE

MIT EINEM KLIKK BESTELLEN

 **amazon.de**

[Mit einem Klick bestellen](#)



Zum NEWSLETTER

anmelden und Buchpaket gewinnen!

Erhalten Sie exklusive Informationen über:

- aktuelle Neuerscheinungen, Bestseller und ausgewählte Lesetipps
- attraktive Gewinnspiele und Aktionen
- tolle Preisaktionen und Schnäppchen

**Unter allen Newsletter-Neuanmeldungen verlosen wir
monatlich Lesestoff!**

JETZT ANMELDEN

VERLAGSGRUPPE
RANDOM HOUSE
BROTHMANN

[Jetzt anmelden](#)

[DATENSCHUTZHINWEIS](#)

Inhaltsverzeichnis

I	5
1	7
2	30
3	40
4	59
5	85
6	103
7	117
8	128
9	139
II	152
10	153
11	158
12	170
13	180
14	193
15	204
16	227
17	236
18	252
19	257
20	266
21	283
22	288
23	313
24	319
III	330

25	332
26	350
27	362
28	376
29	382
30	390
31	400
32	412
33	417
34	423
35	433
36	437
37	447
38	459
39	470
40	484
41	491
42	495
43	526
44	529
Sie wollen gleich weiterlesen? Unsere Empfehlungen für Sie...	534
Newsletter-Anmeldung	572